DAS

SUCHEN DER ZEIT.

BLÄTTER DEUTSCHER ZUKUNFT, HERAUSGEGEBEN VON FRIEDRICH DAAB UND HANS WEGENER. I. BAND.

*

„Hört, wie es ruft in der Wüste.“

DÜSSELDORF UND LEIPZIG. 1903.
KARL ROBERT LANGEWIESCHE.

Jährlich im Herbst ein neuer Band.

Buchschmuck von Tine Kühner.

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

UNSRE HOFFNUNG.

Möge die Gnade kommen
und diese Welt versinken.

Religion haben heißt das Rauschen der Ewigkeit unter den Füßen hören können.

Erst einmal so wie es da steht: das einfache Rauschen der Ewigkeit. Das Leben und Sichbewegen einer Wirklichkeit, von der man nur weiß, daß sie da ist, daß sie lebt und sich bewegt und daß sie nicht Zeit und Raum ist, daß sie anders ist als Zeit und Raum, daß sie größer ist als Zeit und Raum, daß sie Zeit und Raum erst trägt.

Zeit und Raum und ihr Wert ist Problem geworden. Damit ist das Menschenleben, wie die Sinne es erfassen, Problem geworden; damit beugt sich der Mensch, soweit er das klügste Tier ist, vor etwas, das nun weiter entdeckt werden soll.

Er hat die Zeit- und Raumvorstellungen und deren Zusammendichtung, die Logik, zu feinsten und allerfeinsten Zangen ausgebildet. Er hat gefunden, daß hier ein unendlich weites Gebiet für neue und immer neue Entdeckungen offen liegt. Aber eben mit dieser Entdeckung ist ihm die ganze Wirklichkeit, soweit sie sich nach dieser Seite hin ausdehnt, grundsätzlich ab-

getan. Es ist ein Belagerungskorps dort zurückgelassen, das hat reichlich zu tun; aber das eigentliche Heer rückt weiter.

Ich habe die Vorstellung, daß bei allem, was geschieht, ein Auge zusieht mit einem ähnlichen Interesse, als wir es der Tierwelt zuwenden, also ganz hoch über unsern weisesten Gedanken, ein Auge, dem unsre feinsten und allerneuesten Erfindungen wirken wie uns der Ameisenstaat, der Bienenkorb, der Biberbau und so manche andere uns wunderbare Instinktleistungen der Tiere; im höchsten Maße interessierend und Bewunderung erregend, aber doch ein leises Lächeln auslösend über die Geschäftigkeit und Rührigkeit und die biedere Emsigkeit, die da entfaltet wird. Ein Auge, das unsre verwegenste Kulturentfaltung mit anderen von uns minder geachteten Kulturen und aber anderen uns unbekannten Kulturen irgendwo auf fernen Sternen vergleicht und welches uns mitleidig zusieht, wie wir mit einem bestimmten Organ ohne viel Entwicklungsmöglichkeiten arbeiten und arbeiten und glauben, daß wir es dennoch schaffen können das Zukünftige, das Ungenannte, daß wir es erreichen können, während es doch so ungeeignet dazu ist als die Flossen des Fisches zum Gehen oder die Beine des Vierfüßlers zum Fliegen oder die Fittiche des Vogels zum Denken.

Inzwischen gibt es andre Organe und Geister, die auf andre Weise mit dieser rauschenden Ewigkeit verkehren; sie sind deshalb ein klein wenig weniger geübt in den feinsten Übungen der herrschenden Organe und sie werden von den darin Geübten ähnlich angesehen, wie

— stelle ich mir vor — der naturwissenschaft-sagenhafte Urahn der Menschheit vom Affen auf dem Baume über ihm angesehen worden sein mag, da er minder mitsprang, mehr stille saß und mehr jene wunderbaren stillen Gänge ging da innen, deren Vielbenutztheit, Bereitheit und instinktive Genaubekanntschaft noch heute den Menschen vom Affen unterscheidet.

Ich habe den Eindruck, daß in den Jahrmillionenwenden der Weltentwicklung unser Geschlecht an jener Stelle steht, wo wiederum der Affe das Springen und Klettern zur Vollkommenheit ausbildet und seinen Menschenbruder verachtet, weil der das höchste Kulturziel nicht miterringen und ausbilden mag, sondern neuen Dingen nachhängt und wiederum die inneren Wege erprobt. Ich glaube, daß wir an einer Stelle der Jahrmillionen angelangt sind, wo, was bisher Zukunft hieß, uns nicht mehr Zukunft heißen kann, was bisher Religion hieß, uns Aberglaube und Mißglaube wird, wo von der Vergangenheit kein Stein mehr auf dem anderen halten wird, wo wieder jene ruchlose Naivität und Einfältigkeit hervorbrechen wird, die einst Gesetz und Tempel zusammenwarf. Wir harren diesem nächsten Schritt des Geistes in der Geschichte, diesem gepanzerten Schritt entgegen: Möge diese Welt versinken und der Geist wiederkommen.

Sommer 1900.

Bonus.

DIE SEHNSUCHT NACH PERSÖNLICHKEIT.

Volk und Knecht und Überwinder
Sie gestehn zu jeder Zeit:
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.
Jedes Leben sei zu führen,
Wenn man sich nicht selbst vermißt.
Alles könne man verlieren,
Wenn man bliebe, was man ist.

Goethe.

Wenn wir das Ohr an das klopfende Herz der Zeit legen, dann hören wir einen unruhigen, unregelmäßigen, raschen, heftigen Schlag. Was hat dieses Symptom zu bedeuten?

Unsere Zeit geht mit eiligen Schritten. Auf allen Gebieten wird fieberhaft gearbeitet, als gelte es das Menschheitswerk für einen bestimmten Termin fertigzustellen. Und das Werk, daran gearbeitet wird, scheint alle Merkmale des gedeihlichen Fortgangs an sich zu tragen.

Ist das die Ursache des unruhigen, raschen Herzschlags der Zeit? Macht die Freude über das Gelingen der Arbeit und über den Besitz des glückenden Werkes das Herz höher schlagen?

Aber der Horcher schüttelt den Kopf wie ein erfahrener Arzt. Er beobachtet den Gesamtzustand. Ge-

wiß, die Zeit arbeitet und die Arbeit funktioniert scheinbar gut. Aber — es ist doch kein gleichmäßiges, zielbewußtes Arbeiten. Es fährt hin und her, es greift an und läßt wieder fallen. Es fehlt im Grunde ein einheitliches Werk, das gefördert wird. Es ist alles ein Tasten und Haschen. Auf allen Gebieten des Lebens, bei aller Arbeit und allem scheinbaren Fortschritt ein Unbefriedigtsein und darum ein Suchen.

Die Vertreter der Wissenschaft arbeiten nach verschiedenen Richtungen hin, ja gegensätzlich. Wo arbeiten sich etwa Theologen und Naturforscher in die Hände? Die Kunst strebt nach neuen Zielen, aber eine Richtung löst die andere ab, löst sie ab, ehe die vorhergehende ihren vollen Beitrag zur Entwicklung gegeben. Auf politischem und sozialem Gebiet — man wagt sich kaum hinein in den Kampf der Meinungen, so hart stoßen die Gegensätze aufeinander und eine Partei zerfleischt die andere. Und die ganze Zerrissenheit des geistigen Lebens offenbart sich in der religiösen Bewegung der Zeit. Wohl sind Glaube und Unglaube von jeher die Signatur der Menschheit gewesen. Aber diese Gruppenverteilung hat ihren Sinn verloren. Wer glaubt oder wer glaubt nicht? Das Märchen von den drei Ringen ist wirklich ein Märchen geworden, da allenthalben neue Ringe geschmiedet werden, und keiner wird für echt gehalten, und jeder hält den seinen für echt, und der Klügste legt sich eine Sammlung von Ringen an.

Der einzelne Mensch steht in diesen verschiedenen Beziehungen des Lebens als Staatsbürger, als Familien-

glied, als Glied der Gesellschaft, als Forscher, als Ästhetiker, als religiöses Individuum. Aber es klafft in ihm auseinander. Der Forscher in ihm ist ein anderer als der Ästhetiker, der Ethiker ein anderer als der Politiker. Es ist nicht lange her, da schrieb mir ein Mann, der zu den größten Zeitgenossen gehört und auf seine Mitmenschen den Eindruck des Propheten macht, der die Harmonie seines Wesens gefunden habe:

„Ich stehe in politischen, sozialen und religiösen Bewegungen, die voneinander divergieren; ich suche dieselben in mir in eine Einheit geistigen Lebens und Webens zu leiten und dafür den Ausdruck zu finden. Darin fühle ich mich noch Schüler und dafür scheint auch die Zeit noch nicht gekommen. Redete ich heute aus meinem religiösen Bewußtsein, so weiß der Politiker nichts damit anzufangen und umgekehrt, und ich liefe Gefahr, später revidieren zu müssen, was ich heute schreibe."

In alledem kommt der Zustand der Zeit zu Tage: Es fehlt die Einheit im ganzen und im einzelnen. Wir haben nicht, sondern wir suchen. Wir wollen vereinigen und Zusammenstimmung schaffen. Wir begehren danach. Wir warten darauf. Wir wollen es in uns und für uns schaffen. Die Diagnose des unruhigen, raschen, heftigen Herzschlags lautet: Sehnsucht nach Persönlichkeit.

Wer die Richtigkeit der Diagnose anerkennt, der erkennt damit zugleich die Art des Gesundungsprozesses an: Es muß eine praktische Lösung des Problems sein. Denn es ist ein Problem des Lebens.

Die Verschiedenartigkeit und Mannigfaltigkeit des geistigen Lebens, sie verschwindet nicht. Immer werden Richtungen und Parteien sein. Und es bedeutete die Verödung und den Tod des geistigen Lebens, wenn es anders wäre. Aber der einzelne Mensch muß zur Einheit seines Wesens gelangen. Sonst, ja sonst wird uns das Leben zur Qual. Sonst, ja sonst laßt uns essen und trinken und sterben!

Eine praktische Lösung muß erzielt werden, alle heterogen scheinenden Elemente müssen aufgelöst werden in der Einheit der Persönlichkeit.

Wenn es anders gelingen könnte, es hätte schon gelingen müssen. Theoretische Lösungen sind genug gemacht. Sie springen nicht vom Papier ins Leben. Systematisiert ist reichlich. Aber die im Besitz der Systeme einherstolzierenden Leute haben nicht geholfen. Wir haben die Systeme der Reihe nach uns angepaßt. Und sieh, an allen Ecken stehen sie über den Inhalt unseres Wesens hinaus und an anderen Stellen decken sie es nicht.

Den Charakter des Persönlichen muß die Lösung haben. Denn sachliche Lösungen sind genug versucht: Institutionen und Gesetze, Maßregeln und Ordnungen, Körperschaften und Statuten. Arznei und Öl ist in Strömen von den grünen Tischen geflossen. Es hat die Oberfläche gestreift und hie und da beruhigt. Aber in der Tiefe gären die unaufgelösten Stoffe weiter, ohne sich zu verbinden.

Es gibt nur eine praktische Lösung, eine Lösung, die auf dem Gebiete des eigenen Erlebens liegt.

Man wundere sich nicht, daß ich meiner Diagnose eine umfassende Geltung für das ganze Gebiet des Lebendigen anmaße. Darin wird sich vielmehr ihre Richtigkeit zu erweisen haben. Dieses Gebiet des Lebendigen läßt sich theoretisch etwa nach natürlichen, logischen, politischen, ethischen, religiösen Gesichtspunkten scheiden. Ich getraue mir die Strebungen in diesen verschiedenen Äußerungen des Lebens auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Und der soll lauten: Die Sehnsucht nach Persönlichkeit. Und was in der theoretischen Projektion der Nenner heißen darf, das erscheint in der Wirklichkeit als die Triebkraft, die durch alle Stufen der Entwicklung des Lebendigen sie durchwaltet und -wirkt. Die Sehnsucht nach Persönlichkeit ist die Triebkraft der Weltevolution. Sie hat als immanentes Prinzip die Welt geschaffen und schafft sie immerdar.

Die ältere Anschauung sieht in der Welt eine im wesentlichen fertige Größe, ein ein für allemal geschaffenes Ganzes und nur in dem Rahmen und auf der Basis dieses auch im einzelnen abgeschlossenen Kosmos gibt es für sie Veränderung und Entwicklung. Sie redet freilich auch von einer Schöpfungs„geschichte", aber die besteht in einem einmaligen vollendeten Akte, der dann von der Erhaltung der geschaffenen Welt abgelöst wurde.

Diese Anschauung von der Weltschöpfung ist mit der christlichen Weltanschauung verschwistert worden

und jeder Versuch, diese Verschwisterung zu lösen, ist noch immer als Ketzerei verurteilt worden. Daher kann es nicht wundernehmen, wenn die andere Anschauung von der Weltschöpfung, die unter dem Namen des Darwinismus Verbreitung gefunden hat, von kirchlicher Seite als ein Angriff auf die Rechtgläubigkeit eingeschätzt wird. Man braucht ihr gegenüber in der Regel die bequeme Methode, daß man ihr den Stempel der „Hypothese" aufdrückt, um sie dadurch in Mißkredit zu bringen. Und man merkt nicht, daß mit diesem Verfahren die eigene Weltschöpfungstheorie, die fälschlich die christliche genannt wird, von der Höhe einer sogenannten Tatsache ebenfalls auf das Niveau der Hypothese herabsinkt. Denn sobald faktisch verschiedene Welterklärungen vorhanden sind, kann jeder nur das Prädikat des Möglichen zuerkannt werden.

Die Möglichkeit der darwinistischen Auffassung und ihre Annäherung an die Wirklichkeit wird aber durch einen Umstand besonders gestärkt, den die gegnerische nicht für sich in Anspruch nehmen kann. In der Wissenschaft vom geistig-geschichtlichen Leben hat man längst den Gedanken der Entwicklung sich zu eigen gemacht und ist weit davon entfernt, ihn wieder aufzugeben. Daher ist es ein Schritt zu einer einheitlichen Beurteilung alles Lebens, wenn der Gedanke der Entwicklung auch auf das Naturleben angewendet wird. Im Sinne der Wissenschaft kann es nur als eine Errungenschaft gelten, daß die Naturforschung mit dem Gedanken einer wirklichen Natur„geschichte" Ernst gemacht hat.

Ich behaupte nicht, daß der, der dem darwinistischen Hauptsatz von der Schöpfung der Welt als Entwicklung zustimmt, nun auch gebunden sei, die Ursachen dieser Entwicklung mit in den Kauf zu nehmen, wie sie Darwin selbst im Kampf ums Dasein und in der natürlichen Zuchtwahl statuiert zu haben meint. Vielmehr beginnt in dieser Hinsicht sich allgemach eine Abwendung vom Darwinismus zu vollziehen.

Die Erklärung der Welt aus rein mechanischen Ursachen befriedigt nicht mehr. Und so ist neben dem Darwinismus neuerdings eine Theorie zur Geltung gekommen, die von Fechner ausgehend eine Beseelung des Alls und seiner Teile annimmt.

Unter ihren Vertretern gibt es einige, die nicht die Absicht haben, ihre darwinistischen Anschauungen aufzugeben. Aber die Art, wie sie die Fechnerschen Ideen ausführen, bedeutet nichts anderes als einen gänzlichen Bruch mit der alten Vorstellung. Für sie existiert nur das große einheitliche unveränderliche Sein, die Weltseele, darin alles einzelne Geschehen bis ins Kleinste hinein nur ein Auflösen bestehender und ein Eingehen neuer Verbindungen darstellt, während das Ganze in seiner Zeitlosigkeit keine Entwicklung kennt. Die Summe der Kräfte und Werte im All bleibt immer dieselbe, nur werden die einzelnen Posten bald so, bald so verrechnet und bald diesem, bald jenem Konto zugeschrieben. Weil aber diese Anschauung schließlich wieder auf die althergebrachte Weltauffassung hinausläuft, nach der die eigentliche Schöpfung stille steht und sich in Veränderungen innerhalb des ein für allemal ge-

gebenen Rahmens erschöpft, so ist ihre Aneignung uns unmöglich, da wir nicht mehr imstande sind, unseren Hunger nach Werden mit ästhetischer Betrachtung zu stillen und einer Neuschöpfung entgegenharren, die uns und die Welt zu etwas macht, was wir noch nicht gewesen sind. Bloße Weltanschauung genügt uns nicht, wir wollen Weltwerden erleben.

Andererseits birgt diese Vorstellung von der Beseelung des Alls ein willkommenes Mittel, über die geisttötende mechanische Welterklärung hinauszukommen und in der Welt mehr sehen zu können als ein kaltes, unbeseeltes Etwas oder Nichts, das erst der Mensch in sich zum Leben weckt, zu Farbe und Licht, zu Wärme und Klang bringt. Sie macht uns Mut, mit festlicher Freude das All zu begrüßen als etwas, was uns im Innersten verwandt ist.

Darwin und Fechner — wir mögen sie beide nicht mehr missen, beide sollen uns das Beste lassen, was sie uns zu geben haben.

Den Weltentwicklungsgedanken übernehmen wir von dem einen und den Weltbeseelungsgedanken von dem anderen. Und das Vereinigungsmoment beider heißt: Sehnsucht nach Persönlichkeit. *Sehnsucht nach Persönlichkeit vorhanden im All als Prinzip und Träger der Weltentwicklung.*

Mit diesem Drang im Blute hat der Weltenleib den Menschen geboren, ein Kind, das mehr werden sollte als sein Erzeuger gewesen ist. Der Mensch, die Krone der Schöpfung — aber nicht als Krone geschaffen und der Natur aufgesetzt, sondern aus ihr gekommen

wie der Baum aus der Erde, wie die Blüte aus dem Baum, wie die Frucht aus der Blüte kommt. Und darum der Mensch die Krone der Schöpfung, darum das Kind mehr als sein Erzeuger, weil in ihm die Welt zum Selbstbewußtsein gelangt, zur Persönlichkeit.

Ist dem aber so, dann wird der Geborene rückwärtsschauend sich nicht als ein zufälliges Erzeugnis seiner Mutter ansehen, sondern sagen müssen: Du hast mich erzeugen wollen. Wohl ein dumpfes, unbewußtes Wollen. Aber wenn in mir zu dem Willen das Bewußtsein hinzukommt, dann muß der Wille schon irgendwie in der Mutter gewesen sein. Denn im Wesen der Entwicklung liegt es begründet, daß sie nicht mit einemmal eine Vielheit neuer Organe zugleich zeitigt. Sie schafft ein Organ nach dem anderen auf immer neuen Stufen. Und die nächste Stufe konnte nur die sein, daß das Eine neue Organ wurde: der Verstand, der bewußte Wille aus dem instinktiven Willen.

Das also entnehmen wir als wichtiges Moment aus der Weltbeseelungstheorie: Die Natur, die den Menschen hervorbrachte, hatte die Tendenz, ihn hervorzubringen, sie hatte die Sehnsucht nach Persönlichkeit. Diese Sehnsucht schuf das logische Wesen, das zum erstenmal von allen Kreaturen sich bewußt wurde: Ich bin.

Wie seltsam! Hier fällt mir der Ausspruch eines Mannes ein, der nicht zu den Modernen gerechnet wird, der vielmehr eine altmodische Weltanschauung hatte. Er aber warf unter der Fülle seiner Gedanken wie beiläufig auch den hin: „Wir wissen, daß die ganze

Schöpfung sich mit uns sehnet und in Wehen liegt bis jetzt. Das sehnsüchtige Ausschauen der Schöpfung wartet auf die Offenbarung der Söhne Gottes. (Brief Pauli an die Römer 8, 22. 19.) Er hat den modernen Gedanken vorweggenommen: Menschwerdung ist Persönlichkeitswerdung der Natur.

Und wer diese Betrachtung nicht mitmachen will: es gibt keinen Menschen, sei er Idealist, sei er Materialist, der nicht ganz unbefangen die Welt beseelt. Überall legt er seinen Geist hinein, überall in der Natur findet er verwandtes Leben. Und so schafft diese seine mythologische Weltbetrachtung eine Sehnsucht nach Persönlichkeit in die Natur hinein. Will er dann dieses sein künstlerisches unmittelbares Verfahren der Lüge zeihen, wenn er mit der Brille der Wissenschaft die Dinge betrachtet?

Der Mensch als logisches Wesen seiner Mutter überlegen, die ihn gebar, aber doch ihr nicht unähnlich. Er ist nicht sofort der homo sapiens, das denkende Geschöpf im Vollsinne des Wortes, das mit allen Kräften der Logik gewaffnet aus der unbewußten Natur entspringt, wie Athene aus dem Haupt ihres Vaters. Wie der Mensch aus der Natur kam, so blieb er auch zunächst ein Naturwesen, ein Triebleben führend wie seine Umgebung, nur mit dem Unterschied, daß als Regulator des Trieblebens an Stelle des Instinkts ein Element der Intelligenz trat — allmählich trat. Denn die Natur macht keine Sprünge, höchstens Schritte. Immerhin, weil dieses Element prinzipiell seine Trennung von der Natur herbeiführte, so ist der Augen-

blick da, wo eine neue Stufe der Weltschöpfung einsetzt.

Das Interesse gilt von nun an der Entfaltung des Menschenwesens. So wertvoll eine Aufhellung unserer Vergangenheit durch eine Erforschung der Vorstufen des Menschen sein mag, für die Sache, die uns unmittelbar angeht: wie es mit uns selber wird, hat die Naturforschung nur archäologischen Wert.

Der Weg, den die Menschheit von ihrer Geburt bis heut gegangen ist, wird in seinen einzelnen Etappen schwer zu übersehen sein. So viel aber kann gesagt werden: In der Ausbildung des Elementes der Intelligenz hat die nächste Periode ihre Aufgabe gefunden. Der Mensch hat im Kampf mit der Natur sein neues Organ weiter vervollkommnet. Aus den ganz praktischen Motiven der Selbsterhaltung ist das zunächst geschehen. Aber wenn daneben kein Zweifel sein kann, daß auch das theoretische Interesse an den Dingen der Umgebung erwachte, so wird daraus zu schließen sein, daß ein inneres Motiv vorhanden ist: Die Sehnsucht nach Persönlichkeit wirkte weiter. Sie brachte den Verstand zu allseitiger Bewegungsfähigkeit und Brauchbarkeit.

Er erfuhr die entscheidendste und ausgiebigste Ausbildung, weil er am frühesten und am meisten in Gebrauch genommen werden mußte. Und so ist es denn gekommen, daß er einer oberflächlichen Betrachtung als das wesentliche Unterscheidungsmerkmal des Men-

schen vom Tiere erscheint, weil er das hervorstechendste ist. Dabei wird dann gründlich übersehen, daß in der Beziehung zur Natur die primitivste Tätigkeit des Menschenwesens besteht.

Schon auf den unteren Stufen kann sie nicht die alleinige gewesen sein. Wir können freilich nicht den Moment bestimmen, wann es geschah, aber einmal — und mag dieses Einmal auch eine ganze Entwicklungsperiode umfassen — fing es an, daß der Mensch aus seiner natürlichen Beziehung zu der Gesamtumgebung die bewußte Beziehung zum Mitmenschen als eine besondere herausstellte. In dieser neuen Beziehung erhob er sich auf eine neue Stufe: Er wurde zum politischen Geschöpf. Dem: „Ich bin" gesellte sich das andere bei: „Du bist."

Das ist nicht im Sinne des Gegensatzes zu verstehen. Zunächst prävalierte durchaus das Gattungsbewußtsein und der einzelne ging in der Gesamtheit unter, wie er vorzeiten in der Gesamtheit der Natur ohne Eigenleben gewesen war. Daneben aber muß es immer einzelne gegeben haben, die über die Gattung als Senioren oder Häuptlinge hinausragten, wie schon die Analogie mit der Tierwelt nahelegt, wo dieselbe Erscheinung in den Herden und Rudeln zu beobachten ist. Diese Auszeichnung kam nicht bloß äußerlich in einer besonderen Wertschätzung von seiten der anderen, sondern auch innerlich in dem eigenen Besitz eines gewissen Selbstgefühls zum Ausdruck.

Sobald nun die Sehnsucht nach Persönlichkeit, genährt an dem Vorbild dieser Einzelnen, eine Ausbrei-

tung dieses Selbstgefühls auch in der Masse der anderen verursachte, wurde aus einer Beziehung des Menschen zum Menschen eine Unterscheidung des Menschen von seinesgleichen. Er lernte sich als Individuum erfassen, in der Gesamtheit lernte er sich als Einzelpersönlichkeit taxieren.

Wollen wir das bisher Gesagte auf einen kurzen Ausdruck bringen, so müssen wir es dahin zusammenfassen: der Mensch hat den Übergang vom natürlichen zum geschichtlichen Dasein vollzogen. Denn durch die Geschichte hindurch entwickelt sich der Mensch vom Naturwesen zum Geisteswesen. Ja, in der Geschichte wird erst recht das, was wir Persönlichkeit nennen. Es ist ein feiner Zug in den Sagen und Märchen, daß die darin auftretenden Naturwesen so oft mit der Sehnsucht zum Menschen, zum menschlichen Dasein ausgestattet werden. Begeistete Naturwesen sind noch keine Persönlichkeiten, weil sie geschichtslos sind.

Aber sie sind es auch aus einem anderen Grunde nicht. Sie leben nach der Darstellung der Volksphantasie jenseits von Gut und Böse. Das hängt dann wieder damit zusammen, daß sie keine Geschichte haben. Denn erst im geschichtlichen Leben bildet sich das, was wir Gewissen nennen. Und erst das Gewissen macht den Menschen zur Persönlichkeit im Vollsinn des Wortes. Das ist also die höchste Form der Persönlichkeit, daß sie ethische Persönlichkeit ist.

Auf allen Stufen bietet sich als Triebkraft der Entwicklung die Sehnsucht nach Persönlichkeit dar. Auf allen Stufen wird das Ziel erreicht. Aber kaum,

daß es erreicht ist, da wird es auch schon als ein nur vorläufiger Abschluß erkannt, hinter dem sich ein neuer Weg zu neuem Ziel auftut. Die Sehnsucht nach Persönlichkeit läßt nicht nach, weil auf jeder Stufe sofort die Vorstellung vom Inhalt dessen, was Persönlichkeit ist, sich erweitert und vertieft und so der Zweck des Lebens wieder in die unerreichte Ferne gerückt wird. Die Persönlichkeit wird immer aus einem Besitz zu einem neuen Ziel, aus einem verwirklichten Leben zu einem Ideal. So kann die Entwicklung niemals abschließen, sondern geht weiter. Das liegt ja auch im Wesen der Entwicklung.

Aber muß es dann nicht bis ins Unendliche weitergehen? Oder muß es einmal ein Halt geben, ein Haben und Sein, darüber hinaus es keine Möglichkeit mehr gibt? Diese Frage zu beantworten gibt es auch keine Möglichkeit, so lange wir immer die letzte Stufe noch nicht völlig erreicht haben. Denn erst von ihrer Höhe aus bietet sich die Möglichkeit des Ausblicks in das, was da kommen wird. Und, so weit unsere Erfahrung reicht: Persönlichkeit ist keine fertige Größe. Sie bedeutet kein Sein, sondern ein Werden, gegen anderes, aber nicht in sich abgeschlossen, ein Werden in einer bestimmten Richtung. Mehr vermögen wir nicht zu sagen.

So sind wir denn Schritt für Schritt bis in die Gegenwart vorgedrungen und befinden uns in dem Zustand, wie er heute ist.

Nun sind ihrer in der Tat nicht wenig, die sind auf ihr erreichtes Menschsein so stolz, daß sie sich auf

ihrer Höhe wohl genug fühlen und nicht höher hinauf wollen. Und auch eine theoretische Betrachtung der Sache gibt es, die inkonsequent ihr Prinzip auf die Seite legt und mit ihrer Verbohrtheit in die Erforschung des bisherigen Weges und des gewonnenen Zustandes die Augen verschließt vor der Tatsache einer Weiterentwicklung über das Gewonnene hinaus. Aber unser ganzes unmittelbares Interesse kann doch nur dem gelten, was nun weiter werden soll. Daran sind wir mit unserem innersten eigenen Leben beteiligt. Wir müssen dem Kommenden, dem Neuen entgegenschauen. Unsere Sehnsucht nach Persönlichkeit — die doch nicht bloß ein immanentes Prinzip der Gesamtentwicklung, sondern die in uns selbst als den einzelnen Seelen, den Trägern der Entwicklung, lebendig ist — sie ist keineswegs gestillt, mögen wir auch viel weiter sein und viel mehr erreicht haben als unsere Vormenschen. Was liegt uns im Grunde an dem, was da war! Und der Stolz auf die Höhenerklimmung, die wir hinter uns haben, kann niemand froh machen, so lange er die volle Freiheit der Persönlichkeit, ihre volle Entfaltung und Ausbildung nicht in Aussicht hat.

Etwas nun gibt es, das stärkt uns in der Hoffnung, daß es weitergeht. Seht, es fängt an sich in den unteren Schichten zu regen. Die unteren Schichten fangen an, nach oben zu drängen. Und wenn das geschieht, dann wird auch auf den Höhen zum Weitermarsch geblasen.

Die unteren Schichten — ja, sie sind noch in unsrer Mitte, die unteren Stufen des Menschseins. Keine Stufe

ist ganz überwunden. Immer nur in einzelnen ist die Weltschöpfung weitergegangen und immer ist das Gros zurückgeblieben auf dem von ihnen verlassenen Niveau.

Aber nun regt sich's auf den unteren Stufen und es ist eine Lust zu leben, wenn auch da die Geister sich regen, wenn auch da der Werdetrieb erwacht.

Was ich meine?

Es geht durch den festgefugten Aufbau der Gesellschaft eine auflösende Tendenz. Die Volksmasse, bisher vielleicht nur an einzelnen Punkten einmal rebellisch, fängt an sich allenthalben zu bewegen. Sie will nicht mehr bloß gedrückt sein. Sie will frei werden. Sie fordert ihren Anteil am Leben und ihr Recht in der Welt. Es ist kein Zweifel: die alten patriarchalischen Zustände sind im Schwinden, sind eigentlich schon verschwunden. Die Autorität imponiert nicht mehr. Der Respekt geht verloren. Das aufwachsende Geschlecht ist unbotmäßig. Die Pietät gegen das Gewordene wird verlacht. Man emanzipiert sich von den überkommenen Formen in Staat und Kirche. Die Unterwerfung unter Gesetze und Erlasse geschieht mit Murren und Widerwillen.

Und nun kommen die Hüter von Gesetz und Recht und konstatieren feierlichst in dem allen eine Untergrabung der Gesellschaft und rufen nach Polizei und Militär. Und die Hüter von Religion und Sittlichkeit ringen die Hände und klagen über die Verderbtheit der Zeit und die Verworfenheit der Menschen und wissen nichts Besseres zu sagen als dies: Der Anfang vom Ende ist da.

Wo ist denn mit einemmal etwa in unserem Vaterland der Glaube an das deutsche Gemüt und an die Zukunft des deutschen Volkes, von dem man sonst so schöne Lieder zu singen weiß? Daß doch die Vertreter weltlicher und geistlicher Ordnung von jeher die Volksseele verkennen!

Es gärt in ihren Tiefen. Der junge Most gebärdet sich wild und ungestüm. Er droht die Faßbänder zu zersprengen. Aber wir warten auf den klaren, edlen Wein. Es ist richtig: Manche Hefe gärt heraus, und die tierische Natur des Menschen bricht hier und dort hervor.

Aber dem, der an eine Evolution der Welt glaubt, begegnet in alle dem nichts Unerwartetes. Der Feind, der überwunden werden soll, zeigt noch einmal seine Macht. Aber das beweist nur, daß er seine Überwindung nahen fühlt. Des wollen wir froh sein. Wir wollen uns freuen, daß wir es miterleben dürfen, diesen Anfang einer Emporentwicklung der unteren Schichten, nicht bloß in ihrer äußeren Lebenshaltung — das interessiert uns hier nicht — sondern in ihrem inneren Leben. Die Geister des Volkes regen sich. Die Menschen besinnen sich auf ihre Eigenart und ihre Bestimmung. Das Individuum wacht auf.

Wohl ein ungefüges Erwachen wie nach langem Schlafe. Mit Armen und Beinen schlägt es um sich. Aber es ist umsonst, daß ihr wieder von außen aufzwingen wollt Autorität und Respekt und Pietät. Autorität und Respekt und Pietät in allen Ehren! Aber nicht als Zwang. Darum, was unserem Geschlechte

nottut, das ist etwas gans Anderes; etwas, das sieht fast aus wie das Gegenteil, das ist: die Besinnung auf sich selbst und die Achtung vor sich selbst, die Autorität der eigenen Person, der Respekt vor dem eigenen Menschentum, die Pietät gegen die eigene Seele.

Es handelt sich in der ganzen Erscheinung — und hier wollen wir sie einmal mit dem landläufigen Namen nennen: in der Erscheinung des Sozialismus doch immer nicht um die Masse, sondern um den Einzelnen. Nur aus dem Individualismus wächst der Sozialismus. Weil der Einzelne empor will, entsteht eine Emporbewegung der Vielen. Nur in der Gemeinschaft kann das Individuum sich durchsetzen. Allein bliebe es stumpf und dumpf, ein träges Tierleben führend. Aber sobald es sich fühlt als Glied der Gesamtheit, sobald der allgemeine Trieb des Ganzen in ihm zum besonderen Willen wird, wird es einzelner, wird es Persönlichkeit. Auch hier klingt aus dem Gesamtgeläut klar und siegreich die Glocke heraus, die die Umschrift trägt: Der Einzelne, der Einzelne! Darum wird der Sozialismus nie siegen, weil immer der Individualismus in ihm siegen will.

Die Sehnsucht nach Persönlichkeit bricht endlich, endlich durch auch in den unteren Schichten. Und wen, der ein heiliges Interesse an der Menschenseele hat, sollte es nicht freuen? Wer wollte es nicht grüßen dieses Anzeichen dafür, daß es keinen Stillstand im Weltwerden gibt, daß die Schöpfung weitergeht!

Aber wenn es von unten nach oben drängt, dann muß es auf den Höhen weiterdrängen. Und es tritt deutlich zu Tage auf der oberen Schicht — unten und oben immer nicht für gesellschaftliche Standesunterschiede, sondern für Stufen des inneren Lebens gebraucht.

Auf den oberen Schichten arbeitet man an der Ausbildung und Vervollkommnung der ethischen Persönlichkeit. Mitten in diese Arbeit hinein hat wider die überlieferte Ethik Nietzsche das starke Wort von der Herrenmoral gerufen. Gegen die christliche Moral hat er das antike hellenische Ideal gesetzt. Die christliche Moral ist ihm nur eine Episode der Entwicklung, die den Sklavenaufstand in der Moral umfaßt, eine Episode, die er wieder ausschalten will durch die Verkündigung der Herrenmoral.

So sieht er die Sache an. Es gibt auch einen anderen Standpunkt der Betrachtung, von dem aus das Christentum als der Fortschritt gewertet wird gegenüber dem ethischen Ideal der Antike. Wonach dann die Anknüpfung an sie über die christliche Episode hinweg als ein Rückschritt zu beurteilen wäre.

Das Recht dieses Urteils wird freilich von denen schlecht vertreten, die wenig christlich den Wert der gegnerischen Aufstellung mit der Anklage auf Wahnsinn meinen abtun zu können. Sie vergessen in dem Bewußtsein der beati possidentes, daß neue Wahrheiten und gerade neue Lebenswahrheiten ihren Entdeckern und Verkündigern mehr als einmal das Leben gekostet haben: das geistige oder moralische oder physische. Sie übersehen, daß sie den „Antichrist“ nur in die

gleiche Verdammnis bringen wie den „Christ“, über den auch das Urteil gesprochen wurde: „Er ist von Sinnen.“ Worüber man im Evangelium Marci am dritten nachlesen möge. Und endlich, weil sie sich mit der bloßen Tatsache des Wahnsinns als schlagender Widerlegung des Gegners zufrieden erklären, denken sie nicht daran, den eigentlichen und letzten Ursachen dieses Wahnsinns nachzugehen. Die aber liegen, wie mich dünkt, in einem ungelösten Konflikt in Nietzsches innerem Wesen.

Alle großen Naturen haben darin ihre Größe, daß sie das Bestehende neutralisieren und in ihrer Person einen neuen Beitrag zur Weltschöpfung geben. Nietzsche hat das mit Bewußtsein und Absicht tun wollen. Er hat es getan mit einer so engen Einstellung des Gesichtswinkels und Anwendung auf sich selbst, daß es sich nicht als eine freie, naturgemäße, unwillkürliche Konsequenz ergab. Um es zu erreichen, hat er sich gewaltsam über seine wirkliche Bedeutung hinaus hinaufgeschraubt. Er unternahm es, sich zu einem Größeren zu machen als er in der Tat war. Er suchte sich noch immer über sich selbst hinauszusteigern. Er wollte sein Menschentum zum Übermenschentum zaubern. An dieser unnatürlichen Methode ist er zu Grunde gegangen. Von hier aus versteht man sein forciertes und überschraubtes Gebaren als Unnatur und ist in den Stand gesetzt, die wirkliche Höhenlage seines Wesens festzustellen. Dabei aber springt dann die Einsicht heraus, daß dieses gewaltsame Verfahren nichts Anderes ist als der Ausdruck eines vorhandenen, aber

nicht eingestandenen Mangels seines Wesens: Es fehlte ihm etwas, was er haben wollte. So ist es schließlich der Ausdruck eines tiefen Sehnens. Er will freilich keine Sehnsuchtsnatur sein. Aber je mehr er das unter dem üppigen und grotesken Feuerwerk seines Geistes versteckt, desto mehr schimmert es durch. Er überschreit sein Sehnen. Aber dem mitfühlenden und feiner hörenden Psychologen kann er den Grundton seines Wesens nicht übertönen: Es ist der Klang der Sehnsucht, der Sehnsucht nach Persönlichkeit. Gerade all die vielen Disharmonieen in seinen Seelenäußerungen offenbaren das Drängen nach ihrer Auflösung in Harmonie.

Und Nietzsche ist typisch für unsere Zeit. Dieser Sehnsuchtsklang in seinem Wesen ist es, der den Widerhall erklärt, den seine Verkündigung gefunden hat. Es war ein Resonanzboden für seine Ideen vorhanden. Der erzeugte freilich dort keine reine Klangverstärkung, wo Nietzsche als eine Art philosophischer Rechtfertigung für niedrigen Hang und Auswirkung von Laster und Leidenschaft mißbraucht wird. Er war im Grunde eine vornehme, edle Natur und nur die können seine echten Jünger heißen, die von ihm das Ringen nach einer höheren Stufe des Menschseins ererbt haben. Nur Mißverständnis erblickt in ihm den Verkündiger einer Moral, die sich auf die Instinkte einer überwundenen tierischen Stufe der Menschheit aufbaut. Vielmehr bedeutet die Aufnahme Nietzsches als ein Bestandteil des Geisteslebens der besten unsrer Zeit nichts

Anderes als ein Symptom für die Existenz einer tiefen Sehnsucht nach Persönlichkeit.

Man will nicht länger einer von den Allzuvielen sein. Man will sich nicht länger wohl fühlen in dem allgemeinen Brei, daraus einzelne Blasen aufsteigen, um wieder zu zerplatzen. Man will sich nicht länger unter Gesetze und Lebensformen beugen nur darum, weil es alle tun. Man will sich nicht länger sagen lassen: Du bist nur um der Gemeinschaft willen da. Man will vielmehr ein Leben für sich selbst haben. Man will endlich seine Selbständigkeit und Eigenart zur Geltung bringen und in ihr sich ausleben. Man will sich nicht bloß von der Welt gebrauchen lassen, sondern will sich selbst eine Welt schaffen. Man will nicht mehr bloß Knecht, sondern endlich einmal Herr sein. Man will endlich, endlich frei werden. Man sehnt sich nach Persönlichkeit.

Und da entsteht nun die Frage: Geht dieser Wille zur Macht, diese Sehnsucht nach Persönlichkeit stracks wider das Christentum? Bedeutet das Christentum Vernichtung der Persönlichkeit?

Ohne Zweifel läuft darauf die Bedeutung des Christentums nach der Meinung einer großen Zahl seiner Vertreter hinaus. Aber schließlich haben wir es doch nicht mit seinen Vertretern, ja nicht einmal mit dem Christentum zu tun, sondern mit der Person seines Urhebers, mit Christus. Was sagt er selbst?

Aber auch das entscheidet noch nichts. Sondern entscheidend wird erst die Antwort auf die Frage: Was ist er selbst?

Und da wüßt' ich keine andere Antwort als die: Er ist eine Persönlichkeit.

Er ist so sehr Persönlichkeit, daß kein andrer ihm an die Seite gestellt werden kann. Als etwas Eigenartiges, Einzigartiges steht er vor uns. Jesus war immer er selbst. Er ließ sich nie von anderen vorschreiben, was er zu tun hätte, er ließ sich nie von anderen lehren, was er zu glauben hätte. Sonst hätte er sein ethisches Verhalten abgeguckt von den Virtuosen des Verhaltens, von den Pharisäern, sonst hätte er seine Gotteserkenntnis geholt von den Studierern und Kennern der Gottesoffenbarung, von den Schriftgelehrten. Er aber hat sich über die Satzungen der Pharisäer hinweggesetzt, er hat sich seiner persönlichen Gotteserkenntnis gerühmt. Er hat seines Wesens, seines Willens, seines Denkens gelebt. Daß er einfach so gelebt hat, wie er leben mußte, daß er einfach so gedacht hat, wie er es erkannt hatte, daß er einfach den Weg gegangen ist, den er als seinen Weg gefunden hatte — das macht ihn zur Persönlichkeit. In seiner Unabhängigkeit von Vergangenheit und Gegenwart und in seiner schöpferischen Einzigartigkeit hat er einen neuen Typus der Menschheit vorgebildet, eine weitere Stufe der Weltschöpfung erreicht.

Aber diese Stufe war lange vorbereitet. Ja, es ist, als hätte in ihrer Ausbildung der Mensch sich wieder auf seinen Ursprung besonnen. Schon frühe hatte das Organ angesetzt, mit dem der Mensch über die Beziehung zur sichtbaren Natur hinaus eine Verbindung mit den Mächten und Gewalten herstellte, die unsicht-

bar als der Weltgrund hinter den Dingen ihr Wesen haben: Das religiöse Organ.

Seine Entwicklung hatte Hemmung und Hindernis durch die Ausbildung der anderen Organe erfahren und erscheint infolgedessen zum Teil verkümmert oder unentwickelt genug. Aber so stark war seine Wachstümlichkeit, daß er nie verging. Immer wieder gab es Leute, in denen es mit unwiderstehlicher Kraftentfaltung alle anderen geistigen Anlagen zu verdrängen schien. Und sie stehen dann als die großen Persönlichkeiten in der Geschichte der Menschheit.

Ich wage daher dreierlei zu sagen:

Das religiöse Organ wurzelt in dem innersten Wesen des Menschen.

Und: Auf seine Ausbildung drängt alles im Menschen hin.

Endlich: Es schafft Persönlichkeit, schafft sie im ausgezeichnetsten Sinne des Wortes.

Was folgt daraus? Ich meine dies: Die Triebkraft der Weltentwicklung, ihr Anfang und, so weit unser Auge reicht, ihr letztes Ziel ist die Schaffung der religiösen Persönlichkeit.

Hier offenbart sich die ganze Tiefe und Höhe des Gedankens von der Sehnsucht nach Persönlichkeit.

Die Ausbildung der religiösen Persönlichkeit der Weltzweck — ich argwöhne, diese These bedarf der Sicherstellung gegen Mißverständnisse. Jedenfalls würde ich erschrecken vor einer solchen Auslegung meiner Worte, als wollte ich sagen: Durch eine immer massi-

gere Hineinpackung dessen, was so unter dem Namen Religion im Lande sein Wesen treibt, in seine innere Welt nähere sich der Mensch seiner Bestimmung und damit dem Weltzwecke.

Gerade die gebräuchliche Art christlicher Denkweise enthält einen krassen Dualismus zwischen dem Ziel, dem die Weltentwicklung zustrebt und dem, das der Gläubige für sich begehrt. Nicht daß sich beides in seiner Seele ausschließt oder nicht verträgt, aber es schließt sich eben nicht ein. Es klafft unbewußt auseinander. Das ganze weite All mit seinem tausendfältigen Leben und seinem Kräftereichtum, die ganze Kulturarbeit, Wissenschaft, Kunst, Technik — es erscheint da als ein Adiaphoron im Verhältnis zu der ewigen Seligkeit des Menschen im Jenseits. Der alte Gegensatz zwischen dem Schöpfergott und dem Erlösergott ist nicht überwunden.

Dem gegenüber steht das Bild einer einheitlichen Weltentwicklung, in der der Werdegang der Schöpfung die Welt zur Persönlichkeit entfaltet und damit zugleich sein Ziel erreicht. Und die Welt erlebt auf ihrer höchsten Stufe, im Menschen, darin die Erlösung, daß sie Persönlichkeit wird. Nicht die ewige Seligkeit, sondern die Vollendung des Menschen zur Größe der Persönlichkeit ist der Sinn der Schöpfungsgedanken Gottes.

Einst in äußerlicher Weise gefaßt als Schutz der Person und des leiblichen Lebens vor den unheilvollen Einflüssen böser Geister und den Schadenwirkungen der Naturmächte — bedurfte die Religion nur der Läuterung und Vertiefung aus Äußerlichkeit und Natür-

lichkeit in Geistigkeit und Innerlichkeit, um ihren Zweck zu behaupten: Sicherstellung und Entfaltungsmöglichkeit der Persönlichkeit. Der religiöse Trieb ist immer derselbe geblieben, nämlich eine Sehnsucht nach Persönlichkeit, nur daß von Stufe zu Stufe eine Reinigung, eine Vergeistigung und Verinnerlichung seines Inhalts geschah.

Ist aber das Ziel der Weltschöpfung die Vollkommenheit der menschlichen Persönlichkeit, wird dann nicht Gott als das Ziel der Welt außer Bedeutung gesetzt? Ist der religiöse Trieb Sehnsucht nach Persönlichkeit, wer will ihn dann dahin interpretieren, daß er zur Gemeinschaft mit Gott hinstrebe?

Wo die Tendenz eines menschlichen Willens wirklich auf das Werden der Persönlichkeit ging, da kam es zur Feindschaft wider Gott und zu seiner Leugnung, wie etwa bei Nietzsche, oder zur Unpersönlichkeitserklärung Gottes, wie etwa bei Maeterlinck, der sein letztes Werk mit den Worten beginnt: „Ich spreche im Namen derer, die nicht an das Dasein eines einzigen, allmächtigen und unfehlbaren Gottes glauben." Und wo das Ziel wirklich Gemeinschaft mit Gott war, da kam es zur Aufhebung der menschlichen Persönlichkeit, zu ihrem Untergang in Gott, wie in der Mystik und im Pantheismus.

Das scheint die Alternative zu sein, vor der wir stehen. Ich vergesse nicht den scheinbar leicht sich bietenden Ausweg, daß eine Gemeinschaft gerade das Vorhandensein zweier Persönlichkeiten voraussetze. Erst wenn Gott und Mensch sich als Persönlichkeiten gegen-

überstünden, könne von der Möglichkeit einer Gemeinschaft gesprochen werden. Aber in dem Angebote dieses Ausweges liegt diese doppelte Unterschätzung der in Betracht kommenden Größen:

Entweder eine Herabsetzung der Persönlichkeit Gottes: Wie klein müßte sie gedacht werden, wenn sie in ein Verhältnis zum Menschen treten soll, das als geistige Gemeinschaft eine Gleichwertigkeit beider Teile zur Voraussetzung hat. Dem gegenüber scheinen mir die Mystiker das richtigere religiöse Augenmaß zu besitzen.

Oder eine Herabsetzung der Persönlichkeit des Menschen: wie klein wird ihr Wert geschätzt, wenn sie nicht als Selbstzweck der Weltentwicklung, sondern nur als Mittel zum Zweck gewertet wird, der da Gott heißt. Es wäre das Bitterste, was die Sehnsucht nach Persönlichkeit an Enttäuschung erleben könnte, wenn sie nicht glauben dürfte an eine Erreichung des Zieles für sich selbst.

Aber vielleicht handelt es sich in der Religion gar nicht um Gott?

Die Frage mußte jetzt kommen. Und die Antwort? Sie wird ein Nein und wird doch ein Ja sein.

Religion ist gewiß Glaube an Gott. Und ich glaube an Gott und glaube gar an einen persönlichen Gott. Denn wenn Gott Geist und Leben ist: die höchste Form des Geistes und die höchste Form des Lebens kann nur persönlicher Geist, kann nur persönliches Leben sein. Wenn es anders wäre, so wäre die Sehnsucht nach Persönlichkeit nicht ein Trieb aufwärts, sondern

unterwärts oder seitwärts. Und in der Weltentwicklung zur Persönlichkeit wäre eine große Verirrung zu konstatieren. Aber je mehr ich glaube an einen persönlichen Gott, desto mehr muß ich glauben: Er will sich nicht selbst, er ist ganz Selbstlosigkeit. Er will, daß seine Geschöpfe etwas werden, und er hat sein heiliges Wohlgefallen daran, wenn sie etwas werden, so wie eine Mutter alles dransetzt, um ihre Kinder etwas werden zu lassen, und sie schaut still zu und findet ihre Freude und ihren Lebensinhalt darin, wenn sie es erreicht hat.

Das ist doch schließlich der Sinn des Evangeliums Jesu Christi, wenn es verkündigt: Gott will das Heil der Welt und tut alles zum Besten der Menschen. Und nun mögen die Ansichten verschieden sein über das, worin das Heil und das Beste besteht. Aber hier handelt es sich nicht um Ansichten, sondern um die tiefsten Bedürfnisse der Menschenseele. Und ihr hat Gott unzerstörbar eingepflanzt die Sehnsucht nach Persönlichkeit.

In dieser Sehnsucht empfindet sie nichts Widergöttliches, vielmehr weiß sie diesen Trieb als Gottes Mitgabe und, ihm nachzugeben, als die von ihm gestellte Aufgabe. Persönlichkeit wird der Mensch nicht in dem trägen Sichtragenlassen von dem Strome der Entwicklung, sondern nur in der tätigen Mitarbeit am Schöpfungswerke, in der Einsetzung aller Kräfte, die Vollkommenheit zu schaffen, in dem Ringen und Kämpfen um die Freiheit und Selbständigkeit der Seele, in dem Wollen und Vollbringen der Weltvollendung. Das

heißt dann Religion haben. Denn das heißt Einswerden mit dem Willen und Vollbringen der Schöpfungsabsichten Gottes.

Nicht allerlei Gedankengespinste in seinem Geiste tragen über Gott und Welt und Ewigkeit. Nicht allerlei theologischen Lehren und Dogmen der Kirchenväter sich unterwerfen. Nicht allerlei fromme Gefühle hegen und Erbauungsstunden erleben.

An Gott glauben das heißt nicht: Gott im Gedächtnis haben, das heißt viel eher: Gott vergessen. Als wüßte man nichts von ihm. Was können wir denn von Gott wissen? Ist Gott etwa Gegenstand menschlicher Untersuchung und Erforschung? An Gott glauben, das heißt stark werden am eigenen Menschen, das Werk der Persönlichkeit zu vollenden.

Dann wird man spürbar merken: Es geht vorwärts. Ungeahnte Kräfte dringen herein, unbekannte Geister drängen herzu, neues Leben quillt auf. Göttliche Kräfte, göttliche Geister, göttliches Leben. Denn Gottes Kräfte wirken in der Welt, Gottes Leben flutet durch die Welt, Gottes Geist weht in ihr. Aus Gottes Geist kommt sie, auf Gottes Leben ruht sie, durch Gottes Kräfte wird sie. Und der Schwimmer fühlt es, der in der Flut schwimmt, und der Schiffer merkt es, der seine Segel schwellen läßt, und der Schmied spürt es, der den Hammer schwingt und schmiedet an der Weltvollendung.

Gott ist Leben und Geist. Im Leben ist er zu finden und im Geist ist er gegenwärtig, in Persönlichkeiten ist er da. In allen weltschaffenden Menschen

schafft er, in allen für den Übergang und Aufwärtsgang leidenden Menschen leidet er, in allen Bildnern und Märtyrern ist er. So hat er sich in Christus offenbart und in ihm eine neue Schöpfungsphase heraufgeführt.

Nun sind wir entnommen dem natürlichen Wesen. Wir sind nicht mehr unterworfen dem Kreislauf der Natur. Wir tauchen nicht auf aus dem Strom, um wieder zurückzusinken. Wir sind über das All hinausgewachsen. Wir sind seine Krone geworden. Es gibt kein Vergehen der Persönlichkeit, nur noch ein Werden. Es ist nicht zu fürchten, daß wir einbrechen in die dünne Decke, die uns von dem Abgrund des ewigen Todes trennt. Es geht nicht aus ewiger Nacht in ewige Nacht, es geht aus ewiger Nacht ins ewige Licht.

Wie das sein wird, wir wissen es nicht. Wir wissen nicht, was noch werden wird. Aber die Sehnsucht nach Persönlichkeit bleibt und sie trügt nicht und sie sagt es uns: Ihr werdet sein. Ihr seid noch nicht am Ende. Ihr seid noch nicht vollendet. Ihr steht noch erst wie am Anfang. Das Beste und Größte habt ihr noch nicht erreicht. Das Beste und Größte wartet eurer noch. Ihr sollt vollkommen sein gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist.

Sehnsucht nach Persönlichkeit — heilige Gottesgabe, Anfängerin und Vollenderin der Welt, Bildnerin und Mehrerin meines Lebens! Du gebierst dem göttlichen Schöpfer Kinder wie Tau aus der Morgenröte.

Friedrich Daab.

MARAN ATHA.

Zeiten, in denen etwas Neues geboren werden soll, sind immer Zeiten der Unruhe und der Sehnsucht. Und darum machen solche Zeiten auch oft den Eindruck des Niederganges, während doch dem Auge dessen, der sehen kann, überall hinter dem dürren Laub vom vorigen Sommer die braunen, schwellenden Knospen des kommenden Frühlings sichtbar sind. Denn in solchen Zeiten sind die Menschen ihres Treibens müde geworden; sie mögen nicht mehr tun, was die Väter taten. Und einige werden überhaupt müde. Müde und matt. Darum sehen Zeiten, die das Große in sich tragen, aus wie Zeiten der Decadence. Die Sehnsucht und die Unruhe machen die Menschen seltsam und fahrig, suchend und süchtig, lebens- und sterbenssüchtig, treiben sie hinein in die wilden Vergessenheiten der Leidenschaften oder hinaus in die Einsamkeit der Wüste, in die Entbehrung der Askese, in die Reinheit und Einfachheit einer geglaubten oder erdichteten Natur, machen sie ruhelos in reformierender Arbeit, oder arbeitslos in grübelndem Suchen nach der großen Lösung, die alles neu machen soll. Zeiten sind es, in denen Massen sich zusammentürmen zu gemeinsamem Handeln, und in

denen gleichzeitig wieder die grellsten Gegensätze der Individuen, die stärksten Empörungen gegen die Gesellschaft auftreten und die einsamsten Menschen wachsen.

Schon mehr als einmal haben Völker und größere Kultureinheiten solche Zeiten durchzumachen gehabt, und immer war es eine höhere Stufe des Lebens, die sie dann zu ersteigen im Begriff waren.

Auch unsere Zeit ist eine solche Zeit der Unruhe und der Sehnsucht, des Müdeseins und der Hoffnung. Und wo der eine nur Zeichen des Verfalls und der Überkultur sieht, da sieht des andern frühlingsfrohes Auge die Keime des Neuen, und sein Ohr hört das Rauschen des Sturmes, der dem jungen Leben, das zutage will, Luft schaffen wird.

Es ist noch nicht lange her, da machte das Geschlecht, das in Deutschland nach dem Kriege aufgewachsen war, nach der Literatur, die es schuf, den Eindruck, als wolle es im Zweifel und in der Müdigkeit versinken. Man sah keine Ziele, und es gab nichts Heiliges für diese Jugend. Sie lebten ein Leben ohne Ehrfurcht. Denn das letzte, vor dem der Mensch Ehrfurcht haben kann, hatten sie der Skepsis und den kleinen Lüsten dahingegeben: ihre eigene Seele. Sie waren sich nur ein Bündel von Leidenschaften und Schmerzen, und so wurden sie allerdings sich und andern eine Last, nichts weiter. Das ist nun anders geworden. Die Zeit des Suchens und der Sehnsucht ist wieder gekommen, man will wieder glauben, man beginnt wieder zu ahnen, daß Ehrfurcht den Menschen

adelt, daß ewige Ziele hinter dem Treiben und Tun des Tages liegen, die den Menschen erheben.

Das Christentum hat in dieser Zeit eine besondere Verheißung. Denn die ernsten und wahrhaftigen Christen sind von derselben Unruhe und derselben Sehnsucht ergriffen. Auch das Christentum schickt sich an, eine neue Stufe seines Lebens zu ersteigen. Nicht von heute ist dieses Aufsteigen und nicht von gestern; es kommt von Luther her und vollzieht sich seit der Aufklärungszeit, seit Kant und Goethe, unbesieglich weiter. Und dieses Aufsteigen heißt: Überwindung des Polytheismus.

Polytheismus, ein Wort, das den meisten Menschen nicht viel mehr ist als ein vager Gedanke an Baal und Moloch, an Zeus und Athena, an Wodan und Freia. Sind sie nicht alle überwunden und dahin? Und lachen wir nicht über die Schrullen einiger Wodansanbeter, die wir auch unter den Propheten unserer gegenwärtigen Wirrnis haben? Aber manche wissen auch mehr. Es gibt ein Buch über das Heidentum in der katholischen Kirche, welches den Finger auf manche Heiligengestalt und auf manchen heiligen Brauch legt und uns zeigt, wie sich unter all dem nichts anderes birgt als der alte heidnische Gott, seine Feste und seine Zeremonien. Man versteht auch, daß es der Polytheismus war, dem Luther, Zwingli und Calvin ein Ende gemacht haben. Ein Ende freilich nur für den fortgeschrittensten, die Entwicklung tragenden Teil der europäischen Menschheit; die andern, aber deutlich auf allen Gebieten zurückbleibenden Millionen beten

allerdings auch heute noch zu ihren Sondergöttern, zu dem einen um Bewahrung vor Feuersbrunst, zu den andern gegen Wassersnot und Viehsterben, gegen Zahnschmerzen und Gliederreißen. Es gibt sogar viele, auch in der evangelischen Kirche, welche meinen, daß das „Volk" diesen Polytheismus niemals verlieren werde, daß er auch gut und heilsam sei und daß man nichts dawider haben dürfe, wenn dem Volke nur „die Religion" erhalten bleibe.

Aber auch für einen feineren, nicht politisch, sondern human und künstlerisch empfindenden Menschen hat dieses kirchliche Heidentum einen ergreifenden Reiz und entzückende Schönheiten. Du wanderst an einem wundervollen Sommertage durch die Eifel. Dein Auge ruht entzückt auf Wald und Feld, dein Herz jubelt: Ich selber kann und mag nicht ruh'n, des großen Gottes großes Tun erweckt mir Herz und Sinnen! Und siehe, kaum hast du so bezeugt, daß dir hier die Gottheit näher ist als draußen im Lärm der Stadt, so siehst du mit einem Male am Waldesrand auf der heiligen Säule das Bild der Mutter mit dem Kinde. Hier haben gewiß schon seit Jahrtausenden Menschen gestanden und der Hauch der Gottheit wehte sie an. Hier haben sie gebetet zu der gütigen Mutter der Menschen, zu der Gottheit ihrer Heimatflur, viel Jahrhunderte eher, als Maria und das Jesuskind nach dem Rhein gewandert waren. Und so beten sie noch heute. Du siehst die Blumenopfer, die Kinderhände der Maienkönigin gebracht haben; sie hat empfangen von dem Segen, den sie selber gab, treue Menschenliebe hat es ihr vergolten

und sie zu ihrem großen Feste geschmückt. Ist das nicht schön? Und ist es nicht auch wahr? Ist nicht auch das Götterbild, ja der Fetisch ein Stück Offenbarung Gottes? Warum zum Bilderstürmer werden?

Und wenn du des Nachts heruntersteigst durch das dunkle Tal, in dem die schimmernden Nebel ziehen, da grüßt dich zuerst, ehe du ans Städtchen kommst und die Lichter siehst, ein breiter Streifen goldenen Lichtes aus der kleinen Marienkapelle am Wege. Weit und breit kein Mensch, und doch haben hier freundliche und treue Hände der Mutter Gottes das Haus geschmückt und dem müden Wanderer einen hellen Gruß wie aus Menschenaugen entgegengeschickt, das Tal hinauf. Ist das nicht schön? Ist das nicht eine echte Tat menschlicher Liebe? Es hätte freilich auch „dies Geld können den Armen gegeben werden“, denkt vielleicht protestantische Strenge; aber menschlich und freundlich, herzerquickend mehr als alles ist dies kleine Licht am Wege.

Und wenn sie in feierlicher Prozession durch die Straßen der großen Stadt oder den Berg hinab ins Rheintal ziehen, wie unsere Vorfahren vor Jahrtausenden, ehe Abraham und Isaak und Jakob, Christus und Maria hier genannt wurden, dann schaue nicht auf die stumpfsinnig plappernden und murmelnden Alten, aber siehe die kleinen blondlockigen Mädchen in weißen Kleidern mit den schlanken Lilienstengeln in den Händen, ein heiliger Frühling Gottes; schaue der Eltern Freude und Stolz und der Kleinen glückliche Augen: willst du das gegen einen Kindergottesdienst in steifem, weiß-

getünchtem Saale mit dem ewig wiederholten Text von Jakob und Esau, von Eli und Samuel vertauschen?

Hätten wir nicht viel zu lernen von dem „Polytheismus" der „Schwesterkirche"? Sollen wir noch gedankenbleicher und symbolärmer werden, sollen uns die Geheimnisse, in denen wir wandern, die uns die Religion ahnen läßt und in gewaltigen Bildern vor die Seele malt, noch mit mehr Vernunft und mit Systemen verwachsen, deren Wahrheit nicht größer ist als die der Symbole?

Aber warum ist denn all dies Schöne, Liebliche und zu Herzen Dringende gefallen? Warum haben unsere Vorfahren Gut und Blut geopfert, um davon loszukommen? War es wirklich bloß, was Schiller singt, unserer nordischen Seele Herbe und Sinnenkälte?

> Alle seine Blüten sind gefallen
> Von des Nordens schauerlichem Weh'n,
> Einen zu bereichern unter allen,
> Mußte diese Götterwelt vergeh'n.

Nein, es war etwas viel Größeres, was diese schöne Götterwelt zerstört hat: es war die Sehnsucht des Menschenherzens nach Gewißheit Gottes, und es war das Gewissen, das sich, wie einst gegen die alten Götter, so nun gegen die Götter des Katholizismus empörte.

Auf der untersten Stufe seiner Religion, wo der Mensch die Geister seiner Ahnen oder die Lebensgeister in Feld und Quelle, in Baum und Berg, in Mond und Sonne, in Wind und Wolken anbetet, steht er mit seiner Gottheit in dem ganz einfachen Verhältnis der Wieder-

vergeltung. Er bringt ihr seine Gaben, und sie gibt ihm dafür die ihren. Er bringt ihr sein Herz, und sie schenkt ihm dafür die Ekstase. Er gibt ihr Blut und Öl, und sie gestattet ihm dafür, indem er sich mit Blut und Öl bestreicht, an ihrer Herrlichkeit und ihrem übermächtigen Leben teilzunehmen. Er betet zu ihr und sie gibt ihm ihren Namen oder die rechte Formel kund, mit denen man sie immer rufen kann. Opfer, Offenbarung, Sakrament und Gebet: alles ist schon vorhanden, aber noch steht der Mensch seiner Gottheit fast gleich und er hat sie fast ebenso in der Hand wie sie ihn.

Hören wir das Gebet eines Menschen auf dieser Stufe unserer Entwicklung aus Homers Ilias (1, 37. 39—41):

> Höre mich, Gott, der du Chrysa mit silbernem Bogen umwandelst
> Smintheus! Hab' ich dir einst den gefälligen Tempel gedecket?
> Oder hab' ich dir je von erlesenen Farren und Ziegen
> Fette Schenkel verbrannt; so gewähre mir dieses Verlangen!

Wenn die Menschen tiefer werden, hört dieser Götterglaube auf. Freilich, er erhält sich in den untersten Schichten des Volkes noch lange. Mag die katholische Kirche immer wieder lehren, ihre Heiligenverehrung sei nicht so gemeint: das Volk betet immer wieder so zu den Heiligen, daß es sich um Geben und Nehmen handelt wie um diese Maria und um jenen Märtyrer. Aber in den die Entwicklung tragenden Individuen und Schichten beginnt bereits im Polytheismus

eine Entwicklung zu höheren Gottesvorstellungen. Die Götter wachsen über die Wiedervergeltung hinaus, werden Götter des Staates, des Gesetzes, der Gerechtigkeit, machtvolle Könige, ihren Stellvertreter und „Söhnen", die auf Erden herrschen, gleich; ihren Willen zu tun ist Frömmigkeit, ihrem Gesetz zu gehorchen Sittlichkeit. Zum Lohn dafür erhält man von ihnen die Güter, die sie zu geben haben: Glück des Staates, des Vaterlandes und der Bürger. Es ist die Stufe der Menschheit, auf der Staat und Gesetz ihre Wunderkraft empfangen. Die Gottheit, die dem Menschen vergilt nach seinen Werken, tritt jetzt hervor: nicht nur die großen Staatsgötter des Polytheismus, auch der Jahve des Judentums, der Gott der Pharisäer, ist ein solcher Gott.

Götter sind es, gut für brave und ehrbare Staatsbürger, deren Gewissen darauf eingerichtet ist, auch einmal fünf gerade sein und den Zweck die Mittel heiligen zu lassen, für Durchschnittsmenschen, die das Gefühl haben wollen, daß sie es sich etwas kosten lassen, fromm zu sein, wie die Väter es waren, und die von der Frömmigkeit doch nicht im innersten Kern ihres Wesens beunruhigt oder beseligt werden, für Menschen, die sich immer bewußt sind, ihre Pflicht getan zu haben, deren Gebet ist wie das des Pharisäers: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie diese Leute da (ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, was ich habe). Aber keine Religion für echte, wahrhafte und ganze Menschen, für Menschen, die ein Gewissen haben, das sich mit all dem nicht

zufrieden geben kann, die zu ihrem Entsetzen merken, daß, je mehr sie das Gesetz erfüllen wollen, je eifriger sie an sich selbst arbeiten, desto tiefer das Gefühl des Zurückbleibens hinter dem Ziel, desto höher ihre Schuld wird.

Ihnen hilft nicht mehr die Religion des Rechnens mit Gott, die Religion der Gottesknechtschaft, ihnen hilft nur die Religion der Gotteskindschaft: ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen! Nichts ist da, was der Mensch geben könnte; denn alles, was er ist und was er hat, ist ihm von Gott gegeben, nichts ist da, was der Mensch zu geben brauchte: Gott ist da, der ihn in seine Arme nimmt, der ihm alles schenkt, der ihm verzeiht und ihm Kraft zu einem vollen und starken Leben im Guten gibt. Nur noch eine Gabe hat der Mensch zu geben, sich selbst, sein Herz, seine Liebe, und einen Weg gibt es für diese Religion, um Gott zu nahen, nicht Opfer und nicht Sakrament, sondern das Gespräch des Herzens mit dem Vater: das Gebet.

Auch Buddha war so weit, daß er die Religion der Gottesknechtschaft für nicht beseligend, nicht „erlösend" erkannte. Daß das Blut der Stiere und Böcke nicht rein mache, lernte er früh, trotz aller Opferfeuer, die in Indien brannten, und sieben Jahre der Möncherei zeigten ihm, daß es auch mit der Gerechtigkeit nichts war, daß „gute Werke" nicht einen guten Menschen, jedenfalls nicht einen glücklichen Menschen machen. Aber da die Götter Indiens schon lange gestorben oder zu Dämonen geworden waren, so konnte er die Religion

der Gotteskindschaft nicht finden: er fand die Religion der Verzweiflung und der Ekstase, aber doch eine Erlösungsreligion, die von derselben Grunderkenntnis der Notwendigkeit einer Umkehr des ganzen Menschen ausgeht, wie das Christentum.

Jesus hat die Religion der Gotteskindschaft und ihre unvergänglichen Beispiele, den verlorenen Sohn, die Sünderin, sich selbst auf die Erde gebracht. Paulus und Luther haben sie in schwerem inneren Kampfe wieder entdeckt. Damit diese Religion der Gotteskindschaft, der Menschheit köstlichstes Gut, der einzige Schutz der besten Menschen vor Verzweiflung oder Stumpfheit, gerettet werde, mußte jene schöne Götterwelt vergehen, mußte auch Maria vergehen. Denn die Himmelsmutter war nicht bloß unnötig, wo Gottes Vaterarme sich dem Menschen öffneten und er nicht mehr in das Auge des Richters sah, nein, sie brachte diesen Glauben an den Vatergott immer wieder ins Wanken. Stellte man doch neben ihn eine Menge kleiner Götter, die man durch mildere Mittel als durch Hingabe des ganzen Herzens gewinnen konnte, die gegenseitig eifrig darüber wachten, daß ihre Verehrer um der Kerzen, Bilder und Gewänder willen, die sie stifteten, bei Gott nicht übersehen würden: sie können vermöge ihrer Werke dem gerechten Gott anderen zu gute allerlei abgewinnen. Und zumal in Maria trat neben Gott eine Frau, die wie weiland Hera ihrem Gatten und Kinde alles abschmeicheln kann. Mutter Gottes, bitt' für uns! Die Gottheit sinkt unaufhörlich und unweigerlich mit der Einführung ihrer Mutter und ihrer Günstlinge unter

den sittlichen Menschen herunter. Darum die Empörung, darum mußte diese Götterwelt vergehen. Mit Recht!

Ein anderes kam dazu, das Gewissen! Heiliger Florian, verschon' mein Haus, zünd' andre an! Nicht umsonst sagt unser Volk diesen Spruch. Diese Privatgötter folgen eben den Wünschen ihres Verehrers und sind seine Helfer in allem, was er tut. Wie Merkur der Gott der Kaufleute und der Diebe war, so weiht der Räuber in Italien wohl noch heute der Madonna seinen Dolch und betet bei ihr um gute Beute. Man kann sein Gewissen durch Kultusübungen mit Hilfe der guten Werke oder der Macht anderer in so einfacher Weise entlasten, daß bei wahren und sittlichen Menschen die Empörung darüber alle Schranken übersteigt und sich zerstörend gegen alle Sondergötter wendet.

Aus diesen Gründen, um aus der Heilsunsicherheit und der Verwirrung der Gewissen herauszukommen, hat die Reformation angefangen, den Polytheismus wieder aus der Kirche hinauszutreiben, mochte er noch so schön und vieles an ihm so menschlich ansprechend sein.

Die Entwicklung ist weitergegangen und geht weiter. Das Wunder ist bis auf diesen Tag des Glaubens liebstes Kind, auch vielen Angehörigen der Reformationskirche, und die Reformation selbst hat nicht an ihm gerüttelt. Und doch ist der Wunderglaube im strengen und allein echten Sinne nur in der katholischen Kirche zu Hause, weil sie noch Wunder hat. Die Reformation hat das Wunder und die Inspiration zwischen die Deckel

des Bibelbuches eingeschlossen, und nur wenige, vor allem pietistisch Gesinnte, sind sich bewußt, im Wunder zu leben.

Das Wunder ist eigentlich auf der alleruntersten Stufe der Religion zu Hause, da, wo die kleinen Götter nicht Herren des Gesamtlebens sind, sondern nur über kleine Gebiete Macht haben und darum ihr Dasein fortwährend im Durchbrechen des Gesamtlebens beweisen. In der Wüste sprudelt plötzlich eine Quelle auf und grünt eine Oase: eben der Unterschied von dem Gesamtleben der Wüste beweist, daß hier ein Gott wohnt. Ein Meteorstein, ein erratischer Block, ein immergrüner Baum, Blitz und Donner: alles sind Wunder, Beweise des Daseins der Gottheit und ihre Offenbarung. Wenn aber die Gottheit als das Leben oder der Herr der ganzen Natur angeschaut wird, wenn gerade das Gewöhnliche zum Ausdruck ihres Daseins wird, wenn der Vater im Himmel seine Sonne scheinen läßt über Böse und Gute, so hat das Wunder seine Bedeutung verloren. Das Außergewöhnliche mag dann noch so oft und noch so groß geschehen, es ist kein Wunder mehr, kein Durchbrechen der Gottheit in einen nicht von ihr beherrschten Zusammenhang zum Zweck des Beweises und der Offenbarung ihres Daseins.

In unserem modernen Leben ist das Wunder vor der Aufklärung geschwunden. Philosophie und Naturwissenschaft, vor allem aber die Geschichte mit ihren Parallelen aus allen Relegionen haben es getötet. Und hier trifft die moderne Geistesentwicklung durchaus mit Jesus zusammen, nicht, weil er so wissenschaft-

lich gedacht hätte wie wir, sondern weil er religiös und sittlich seiner Kirche überlegen war. Sein Gott, zu dem er betete: „nicht mein, sondern Dein Wille geschehe," sein Gebet, das nicht plappert „wie die Heiden", sondern sich darauf gründet, daß der Vater im Himmel weiß, was sein Kind bedarf, ist von jeder polytheistischen, Wunder heischenden Stimmung weit entfernt. Ein böses und ehebrecherisches, d. h. nach prophetischem Sprachgebrauch ein Gott ungetreues und ungläubiges Geschlecht hat er die Leute genannt, die ein Zeichen vom Himmel als Beglaubigung seiner Botschaft forderten. Und doch hat sich bis heute die katholische Kirche gar nicht, und haben sich in der evangelischen gerade die nicht von dem Wunderglauben entfernen können, die sich für besonders korrekt fromm halten. Sie behaupten freilich, sie begründeten ihren Glauben nicht auf das Wunder; in Wahrheit tun sie es doch, sonst würden sie nicht klagen, es falle alles dahin, wenn man ihnen das Wunder, vor allem die übernatürliche Geburt und das einzigartige Weiterleben Jesu in der Auferstehung „nehme". Hier liegen also Polytheismus und Evangelium Jesu in einem heftigen Kampf. Auch wer nicht an die Siegesmacht des Evangeliums glaubt, wird geneigt sein, in diesem Punkte, wo es vom Geist wissenschaftlicher Erkenntnis unterstützt wird, seinen Sieg für sicher zu halten. Ich aber würde nicht glauben, daß die wissenschaftliche Ansicht sich durchsetzen würde, wenn ich nicht wüßte, daß sie auch die höchste Form der Religion, das Evangelium, auf ihrer Seite hätte. Denn nur Religion überwindet

Religion, und allmählich werden alle verstehen, daß es frommer ist, Gott alles zuzutrauen und ihm die ganze Welt anzuvertrauen, als ihm nur das Wunder zu reservieren. Wird er nicht erkannt aus seiner Schöpfung und nicht aus der Predigt an unsere Herzen, dem „Jonaszeichen", so wird er unserm Geschlecht überhaupt verborgen bleiben.

Indem die Jünger und Paulus bereits die Auferstehung als den Beweis des Christentums verwandten, trugen sie dies Stück unterchristlicher Religion in das Christentum hinein. Sie konnten sich nicht auf der Höhe ihres Meisters halten.

Ja, die Urapostel traten noch deutlicher wieder auf die alte Religionsstufe zurück, indem sie auch die Heiligkeit Gottes und seiner Gläubigen nicht mehr rein innerlich faßten, sondern doch wieder Speisegebote für nötig erachteten. Sie sagten nicht gerade „zur Seligkeit nötig", meinten es aber gewiß, Apostelgeschichte 21—25. Auch hier ist die Kirche den Weg weiter zurückgegangen, sie kennt wieder heilige Speisen, heilige Geräte, heilige Priester, wo Jesus nur eins kannte: ein heiliges Herz.

Nicht anders ging es mit dem Opfer. Um den Tod Jesu ihrem Geschlecht begreiflich zu machen und seine Notwendigkeit zu beweisen, haben schon die Jünger Jesu das Opfer, freilich als ein Bild, in die neue Religion eingeführt, obwohl sie einen Gott predigten, der „Barmherzigkeit wollte und nicht Opfer", auch nicht das Opfer seines Sohnes für die Sünden der Welt. Aber mit dem Bilde kam bald und immer stärker die Wirklichkeit.

Und heute „opfert“ der „Priester“ wieder auf dem „Altar“, freilich nicht Stiere und Böcke, aber das größte Opfer, das Himmel und Erde übersteigt: die Gottheit selbst! Auch hier hat die Reformation den Polytheismus wieder ausgetrieben. Doch leider nur im Kultus. Im Dogma hat sie nur um so energischer am Opfer festgehalten: ihr Gott braucht ein Opfer, ehe er vergeben kann; er kann barmherzig sein, nur, wenn er zuvor sein Opfer, sein Recht erhalten hat. Auch dieser Gott ist nicht der Vater Jesu Christi, sondern immer noch der Gott der Gerechtigkeit und des Opfers, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs.

Neben dem Opfer steht seit der ältesten Zeit in der Religion das Sakrament, begründet auf demselben Glauben, daß Heiligkeit, Kraft und Leben der Gottheit durch äußere Mittel, Opferblut und heilige Tränke oder Speisen, auf den Teilnehmer am Opfer übertragen werde. Die Taufe und das Abendmahl sind in diesem Sinne bald nach Jesu Tod verstanden worden: „Heilmittel der Unsterblichkeit,“ die magisch wirkend gedacht und selbst stellvertretend für die Toten vollzogen wurden. Auch hier ist die Reformation nicht zu einer klaren und scharfen Ausweisung der vorchristlichen Religion hindurchgedrungen. Wohl sind Zwingli und selbst Calvin hier dem Grundgedanken der Religion der Gotteskindschaft und des reinen Herzens treu geblieben, in Luther aber hat die katholische Erziehung nach kurzem Schwanken wieder das Sakrament im antiken Sinne aufleben lassen. Erst die moderne Entwicklung trifft auch hier im Abstoßen primitiver Gottesvorstellungen

mit dem Evangelium Jesu wieder zusammen, wenn sie gleich andere Gründe dafür hat.

In allen diesen Stücken hat die Aufklärung für die geistig führenden Schichten des Christentums das Hinaufsteigen zum Evangelium vollendet, das mit der Reformation begonnen hatte. Dem neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert ist das Schwere auferlegt, auch der Sittlichkeit des Evangeliums Bahn zu schaffen, um sie rein herauszustellen aus all den Verbindungen, die sie im Lauf der Jahrhunderte mit der vorchristlichen Sittlichkeit und dem Recht eingegangen ist. Denn es handelt sich hier und nie rein um die Religion an sich. Die Religion entwickelt sich ja in engster Verbindung mit dem Gesamtleben der Völker, mit ihrer Sittlichkeit und Sitte, mit Staat, Recht und Gesetz, mit ihrer wirtschaftlichen Lage und sozialen Gliederung. Die Kultur ist ein einheitliches Ganzes, dessen Teile auseinandergenommen niemals erklärlich sind, denn erst im Lichte des Ganzen geschaut künden sie ihr Warum und Wozu.

Jene unterste Stufe der Religion, die Verehrung der Geister und Seelen, entspricht der Kultur der Familie, die für uns die erste ist, weil wir die vielleicht ihr noch vorangehende Stufe des Hordenlebens kaum noch ahnen können. In der Religion des Geistes nun ist die wichtigste Gruppe, ja vielleicht der Ursprung aller Religion, die Verehrung der Ahnen, die echte Familienreligion. Mit ihr oder aus ihr entwickelt sich ein eigentümliches Recht und eine besondere Sittlichkeit. Die Blutrache ist ihr hohes sittliches Gebot, und oberster Rechtssatz: Wer Blut vergießt des Blut soll wieder

vergossen werden. Das Eigentum ist, wie das Erbrecht mit strengem Majorat zeigt, nicht Eigentum des einzelnen, sondern der Familie.

Im langsamen Übergang durch Stammbildungen hindurch erwachsen die Staaten. Die Stämme oder Stadtwesen schließen sich unter dem Schutz ihrer Götter zusammen. So wachsen ihre Götter mit ihnen zusammen zu einem Götterstaat. Und sie wachen über die beiden großen Grundkräfte, welche die Staaten erhalten: Recht und Krieg. Der Gedanke der gerechten Vergeltung beherrscht dieses ganze Gebilde von Recht, Sittlichkeit und Religion, den Polytheismus im weitesten Sinne des Wortes. Darum ziehen auch die Truppen unter dem Schutz des Staatsgottes ins Feld, in seinem Namen werden die Schwerter geweiht und die Fahnen genagelt, wird Recht gesprochen und Gericht gehalten. Die großen Herrschergestalten und die Herrenvölker, sie entwickeln sich auf diesem Boden: Roms Reich und Roms Recht die glänzendste Blüte, die ihm entkeimte.

Die Welt, die Jesus wollte und glaubte, war eine andere. Man behauptet allerdings, er habe die Welt des Staates bestätigt. Man redet so viel von seinen weisen Anordnungen und Abgrenzungen von Staat und Religion: Gebet Gott, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Merkwürdig, daß doch noch kein Mensch aus diesem Wort irgend einen praktischen Grundsatz hat entnehmen können. Nein, er hat diese Welt wohl gekannt, in der „die Könige über die Völker Gewalt üben und die Großen sie beherrschen"; aber er hat eine andere gewollt, in welcher der Erste heißen

soll, wer aller anderen Diener ist. Er hat eine Welt gewollt, in der sich nicht jeder eifersüchtig in seiner Rechtssphäre schützen läßt, sondern sich hingibt, in der er opfert und den andern tut, was er von ihnen getan haben möchte, in der die Friedensstifter herrschen und die Menschen „wie die Kinder" sind, eine Welt der Liebe, nicht eine Welt des Rechtes, ein Reich Gottes, nicht einen Staat und nicht eine Kirche mit Priestern, Liturgien und Hierarchie, „heiliger" Herrschaft. Er hat diese Welt verkündigt als eine Umwandlung von Himmel und Erde, er hat sie mit seiner Zeit als in einer gewaltigen Katastrophe kommend geglaubt. Sie hat er geglaubt und gewollt, und nicht jene Welt des Polytheismus. Das Evangelium ist eine Utopie, und unsere klugen Staatsbürger tun darum nichts lieber, als daß sie es wegleugnen oder für töricht erklären. Jesus hat auch gewollt, daß unter seinen Jüngern diese Utopie Wahrheit werde, und er hat erkannt, daß es, solange die Welt noch anders ist, dazu für sie keinen andern Weg gebe, als den des Opfers, des Leidens, der Entsagung. Er ist kein unklarer Schwärmer gewesen, so enthusiastisch sein Glaube sein, so weit in der Ferne sein Ziel noch liegen mag: er hat gewußt, wie weit sein Ziel von allem Bestehenden ablag, und er hat selbst mit Leiden und Tod seinen Glauben an das kommende Große bezahlt.

Die Kirche hat sich zwei Jahrhunderte hindurch redlich bemüht, sein Ziel nicht aus den Augen zu verlieren; sie war staats- und rechtslos, opferte und sorgte für die „Brüder" in einer bis dahin unerhörten Weise.

Aber allmählich, als die Massen eintraten, und als endlich der Staat sich ihr unterwarf, da war sie innerlich vom Staat und Gesetz wieder überwunden. Allerdings half sich der Katholizismus durch eine kluge Unterscheidung. Er ballte die Forderung des Evangeliums mit den asketischen Instinkten der untergehenden Antike zusammen zu einem neuen Gesetz für Auserwählte, zu „evangelischen Ratschlägen“ für die Mönche und ließ die Massen in Rache und Duell, in Krieg und Strafgesetz weiterleben, wie die Väter es zu Jupiters und Wodans Zeiten getan hatten. Die Reformatoren haben die Nichtigkeit dieser Unterscheidung zwischen den Christen wohl gefühlt, und Melanchthon hat einmal die Meinung, die christliche Armut sei nur ein „Ratschlag“ für Auserwählte, eine „ruchlose Meinung“ genannt: sie werde von allen Christen verlangt, im Sinne einer communio rerum, im Sinne des Gebens, nicht des Bettelns, wie die Kirche sie verstehe, und nicht minder als sie der Verzicht auf Rache und auf Recht. (Loci 1521, de consiliis, de judicialibus.) Allein zu gleicher Zeit hat Melanchthon den Staat und sein Recht anerkannt, und es ist hier wie später niemals von den Reformatoren der Versuch gemacht worden, zu zeigen, wie jene christliche Privatsittlichkeit nach den strengen Forderungen des Evangeliums im Staatsleben erfüllt werden könne. Vielmehr hat man im Kampf mit radikalen Richtungen das Alte nur um so stärker zu stützen gesucht und sich immer mehr auf den religiösen Kernpunkt zurückgezogen. Freilich, bald artete der Kampf um ihn in fruchtlose Zänkerei und in ein scholastisches Dogmati-

sieren aus, das mit dem Evangelium gleichfalls nichts mehr zu tun hatte. Und Calvins theokratisches System ist durch seine zahlreichen Hinrichtungen und Grausamkeiten zu Gottes Ehre überall, wo es durchzuführen versucht wurde, ein lebendiger Beweis dafür gewesen, daß die Theokratie immer wieder nichts anderes ist, als der antike Staat mit christlichen Emblemen verziert.

Seitdem ist nun eine merkwürdige Unsicherheit in die protestantische Ethik gekommen. Sie hat sich, zumal in der Zeit des aufgeklärten Despotismus, ganz ins Schlepptau vorsichtig-philosophischer Auffassung von Staat, Gesetz und Ethik nehmen lassen, sie hat das Gesetz der Vergeltung für den Staat als christliches Grundgesetz proklamiert, sie hat Krieg und Politik immer wieder „christlich" gerechtfertigt, selbst das Duell hat man mit der Berufstreue der Offiziere begründen wollen. Das sittliche Urteil befindet sich in einer Verwirrung, die unbeschreiblich ist. Außerdem übt noch heute, wie einst bei der Doppelehe Philipps, das Alte Testament, zumal in aller englischen Frömmigkeit, seinen verwirrenden Einfluß aus.

Trotzdem gibt es verheißungsvolle Zeichen, die uns künden, daß wir endlich auch daran gehen, das Leben der Völker im Lichte des Evangeliums zu sehen, daß die Welt des Polytheismus sich wandeln will in eine Welt der Liebe. Der Krieg und die Politik sind uns ernstliche Probleme geworden, auf das 19. Jahrhundert mit seinem ungeheuren Aufschwung des Nationalismus scheint eine Zeit der friedlichen Anerkennung und Einigung der Völker folgen zu sollen. Sollten sich die

Völkerindividuen wirklich niemals ebenso im Frieden entfalten können, wie durch den Krieg? Sicherlich nur noch besser, denn wann sind die reichsten Einzelmenschen gewachsen, damals, als noch Kampf zwischen Familie und Familie, Stamm und Stamm herrschte, oder als die Völker sich geeint hatten und die Verteidigung des nackten Lebens nicht mehr die Kraft des einzelnen größtenteils absorbierte? Heute stehen die Staaten noch auf dem brutalen Standpunkt jener fernen Zeit und verzehren ihre Kraft in der Selbstverteidigung. Wenn sie sie einst auf die Selbsterziehung verwenden können, werden ihre Völker mehr Zeit, mehr Geld und mehr Kraft für die Pflege ihrer persönlichen Eigenschaften besitzen wie heute. Das Duell, die staatlich geduldete und eingeschränkte Rache aus jener ersten Stufe der Kultur wird allmählich ganz als unsittlich empfunden, und schon erheben sich, von innerlichen Motiven getrieben, Tausende gegen diese Einrichtung der früheren Menschheitsstufe. In unser Rechtsleben dringt immer mehr der christliche Gedanke ein, daß man dem Verbrecher Böses mit Gutem, Verbrechen mit Erziehung zu vergelten habe. Hier sind im Laufe von 200 Jahren die größten Fortschritte von der Folter her gemacht worden. Wer will glauben, daß wir jetzt am Ende der Entwicklung seien? Auch hier ist die moderne Wissenschaft, die uns gelehrt hat, daß wir weder die Schuld noch die Wirkung der Strafe wirklich durchschauen, und daß wir darum gar nicht „vergelten" können, dem Evangelium, das nicht vergelten will, sehr zu Hilfe gekommen. Endlich ist auch in

der sozialen Frage das Gewissen erwacht, der wütende Konkurrenzkampf und die ungerechte Art der Verteilung des Arbeitsertrages, wie all die Nöte unserer unteren Schichten sind uns auch vom Evangelium aus unerträglich geworden. Überall zeigt sich deutlich, daß etwas Neues werden will. Die Gewissen sind erwacht. Es ist eine neue Welt im Kommen. Staat und Gesetz werden nicht vergehen, aber sie werden umgebildet und umgewertet werden. In einer Welt der Liebe sind sie nicht mehr Herrscher, sondern Diener.

Die klugen Leute lächeln, wenn man sich zu dem Glauben der alten Christen bekennt: Maran atha, unser Herr kommt! Sie sehen die Welt anders. Sie lernen auch vom Feigenbaum kein Gleichnis und finden nicht die Zeichen der Zeit. Es gibt auch unter denen, die das Evangelium als die Kraft des Kommenden glaubten, viele, die ermüdet diesen Glauben haben fahren lassen, weil ihr Handeln im praktischen Leben ihnen die Welt so ganz anders gezeigt hat. Aber wir sollen nicht müde werden; das Lächeln der klugen Leute müssen wir ertragen lernen.

Mag die Hoffnung kühn und allzu kühn erscheinen, ich glaube, daß die ganz nüchternen geschichtlichen Betrachtungen, die wir angestellt haben, zeigen, daß nicht immer kühne Hoffnungen Unmöglichkeiten sind. Hat sich das Evangelium durch die Reformation und den Humanismus des 18. und 19. Jahrhunderts immer mehr aus seiner polytheistischen Umklammerung in der Kirche herausgearbeitet, so kann es sich auch als eine welterneuernde Kraft sittlichen Lebens durchsetzen. Vor

zweihundert Jahren hätten die weisen Leute auch gelächelt, wenn man ihnen gesagt hätte, ein absoluter Friede innerhalb Deutschlands und eine Rechtsprechung ohne Folter werde im Jahre 1900 nicht nur möglich, sondern selbstverständlich sein. Warum sollten wir das Ende dessen erlebt haben, was möglich ist? Und sollten wir von unserm Glauben lassen, weil er nicht an Jahrzehnte, sondern an Jahrhunderte glauben muß, und an Jahrtausende?

Aber es wird so lange nicht währen. Noch zwei Zeichen der Zeit sind uns gegeben, die deutlich genug sind, zu dem zu sprechen, der Ohren hat zu hören.

Leuchtend ist noch einmal unserer Generation das Bild des polytheistischen Menschen vor die Seele getreten, mit glühenden Farben gezeichnet, die es scharf von dem Hintergrunde des kirchlichen Menschheitsideals abheben. Friedrich Nietzsche hat es uns in seiner ganzen Pracht vor die Seele gestellt, so strahlend, daß unsere christliche Durchschnittsethik, dieser Mischmasch von Polytheismus und Evangelium, wirklich „ein Gelächter und eine schmerzliche Scham" geworden ist. Nietzsches „Mensch" ist wert, daß er zu Grunde geht. Aber sein „Übermensch" kann nicht mehr kommen: er ist schon gewesen. Er war da, ehe das Evangelium kam, und er ward verurteilt durch sich selbst. Was kommen wird, das ist das Bild vom Menschentum, wie es Jesus uns vorgelebt und vor die Seele gemalt hat. Nichts fehlt diesem Menschen an Wahrhaftigkeit, Kühnheit und Heldenhaftigkeit; aber er will nicht umkehren und wieder werden wie die blonde Bestie, sondern wie

das Kind; nicht herrschen will er, sondern dienen; eine neue Welt will er bauen helfen, wo keine Not und kein Geschrei mehr sein wird, eine Welt der Liebe.

Und das ist das zweite Zeichen, daß ein anderer dieses Ideal schildern konnte und dazu einen Weg, den niemand, auch er selbst nicht, zu gehen wagen konnte, daß er damit doch die Herzen bezwang und nicht lächerlich ward: Leo Tolstoi. Der ungeheure Erfolg seiner Schriften beweist, daß man nicht vergeblich an die Gewissen appelliert. Erweckt und beunruhigt sind die Gewissen: es ist größtenteils sein Werk. Aber einen Weg hat er nicht gezeigt; denn der Weg, den er rät, die Anarchie, würde zum Tod und Verderben, nicht nur der einzelnen, sondern der Völker werden, nicht in ein Reich Gottes, sondern in ein Reich der Barbarei würden wir eingehen durch eine Zertrümmerung unserer Kultur. Trotzdem ist dieser Mann ein Zeichen unserm Geschlecht geworden nach Art des Jonaszeichens.

Jesus ist im Kommen. Nicht auf den Wolken des Himmels mit den Engeln seines Vaters, wie die alten Christen träumten, auch nicht bloß im Herzen des einzelnen, sondern im Leben der Völker. Überall regt sich und quillt neues Leben in den alten Kirchen und bei denen, die ihnen längst den Rücken gekehrt hatten. Noch wird es schwere Kämpfe und Opfer des einzelnen kosten: Der Priester, der seine Kirche verläßt, nicht, um ein Bürger zu werden, sondern um das Evangelium zu verkünden, der Offizier, der das Duell verweigert, der Arzt, der Gesundheit und Leben opfert, um anderen zu helfen, der Kaufmann und Fabrikant, der eher zu

Grunde geht als wider Wahrheit und Liebe handelt: sie alle müssen zuvor kommen, wenn Gottes Herrschaft anbrechen soll. Sie müssen die Herzen zurechtbringen, sie predigen lauter die Umkehr des Willens und des Lebens als alle offiziellen Prediger und steinernen Gotteshäuser. Kommen sie nicht, so bleibt alles beim alten. Aber sie kommen und sind schon da. Die Liebe, die sich helfend der andern annimmt, sie ist in diesem neunzehnten Jahrhundert so reich gewesen, wie kaum zuvor.

Freilich wird es auch noch weiter Kompromisse geben. Von heute auf morgen kann nichts aus der Welt geschafft werden, nicht der Krieg, nicht das Duell und nicht der Konkurrenzkampf, können Staat und Recht, Gesellschaft und Kirche nicht umgeschaffen werden. Man muß Vermittlungen und Übergänge suchen, wie viel Weisheit wird dazu gehören, sie zu finden. Ja, es wird manches, wie die schönen Bräuche, deren ich am Anfang gedachte, wieder aus dem Polytheismus aufgenommen werden können, was einst verführerisch und verderblich war. Die Griechengötter, denen die ersten Christen fluchten, heute entzücken sie unser Auge und sind uns eine Offenbarung Gottes, der die Menschen über die Verehrung von Pfählen, Bäumen und Tieren hinweggeführt und ihnen gezeigt hat: Gott schuf den Menschen, ihm zum Bilde. Heute brauchen wir die Bilder in der Kirche nicht mehr als Versuchung zu fürchten; warum sollten wir viel anderes Schönes, allgemein Menschliches mehr fürchten?

Aber eins muß klar und scharf vor Augen stehen:

das Ziel. Noch ahnen viele die kommende Welt nicht, und zeigt man sie ihnen, so ist sie ihnen ein Gegenstand des Lächelns oder der wilden Bekämpfung. Zumal unsere protestantische Ethik ist leicht geneigt, alles zu dulden und alles zu tragen, was nach Staat und Recht, nach geordneter Gesellschaft aussieht. Keine Bibelstelle ist ihr mehr zum Fallstrick geworden, als das Pauluswort von der Obrigkeit und ihrem Schwert.

Darum müssen wir um das ferne Ziel des Evangeliums immer wieder ringen und arbeiten. Wir dürfen nie aufhören zu glauben und zu künden: Unser Herr ist im Kommen.

Heinrich Weinel.

DAS RELIGIÖSE DENKEN DER GEGENWART.

Wir wollen uns eine Vorstellung davon zu verschaffen suchen, wie man heutzutage zur christlichen Religion steht. Das ist interessant für den Praktiker, der sie pflegen soll, aber auch für den ruhigen Beobachter von Zeit und Welt, denn ihre religiösen Interessen muß er kennen, will er der Gegenwart an den Puls fühlen.

Bei der Innerlichkeit der Religion kann man nur das einigermaßen genau darstellen, was man selbst von ihr besitzt oder erlebt hat. Darum wollen wir es so machen: wir stellen ein paar Gruppen religiösen Denkens dar, aber nur solche, die den Stufen unseres eigenen Entwicklungsganges entsprechen. Dann können die meisten sagen: so ist es mir oder so war es mir auch. Ein Gleichnis: die Darwinisten sagen, der Mensch mache im Mutterleibe eine Entwicklung durch, deren einzelne Stufen verschiedenen gegenwärtig vorhandenen Tierformen entsprechen. Wahr oder nicht wahr — ich glaube, im geistig-religiösen Leben haben viele von uns Stufen durchschritten, auf denen andere Leute um uns her stehen geblieben sind. Unser Gleichnis reicht aber noch weiter. Nach dem biogenetischen Grundgesetz Darwins entspricht die Entwicklung des Einzel-

wesens auch der geschichtlichen Entwicklung, indem sie sie auszugsweise wiederholt. Ähnlich entspricht auch der religiöse Gang, den die meisten von uns geführt worden sind, der geschichtlichen Entwicklung der Religion im letzten Jahrhundert. Alles ist natürlich sehr rund und grob gedacht. Aber vielleicht hilft diese Art der Darstellung zum Verständnis der Sache. Ich weiß wohl, daß den drei parallelen Linien: geschichtliche Entwicklung, Gruppe in der Gegenwart, persönliche Entwicklung nicht nur das Verhältnis von Ursache und Wirkung zu Grunde liegt, so daß also die vergangene Periode die Gruppe in der Gegenwart und diese wieder die persönliche Stufe allein hervorriefe, es kommen dabei auch die seelischen Gesetze der Reaktion in Betracht, die in der Gegenwart eine ähnliche Folge der Ansichten hervorrufen im Einzelwesen, wie es im großen der Geist der Zeiten getan hat.

Leider ist die christliche Religion immer mit ganz andern Interessen beladen worden. Daher früher ihre Macht, so lange jene Interessen und die früheren Formen des Geisteslebens noch Bestand hatten; daher die jetzige Ohnmacht, seitdem sie in der Entwicklung des Geisteslebens zurückgedrängt wurden. Das führen wir durch, indem wir von der Orthodoxie ausgehen, die diese Verbindung der Religion mit Elementen einer vergangenen Zeit immer noch festhält; schauen dann auf die Reaktion des Rationalismus gegen jene Mitführung überlebter Bestandteile, um darauf die Reaktion einer tieferen Religiösität gegen die übertriebene Schätzung des Lehrens und Denkens zu betrachten.

Die Orthodoxie ist geschichtlich die erste und steht noch immer im Mittelpunkt. Fast alle müssen durch sie hindurch, finden in ihr dauernd die Form ihres Christentums oder holen sich an ihr eine unüberwindliche Abneigung gegen alle Religion. Für weite Kreise ist die Orthodoxie das Christentum, sie bestimmt noch im ganzen die Verkündigung, wie die Opposition. Wir dürfen uns nur keiner Täuschung darüber hingeben, wie wenig die moderne Auffassung in unsere Zeit eingedrungen ist. Dafür ist die Gleichgültigkeit und Trägheit der Leute viel zu groß und die Fähigkeit, sich ihnen verständlich zu machen, viel zu klein.

Für die eigentlich religiöse Seite an der orthodoxen Art der Frömmigkeit ist bezeichnend zunächst die Kluft, die sie zwischen Christentum und Welt aufrichtet. Am ausgeprägtesten ist dieser Dualismus in der katholischen Religion, aber vermöge ihrer engen Verwandtschaft mit dem Katholizismus hängt der herrschenden orthodox-pietistischen Frömmigkeit noch viel von dieser Geistesrichtung an. Ganz andere Normen gelten auf dem ganzen Gebiet des christlichen und kirchlichen Wesens als auf dem des profanen. Das Buch der Bibel — wer darf es als ein Buch behandeln, da es doch Gottes Wort ist? Schaut Gottes fürsorgliches Vaterauge nicht vor allem aus den Wundern der Bibel und der Sonntagsblätter heraus? Liegt der Glaube nicht hoch über den natürlichen Geisteskräften des Menschen? Gilt nicht immer noch mannigfach der als der bessere Christ, der abgeschieden von den Welthändeln seiner Wege geht? Und etwas ganz Äußerliches — will nicht das übliche

Pathos der Kanzelrede unbewußt ihren heiligen Inhalt hoch über den alles andern Sprechens hinausheben? Das Göttliche und das Menschlich-weltliche sind doch eben zwei besondere Bezirke mit verschiedenem Inhalt und verschiedenen Gesetzen.

Ein anderes Kennzeichen ist die Verehrung von Sachen. In der römischen Kirche sind es die Altäre und dergleichen. Dem sinnlichen Bedürfnis der Masse kommt man mit Symbolen entgegen, um sie an das Göttliche hinanzuführen. Aber die Masse vergöttlicht die Dinge selbst. Denn wer im Sinnlichen lebt, zieht alles, selbst das Göttliche hinunter. Und so wird alles, worin einmal Frömmigkeit gelebt hat und was mit dem Gedanken an Gott und den Heiland verbunden war, für die Andacht zu heiligen Dingen, denn es trägt gleichsam noch den Duft der Frömmigkeit an sich. Auf protestantischem Gebiet sind es Sachen geistigerer Art, an denen die Verehrung hängt, die Bibel, einzelne Dogmen wie die Trinität, die Christologie. Wie für altehrwürdige Götzenbilder begeistert man sich für sie und streitet für sie. Und wenn man auch über dem Wort Gottes des lebendigen Vaters gegenwärtige Stimme überhört, so glaubt man eben im Kultus der Andachts- und Denkformen der Vergangenheit dem Heiligen und Ewigen am nächsten zu sein.

Damit hängt ein anderes zusammen. Die Orthodoxie stellt eine vergangene Auffassung des Christentums dar, wie sie im XVII. Jahrhundert geherrscht hat und wie sie am Anfang des vorigen wieder erweckt worden ist. Aber daß es eine Form der Vergangenheit

ist, bedeutet für ihre Anhänger keinen Tadel, sondern eher ein Lob, mag das auch manchem wunderlich scheinen, der immer nur im Neuesten die Wahrheit sieht. Aber für jene liegt der Schwerpunkt der Religion in der Vergangenheit. Nicht nur daß sie auf Geschehnissen in der Geschichte ruht, auch die frühere Ausdrucksweise ist heilig. In der Vergangenheit wohnt eben die Wahrheit, die Autorität, die Offenbarung. Man hat das Gefühl vor einem ergrauten Haupt zu stehen, das Ehrfurcht und Vertrauen einflößt. Je weiter entfernt der Ursprung eines Satzes ist, desto wahrer und heiliger ist er; denn das pietätvolle Gemüt kann gar nicht anders als aus der schlechten, unfähigen Gegenwart in die große, heilige Vergangenheit hinaufschauen. Darum keine Änderung und Entwicklung der heiligen Formeln. Denn über dem Fluß der Geschichte und der Relativität alles Menschlichen steht den Starren und Konsequenten die ehrwürdige Form der Wahrheit als unwandelbare Größe sicher da. Aber diese Gestalt der religiösen Wahrheit wird in enger Verbindung mit vielen Anschauungen aus anderen, dem Religiösen verwandten, Gebieten festgehalten, die damals im geistigen Leben der Zeit geherrscht haben, als man die religiösen Formeln schuf. So erben sich besonders allerlei Urteile über Natur und Welt, Geist und Leib, Schöpfung und Wunder fort. Nur behutsam wagt man leise Veränderungen an diesen Schalen vorzunehmen; denn man fürchtet, den Wein selbst zu verlieren. Dieses Festhalten an den Gedanken über Mensch und Welt, die damals in der klassischen Periode unserer Religion mit ihr verbunden

waren, gibt ja vielen einen sehr sicheren Stand. Aber Glaube und veraltetes Denken stehen nicht nur, sondern fallen auch miteinander. Denn die gar nicht zum Schweigen zu bringende Kritik nagt unerbittlich alle alten Denkformen entzwei. Wehe, wenn dann der Glaube nicht einen anderen Boden findet, in den er umgepflanzt werden kann! Das ist der springende Punkt in unserer ganzen Lage. Aus dieser Allianz zwischen altem Denken und Glauben erklärt es sich, daß viele, die an irgend einem Punkt der alten Lebensauffassung ein persönliches Interesse haben, etwa ein soziales oder politisches, dem, was sie unter christlichem Glauben verstehen, ihre Person zur Verfügung stellen. So erklärt es sich aber auch, daß viele, die ein herzliches Verlangen nach einem großen, ihr Leben tragenden Glauben haben, nicht über den breiten Graben kommen, der ihr Denken von jenem trennt.

Das gibt noch ein paar interessante Blicke in die Seele der Anhänger des alten Glaubens hinein. Je strenger altes Denken mit dem Glauben verquickt ist, desto schwerer kann man sich unbefangen in die befreiende Macht des Evangeliums hineinleben. Nun sagt das Evangelium nicht mehr: Du darfst, nämlich ein Kind Gottes sein, sondern es sagt: Du mußt, nämlich glauben, was das Wort Gottes sagt; das ist aber nichts anderes als was seine gestrengen Hüter es sagen lassen, nämlich die Überlieferung. So wird das Evangelium zu einem drückenderen Gesetz als das, wovon es befreite. So wird Christus, der Retter, zum größten Tyrannen der Menschen. Es gibt gewiß wenig, womit sich

die Menschen selbst und untereinander so sehr gequält haben, als mit der Lehre vom Heil und vom Heiland. So wird Wohltat Plage, so wird der Glaube aus der von Herzen kommenden Zustimmung zum Willen des Vaters die unwillige Unterwerfung unter alte fremdartige Gedanken, die sich zu ihrem Trost mit dem Verdienst schmückt, die Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens gefangen zu nehmen.

Das führt uns auf eine ethische Charakterisierung der Besten unter den Freunden des alten Christentums. Neben den braven und gewissenhaften Leuten, die sich aus Disziplin dem vorgeschriebenen Glauben unterwerfen, gibt es treue und schwere Naturen, die aus Pietät von dem ehrwürdigen Alten nicht loskommen. Andere fürchten für den Frieden und die Reinheit ihres Seelenlebens, wenn sie mit der mit ihrem Innern verwachsenen Form des Glaubens brechen. Während wieder andere diese Sorge nur für die Masse hegen, die ungemütlich werden kann, wenn man ihr die Grundlage ihrer Sittlichkeit wegnimmt. Alle diese Typen bilden mit der Schar derer, die ungebrochen und unbefangen oder nach schweren Kämpfen aus innerer Überzeugung zum alten Glauben und Denken gehören, die Anhängerschaft der herrschenden Richtung.

Auch die Reaktion gegen die Orthodoxie finden wir in diesen verschiedenen Beziehungen: einmal als historische Erscheinung, nämlich als den Rationalismus des XVII. Jahrhunderts, ferner als eine weitverbreitete

Gruppe der Gegenwart und als eine Periode in unserer eigenen Lebensgeschichte. Weil wir selbst diese Periode durchgemacht haben, können wir die historische Erscheinung richtig verstehen und können vielleicht denen, die gegenwärtig in dieser Phase stehen und nach etwas Besserem verlangen, hülfreiche Dienste tun.

Die Aufklärung ist die Domäne der Jugend. Im Leben der Völker und im Leben der einzelnen löst sie das kindliche Glauben ab. Nach dem willigen Aufnehmen regt sich die Kritik. Die Selbständigkeit der intellektuellen und ethischen Persönlichkeit gilt mehr als die pietätvolle Anlehnung an das Alte. Das ganze Willensleben bäumt sich auf gegen die im Wesen der Orthodoxie liegende Auflage von Lehren, Anschauungen und Bräuchen der Vergangenheit. Das in unserem Geistesleben wirksame Gesetz der Reaktion treibt in jähem Wechsel gerade die entgegengesetzten Gefühle hervor: statt der Ehrfurcht grundsätzliche Kritik, statt der sich bescheidenden Freude, im Herkommen die alte bewährte Wahrheit zu besitzen, das mutige Selbstvertrauen, auf den Fittichen eigenen Denkens zur leuchtenden Wahrheitssonne emporzusteigen. Als zweites Motiv wirkt oft genug die Unlust an den Schranken mit, die mit den überlieferten Gedanken verbunden und dem Übermut der Jugend zur Last sind. Die starke Entwicklung des Intellektes läßt ihn in die erste Reihe treten; er traut sich alles zu, zieht alles vor das Forum seiner Kritik und findet die Zumutung des Glaubens unerträglich.

So ist es dem Primaner und Studenten, dem jungen

Kaufmann, dem jugendlichen Sozialdemokraten zu Mute, wenn sich die Weite der Welt mit ihrem Wissen und Genüssen lockend öffnet. So steht heute die große Masse der Kirche und dem Christentum gegenüber. Man empfindet an der Orthodoxie besonders abstoßend die alte Welt- und Geschichtsauffassung, nämlich die Auskunft über die Entstehung der Welt, die Vorstellung von Himmel und Hölle, den Gedanken der Wunder als der Durchbrechungen der Naturgesetze. Wider diesen alten Verstand rennt der neue Verstand an. Besonders findet vor der Erkenntnis der Natur und der mit ihr gegebenen technischen Beherrschung der Schöpfung „des Glaubens liebstes Kind" keine Gnade. Weil aber jene Ansicht von Welt und Natur so eng in den Organismus des alten Glaubens hinein gearbeitet ist, daß das eine nicht ohne das andere abgegeben wird, darum wird so oft alles miteinander weggeworfen. Es ist ein Jammer und eine Schande, daß die alte Anschauung manches Herz und Gewissen um sein Bestes bringt, bloß um auch den Verstand und das Wissen mitzubeherrschen.

So wendet man sich andern Gesamtanschauungen zu; aus Materialismus, Monismus und Evolutionismus braut man sich eine Religion zusammen, die die Welt erklären soll; denn die Religion hat ja zu höchst den Zweck, die Welt zu erklären. Nur noch ein paar Tropfen aus der Flasche „Tue Recht und scheue niemand" hinzu und man hat für Leben und Streben genug. Die Moralvorschriften sind meist Klugheitsregeln, die einen vor dem Widerstoßen bewahren sollen, kein Ausfluß des

Glaubens an die Hoheit des Geistes, der sich selbst im Guten findet. Merken wir nicht immer wieder etwas von der Gewalt des besiegten Feindes, wenn uns die geistigen Werte in dem Strom des Relativismus zu versinken scheinen, wenn uns in schwachen Stunden der Mechanismus höhnend als das Übermächtige angrinst? Und was sich so in uns als Rebellion eines noch nicht ganz überwundenen Feindes regt, herrscht in weiten Kreisen unserer Halbbildung trotz allen Geredes über den überwundenen Materialismus.

Alle diese Gedanken bekommen aber eine scharfe Wendung gegen die christliche Religion. War dort die breite Kluft zwischen Gott und Welt, Christentum und Leben, nun heißt es: Es gibt nichts außer der Natur! Es lebe das Leben! Lag dort der Schwerpunkt in der Vergangenheit, jetzt kann nichts neu genug sein. In der Bibel hat zumal die Schöpfungserzählung den Sturm auszuhalten. Mit ihr wird Bibel und Christentum über den Haufen geworfen. Dabei verfährt man ganz folgerichtig, wie man gelehrt worden ist: alles oder nichts. Und ist man auch anders gelehrt worden, so hält doch die kluge und feine Grenzlinie den Fuß des Übermütigen nicht ab. Das Gefühl der Rache für den Betrug an der kindlichen Wehrlosigkeit läßt schadenfroh nach jedem Grunde spüren, der das Christentum seiner Bedeutung beraubt. Man ärgert sich an dem beanspruchten Vorzug vor andern Religionen, an dem Geheimnis, an dem Gebot des Glaubens und besonders schreibt man die Schwächen seiner Vertreter ihm selbst aufs Konto, weil man gerade bei den berufsmäßigen Pflegern geistig-

sittlicher Güter doppelt empfindlich ist. Dabei kann ein ästhetisches Verhältnis zur Relegion und Kirche ganz gut statthaben, indem man für die weihevolle Stimmung eines Abendmahles oder gar einer Messe, für eine stimmungsvolle Hochzeits- oder Leichenfeier Verständnis und Interesse hat. Freilich empfindet man dabei keinerlei Nötigung, die Wahrheitsfrage zu stellen oder sich für die jenen Feiern zu Grunde liegende Lebensauffassung zu entscheiden. Kein Wunder, daß dabei die katholische Kirche besser wegkommt; wie muß sie sich mit allen klaren und hellen Geistesmächten überworfen haben, wenn ihre ästhetisch-sinnliche Zaubermacht ihr in dieser sich dem Geheimnisvollen wieder zuwendenden Zeit herzlich wenig Proselyten zugeführt hat!

Aber schon stehen Totengräber bereit, und eine neue Reaktion verschlingt die alte. Wie in der geschichtlichen Entwicklung Romantik und Restauration den Rationalismus verdrängt haben, so machen sich heute wieder die tieferen Seelenkräfte mit heißem Verlangen geltend, wie sie immer auf eine längere Periode voll einseitiger Anspannung des Verstandes ihr unveräußerliches Recht geltend zu machen pflegen. Sicher haben wir heute eine nicht kleine Gruppe von Menschen, die in eine Art von Romantik, und eine andere, die in eine vertiefte Gemütsfrömmigkeit hineingekommen sind; und beide wollen moderne Menschen sein. Es wachte in vielen tieferen Seelen auf einmal das Verlangen nach einem Halt in der Welteinsamkeit auf. Man hatte sich

zwar mit dem alten Gott abgefunden und den Substanzgott oder den Mechanismus an seine Stelle gesetzt; aber vor diesem großen steifen Götzenbild ohne Mund und Arme, in diesem öden, kalten Maschinenhaus war es so frostig und unheimlich, trotz der dort herrschenden Helle und Klarheit. Ein Verlangen nach dem Unsichtbaren, das größer ist als der Mensch, der alles begreift, ein Bedürfnis, Unerforschliches zu verehren, klang mit leisen Tönen aus der Tiefe der Seele herauf. Den stolzen Triumph des Verstandes, aus all den widrigen Schicksalen der Frommen die Sinnlosigkeit des Lebens und besonders des Glaubens dargetan zu haben, dämpfte bald das heiße Verlangen nach einem Sinn dieses rätselhaften Daseins, mag er auch anders sein als sich der Egoismus träumen läßt. Dazu mag allerlei hinzugetreten sein: hier das Bedürfnis nach einer hohen Quelle und Autorität für sich oder die Pflegebefohlenen, dort die zurücklaufende Welle wissenschaftlicher Reaktion gegen den Darwinismus, die Ahnung davon, daß man mit Erklären die Kräfte und Güter selbst noch nicht beseitigt hat. So sieht es in Tausenden aus; es geht in ihnen hin und her. Das Gemüt ist willig. Aber der Verstand ist schwach. Jenem Zug zum Unsichtbaren tritt alles entgegen, was man von Darwinismus, von Bibelkritik, von Greueln der Kirchengeschichte gehört hat.

Ein paar Typen solcher Leute: Es gibt ihrer viel mehr als sich unser Pessimismus träumen läßt. Neben vielen Mitläufern und Modejägern sind Persönlichkeiten darunter, die sich selbst etwas erarbeiten aus ihrem

eigenen Streben und das dann festhalten der Gleichgültigkeit und dem Spott der Menge gegenüber. Allerlei wunderbare Bestrebungen gibt es da; aber sie haben alle das gemeinsame: Nur heraus aus der Flachheit in die Tiefe, aus dem Mechanismus in die Seelenwelt hinein! Da ist einer schweren Gemütes und ernsten Gewissens. Er hat seinen jugendlichen Wüstenzug durch den Materialismus hinter sich. Wie verborgene Quellen steigen die Wünsche nach etwas mehr Phantasie und Seele in der Welt in ihm auf. Er kostet Tolstoi und gewinnt an ihm einen Sinn für den Sinn des Lebens. In der wundersamen Verkleidung irgend eines Hochmodernen, etwa Wolfgang Kirchbachs, tritt Jesus ihm nahe. Aber auch der Buddhismus fängt seinen Sinn durch die wunderbare Phantastik seines Systems. Kraft der dem Menschengeiste eingeborenen Reaktion wird nun gerade das Allerüppigste und Ausschweifendste nach der Gemütsdürre bevorzugt. Vorbei am Christentum, das er nur in der schulmäßigen Form kennt, läuft er in die alte Zauberhöhle des Orients hinein, wo im bläulichen Dämmerschein des Phantastischen und Grotesken immer das romantische Sehnen der Überkultur seinen Genuß und Frieden fand. Wie im absterbenden Römerreiche sich der Aberglaube, der dem Skeptizismus gefolgt war, von den Schwindlern des Orients füttern ließ, so gewinnt heute der Buddhismus viele Starke zur Beute. Manche, die vor Jahren noch Mücken geseiht, schlucken nun Kamele; sie glauben die esoterischen Lehren von den Teilen der Welt, der großen Wiederkehr und den Weltperioden

aufs Wort. Wenn es nur Phantasie, Gemüt und Seele hat!

Das ist auch eine Wurzel der Vorliebe für den Spiritismus, den wir heute durch die Kreise der Intelligenz seinen Zug machen sehen. Nicht nur will das Gemüt die Berührung mit lieben Verstorbenen suchen, sondern der Verstand will auch eine Gesamtanschauung, die wieder etwas mehr Geist und Seele in die Welt hineinträgt. Mag jenes Verlangen Frauen in die Seancen treiben, es gibt eine große Anzahl tiefer und kluger Männer, in denen das Verlangen nach einer tieferen Gesamtanschauung das gesunde moderne Denken überrennt, um sie zu Jüngern und Aposteln einer Anna Rothe zu machen.

Nüchternere Naturen, die auf all dieses Treiben als Schwindel herabsehen, haben doch auch ein Sehnen nach einem Halt in der Welt; nur daß sie über der großen Flut hin und herschweben, und ihre Füße finden keinen trocknen Ort. Aber Verständnis und Dank findet man, wenn man ihnen ein Buch über Jesus in die Hand gibt, das ihn einfach und wahr nach den Synoptikern darstellt. Mögen sie auch den Weg zu Gott durch ihn nicht finden, aber Jesus gibt ihnen doch den Eindruck von etwas Großem, Festem in die Seele und bereitet die Ahnung eines Ewigen in allem Schwanken vor. — Das ist die Reaktion gegen die Aufklärung kraft des Gemütsdrangs nach dem Tiefen und Beständigen.

Vom Buddhismus kann uns nichts anderes befreien als schwere Aufgaben und schwere Zeiten, die einen ganzen ungebrochenen Mut verlangen. In der „Gegenwart" hat einmal jemand auf die furchtbare Gefahr hingewiesen, die in der entnervenden quietistischen Philosophie des Buddhismus liegt; sie macht sich gegenwärtig langsam breit, der Sumpfpflanze gleich, die sich einnistet, wo aus einem Fluß ein Morast geworden ist. An diesem Punkte sieht man, wie ungeheuer praktisch solche Weltanschauungskämpfe sein können, wenn man nicht an den einzelnen Mann von heute, sondern an die Zukunft eines großen Volkes denkt. Wir Deutsche von heute wollen streben und wachsen, wir wollen die großen Aufgaben lösen, die uns Gott gestellt hat. Dann können wir aber das Opium des Buddhismus nicht gebrauchen. Aber dieser Gefahr gegenüber hilft alle Apologetik nichts, nur die Geschichte selbst kann mit ihrem Griffel die Widerlegung auf die Tafel der Zeiten schreiben.

Aber es gibt ohne Zweifel doch mehr Verlangen nach wirklichem Evangelium als unsere Mutlosigkeit ahnt. Ein modern-theologisches Gemeindeblatt überraschte zu Weihnachten vorigen Jahres seine Leser mit folgenden ernsten und aufrichtigen Bitten aus dem Munde gebildeter Gemeindeglieder:

Ich verlange gewiß nicht, daß ihr Pastoren die religiösen Wahrheiten, die ihr vertretet, um unsertwillen ummodeln, für uns zurecht stutzen sollt, daß ihr uns zu Liebe etwas davontun oder etwas dazutun sollt, wonach uns „die Ohren jücken". Predigt uns Buße, aber

nicht in jenen allgemeinen Ausdrücken, bei denen man sich nichts Rechtes denken kann, und mit jener Übertreibung, die zuletzt nur bewirkt, daß man an seine Brust schlägt und mit dem Pharisäer — wenn ich mich recht erinnere — sagt: „Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie die anderen." Sagt es uns, wo es bei uns fehlt; nennt die Sünden der Zeit mit Namen, und ruft uns zu, daß wir uns ändern, ja umkehren müssen, und wie wir es anfangen und machen sollen. Aber so, daß man es auf gut Deutsch versteht. Predigt uns Glauben, aber nicht so, daß wir immer wieder meinen, entweder glaubst du den Forschern und Denkern oder den Theologen, nur einer von beiden kann recht haben. Ich fühle, daß glauben an Gott etwas ganz anderes sein muß als mit dem Verstande suchen und über erkennbare Dinge etwas aussagen. Sagt uns doch um Gottes willen, was Glauben ist, und daß man forschen und wissen und glauben kann, ohne in einen unseligen inneren Widerstreit zu geraten. Wenn ihr das nicht könnt, dann packt ein; denn dann werdet ihr niemals die modernen Menschen wieder für die Religion gewinnen! Predigt uns von Erlösung; aber nicht so, daß man meint, unser Herrgott säße in einer hochnotpeinlichen Gerichtsverhandlung des Mittelalters auf einem Richtstuhl und spräche mit strenger, unerbittlicher Miene Recht und müßte Blut sehen. Predigt uns eine Erlösung, daß wir Menschen den Druck los werden, der uns auf der Seele liegt, eine Erlösung, die uns irgendwie Kraft gibt, das Gute zu tun und von all dem Häßlichen und Gemeinen des Lebens innerlich

und äußerlich los zu kommen, und unsere Herzen mit Freuden erfüllt. Predigt uns Gott; aber so, daß wir ihn fassen und lieb gewinnen können. Und predigt uns Jesus Christus, von dem ihr sagt, daß wir ohne ihn nichts tun könnten und daß er der Weg zu Gott sei. Aber nicht in dogmatischen Ausdrücken, die wir wirklich nicht verstehen und bei denen wir uns nichts denken können, sondern so, daß wir Vertrauen zu ihm schöpfen, daß wir uns gern von ihm zu Gott führen lassen, daß wir sehnsüchtig seine Hand ergreifen, um zu dem Gott zu kommen, nach dem unsre Seele verlangt. Ihr glaubt nicht, wie ferne der Christus, den man uns in der Jugend vormalte, uns modernen Menschen gerückt ist; bringt ihn uns doch einmal menschlich nahe! Und sagt: Ist er denn nur ein weichlicher weiblicher Charakter für gefühlige und gedrückte Menschen, oder ist er ein Mann, für den wir Männer uns auch noch begeistern können und der uns in den Kämpfen und Wirren des Lebens ein Führer und Meister sein kann? Darnach verlangen wir; das nehmen wir an; dem folgen wir. —

Gott sei Dank, daß man auch solche Stimmen aufzählen kann, wenn man vom religiösen Denken der Gegenwart spricht. Das sind, meine ich, Leute für uns. Ihnen einfach und groß, froh und sicher ewige Dinge verkündigen in der Erwartung, daß sie sich von selbst Boden verschaffen werden, ist das Beste, was wir tun können. Dahinter muß man die Fragen zurückstellen, wie denn Jesus jetzt noch lebt und wie sich Gott mit den Naturgesetzen vertrage und die ewige Heimat des

Geistes mit der Bindung des seelischen Lebens an das Hirn. Wenigstens gehören Antworten auf diese Fragen nicht in den Glauben hinein, und man braucht nicht auf ihre Erledigung zu warten, ehe man zugreift, um an Gott teil zu gewinnen. Freilich wollen diese Fragen ihr Recht, und das soll ihnen auch werden, denn sonst gäbe es einen Riß ins geistige Leben hinein. Aber zuerst das Haben der Güter und Kräfte selbst! darnach eine theoretische Verständigung über das Verhältnis dieser Güter zu unserm Wissen und Erkennen! Wenn es uns nur gegeben wäre, die großen geistigen Realitäten der Religion klar zu erfassen und klar darzustellen! Dazu kann uns die Geschichte des Christentums helfen, sie muß uns die Anschauung von Gestalten schenken, in denen jene Güter und Kräfte einfach und klar offenbar wurden.

Wir brauchen den Sinn für eine überweltliche Macht und ein ewiges Ziel, wie sie beide in der Gestalt Christi ans Licht getreten sind. Dieser Sinn entfaltet sich zu einer Welt- oder vielmehr zu einer Gottesanschauung und zu einem neuen Leben im Guten.

Wenn das die nächste Entwicklungsstufe des religiösen Lebens in einer recht großen Gruppe würde!

Friedrich Niebergall.

VÄTER UND SÖHNE.

Draußen eine feuchtkalte, dickneblige Dezembernacht; drinnen im behaglichen Gastzimmer bei leckerem Mahle trauliche Zwiesprache. Ein älterer Herr, zu kirchlichen Würden emporgediehen, und ein jüngerer Mann; der letztere war ich. Das Gespräch drehte sich um eine öffentliche Versammlung, die wir soeben erlebt hatten, wand sich auf verschiedenen Nebenwegen von Politik und Kirchensachen und kam endlich hinaus auf einen wenig prophetischen Ausblick in die Zukunft.

Ich war wohlgemut und meinte, wenn ich nur jung bliebe und die Fähigkeit behielte, zu lernen, auch von der nächsten Generation zu lernen und mit ihr zu leben, so wollte ich mich vor keiner Zukunft fürchten; denn daß die Zukunft immer anders ist als die Gegenwart, ist doch kein Grund, sie für schlechter zu halten.

Da hatte ich's aber mit dem älteren Herrn verschüttet. Er hatte mehrere Söhne, die wahrscheinlich in einem Alter standen, in denen Väter am wenigsten geneigt sind, sich von ihnen belehren zu lassen. Dazu las er eine Zeitung — und er schwor auf sie — die freilich der Gegenwart nicht froh zu werden vermag, der freilich vor jeder Zukunft grauen muß, denn jede müßte anders sein, als jene Zeitung sie sich denkt,

sonst wäre es keine Zukunft. Und der Gedanke an die erziehungsbedürftigen Söhne, der Gedanke an die Gesinnungstüchtigkeit, die darin lag, von ihrem Entstehen an treuer Abonnent jener Zeitung gewesen zu sein, vielleicht auch ein unbewußtes Gefühl dafür, daß er es mit seiner Richtung doch ganz hübsch zu etwas gebracht habe, woben sich zusammen zu dem Väterspruch: Nein, meine Jungens sollen von mir lernen! Dabei griff er in die Tasche, rasselte mit seinen Schlüsseln und lachte dazu in einer Weise, die ich nicht wieder vergessen kann.

In diesem Lachen zitterte neben krankhafter Selbstsicherheit eine leise Unsicherheit. Um dieses lachende Gesicht gruppierten sich mir unzählige andere, alle mit dem fatalen Lachen: Nein, unsere Söhne sollen von uns lernen.

Ich vermute, daß die Herren an ein Gebot der Bibel denken, wenn sie ihre väterliche Autorität und ihre väterliche Weisheit geltend machen. Aber dieses Gebot gilt den Kindern — nicht den Eltern. Es ist jenen Herren natürlich, daß sie die Lehrer des nächsten Geschlechts sind. Es ist göttliche Ordnung, daß die Söhne in den Spuren der Väter gehen. Es lassen sich sogar geschichtliche Beispiele dafür anführen, daß kindliche Pietätlosigkeit Völker ins Verderben gestürzt hat. In wirklich frommen Häusern ist es so erquicklich zu sehen, wie die Kinder die Väter achten, ihr Wort wie ein heiliges Gebot befolgen. Die größten Männer haben notorisch eine beispiellose Verehrung — meistens gegen ihre Mutter gehabt. Nein, es ist klar, von

Gottes und von Rechts wegen: unsere Söhne sollen von uns lernen.

Als ich nachher den älteren Herrn verließ und sein Lachen mich immer noch verfolgte, suchte ich mir das Erlebnis klar zu machen. Ein Bibelwort ist es gewiß, womit die Eltern ihre Stellung rechtfertigen: „Ehre Vater und Mutter" — aber sollte in der reichen Bibel sich nichts finden, das dieses Gebot für die Kinder ergänzt und den Vätern ihre Stellung zu den Kindern anweist? Da trat eine herbe Gestalt in meinen Gesichtskreis, und, was ich, noch unklar, fühlte, wurde mir an ihrer Geschichte und Bestimmung deutlich. Mir fiel Johannes der Täufer ein, der ein echter Israelit war, ein strenger Prediger des Gesetzes, und das Wort, von dem die Bibel berichtet, Gabriel habe es zu Zacharias gesprochen:

„Er wird vor ihm hergehen im Geist und Kraft des Elias, zu bekehren die Herzen der Väter zu den Kindern."

Ich war oft kopfschüttelnd daran vorübergegangen, weil ich es nicht verstand. Ich war auch zu erfahrenen Leuten gegangen und hatte sie nach dem Sinn dieser Worte gefragt; aber ich merkte, daß mein Fragen sie etwas in Verlegenheit brachte, und ging weiter, um nicht lästig zu sein. Jetzt aber stand ich davor still und dachte ihm lange nach. Es kam ein dankbares Verwundern über mich darüber, daß die Bibel so durchaus „modern" denkt, daß auch sie den Fortschritt nur kennt in der Richtung, in der er allein liegen kann:

vom Vater auf den Sohn. Um an die Tore der Vollkommenheit zu gelangen, brauchen wir also nicht rückwärts zu gehen bis ins verlorene Paradies, sondern dürfen vorwärts schauen über Kinder und Kindeskinder. Vielen ist das schon alltägliche Wahrheit geworden, neu war sie mir auch nicht mehr; aber ich hatte doch die Schwäche, es angenehm zu empfinden, daß die Bibel ebenso dachte. Denn ich liebe die Bibel und halte darauf, mich ihrem Geist nicht zu widersetzen. Nun ahnte ich, warum sie uns heute ein modernes Buch ist, nun glitt ein neues, verklärendes Licht über sie dahin; nun wurde ich getroster im Blick auf unsere Väter, ernster im Gefühl der Verantwortung gegen unsere Kinder.

Es gibt demnach auch noch eine andere Betrachtungsweise des Verhältnisses zwischen Vätern und Söhnen, als jener geistliche Herr sie beliebte. Gehen wir ihr nach mit Jugendsehnsucht!

Für den Täufer war es eine harte Aufgabe, die Herzen der Väter zu den Kindern zu bekehren, Väter und Kinder zu einer innerlichen Harmonie, zu gleichgerichteter Bewegung zusammenzubringen. Bei Licht besehen ist ihm die Ausführung dieser Aufgabe auch gar nicht gelungen; wenigstens vorläufig nicht. Die Väter hatten im Volk Israel von alters her eine unvergleichliche Autoritätsstellung. Sie waren die lebenden Geschichtsbücher, aus denen die Söhne Kunde von der Vergangenheit des Volkes empfingen. Sie waren die Vermittler des Glaubens und der frommen Sitte für das nächste Geschlecht. Ihre Stellung war

durch ein mit der Glorie göttlicher Herkunft umgebenes Gebot gesichert, und es ist gewiß gut, daß Väter Autorität haben. Es ist das Natürliche. Aber sie sollen sie von selbst haben und sie nicht künstlich herauskehren. Wer auf seine Autoritätsstellung pochen muß, beweist damit, daß er innerlich unsicher darin geworden ist, daß er sie im Grunde schon verloren hat. Autorität darf, wenn sie segensreich sein soll, nur etwas unwillkürlich, unmittelbar Wirkendes sein. Sobald sie in den Bereich des positiven Gesetzes herabsteigt, entkleidet sie sich ihrer Würde und ihrer Wucht. Es ist daher ein Zeichen des Niederganges, wenn die väterliche Autorität des gesetzlichen Schutzes bedarf.

Die Väter in Israel hatten innerlich offenbar die natürliche Autoritätsstellung den Söhnen gegenüber verloren. Und das war ein ganz natürlicher Vorgang. Im Pharisäismus hatte sich die jüdische Religion in das üppige Kleid der Unfehlbarkeit gehüllt. Die Väter waren der Versteinerung anheimgefallen. Die Wahrheit war eine Meduse geworden, ihr Anblick tötete. Große, heilige Erinnerungen, Sagen und Geschichten, alte, uralte heilige Gebräuche, verstandene und unverstandene, eine strenge, bis in die Art der Nahrung und körperlichen Reinigung hineinreichende Moral — das waren die Elemente ihres religiösen Lebens. Und das alles war so eng mit ihrem Leben verknüpft, daß sie jedes Rühren daran wie ein Antasten ihrer „heiligsten Gefühle“, wie einen Angriff auf ihr Leben empfanden. Ihr religiöses Denken war damit beschäftigt, den fertigen Inhalt des Mosaismus scholastisch zu durch-

wühlen, in Tüfteleien aufzulösen und in kasuistischen Spielereien ungenießbar zu machen. Daß sich die Pharisäer der priesterlichen, mehr orthodoxen Partei gegenüber als die Liberaleren gaben, konnte sie nicht retten. Auch der Liberalismus ist keine Rettung vor der Versteinerung.

Trotz der senilen Erschlaffung ihres Lebens hatten diese Väter noch eine starke Hoffnung für die Zukunft. Sie hofften bestimmt, daß ihr gegenwärtiger religiöser Bestand einmal zu allgemeiner, großartiger Anerkennung kommen werde. Das Joch der Römer sollte fallen. Das alte Reich Israel wieder erstehen in dem Glanze, den es in Davids und Salomos Tagen gehabt. Religiöse und politische Hoffnung woben sich ihnen ineinander. Das Herrenvolk der Welt wollten sie sein. Alle Nationen der Erde sollten sich beugen vor dem „klassischen Volk der Religion". Die Gojim sollten zum Tempel wallfahrten, die fremden Götter zu schanden werden, der Gott im Tempel aber siegen. Was sie erwarteten, war also nichts anderes als die Erneuerung des Alten, des Gewesenen, des zum großen Teil Überwundenen — nur in größerer Ausdehnung. Sie wollten die Welt unter das Joch ihrer alt gewordenen Religionsform spannen, sie wollten das Alte, und nichts Neues.

So hatten sie eine Dogmatik mit eschatologischem Anhang, eine erschreckend genaue Ethik, auch eine Kirchenordnung, so präzise, so unumstößlich — ja, das Heil der jüdischen Landeskirche war gut bewahrt.

Verkümmerte, verkrüppelte Geister! Alles Wertvolle, Heilige lag hinter ihnen. Ein Neues, ein neues

Werden, eine Entwicklung auf ein großes Ziel hin durfte es nach ihrem System nicht geben — es ist erschütternd, in welche Armseligkeit die Väter verfallen waren.

Das war nichts für die Söhne. Sie beugten vielleicht widerwillig ihren Nacken unter das väterliche Joch — aber ihre Herzen waren fremd und fern, wenn der Tempel dröhnte von dem Gesänge der Tausende. Die Gedankenlosen fühlten die Leere nicht; aber wenigen, einfachen Leuten ging es wie ein Stich durch die Seele, wenn ihnen die trostlose Unwirksamkeit des religiösen Tuns in Jerusalem, die hoffnungslose Fruchtlosigkeit des Synagogenbetriebes gewiß wurde; und sie warteten auf den Trost Israels, warteten darauf, daß aus dem alten Boden ein neues, kräftiges Gewächs erstehe, daß durch die alten Räume ein neues Rauschen vernommen werde. Sie hatten wahrscheinlich eine höchst unklare Vorstellung von dem, was kommen sollte, und sie mußten sich „unklare Köpfe" schelten lassen. Aber ihr unklares Verlangen war ihnen doch lieber, als der klare Tod der klaren Köpfe. Sehnsucht ist immer ein Lebenszeichen.

Und da kam das Neue. Nicht über Nacht vom Himmel. Auch nicht mit großem Gepränge. In ein härenes Gewand gehüllt, in eisenharter Askese gestählt, mit donnerndem Wort, das selbst die kirchliche Gleichförmigkeit eines religiösen Gemütes durchbrach. Wie ein Sturmwind, der durch die schwüle Tempelluft fegte und die feierliche Schläfrigkeit der Herren Väter verjagte, so fuhr es durch die Wüste.

Ein Mensch — Johannes. Er hatte die Uhr der Zeit schlagen hören und ihren Schlag verstanden. Was er verstanden, das sprach er aus, ohne Rücksicht auf die Schwachen im Glauben zu nehmen, ohne Sorge, mit kirchlicher Ordnung in Konflikt zu geraten — er sprach es aus, und seine Sprache war den Vätern ein Gericht. Die Uhr der Zeit war vorangerückt, und die Väter hatten es nicht gemerkt; sie schwelgten noch im Abendrot vergangener Herrlichkeit — und es war Morgen geworden, die Menschen zu neuem Tun zu wecken. Herbe Luft stob daher, das Frühlicht neuen Werdens brach an. In Johannes war der Morgen aufgegangen. Und wenn es Morgen wird, so weiß jedermann, daß die Nacht vorüber ist. Seltsam, daß die Väter es nicht glauben wollten!

Nach dem Frührot kam die Sonne. Groß und stark ging sie auf. Wieder ein Mensch — Jesus! Er machte es noch deutlicher, daß es Morgen war. Er handelte unter Schlaftrunkenen wie ein Wachender; er redete unter Vergangenheitseligen von Gegenwärtigem, er trug das göttlich-gewaltige Drängen seiner Seele unter die Menschen wie einen Brand. Sein Geist war Feuer, sein Leben Sturm. Da krachte es im Gebälk des Tempels, da traten die Brüche und Risse am Alten zutage — da kamen die Geister in Fluß, und die lange gewaltsam zurückgehaltene Bewegung der Menschen brach sich in diesem Einen Bahn. Gott sei Dank! Es kam Wahrheit, menschliche, urgewaltige Wahrheit zur Anschauung — und was echte Sohnesart an sich trug, jauchzte ihr zu.

Die Väter schalten es Pietätlosigkeit, Umsturzgelüste, schließlich Gotteslästerung. Wenn der Tempel nicht mehr soll gelten, worauf soll der Glaube ruh'n! Wenn die ihrer Erwählung Gewissen nicht gerettet werden, wer wird dann selig! Die sonst so selbstsicheren Väter gerieten in Angst. Die Johannesbewegung hatten sie äußerlich noch zum Teil mitgemacht, sie hatten sich taufen lassen, um so der Bewegung den Stempel der Tempelhaftigkeit aufzudrücken und sie unschädlich zu machen. Sich aber zur neuen Zeit zu bekehren, daran dachten sie nicht. Jesus gegenüber konnten sie nun nicht ohne Entscheidung bleiben; er ließ sich beim besten Willen nicht mehr in den Rahmen des Tempels spannen. Für ihn wollten sie nicht sein — also gegen ihn! Und die Väter, die Hüter des Heiligen, haben den Sohn getötet.

Alle Gottessöhne hat man Gottlose gescholten und wegen Gottlosigkeit gerichtet. Väter und Söhne standen widereinander, die Väter hingen mit der ganzen Unbußfertigkeit des Konservativismus am Alten, und sie gingen mit ihm zu Grunde. Die Söhne aber, die pietätlose Jugend, die vom Zeitgeist Vergifteten, erwuchsen zu neuem, großem, seligem Leben. Sie wurden des Morgens froh.

So eine Zeit lang! Weder Johannes noch Jesus haben die Herzen der Väter zu ihren Kindern bekehrt.

Und die Söhne wurden Väter. Einige unter ihnen waren nie ganz Sohn gewesen. Sie hatten es nicht lassen können, junge Christengemeinden unter das Joch des Alten zu zwingen. Erst mußt du Jude werden, dann

Christ! Wunderliche Kur! Wenn jemand ohne Arzt gesund geworden ist, dann soll er erst noch einmal krank werden, um sich dann auf wissenschaftlichem Wege gesund machen zu lassen! Wer den Morgen hat, soll den Abend und die Nacht mit ihrem Grauen noch einmal durchleben, damit es auch echter Morgen sei!

Es ist wahr, die Söhne wurden Väter, und recht altväterische Väter. Was Moses den Vätern war, wurde Jesus den Söhnen: ein Religionsstifter, das Haupt einer Schule, der Gegenstand des Studiums und des Streitens.

Der Streit um Jesus hat die Menschen am tiefsten erniedrigt. Der Tempel wurde abgelöst durch die Kirche, der religiöse Mittelpunkt der Welt von Jerusalem nach Rom verlegt. War ein böser Geist vertrieben, jetzt zogen sieben andere ein. Nur in wenigen brandete noch die Flut des Lebens, das von Jesus ausging, aber es war wie die erschlaffende Brandung des entschlummernden Meeres. Dann wurde es still, totenstill — jahrhundertelang. Das Alte starb nicht, es hatte zähe Lebenskraft, eine Vätergeneration vererbte es der andern. Und die Väter waren nicht tatenlos, sie arbeiteten, d. h. sie machten Propaganda für ihre Sache. Sie haben die Völker zu Paaren in die weiten Kirchenhallen getrieben, und die Völker haben ihre Götter und Götzen mitgebracht und hängen an ihnen bis auf den heutigen Tag. Mit diesen Göttern und Götzen ringen wir noch um Gott. In der Kirche und in den Klöstern haben die Völker singen, malen, meißeln, auch wohl in gewisser Weise studieren gelernt, aber im

Schatten der Kirche wuchs kein Neues, in ihrer Enge wurde die Jesusbewegung mit Gewalt, mit Blut und Eisen unterdrückt. Davon lebte die Kirche. Freiheit wäre ihr Tod gewesen. Gottlob! waren die Völker zum Teil stärker als die Kirche; sie sind im Kampfe mit ihr erstarkt und haben einen Teil ihrer Lebenskraft in diesem Kampfe entfaltet. In dieser Kampfzeit haben sie sich jung gefühlt, und was aus jenen Tagen auf uns gekommen ist, weht uns an wie Morgenluft. Und dann wurden sie alt, wurden sie Väter. Es ward aus Morgen und Abend ein Weltentag.

Aber die Zeit rückte vor. Das unvollendete Tagewerk des ersten Tages harrte der Weiterführung. In neuem Frührot brach eine Johanneszeit an. Gottesstimmen wurden laut in der Wüste. Es wurden Söhne geboren wie der Tau aus der Morgenröte. Die Söhne reckten sich und dehnten sich nach dem Tageslicht. Auch sie wußten es nicht in Worte zu fassen, wonach sie sich sehnten. Aber es mußte ein Großes, Herrliches sein. Die Väter lächelten dazu: Das wird sich schon legen!

Da kam der Sohn und trug die Sonne in seiner Brust. Auch sein Geist war Feuer, auch sein Leben Sturm. Feuer und Sturm hat er in den Menschen entfacht, und bald lohte die Erde im Glanze eines neuen Morgens. Und der Morgen war wieder die Empörung gegen die Nacht, der Krieg der Söhne gegen die steinerne Autorität der Väter. Die Väter aber haben von Worms bis Trient ein Mal über das andere Mal feierlichst erklärt, daß sie Väter bleiben wollen, um

die Rolle zu Ende zu spielen, die Jesu Zeitgenossen nicht vollendet hatten. Sie wollten die Decke der Nacht fester spannen über die Völker. Und um ihren Willen zu nächtlichem Tun deutlicher auszusprechen, nannten sie sich: Väter von der Gesellschaft Jesu.

Auch Luther hat die Herzen der Väter nicht zu den Kindern bekehrt.

Doch auch die Söhne der Reformation wurden wieder Väter. Einige unter ihnen waren nie ganz Sohn gewesen. Sie suchten den Feuerwein der großen Zeit in alte Schläuche zu fassen. Diese alten Schläuche waren ihnen teuer. Lieber ließen sie das Feuer verfliegen, als daß sie die Schläuche in die Rumpelkammer warfen. Und sie speicherten schalen Wein in alten Schläuchen auf. Aus dem jugendfrischen Ringen nach Leben und neuem Sein wurden altkluge Streitereien um den richtigen „Lehrtypus". Es ist natürlich, daß das Väterische je älter um so komischer wird. Es muß immer neue Elemente in sich aufnehmen. Die rauhe Gegenart drängt sie ihm auf. Aber anstatt sie zur Entfaltung kommen zu lassen, sucht es sie mit dem Alten zu harmonisieren und raubt ihnen damit die umgestaltende Kraft. Es ist erstaunlich, wie viel Gegenwart die Orthodoxie verschlungen hat! So hat das Alte den Namen, daß es lebt, den Schein, etwas zu sein, aber die Kraft verleugnet es. Es gebärdet sich oft wie ein Jüngling, aber es ist ein Greis — und das ist lächerlich. Das Zeitalter der Orthodoxie mag konserviert haben, gefördert hat es nichts als ruhmlose Spitzfindigkeit. Das Volk hat es nicht er-

wärmt. Es führte den Abend herauf. Und ich finde keine erschöpfende Entschuldigung für diese Sünde der Väter. Es müßte denn sein, daß es ein Verhängnis oder ein Gesetz ist, daß der Geist der Menschheit, der in der einen Generation sich erhebt, um das von Gott uns gegebene Werk zu fördern, in anderen Generationen ausruht. O, wann bricht uns der Morgen an, den keine Nacht verschlingt!

Wie eine unzeitige Geburt erstanden aufs neue Söhne. Aber, von den Vätern an Einseitigkeit gewöhnt, überboten sie sich in Einseitigkeiten. Die einen setzten die autonome Vernunft auf den Thron der Welt, die anderen das autonome Gefühl. In den Mauern derselben Stadt haben sie gerungen, um Licht die einen, um Leben die anderen. Sie haben Einfluß gewonnen und Leistungen aufgewiesen. Die Wissenschaft und die Mission haben sie gefördert — aber das Ziel der Menschheit haben weder die Rationalisten noch die Pietisten gesehen. Eine lange Abenddämmerung. Aber dann kam die Nacht, in der Menschen „bekehrt“ wurden, um der unaufhaltsamen Versteinerung anheimzufallen, in der wohl Sterne leuchteten, glänzende Meteore am Himmel flogen, auch drohende Kometen erschienen — aber es war doch Nacht.

Es ward aus Morgen und Abend ein anderer Weltentag. Und wenn es wieder Morgen wird, dann hebt der alte Krieg von neuem an.

Weder Johannes, noch Jesus, weder Luther, noch der Pietismus haben die Herzen der Väter zu den Kindern bekehrt. Immer noch stehen Väter und Söhne

widereinander, sobald Söhne geboren werden. Die Väternatur ist stark, furchtbar stark! Sie hat unzählige Sohnesnaturen unter ihrer Autorität erstickt. Und wie segensreich hätte ihre Autorität werden können, wenn sie in lebensvoller, verständnisvoller Liebe die Werdekeime in den Söhnen gepflegt, deren göttliches Recht erkannt und geachtet und ihres Wachstums selbstlos sich gefreut hätten! Ihre Autorität wäre gewesen wie der Zügel, der das junge Roß leitet auf rechter Straße, wie der Wegweiser, der still und bestimmt neue Wege weist. Aber die Wegweiser wollten geehrt sein, man baute Altäre um sie her — und vergaß des Wanderns. So wurden Millionen von Söhnen vor der Zeit zu Vätern. Die Zeit rauschte weiter, aber sie wurden des nicht inne, sie schwelgten im Abendrot der Reformation.

Und heute? Die Väter haben sich eng zusammengeschlossen, sie bilden Parteien. Und mit ihren Massen führen sie das Regiment. Ein straffes Väterregiment mit Majoritäten und Gewalten. Die Altväterischsten unter ihnen machen einen Bund mit den rohen Gesellen der Nacht, damit dem Morgen gewehrt werde. Ganz wie vor zweitausend Jahren — Konservative und Jesuiten! Und die sich scheuen vor solch offenem Bunde — sie stehen doch unter der Herrschaft des Nachtgespenstes. In rührender Wiederholungsseligkeit sagen sie uns — oft schön und geistvoll, oft in unerträglicher Plattheit — was vergangene Jahrhunderte erarbeitet haben. Sie rühmen sich ihrer Gedankenlosigkeit und berufen sich auf Paulus, der auch „immer

dasselbe“ gesagt haben soll. Jawohl, das hat er getan, es geht immer derselbe starke, morgenfrische Entwicklungsdrang, immer dieselbe glühende Sehnsucht durch seine Schriften — aber die hat mit eurer Armseligkeit nichts zu tun, ihr Greis Gewordenen! Habt doch mehr Respekt vor Paulus!

Es läßt sich eine fast mathematisch genaue Parallele ziehen zwischen den Vätern zur Zeit Jesu und den Vätern von heute. Beide sind fromm und meinen es gut; beide sind religiös brennend interessiert und bringen persönliche Opfer für ihre Überzeugung, beide geben in Wort und Miene, in Lebenshaltung — und Philisterhaftigkeit Zeugnis von ihrer Gesinnung. Das Zeugnis ablegen steht beiden hoch. Sie kämpfen beide gegen die Mächte des Umsturzes, sie verbrennen schier beide vor Patriotismus, sie hoffen beide, daß später einmal die Welt sei wie sie selbst. Aber ihre Hoffnung ist getrübt. Glauben sie, einen Feind niedergerungen zu haben, so erstehen ihnen tausend neue. Sie verlieren die Fassung und tun in ihrer namenlosen Verwirrung Dinge, die ihre Väternatur schmerzlich offenbaren. Nun retten sich die einen in die Blasiertheit, die immer die Angst vor dem nahenden Gericht verbergen soll, andere klagen und seufzen über die schlechte Zeit und trachten danach, uns in ihre pessimistische Stimmung zu fangen. Sie finden die Berechtigung zu ihrer Klage in der Bibel. „So muß es kommen nach der Schrift.“ Wir lassen ihnen die Klage.

Unsere Zeit liegt in Geburtswehen. Es wollen Söhne geboren werden. Es ist ein Himmlisches, Göttliches in ihren Schoß gefallen, das Frucht ansetzt. Gegenwartsmenschen haben die Empfindung, als sollten sie bald von neuem geboren werden, um das Licht der Welt zu sehen. Denn noch haben wir es nicht gesehen. Noch lagert Nachtschleier über unseren Geistern. Ganz vorn stehen Starke, die ihn fortziehen. Fast überkommt uns Ungeduld: Hüter, ist die Nacht schier hin? Wir wollen den Tag sehen, einen neuen, großen Tag, wir wollen geboren werden zu neuer, großer Kraft, wir wollen das Leben schauen, das unser würdig ist, eine Menschheit, die der Erde mächtig ist. Wir wollen Söhne sein und unser Leben einsetzen für das gewaltige Ziel, das wir ahnen.

Und wir ahnen es nur. Es wäre kein Ziel, des Blutes wert, wenn wir es klar schauten. Wir scheuen nicht den mitleidigen — mit Verlaub — hochmütigen Einwurf: Unklare Ziele, unklare Köpfe! Wir wissen, daß zu allen Zeiten die Väter so gelächelt haben, — ich habe sie selbst lachen sehen an jenem Abend — alle miteinander. Wir wissen, daß die Söhne zu allen Zeiten das Ziel nur ahnten, für das sie ihr Herzblut gaben. Darum schämt euch eures unangebrachten Mitleids, ihr Väter, die ihr nur lebt von den Brosamen, die von den Tischen begrabener, von euch getöteter Söhne fielen.

Oder meint ihr, ihr könntet eine Zukunft bauen, an der ihr selbst, an der unser Volk Freude haben werde? Seht ihr's denn nicht, wie euch — freilich un-

geschlachte Söhne über den Kopf wachsen? Hört ihr nicht das Grollen tief unten im Volk gegen euer Väterregiment? Spürt ihr es nicht, wie Johannes lebendig wird und mit der Axt in der Hand durch das Land geht?

Aber ihr wollt wissen, was wir, die wir uns so anspruchsvoll „Söhne“ nennen, denn eigentlich wollen. Gut, ich will euch etwas davon sagen, nicht mehr, als ich sagen kann. Hoffnungen lassen sich nicht genau beschreiben, sie wachsen und werden, sie sind im Fluß.

Wir wollen Gott nahe kommen, ganz nahe! Und um ihn kennen zu lernen, wollen wir nicht mehr auf die Theologie angewiesen sein. Mit welcher Inbrunst und Andacht haben wir zu euren Füßen gesessen, als die Paragraphen über Gott an der Reihe waren! Wir schrieben das Wesen Gottes säuberlich in unsere Hefte, wir haben uns begeistert für eure Formulierungen, wir haben euch gedankt, weil wir glaubten, ihr hättet uns Waffen geschmiedet gegen den Materialismus. Und der Materialismus kam, kam über uns wie ein gepanzerter Riese mit eiserner, erbarmungsloser Faust und zerschlug uns den Gott, den ihr uns gabt. Denn was ihr uns gabt, war auch Materie, der Materialismus der theologischen Formel. Hätten wir uns darauf versteift, es wäre wahrhaftig bequemer gewesen. Es wäre auch gleichgültig gewesen, ob eure Formeln alt oder neu waren. Sie waren Materialismus, nur feiner, dünner, nur versteckter, haltloser, als der, der

sich als solcher bekennt. Das Gröbere verschlang das Zartere. Ihr habt uns Gott nicht gegeben.

Nun haben wir uns auf den Weg gemacht, ihn zu suchen. Nun zerbrechen wir die Ketten, mit denen ihr uns bandet. Und in der Freiheit, die wir atmen, ist er uns näher, größer. Der Weg, den wir gehen, ist einsam. Ob unser auch viele sind, jeder wandelt für sich. Keiner will ans Ziel getragen werden. Wir räumen alle Bequemlichkeiten aus dem Wege. Wir haben die Augen für Gott aufgeschlagen. Wo wir ihn früher suchten, in den Höhen, da ist er nicht. Er hat sich unter die Menschheit gestellt, ihr Aufwärtstrieb zu geben, er ist hinter sie gegangen, ihr eine verzehrende Vorwärtssehnsucht zu geben, er hebt und treibt, er hält uns nicht fest. Und je kräftiger wir sein Tragen und Treiben spüren, desto weiter wird vor und über uns der Bewegungsraum, desto weiter das Ziel. Und wir sind nicht traurig, wenn er uns stets wieder entrückt wird, wir jubeln über diese Weite. Wir haben eine vollkommene Freude.

Wir wollen die Natur kennen lernen. Nicht suchen wir in erster Linie eine wissenschaftliche Erkenntnis zu gewinnen. Es wäre betrübend, wenn man Mensch nur werden könnte, indem man Naturwissenschaft studiert. Wir wollen in das naturgemäße Verhältnis zu ihr kommen; denn sie ist die Mutter, die uns geboren hat. Und wir lassen uns unsere Mutter nicht weiter schelten, als wäre sie ein gefallenes Weib. Die Natur ist besser als ihre Verleumder. Wie bequem, die Natur verantwortlich zu machen für „die Sünde"! Sie

ist das Gebiet, an das Gottes Arbeit manchen Weltentag gebunden war, und wir sehen die Spuren Gottes in der Natur. Wir haben in ihr die Mutter erkannt, die voller Sehnsucht darauf wartet, daß ihre Kinder das werden, wozu sie sie geboren hat, die Mutter, die uns Kräfte gab; diese Kräfte haben geschlummert, sind erstickt unter dem Schutt menschenfremder Kulturen. Aber die treue Mutter pflegt und erhält sie; darum kommen wir von ihr nicht los. Wir halten es nicht mehr für eine Schande, Naturkinder zu sein.

Noch sehen wir nur ihre Außenseite. Und ob wir in die Geheimnisse der Moleküle, in das Weben der Atome, in das Walten der mechanischen Gesetze hineinschauen voll Staunen und Verwunderung, es ist ja alles erst ihre Außenseite. Unsere Mutter aber hat ein Herz, ein klopfendes Herz, das wollen wir schlagen hören.

Uns ist, als habe es einer schon gehört. Aber es ist lange, lange her. Der hat sich warm und sicher — nein, kühn und wagemutig in ihren Schoß gebettet. Der hat ihre Seele atmen hören, ihr innerliches Weben verstanden. Und was er aus diesem innerlichen, zarten Verhältnis zur Natur heraus sagte und tat, verstanden die Menschen in ihrer Veräußerlichung, ihrer Seligkeit in mechanischen Begriffen nicht. Darum wunderten sie sich und nannten „Wunder“, was Zeichen wahrhaftiger Bekanntschaft zwischen Mutter und Sohn waren. Er hat gewiß die ewige Gesetzmäßigkeit der Natur nicht durchbrochen. Er hat die Versuchung zur Auflehnung gegen die Naturgesetze sogar abgewiesen. Aber

wie die Theologie nichts anderes kann, als die mechanischen Gesetze äußerlich-religiösen Geschehens aufzudecken und uns damit dem Höchsten gegenüber vor ein gähnendes ignoramus zu stellen, so kann die Naturwissenschaft, wenn sie Wissenschaft bleiben will, nur die Gesetzmäßigkeit stofflicher Vorgänge konstatieren. Wenn die Wissenschaft anfängt zu weissagen, so wird's lächerlich, wie der rätselvolle Häckel bewiesen hat. Wenn das, was Jesus tat, also außerhalb des Gebietes der naturwissenschaftlichen Arbeit fällt, wenn heute, heute in Menschen von Fleisch und Blut ähnliche Kräfte erwachen und ähnliches unerklärliches Wissen an den Tag bricht, wie in den Tagen Jesu von Nazareth, so —ist es natürlich das Einfachste, zu sagen, die Dinge seien nicht geschehen, weil sie nicht geschehen sein können, weil sie „wissenschaftlich unmöglich" sind. So hat auch jener Arzt gesagt, als ihm ein längst aufgegebener Patient in blühender Gesundheit begegnete: „Wissenschaftlich sind Sie tot" — aber der Mann lebte, zum Ärger des Arztes.

Wenn also Dinge geschehen sind, sie sich beim besten Willen nicht auf das Prokrustesbett der bisher bekannten Naturgesetze spannen lassen, — nun — so schließe ich — so gibt's also ein Verhältnis des Menschen zur Natur, so gibt's ein Weben in derselben, das sich eben auf keine Formel bringen lassen kann — vielleicht auch nicht will. Es offenbart sich nur den Menschen, die nicht bei dem Materialismus der Formel stehen bleiben. Man braucht von der ersehnten Weltformel der Naturwissenschaft gar nichts zu wissen, und kann doch in-

timer mit der Natur verbunden sein, als die Kenner ihrer äußerlichen, mechanischen Gesetze. Ebenso wie man nicht Theologe zu sein braucht, um Gott zu kennen.

Wollt ihr uns sagen, das seien vage Phantastereien? Dann mögt ihr noch so stolz auf euer Weltwissen, auf eure zeitgemäße Bildung sein, mögt auf der Höhe der Zeit stehen, ihre Tiefen kennt ihr nicht, ihr seid Väter.

Im Grunde verschlägt es nichts, ob die Väter „den alten Glauben“ oder kühnen Unglauben zu ihrem Bekenntnis gemacht haben. Die Väternatur beruht nicht auf Glaubensbekenntnissen, sondern auf geistigen Blutstockungen, auf einer Verkalkung der Lebenstätigkeit.

Wir suchen ein innerliches Verhältnis zu unserer Mutter, der Natur. Wir meinen, uns damit nicht in Rückwärtsbewegung zu befinden. Sondern glauben, das, was wir sein sollen, erst dann werden zu können, wenn wir in das naturgemäße, den Gesetzen der Abstammung entsprechende Verhältnis zur Natur getreten sind. Das aber kann nicht mit dem Seziermesser und dem Mikroskop gefunden werden. Wir wollen uns nur auf die Wurzeln stellen, denen wir entwachsen sind. Und wir glauben, daß uns ein ungeahnter Reichtum neuen Erlebens, heiligen Wissens, kraftvollen Könnens blüht.

W i r w o l l e n d i e M e n s c h e n k e n n e n l e r n e n. Darum achten wir die Formen nicht, die trügerischen Gewänder, die man ihnen umgehängt hat. Wir haben vor ihnen keine Ehrfurcht mehr, weil sie dies und das

haben oder sind. Sie sind uns zu wertvoll, als daß wir sie nach einer Kulturschablone beurteilen könnten. Der gegenwärtige Kultur-, Religions- und Nationalzustand ist ja nur eine Episode in ihrem Leben. Und was ein Mensch, abgesehen von diesen Göttern, noch hat und ist, — das ist er wirklich, darin ist er wertvoll.

Ich weiß wohl, daß die Väter den Menschen im allgemeinen sehr gering bewerten. Er muß erst der Väterschar sich einreihen, ehe er brauchbar ist. Er muß erst alle Achtung vor sich selbst verloren haben und fremdes Verdienst sein eigen nennen, ehe man Hoffnung für ihn hat. Ich kenne aber keinen schmachvolleren Mißbrauch von Bibelworten, als den, der der Herabwürdigung des Menschen dient. Es ist nur gesunder Wahrheitssinn, nur gerechtfertigte Freude an dem noch nicht erkannten Menschentum, es ist heilige Menschennatur, die sich sträubt gegen solches Niedertreten in den Staub. Was das Neue Testament unter „Buße“ versteht, ist nichts weniger, als die Vernichtung der Selbstachtung des Menschen. Und was die Bibel „Bekehrung“ nennt, ist alles andere als ein Verlassen menschlicher Art zu Gunsten irgend welcher menschenfremden Daseinsweise. Beides, Buße und Bekehrung, sollen sie etwas Gutes, Förderndes sein, können nur in der Richtung liegen, in der der Mensch in seine Bestimmung, sein Wesen hineinwächst. Es ist die verderblichste Erscheinung der Reaktion, daß man den Menschen von seiner Art, seinem Wesen, seiner Natur trennen will. Die oft weibische Klage

über die Schlechtigkeit der Menschen hat ihren Grund in der Anmaßung, sie, anstatt aus ihrer unnatürlichen Situation sie zu erlösen, in eine solche hineinbekehren zu wollen. Das letztere ist freilich das Leichtere und hat auch Erfolge, — die nicht „Segen" bedeuten, wie man sich einredet — aber ich wollte, diese Erfolge hätten ein Ende, und der Segen käme über uns! Und — wie kann man die Menschen kennen lernen, wenn man sie durch unvernünftige, anmaßende Forderungen in einen Zustand der Verärgerung bringt, in dem sie, dem Trieb der Selbsterhaltung folgend, alle unnatürliche, angelernte Unart spielen lassen!

Die Menschennatur ist gut, ist heilig. Sie ist es, sofern in der Entwicklung der Welt alle Dinge gut und heilig, die werdefähig sind, die Zukunft, die Vollendung in sich bergen.

Mir scheint, es hat einer vor langer, langer Zeit die Heiligkeit und Unantastbarkeit der Menschennatur konstatiert, einer, auf den sich ihre Verkläger berufen. Er hat sich unter die Verklagten gemischt, unter die, die am deutlichsten die Gottwidrigkeit menschlicher Natur hätten offenbaren können. Sie hatten glücklicherweise noch kein Dogma der Erbsünde; statt dessen trugen sie den Schmerz und den Zorn in ihrer Brust wider ihre Verächter. Es trat ihnen in dem freundlichen, seltsamen Manne auf einmal ihre eigene Natur in voller Lauterkeit und Unverfälschtheit vor Augen. Da rang sich aus der Tiefe ihrer Seele das Sehnen los, das nur Jesus ganz verstehen konnte: Du Mann von Nazareth, gib uns unsere Natur, das verloren ge-

gangene Ich, unser ewiges, ewig wachsen wollendes Leben wieder. Jesu, lieber Meister, lehre uns wieder Menschen zu sein!

Seitdem Christus über die Erde gegangen ist, hat dieses Sehnen kein Ende nehmen können. Es ist verschüttet, geknebelt, scheintot gemacht worden — aber so oft ein Morgen graut in dem ewigen, gigantischen Gange der Weltzeiten, so oft hebt dieses Sehnen wieder an, so oft ruft's in die übersatte Kultur hinein: „Wir wollen nicht Affen wechselnder Moden bleiben“ — und in die Religionssysteme donnert's: Wir wollen nicht Drahtpuppen sein, an euren Bändern gezogen, wir wollen Menschen sein, die wissen, was Leben und Seligkeit ist!

Heilige, unvergängliche Menschennatur! Dich hat Gott geschaffen und mit unvertilgbaren Kräften ausgestattet! Gegen deine Träger mußt du dich wehren; sie wollen dich knechten unter ihren Aberwitz! Aber du wirst zerreißen ihre Bande und von dir werfen ihre Seile! Wir spüren dein Weben auf den Höhen und in den Tiefen. Du blutest an deiner Ferse; du aber wirst endlich den Schlangenkopf zertreten, — dann wird der Mensch geboren, dann geht die Sonne auf, dann bricht der Tag an, dessen wir harren, der Tag Christi!

Wir wollen Christus kennen lernen. Nicht, als hätten wir ein sonderliches Interesse an der Lehre über die „zwei Naturen“ in ihm, die göttliche und die menschliche; nicht, als ob uns irgend eine Theorie über den „Heilswert“ seines Todes in Erregung brächte.

Die Nacht, in der die Christologie die Menschen von Christus fernhielt, ist ja nun endlich bald vorüber.

Nein, wir haben ein ganz persönliches Interesse an Christus. Uns interessiert seine lebendige Person. Er hat uns schon beeinflußt, ehe wir es recht merkten. Manches, das uns wie eine reife Frucht in den Schoß gefallen ist, ist an dem Baume seines Lebens gewachsen. Aber wir haben nur Erstlingsfrüchte geerntet. Uns verlangt nach mehr. Wir haben seine Fülle noch kaum geschaut, viel weniger ausgeschöpft.

Wir möchten Lehrlinge werden in seiner Werkstatt. Wir haben einmal hineingeschaut im Vorübergehen, aber man erzählte uns, sie sei ein Allerheiligstes, in das keines Menschen Fuß treten dürfe. Und doch erinnern wir uns, daß Fußspuren von Menschen auf ihrer Schwelle standen und hineinwiesen. Nicht viele; die meisten müssen vorübergegangen sein. Ob wir es wagen dürfen, bei ihm einzukehren? In der nervösen Vielarbeiterei der Welt haben wir keinen Plan, keine Einheit und keinen erquickenden Zweck gefunden. Das ist uns unerträglich geworden. Und weil es nur noch historisches Interesse für uns haben kann, was man früher über Christus gesagt hat und was man jetzt über ihn sagt, so gingen wir zu ihm selbst und klopften an seiner Türe an, — mit zitterndem Herzen. Die Riesenmaße seiner Werkstatt haben uns erschreckt, haben uns aber auch mit großen Hoffnungen erfüllt. Hier wird große Arbeit getan. Hier wird Großes gebaut. Hier ist Plan, Einheit, Ziel.

Wir sahen, daß andere vor uns hineingegangen waren, um Lehrlinge zu werden. Einige hatten ihre Sache gelernt und ihre Arbeit getan. Die hatte der Meister zur Ruhe gesetzt, sie waren davongegangen. Andere waren an der Arbeit. Sie richteten die Werkzeuge her und schafften Schutt und Staub beiseite. Wieder andere schienen eine Pause gemacht zu haben und zu neuer Arbeit sich zu rüsten. Sie banden das Schurzfell um und entblößten sehnige, arbeitsgewohnte Arme.

Es waren bekannte Gesichter, die ich sah. Menschen, die ich längst tot glaubte, waren in Christi Werkstatt an der Arbeit. Einer hieß Paulus von Tarsus. Zwei große Arbeitsperioden hatte er hinter sich, jetzt nahm er nach langer Pause den Hammer wieder zur Hand. Martin Luther hieß ein anderer. Der brannte darauf, daß der Meister das Zeichen zum Beginn der Arbeit gebe. — Und ich sah Gesichter dort, die mich überraschten, von denen ich fast überzeugt gewesen war, sie überall — nur nicht in Christi Werkstatt zu finden. Neben den stürmischen Naturen eines Paulus, eines Luther — ein kleiner bedächtiger Mann, der erst jeden Hammerschlag lange erwog; aber dann machte er feine Arbeit: Kant. Und mit sinnendem Blick, wie wenn er auf eine Offenbarung warte, saß ein anderer da; ein mächtiges Haupt, von wirrem Haar umrahmt, ein Antlitz voller Hoheit, Hände, wie geschaffen, an dem Bilde des Meisters mitzuarbeiten: Beethoven. Und mit glühendem Auge stand einer zur Seite, ein Bild und ein Schöpfer der Schönheit zugleich, Kenner und Meister

des Lebens. Auch er hatte an dem Werke gearbeitet, und, wie es schien, war seine Arbeit noch nicht zu Ende: Goethe.

Manchen noch sah ich, den die Väter dort nicht suchen. Und mehr noch vermißte ich, die ich sicher hier zu finden meinte. Männer und Frauen, denen eine Kirche den Heiligenschein ums Haupt gewoben hatte, oder deren Frömmigkeitsruf, deren „Segensspuren" das Land erfüllten — wo sind sie geblieben? Sie waren augenscheinlich zu der ernsten Arbeit in Christi Werkstatt nicht zu gebrauchen.

Es schien, als wolle der Meister das gewaltige Bild, dessen Formen aus dem schneeigen Marmor noch hervorleuchteten wie unter einem Schleier, um ein wichtiges Stück fördern. Er saß da mit brennendem, prüfendem Blick und schaute ernst an dem Bilde empor. Seine Gehülfen lasen in seinen Augen, sie verstanden den Schöpferwillen des Meisters.

Und über dem Meister und seinen Gesellen lag bei dem Ernst der neubeginnenden Arbeit ein heiterer Friede. Der teilte sich uns mit. Wir sollten Zeugen sein eines Werdens, eines Entstehens. Da regten sich uns die Hände, da fragten wir nach Werkzeugen, und der Meister gab uns einen Meißel zur Hand und einen Hammer. Ungeschickt waren die ersten Hammerschläge, aber unter den Augen solch eines Schöpfermeisters lernt sich's — nun üben wir unverdrossen und arbeiten mit — wir sollen ja Werden, Entstehen erleben. Danach hungert uns nach all dem Todesgeruch.

„Da fragten wir den Meister: „Meister, wessen ist das Bild, das du schaffst?“

Und er antwortete: „Euer Bild, der Menschheit Bild!“

Das durchzuckte uns, wie wenn in finsterer Höhle nach langem Irren und Suchen ein Lichtstrahl uns den Ausgang gezeigt hätte.

Durch die Jahrhunderte und Jahrtausende ist Christus an der Arbeit, aus rohem Gestein die Menschheit herauszumeißeln. Das ist der leitende Geist, das ist die Wahrheit, die von ihm ausgeht. Das ist sein Schaffen und Erlösen, daß er den Keimen und Trieben, die Mensch werden wollen, die Wege bahnt, Hüllen und Schleier nimmt, und ihr Wachsen beschirmt — und ihre Vollendung sichert.

Nun wissen wir, was Christus will. Aber wir kennen ihn damit noch nicht ganz. Mit seinem Werke zusammen wächst er uns von einer Herrlichkeit zur andern.

Doch — ich versichere euch — wir vergessen auch der uralten Delphischen Weisheit nicht: Erkenne dich selbst! Nur haben wir in der müßigen Unrast theoretischer Überlegungen und Kämpfe die heilige Stille zur Einkehr nie gefunden. Wir waren nahe daran, den Weg zu uns selbst zu verlieren.

Wir sind ungerechte Richter gewesen, wir haben uns selbst verurteilt, ehe wir uns kannten. Und das Urteil war hart, grausam hart. Es lautete auf Verdammnis. Zum Glück hat sich kein Urteilsvollstrecker gefunden, so daß wir das Licht noch sehen dürfen.

Als Gesetzbücher bei unserer Selbstverdammung dienten uns ehrwürdige Folianten, in denen mit viel Fleiß und Scharfsinn unsere Sünden zusammengetragen waren, noch ehe wir sie getan. Da die Strafe, die wir uns zugedacht, nicht eintrat, so besannen wir uns, ob Verbrechen und Strafe in einem gerechten Verhältnis zueinander stehen, — ob wir ein Recht hätten, uns zu richten, ob ein Gericht überhaupt der Sinn, das Ziel des Geschehens sein müsse.

Da lösten sich nach und nach die Bande, mit denen wir an das gesetzliche Wesen gebunden waren. Gesetz muß ja richten. Aber das richtende Gesetz hat der Christus, wie wir ihn kennen, abgetan. Er knüpft in seiner erlösenden Arbeit nicht an das „böse Gewissen", nicht an eine künstlich genährte Angst vor dem Gericht an — sondern er berührt die Menschen da, wo sie allein berührt werden können, an ihrem Menschsein, ihrem Menschseinwollen. Unter dieser innerlichen Berührung mit dem Geiste Christi zerfielen alle die schönen Theorien über den „natürlichen Zustand des Menschen" in Staub. Wir fühlten einmal unsern Pulsschlag, wir sahen uns einmal selbst.

Ja, da haben wir Buße getan. Es kam eine schmerzliche Erkenntnis über uns. Wir hatten um Gott geeifert und hatten ihm Hekatomben geopfert. Wir waren die Wege des Saulus von Tarsus gewandelt, nur etwas feiner, gebildeter. Wir hatten um Güter gekämpft, die unser nicht wert waren. Wir hatten das Gefühl, als hätten wir „in die Luft gestrichen". Was wir für Güter hielten, waren Theorien, vielleicht gute, richtige, viel-

leicht schlechte, falsche, — aber es waren Theorien, und unsere Seele erstickte schier in ihrer Fülle. Es war eine große Demütigung, einsehen zu müssen, daß das Beste, was wir geleistet zu haben glaubten, wertlos war, — und daß unsere Seele, an deren Heil uns ja alles lag, dürr, sterbensmatt nach einem Tropfen Wassers lechzte.

Jetzt mußten wir verkaufen alles, was wir hatten, jetzt mußten wir absagen allem hinter den Büchern und am Schreibtisch Errungenem, jetzt wurden wir auf uns selbst gestellt — ganz allein — jetzt halfen uns keine Theologien mehr, jetzt waren alle Krücken zerbrochen. Klare, herbe Luft wehte uns an. Wir standen gegenüber dem — Nichts.

Das war die Krisis. Und sie führte zur Gesundung. Hatte vorher unser Verstand, oder unser ästhetisches Gefühl, oder unser Zusammengehörigkeitsbedürfnis mit anderen Menschen die Richtung gegeben, — jetzt wurden Stimmen im Innern laut, die bisher geschwiegen hatten — oder übertönt worden waren. Sie schrieen nun nicht mehr nach Schönheit, nicht nach Klarheit und Ebenmaß der Gedanken, — daß ich es grob sage — nicht nach einer Brille, durch die man das Leben anschauen könne, nicht nach Variationen über Gott — sondern wie aus dem Urgrunde unseres Seins, wie aus Tiefen, in denen mehr als das Gestern und Ehegestern schlummerte, seufzte es nach Realitäten; wir wollten mit unseren Ohren hören, mit unseren Augen sehen, mit unseren Händen betasten.

Gott und Leben — die einfachsten Dinge, mit

denen wir andere so leichtfertig hatten spielen sehen wie mit runden, glatten, abgewaschenen Kieselsteinen aus dem seichten Bache — Gott und Leben, von denen wir geredet hatten, als handle es sich um die selbstverständlichsten Dinge der Welt — Gott und Leben, sie rangen sich in uns los als die ewigen Welträtsel, als die tiefste Sehnsucht, als die Ahnung, sie — und sie allein müßten in ihrer harten, beglückenden Realität den Sinn alles Seins, den Sinn, das Ziel unseres Seins bilden.

Von da an standen wir nicht mehr dem Nichts gegenüber. Wir waren aus dem Schein- und Trugwesen in greifbare Wirklichkeit gestellt. Die Stimmen, die in der Einsamkeit ertönen, verhallen nicht. Die Sehnsucht, die nicht ruht, bis sie aus den schwindelnden Höhen der Begriffe an die Wurzel der Dinge gedrungen ist, bleibt nicht gänzlich ungestillt. Es kam ein — vielleicht theologisch von heute „inkorrektes", jedenfalls beglückendes Verständnis für prophetische Naturen über uns. Das gab unserer Hoffnung Schwingen.

Gott! — Dich will ich schauen! Leben! — Dich will ich fassen!

Es ist die Fülle meines Lebens, mich zu sehnen nach Gott, dem lebendigen Gott. Es ist mein Verlangen, das Leben zu leben in seiner ganzen Weite und Größe. In diesem Sehnen und Verlangen habe ich mich gefunden — dieses Sehnen und Verlangen — das bin ich!

Du gottgesegnete Delphische Weisheit! Du hast mir die Freude wiedergegeben, Mensch sein zu dürfen.

Menschsein ist keine Schmach und Qual mehr. Menschsein ist jubelnde Lust, denn im Menschsein reichen das Gestern und das Morgen sich die Hände, im Menschsein ringen und siegen die Pläne Gottes, im Menschsein wird die Menschheit.

Nicht, als hätten wir Gott und das Leben! Wir haben nichts im Vergleich zu dem, das wir hoffen. Aber eine Hoffnung haben wir, und von der Hoffnung leben wir. Noch wandeln wir wie im Traum und lassen uns gern Träumer schelten. Wir sind da in guter Gesellschaft. Noch ist unser Bild von der Hand des Meisters nicht ganz herausgeschält aus dem rohen Marmor. Noch haftet uns Fremdes, noch Unnatur an. Noch ist nicht erschienen, was wir sein werden. Wenn es aber erscheinen wird, dann tritt, lebendig von göttlichem Hauch, aus der Felswand unser Bild, der Menschheit Bild, hervor, angetan mit Würde und Hoheit, erfüllt mit einem Geiste, der Feuer, belebt von einem Leben, das Sturm ist — und alle Welt wird staunen und anbeten!

Der Menschheit Bild ist Christi Bild.

Dann ist aus Morgen und Abend wieder ein Weltentag vorüber. Ein Tagewerk ist getan. Ein neuer Morgen geht auf. Was mag der Tag uns bringen!

Väter und Söhne — noch stehen sie widereinander. Wie mögen heute jene Väter, die in Jesu Tagen die ewige Reaktion repräsentierten, die Dinge ansehen? Was mögen die Väter, die die Reformation hindern

wollten, zur Entwicklung der Menschheit sagen? Sie stehen jetzt mit ihrem Geiste in der Welt, in der alle Täuschung aufhört; denn wenn schon kein Atom in dem All der Natur verloren geht, wenn die sorgsame Mutter sie alle treulich bewahrt, wie sollte sie Menschen aufgeben, wenn sie aus einem Aggregatzustand in den andern gehen!

Jetzt sind jenen Vätern die Machtmittel der Reaktion genommen. Die ganze Sinnlichkeit ist wie ein Gewand von ihnen abgefallen. Jetzt ist ihnen das Licht greller und die Dunkelheit dunkler. Jetzt ist ihnen lebendiger das Leben und quälender der Tod. Jetzt sind sie nur Geister. Und sie sind die Wolke von Zeugen, die unserm Kampf zuschauen. Sollte die Bewegung der Geister sie unberührt lassen? Sollten sie nicht mit ergriffen werden von der großen Weltsehnsucht, der ewigen Menschheitssehnsucht nach einer Erlösung? Sollte die Johannesnatur, die uns eingeimpft ist, sie völlig in Ruhe lassen?

Ich glaube, sie können auf die Länge dem hinreißenden Zug der Entwicklung der Welt nicht widerstehen. Ihre Kämpfe und Nöte kenne ich nicht. Die Wege, die sie gehen müssen, weiß ich nicht. Ich denke mir nur, bei ihnen tobt heftiger der Kampf, ist dorniger der Weg. Aber, da sie dem Urgrund der Dinge, dem Fluß der Zeit näher stehen als wir, so müssen sie, ob sie wollen oder nicht, aufwachen, wenn ein neuer Tag graut. Und ich glaube, sie haben sich gefreut, als sie den Morgen sahen, und haben mit den Söhnen einer neuen Menschheitsperiode Gott gedankt, daß sie

nicht mehr allein waren in der furchtbaren Einsamkeit der Geister, daß ihre Herzen bekehrt waren zu ihren Kindern.

Ich glaube an die Erlösung der Geister, an die Bekehrung der Väter.

Darum sehe ich ohne Angst, ohne Sorge die Tätigkeit der Väter von heute an. Im Grunde ist es gleichgültig, was sie zu dem Werden und Weben unserer Zeit denken und sagen. Aufhalten können sie uns nicht. Die Wahrheit geht ihren Weg — rücksichtslos. Und wenn sie in neuer Klarheit offenbar wird, wenn erlöste Menschen ein neues Lied in neuer Weise singen, wenn dann das Seufzen der Kreatur gestillt ist und sie in den freien Dienst freier, starker Menschen tritt, dann werden Väter zu Söhnen werden, dann ist wahr geworden, was von dem Täufer gesagt war:

„Er wird die Herzen der Väter bekehren zu ihren Kindern."

Hans Wegener.

DIE GEHEIMEN ERFAHRUNGEN DER PROPHETEN ISRAELS.

EINE RELIGIONSPSYCHOLOGISCHE STUDIE.

Die gegenwärtig mächtig aufstrebende Religionsgeschichte mit ihrer Freude an der geschichtlichen Besonderheit und die Moderne mit ihrem Interesse für okkultistische Erscheinungen haben die alttestamentliche Prophetie, deren Verständnis so lange Zeit durch eine einseitige dogmatische Betrachtung und dann durch den rationalistischen Sinn verschüttet war, gewissermaßen erst wieder entdeckt, und die Personen der Propheten, die die Orthodoxie nur als das gleichgültige Organ einer übernatürlichen Offenbarung ansah, und die der Rationalismus nur als fromme Lehrer und würdige Prediger schätzen konnte, stehen, aus dem Schlafe von vielen Jahrhunderten erwacht, jetzt wieder greifbar deutlich vor unseren Augen. So mag es ein Thema sein, das auch den Laien interessieren wird, wenn man versucht, das eigentlich „Prophetische" an diesen Propheten darzustellen.

Wir haben über die Propheten im Alten Testament zwei Arten von Quellen. Unter den Propheten stehen an erster Stelle diejenigen, die selber geschrieben haben, die sogenannten „schriftstellerischen" Propheten, deren erster für uns Amos ist, und deren Hauptvertreter Jesaias, Jeremias, Ezechiel sind. Diese Männer sind dem Religionshistoriker der Höhepunkt des Alten Testa-

ments, und auch für unsern Zweck sind ihre Bücher Urkunden ersten Ranges: denn sie berichten selber, was sie erfahren haben. — Ihnen aber sind andere voraufgegangen, die gleichfalls „Propheten“ heißen und das eigentlich „Prophetische“ mit ihnen teilen, die aber selber nicht geschrieben haben. Was wir über diese Männer wissen, stammt aus den Kreisen ihrer Anhänger; es sind volkstümliche, poetische, sagenhafte Erzählungen, die von ihnen handeln, Erzählungen also, die eben wegen dieser Sagenhaftigkeit mit Vorsicht benutzt werden müssen. Auch religionsgeschichtlich angesehen, treten diese Propheten hinter den großen Schriftstellerpersönlichkeiten ihrer Nachfolger zurück. Wir tragen diesem Umstand Rechnung, wenn wir im folgenden den Ton auf die schriftstellerischen Propheten legen und nur eine verhältnismäßig kurze Übersicht über ihre Vorgänger voraufschicken. Diese freilich ist nötig, da vieles in den schriftstellerischen Propheten nur dann deutlich gemacht werden kann, wenn man die früheren kennt.

Wir hören von den Propheten zum ersten Male in einer uralten, halb sagenhaften Erzählung, die das erste Zusammentreffen Sauls mit Samuel berichtet. Als Saul von Samuels Stadt heimkehrt, begegnet ihm bei der „Gotteshöhe“ ein Schwarm Propheten (Nebiim, Plural von Nabi); vor ihnen her allerlei Musik: Harfe, Pauke, Flöte, Zither, und sie „rasten“ (hithnabbe), d. h. sie gerierten sich als „Nabi“, waren in dem Zustande des „Nabi“. Da fiel auf ihn Jahves Geist, und er raste mit ihnen und verwandelte sich in einen andern Menschen. — Hier

hören wir also, daß es im alten Israel sonderbare Personen gibt, die einen ganz anderen Eindruck machen als alle übrigen. Ein Prophet ist „ein anderer Mensch“. Zuweilen, nicht immer sind sie in dem Zustande, der für sie eigentümlich ist, in dem sie „Nabi“ sind. Was sie eigentlich in diesem Zustande tun, wird hier nicht gesagt, sondern als bekannt vorausgesetzt. Aber wir hören, daß sie darin umhergehen: sie ziehen darin über Land; ferner, daß dieser Zustand über sie gemeinschaftlich kommt; sodann, daß sie sich dabei musizieren lassen; schließlich, daß diese Dinge sehr ansteckend sind: Saul, der in ihre Nähe kommt und sie hört und sieht, wird davon überfallen. Dieser Zustand aber ist religiöser Art: jener Prophetenschwarm kommt gerade von der „Höhe“, von dem Heiligtum Gottes her, wo er irgend etwas getan, irgend eine Feier begangen hat; von Jahves Geist wird das „Nabi“tum abgeleitet; Jahves Geist ist es, der den Menschen überfallen hat.

Eine andere Erzählung, noch stärker legendarisch gefärbt, die, insofern sie ein geschichtliches Ereignis wiedergeben will, nicht zuverlässig ist, aber doch geschichtliche Zustände getreulich schildert, ist die von Davids Flucht von Saul zu Samuel. Saul schickt Boten aus, um David zu ergreifen. Aber als sie nach Rama kommen, ist dort gerade eine Prophetenversammlung. Die Propheten „rasen“ (nibba), und Samuel steht vor ihnen. Als das die Boten Sauls sehen, gerät der Gottesgeist auch auf sie: auch sie kommen ins Rasen (hithnabbe). Saul sendet zum zweiten und zum dritten Male, immer mit demselben Erfolg. Schließlich macht er

sich selber auf. Aber ehe er noch am Ort angekommen ist, gerät der Geist auch auf ihn; und so „raste“ er schon im Gehen, bis er in die Versammlung kam. Da zog auch er seine Kleider aus und „raste“ wie die andern vor Samuel und lag nackend da, den ganzen Tag und die ganze Nacht. — In dieser sehr anschaulichen Erzählung werden uns zum Teil die früheren Beobachtungen bestätigt, zum Teil erhalten wir neue hinzu. Auch hier hören wir, daß dieser Zustand über die Propheten in der Gemeinschaft kommt, daß er religiöser Art ist, und daß er höchst ansteckend wirkt. Wer in die Nähe solcher Prophetenkonventikel kommt, der mag sich nur in acht nehmen, daß er nicht von dem Geiste ergriffen werde. Dieser Zustand aber, so dürfen wir hier zwischen den Zeilen lesen, kann von den Propheten hervorgerufen werden; sie nehmen gemeinschaftlich gewisse Exercitien vor, um den Geist zu wecken, und einer leitet solche Übung als ihr Herr und Meister. Besonders interessant aber ist, daß das Tun der Propheten hier etwas genauer beschrieben wird: wer ins „Rasen“ kommt, der reißt sich die Kleider vom Leibe und liegt nackend da. Und lange Zeit hält ein solcher prophetischer Anfall vor: man liegt dann da, einen ganzen Tag und eine ganze Nacht.

Aus diesen und ähnlichen Schilderungen können wir eine ziemlich deutliche Anschauung vom „Nabi“ der ältesten Zeit gewinnen. Das alte Israel kennt Menschen, die mit einer gewissen Regelmäßigkeit in eigentümliche, sonderbare und gewaltsame Zustände fallen. Der Eindruck, den sie auf ihr Volk machen, ist der von

Rasenden. Das Wort hithnabbe wird auch von der Geisteskrankheit Sauls gebraucht, die gleichfalls religiös gedeutet wird: sie wird auf einen bösen Geist von Jahve zurückgeführt. Wer pietätlos von den Propheten redet, der nennt sie einfach „Verrückte". So hören wir einmal, daß jemand den Priester von Jerusalem ermahnt, auf die Propheten und sonstige Verrückte, die im Vorhof des Tempels ihr sonderbares Wesen treiben, ein wachsames Auge zu haben. Ein andermal wird erzählt, wie hohe Offiziere, von denen ein Prophet soeben fortgegangen ist, fragen: was wollte denn der Verrückte da? Aus dem Neuen Testament dürfen wir die sonderbare Erscheinung des Zungenredens vergleichen, die gleichfalls als eine Wirkung des göttlichen Geistes gilt, und die von Böswilligen als Raserei oder als Trunkenheit mißverstanden werden kann. Auch im Alten Testament kann die prophetische Inspiration mit der Trunkenheit verglichen werden: der Prophet ist trunken von göttlichem Geiste.

Hervorgerufen wird der prophetische Zustand durch gewisse Übungen, die uns nicht näher beschrieben werden. Wir dürfen uns vorstellen, daß die Hauptsache dabei gemeinsames Beten gewesen ist. Auch rauschende Musik spielt dabei eine Rolle; so läßt sich Elisa, wenn er in Ekstase fallen will, einen Saitenspieler holen. Aber auch ganz unerwartet kann solcher Zustand über den Menschen kommen. Wer in prophetischer Ekstase ist, der liegt — so haben wir gehört — nackend am Boden; oder er zieht in der Schar der andern über Land. Von solchen prophetischen Wanderungen hören

wir auch bei Elias. Als Elias die Baalspropheten am Karmel durch ein Gottesurteil überwunden hat, als er mit allen Kräften seiner Seele einen Platzregen nach langer, zweijähriger Dürre vom Himmel herabgebetet hat, und sich nun endlich die Spannung der Atmosphäre und die Spannung seiner Seele entlädt, da kommt Jahves Hand auf ihn; er aber gürtete sich die Hüften, und dann rannte er vor dem dahinsausenden Wagen des Königs mitten im Unwetter von Karmel bis nach Jisreel. Der Geist Jahves, so sagt man, „trägt" dann den Propheten. Dabei kann der Mensch vielleicht auch zu Schaden kommen. Als Elias zum Himmel entrafft worden ist, da, so erzählt die Sage, haben die Prophetenschüler nach ihm auf den Bergen und in den Schluchten gesucht, ob ihn der Geist Jahves nicht etwa entführt und irgend wohin „geworfen" habe. Der Prophet hat in solchen Zuständen nicht mehr seinen eigenen Willen. Es ist etwas Unberechenbares in ihm. Elias hat einmal, so wird erzählt, den König an einen Ort bestellt; aber es wird ihm entgegnet: wenn dich nun aber der Geist Jahves faßt und, wer weiß wohin, entführt? — Solche Zustände wirken ungemein ansteckend. Daher gedeiht die Prophetie am besten in der Gemeinschaft. Die gewöhnlichen Propheten treten als Prophetenkonventikel auf, von denen wir in den Elias- und Elisageschichten hören. Da wohnen die Propheten zusammen; einer steht an der Spitze, den die andern als „Vater" verehren. Sie selber heißen „Prophetensöhne", d. h. Prophetengilde. Sie pflegen und pflanzen fort den prophetischen Geist, die Fähigkeit, Ekstasen zu erleben.

Nur die großen Männer unter den Propheten treten einzeln auf. Mehrmals hören wir von diesen, daß sie in den Bergen und Wüsten leben; so weilte Elias am Bache Krith oder auch am Horeb. Auch Johannes der Täufer ging in die Wüste. Jesus liebte die Einsamkeit der Berge.

Das Prophetentum, soweit es bisher beschrieben worden ist, ist nun keineswegs für Israel charakteristisch; es gibt, wie man in Israel sehr wohl weiß, Propheten ringsumher, und diese ausländischen Propheten werden von Israel ebenso, wie die einheimischen, „Nebiim" genannt. Wir haben in der Eliasgeschichte eine Schilderung der Baalspropheten von Tyrus, die mit israelitischem Prophetentum große Ähnlichkeiten zeigt. Als die Baalspropheten auf dem Karmel mit Elias streiten, wer der wahre Gott sei, und ihren Baal um den zündenden Blitzstrahl bitten, der ihren Gott beglaubigen soll, da tanzen sie um den Altar und rufen: Baal höre uns! So vom Morgen bis zum Mittag. Da höhnt sie Elias. Sie aber werden immer leidenschaftlicher, sie schreien mit lauter Stimme und machen sich Einschnitte nach ihrer Art mit ihren Messern, bis Blut an ihnen fließt. So kommen sie ins Rasen (hithnabbe); das dauert vom Mittag bis zum Abend. — Für uns ist in dieser Schilderung wichtig, daß darin Prophetentum und religiöser Enthusiasmus zusammengehören: am höchsten Punkte der religiösen Leidenschaft setzt die Ekstase ein; ferner hören wir hier etwas von den religiösen Übungen, mit denen man den Geist erweckt: es ist die Aufführung eines religiösen Tanzes, den wir

uns als sehr leidenschaftlich vorstellen dürfen. Als charakteristisch für phönizische Religion wird in dieser Sage bezeichnet, daß sich diese Propheten im Taumel selbst verwunden; wir hören aber dergleichen zuweilen auch in Israel. Es wird einmal gelegentlich vorausgesetzt, daß ein Prophet Narben an seiner Brust trägt und ebendaran als Prophet kenntlich ist; ein andermal heißt es, daß man einen solchen an der Stirne erkennt, vielleicht, daß auch hier an Narben gedacht ist, die er an der Stirne hat. Die Unterschiede zwischen Jahves und Baals Propheten sind also, soweit wir sehen, auf dieser Stufe nicht sehr groß.

Wenn nun schon das alte Israel selber für dies Prophetentum Analogien in andern Völkern und Regionen kannte, so ist es für uns, die wir bei weitem mehr Religionen übersehen, noch viel weniger singulär. Die Religionsgeschichte weiß von einer überwältigenden Fülle ähnlicher Erscheinungen aus allen Zeiten und allen Weltteilen. Aus alter Zeit sind die Bakchanten und Mänaden im Dionysusdienst zu nennen, die Pythia zu Delphi, die Priester der großen syrischen Göttin und der Kybele. Im Neuen Testament ist das Zungenreden und der Glaube an die Wirkung böser Geister in den Dämonischen zu vergleichen. Noch aus neuester Zeit erzählen die Reisenden aus dem Orient von den rasenden Derwischen. Viel dergleichen Material ist von Tylor, Anfänge der Kultur, Bd. II, zusammengestellt worden.

Überall treffen wir den Glauben, daß solche wilden ekstatischen Zustände Wirkungen der Gottheit sind.

Wer ihnen unterliegt, der empfindet deutlich, wenn er nachher darüber nachdenkt, daß etwas Fremdes in ihn eingedrungen war, etwas Höheres, was ihn zwingt. Er hat diese Dinge nicht hervorgebracht, sondern sie haben ihn überwältigt. Und auch dem fremden Beobachter drängt sich das Schauerliche, das Geheimnisvolle solcher Zustände auf. Wer etwa einen Dämonischen beobachtet, wie er schrecklich hin und her gerissen wird, der kann nicht zweifeln, daß es eine fremde, grausame Macht ist, die ihn gepackt hat. Diese Erscheinungen müssen die Äußerungen eines anderen Wesens sein, das der Seele ähnlich ist, aber nicht die Seele selbst, mehr als die Seele: es sind die Äußerungen der Gottheit, die so wunderbar in dem Menschen wirkt. Diese Schlußfolgerung ist dem Antiken so leicht und natürlich, daß sie sich überall findet, wo man solche Zustände kennt.

So denkt auch der alte Israelit. Er leitet die Ekstase der Propheten von Jahves „Geist" ab. „Geist" nennt die hebräische Antike die göttliche Kraft, die er in solchen und ähnlichen Erscheinungen wahrnimmt. Als Simson auf dem Wege nach Timna einem Löwen begegnet, da fällt Jahves Geist über ihn, und, obwohl er keine Waffe bei sich hat, greift er den Löwen an und zerreißt ihn. Das ist Jahves Geist! So hat man auch den Wahnsinn in alter Zeit von „einem bösen Geiste von Jahve" abgeleitet und den Wahnsinnigen heilig gehalten. Gottes Geist bewirkt also, nach dem Glauben Israels, alles das, was eine übermenschliche, rätselhafte Kraft im Menschen verrät: das geheimnisvoll Furcht-

bare im menschlichen Leben. Und die charakteristische Wirkung des Geistes ist im Alten Testament das hithnabbe, der Zustand des Propheten. Im Propheten empfindet der Israelit mehr als bei jedem andern die Wirksamkeit des Geistes.

Dies ist das älteste Prophetentum: eine heilige Raserei, gedacht als Wirkung der Gottheit. Wir beobachten dies „Nabi"tum zum erstenmal in der Richterzeit. Aber wir dürfen annehmen, daß es viel, viel älter ist, ja, in die semitische Urzeit zurückgeht. Sind doch Stimmungen der ältesten Vorzeit von dem „Nabi"tum Israels noch bis auf Männer wie Jesaias hin vertreten worden.

Aus diesen Kreisen der korybantischen Propheten ist nun, freilich in einer langen Geschichte, das Beste hervorgegangen, was das Alte Testament besitzt. Die gewaltigsten und edelsten Gestalten, die das alte Israel überhaupt hervorgebracht hat, sind Propheten; sie sind diesen Nebiim der ältesten Zeit in manchem gleich, so verschieden sie auch anderseits von ihnen sind. Die Ähnlichkeit besteht in der Form der psychischen Vorgänge: es scheinen, äußerlich betrachtet, dieselben Zustände zu sein, wenn sich auch ihre Gewaltsamkeit etwas gemildert hat. Die Verschiedenheit aber besteht in dem Inhalt, der in dieser Form erlebt wird: es sind die höchsten Gedanken und Stimmungen, von denen die späteren Propheten in diesen Zuständen erfüllt sind. Der Gedanke an den unendlich wertvollen Inhalt, den diese Form also gefunden hat, kann den modernen Betrachter warnen, solche seltsamen Zustände nicht allzu

gering zu achten. Sie sind nicht nur krankhaft — was sie freilich ohne Zweifel sein können —, sondern sie sind auch genialer Natur. Nicht die gewöhnlichen Menschen, sondern die begeisterten, schwunghaften Naturen unterliegen ihnen und können sie verstehen. Es ist kein Zufall, daß gerade ein Saul, dessen mächtiges, leidenschaftliches Wesen sein Volk mit sich fortriß, unter die Propheten geriet. Besonders aber sind es die Männer der Religion, solche, in deren Seele der Glaube nicht wie bei den gewöhnlichen Menschen als ein freundliches, wärmendes Herdfeuer brennt, sondern zu einer gewaltigen, lodernden und verzehrenden Flamme geworden ist; solche Männer sind es, die auch diese Zustände erleben. Da können diese seltsamen psychischen Vorgänge Begleiterscheinungen tiefster religiöser Ergriffenheit werden, größter Kraft und höchster Originalität. Und gerade in den Momenten, wo das Neue in diesen Männern durchgebrochen ist, haben sie solche Zustände erlebt. Darum ist die Religionsgeschichte davon voll. Der Enthusiasmus der ersten christlichen Gemeinde hat sich im Zungenreden ausgesprochen. Luther hat mit dem Teufel gekämpft. So sind aus diesen Kreisen der Nebiim Männer hervorgegangen, ganz erfüllt von der Gottheit, mächtig wirkend, weil selbst im Innersten erregt.

Die einzelnen Stadien dieser Geschichte vermögen wir einigermaßen zu erkennen.

Das nächste ist dieses gewesen, daß man von ihnen Orakel erbeten hat. Die älteste Überlieferung weiß davon noch nichts. Die Propheten, die Saul bei der

Gotteshöhe antrifft, „rasen“ nur. Und dabei darf man nicht etwa fragen, welche Orakel sie dabei ausgesprochen hätten. Vielmehr hat die Ekstase der Propheten ursprünglich gar keinen weiteren Zweck; als solche ist sie Jahves Werk. Aber das alte Israel hat die Propheten benutzt später, um durch sie Orakel von Jahve zu erhalten.

Das Orakelwesen der Hebräer ist ein zum Verständnis der antiken Religion und auch der alten Prophetie höchst bedeutsamer Abschnitt. Der antike Mensch empfindet oft und tief, wie wenig er weiß. Die Grenzen dessen, was dem Menschen überhaupt zu wissen möglich ist, sind damals im Bewußtsein noch nicht so fest gezogen wie heute. Und wenn der Antike nun mit seinem Witz zu Ende ist, dann flüchtet er sich zur Gottheit, wie ein Kind zu den Eltern; sie soll helfen und raten mit ihrer überlegenen Weisheit. Die Orakel sind also dem Antiken und so auch dem Hebräer ein ganz unumgängliches Stück der Religion. Natürlich sind es ganz konkrete Fragen aus dem täglichen Leben, um die es sich dabei handelt. Was hat der sonderbare Traum zu bedeuten? Werde ich von meiner Krankheit genesen? Der junge König bittet um Enthüllung der Zukunft seines Reiches. Tiere sind verlaufen: die Gottheit soll zeigen, wo sie sind. Besonders häufig hat man im Recht das Gottesurteil herbeigerufen, z. B. wenn Gestohlenes gesucht wird: die Gottheit soll es wiederschaffen. Oder in den Wechselfällen des Krieges. Die Stadt ist belagert, wird sie widerstehen? Ein Zug ist unternommen, wird er gelingen? Vor der Schlacht

fragt man, ob man siegen wird; nach der Schlacht, ob man verfolgen soll. In allen solchen Fällen ist man gewohnt, die Gottheit zu befragen; und eine Fülle von Arten gibt es, von Jahve Aufschluß zu bekommen. Besonders gern aber wendet man sich an den Gottesmann, den Vertrauten der Gottheit, daß er vermittele. Auch solcher Gottesmänner gibt es gar viele und mancherlei. Ein rechter Israelit aber geht zum Priester oder auch zum „Seher“. Der „Seher“, „Schauer“, empfängt seine Offenbarung im „Gesicht“, in der „Vision“. Jahve „zeigt“ ihm das, was sonst niemand zu sehen vermöchte, oder läßt ihn hören, was kein anderes Ohr vernehmen kann. Denn die sterblichen Augen und Ohren sind blöde. Wie eine Decke liegt es auf ihnen, dem Seher aber sind sie aufgedeckt. Die „Vision“ und die „Audition“ kommt in gewissen geheimnisvollen Zuständen, wie sie in den Bileamsprüchen beschrieben werden:

„Raunung Bileams, des Sohnes Beors,
Raunung des Mannes, dessen Auge aufgetan;
Raunung des, der Gottes Reden hört,
der das Wissen des Höchsten weiß;
Der Gesichte des Gewaltigen schaut,
hingesunken, enthüllten Auges.“

Der Seher liegt in der Ekstase am Boden, er scheint zu schlafen, er hört und sieht nicht; aber gerade jetzt ist ihm das Auge aufgetan und das Ohr enthüllt; er sieht, was wir nicht sehen, und hört mehr, als wir hören können.

Ganz gewöhnlich ist es, daß ein solches Gesicht in der Nacht kommt: das lehrt der Sprachgebrauch: man redet von „Nachtgesichten". Der Mensch schläft; da ist es ihm, wie wenn ihn jemand aus dem Schlaf weckte. Dann bekommt er Aufschluß über die Zukunft: so hat Samuel die Offenbarung erhalten, daß Saul König von Israel werden soll. Oder er sieht weitentfernte Dinge. Davon bietet die Sage von Samuels und Sauls Zusammentreffen ein besonders frappantes Beispiel. Samuel weiß, was in Sauls Vaterhause geschehen ist; ja, die ganze Reise Sauls nach Hause sieht er mit allen Einzelheiten voraus. Der Bericht, der dies erzählt, ist Sage, aber er zeigt doch, was das alte Volk den Sehern, die unter ihm lebten, zutraute: diese Männer können, so war man überzeugt, durch die Wände sehen, über Berge und Täler hinüber; sie wissen, „was Gott weiß". Auch ins Innere der Menschen können sie blicken; sie verstehen sich, würden wir sagen, auf das Gedankenlesen: als Saul zu Samuel kommt, hat Samuel nicht nur vorher gewußt, daß er kommen würde sondern er kann ihm auch sagen, was er bei ihm will, ehe der nur den Mund aufgetan hat. — Man fragt den Seher in großen und kleinen Dingen. Saul fragt Samuel um seine Eselinnen. Ein rechter Seher weiß alles, und alles, was er sagt, trifft ein. Wenn man den Seher aufsucht, bringt man ein kleines Geschenk für seine Mühewaltung mit. — Bei dem unbegrenzten Vertrauen, das sie genießen, können sie gewaltigen Einfluß ausüben, wenn sie die rechten Männer sind: Samuel, der Seher eines kleinen Landstädtchens, hat

seinem Volke — und das ist sicher historisch — den ersten König gesalbt.

Solche Männer, denen man übernatürliches Wissen zutraute, waren nun auch die Propheten. In ihren Ekstasen stießen sie Töne aus, Worte, vielleicht Sätze, mit übernatürlicher Stimme; sie selber waren dann der Überzeugung, daß sie nicht selber sprächen, sondern daß die Gottheit durch ihren Mund redete, und die Zeitgenossen teilten ihren Glauben. Die Art, wie sie sprechen, wird uns einmal geschildert, als ein seltsam stammelndes Kauderwelsch: qaulaqau, qaulaqau, ṣaulaṣau, ṣaulaṣau.[1]) Es ist die Rede frivoler Gegner, worin die Propheten so geschildert werden; aber solche Worte müssen doch ein, wenn auch ungefähres Bild der Sprache der Propheten geben. Die schriftstellerischen Propheten haben es geliebt, manchmal in der Weise der ältesten Prophetie zu reden; sie haben ganz kurze rätselhafte Wörter oder Wortzusammensetzungen niedergeschrieben: Jisreel, Loammi (Nicht-mein-Volk), Loruḥama (Nicht-Geliebte), Immanuel (Gott-mit-uns), Šearjašub (Rest-kehrt), Maheršalalḥašbaz (Eilebeute-Raubebald), Rahab-hammošbat (das gebändigte Chaos). So haben wir uns also die ekstatischen Ausrufe der ältesten Propheten zu denken: wunderbare, schwer zu deutende Wörter, die doch, als Worte Gottes, tiefen Sinn haben müssen. — Oder die Propheten sahen in ihren Zuständen Visionen und vernahmen Stimmen, nicht anders wie die Seher.

*) Die Bedeutung dieser schallnachahmenden Worte ist fraglich; ich fasse sie als eine burleske Verspottung auf; deutsch etwa: „Eifern und Geifern;“ im Hebräischen noch viel derber.

Wir hören ausdrücklich, daß das Sehertum der alten Zeit, aus dem wir besonders die Gestalt des Samuel kennen, in einer späteren Epoche von dem „Nabi"tum abgelöst worden ist. Wir haben einige Beispiele von Hellsehen, das man diesen Propheten zutraute. Elisa sitzt in seinem Hause, und die Ältesten, die ihn besuchen, sind bei ihm; da sieht er den Boten des Königs kommen, ehe er da ist. Er weiß im voraus, was der ihm sagen will. Ja, er hört schon die Tritte des Königs selber, der seinem Boten folgt. Er sagt zu den Ältesten: verschließt die Tür und stemmt euch dagegen, denn der König will mir den Kopf abschlagen. — Auch solchem Nabi legt man, wie dem Seher, Fragen vor. Zwar kann der Prophet, so ist man überzeugt, seine Gesichte nicht erzeugen; er kann nur sehen, was Gott ihm zeigt. Aber er kann „spähen", ob er etwas sehe. Man nennt sie daher auch die „Späher". Das Bild vom Spähen ist außerordentlich bezeichnend: in antiken Städten und Burgen steht ein Wächter, ein Späher auf dem Turm, der ausspähen soll, was herannaht. So kann auch der Prophet auf „seinen Turm" treten. — Ganz gewöhnlich muß es gewesen sein, daß der Prophet über die Zukunft befragt wurde und „weissagte". Der populäre Eindruck, daß Prophet soviel wie Weissager ist, ist völlig richtig und gilt auch, wenn auch mit gewissen Einschränkungen, für die schriftstellerischen Propheten. Sehr häufig hat man dem Propheten die Frage vorgelegt, was man in bestimmter Situation tun solle, die der Prophet dann nach seinem überlegenen Wissen entscheiden soll. — Es wird im alten Israel etwas ganz Gewöhnliches ge-

wesen sein, daß man sich an den Propheten wendet. Als Nabi verdient man sich sein Brot. Das „Nabi"tum war ein Gewerbe, freilich nicht immer ein sehr angenehmes Gewerbe, denn von vielen Propheten möchte es gelten:

„Wenn sie zu beißen haben, rufen sie Heil;
doch wer ihnen nichts in den Mund gibt,
gegen den rüsten sie Krieg."

Aber vielleicht waren die, die im Glück über den Propheten spotteten, die ersten, die sich im Unglück an sein Orakel wandten. — Man trifft den Propheten am sichersten im Heiligtum; dort, in der Nähe seines Gottes, fühlt er sich heimisch. — Man erkennt ihn leicht, etwa am auffallenden Gesichtsausdruck, an seinen Narben und von ferne schon an der Tracht: er trägt die uralte Beduinentracht, den Kameelpelz. — Man hört Prophetenworte nicht ohne geheimes Grauen; denn sie sind, so ist man überzeugt, im stande, wirksame, zauberkräftige Worte zu sprechen. Ja, man traut ihnen auch zu, daß ihnen, als den Lieblingen der Gottheit, manche geheime Kräfte zu Gebote stehen. Wundergeschichten erzählte man sich von Moses, von Elias und Elisa, und noch von Jesaias. So verbinden denn die Propheten wohl ihre Worte mit gewissen Handlungen, von denen einige stark an Zauberei erinnern. Aus späterer Zeit hören wir von Prophetinnen, die es verstehen, durch Zauberbinden Menschen zu töten, oder Menschen, etwa Kranke, am Leben zu erhalten. Besonders interessant ist die Art, wie Elias den Elisa zur Nachfolge bestimmt: Elisa hat einen Zaubermantel, dem allerlei Wunder zu-

geschrieben werden. Diesen Mantel wirft Elias dem Elisa über, ohne ein Wort zu sagen, und geht weiter. Elisa eilt ihm nach und ruft ihm atemlos zu: Ich will dir folgen, laß mich nur vorher meinen Eltern Abschied sagen! Elias entgegnet ruhig: Geh du nur zurück, was habe ich dir getan? Der Gedanke der Erzählung ist also, daß Elias den Elisa durch seinen Mantel an sich gebannt hat; Elisa muß ihm fortan folgen.

Solcher Propheten hat es im alten Israel sehr viele gegeben. Visionen waren damals nicht eine höchst merkwürdige Seltenheit, sondern sie waren sehr gewöhnlich. Einmal hören wir, daß der König von Israel vierhundert Propheten versammelt, um sie um Rat zu fragen. Die meisten dieser Männer sind in der Geschichte ohne jede Bedeutung; ihre Orakel sind vergessen worden und würden uns auch wenig interessieren, wenn wir sie kännten. Aber aus ihnen sind einzelne Männer edleren Schlages erstanden. Was dem „Nabi"-tum in Israel aber eine so große Geschichte gegeben hat, das ist der Enthusiasmus für Jahve, der in diesen Kreisen lebte. Und diese Männer, die Jahves Worte sprachen, die sich selbst und ihrem Volke als Jahves Mund galten, konnten einen unermeßlichen Einfluß gewinnen, wenn sie Männer waren, wenn sie einen großen Horizont hatten, eine besondere Wucht ihrer Person und eine größere Weite ihres Interesses.

Die ältesten Propheten haben noch über Dinge des täglichen Lebens gesprochen. Aber es sind prophetische Heroen aufgetreten, mit höheren Interessen und größerer Wirksamkeit. Diese prophetischen Heroen reden über

die großen Schicksale des Volkes und der Könige. Siegreiche und unglückliche Schlachten, die Rettung der belagerten Hauptstadt, der Tod des Königs, der Untergang der Dynastie, das sind die Fragen, die sie beschäftigen. Und auf diese Fragen sind sie von sich aus gekommen. Die Zunft läßt sich fragen, diese Heroen treten selbständig auf. Daher auch das Hochgefühl, das sie beseelt. Natürlich erscheinen sie vor allem dann, wenn sie etwas mißbilligen. Wenn der tyrische Baaldienst in Samarien eingeführt ist, oder der gefangene Syrierkönig törichterweise entlassen, dann erscheint der Gottesmann, ungerufen und wenig willkommen, und verkündet Jahves Gedanken über die Tat. Oder wenn etwas Großes in der Luft liegt, wenn Jahve etwas Neues, Gewaltiges beschlossen hat, dann tritt der Prophet auf; seine feineren Sinne spüren die kommende Katastrophe; aus der Wolke am Himmel, nicht größer als eine Hand, erkennt er das heranziehende Gewitter. So schreiten die Propheten den großen Ereignissen voraus.

> *„Jahve aber tut kein Ding, er hätte denn zuvor seinen Ratschluß offenbart seinen Knechten, den Propheten.“*

Ein solcher Prophet, besonders, wenn er Unheil weissagt, kann auf keine Belohnung rechnen. Verfolgung und Beschimpfung ist das Los dieser Heroen, die auch den Königen, und oft in wahrhaft unerhörtem Tone, ihre Meinung sagen. Sehr oft sind diese Propheten in der Opposition gewesen. Aber es gibt auch solche unter ihnen, die mit den Königen gingen, viel-

leicht als die treueste Stütze des Königtums. Sie ziehen mit in den Krieg, sie raten Israels Führer zu Israels Heil. Ein rechter Prophet ist so viel wert wie ein ganzes Heer: „Israels Wagen und Reiter", d. h. Israels Phalanx ist der Ehrentitel eines solchen Mannes. — Auch diese Heroen sind noch „Propheten"; das Ekstatische, Gewaltsame findet sich auch bei ihnen, wenn auch gemildert. Ihre Rede haben wir uns besonnener und edler zu denken, als das Schreien der Propheten der ältesten Zeit. — Ihre Worte sind uns verloren gegangen, da sie nur für die konkreten Situationen, in denen sie gesprochen worden sind, von Interesse waren. Aber wir haben aus alter Zeit schöne Nachahmungen des Orakelstils, in dem sie zu reden pflegten, besonders die großartigen Sprüche Bileams. Aus diesen Imitationen können wir uns eine Vorstellung von der Art ihres Redens machen. Das Dunkele, Verworrene, Sprunghafte ihrer Worte spiegelt die dunkelen, geheimnisvollen Erfahrungen wider, in denen sie ihre Offenbarung bekommen haben. Als Beispiel solchen prophetischen Rätselspruchs sei die Weissagung auf David genannt:

„Ich sehe ihn, doch nicht jetzt;
ich schaue ihn, doch nicht nahe.
Es tritt hervor ein Stern aus Jakob,
es erhebt sich ein Szepter aus Israel;
Der zerschlägt die Schläfen Moabs,
und den Scheitel aller Söhne Seths."

Dies Prophetentum weist zwei verschiedene Typen auf, die Heils- und Unheilspropheten. Die weniger bedeutsamen sind die Heilspropheten; denen ist Religion

und Patriotismus identisch, sie wirken für Jahve und Israel zugleich. Sie sind auch weniger groß als Männer: sie essen vom Tisch der Könige. Höher als sie stehen die Unheilspropheten; diese sind mehr als Patrioten, sie sind Feinde der Könige, ja ihres eigenen Volkes. Sie sind es, die die großen Revolutionen gestiftet haben, Ahia gegen Davids Haus, und Elias und Elisa gegen die Dynastie des Omri. Die Begeisterung für Jahve erfüllt sie ganz: allein Jahve soll in Israel verehrt werden. Sie eifern für die strengen Sitten des altväterischen Israel, für das alte Recht gegen die neuen üppigen Moden und gegen die Ungerechtigkeit der neuen Zeit. Sie sind bereit, in den großen nationalen Unglücksfällen Jahves Strafe für die Sünde zu sehen; denn Jahve ist mehr als ein Volksgott und will über sein Volk Not und Verderben bringen, wenn es nicht gehorcht.

Im achten Jahrhundert, als die furchtbare Assyrergefahr immer näher und näher zog, ist nun eine neue große Wendung in der Geschichte der Prophetie erfolgt. Damals, als die Gemüter vor der kommenden Katastrophe erschauerten, ging die geheime Kunde durch die Völker, die alten Weissagungen gingen jetzt in Erfüllung und das Chaos bräche aufs neue herein. Damals sind die ersten schriftstellerischen Propheten aufgetreten. Auch sie sind politische Propheten und Unheilspropheten. In einer Zeit des Glücks und der Ruhe verkünden sie mit schrillen Tönen die furchtbare Botschaft vom Untergang Israels und einer Welt. Und für diese Gewißheit, daß auch ihr Volk und gerade dieses untergehen müsse, fügen sie Gründe hinzu: sie haben hohe Ideale von

Frömmigkeit und Sittlichkeit; nach diesen Idealen haben sie ihr Volk gerichtet und erkannt, daß es ihnen nicht genügt. Darum, hinweg mit ihm von der Oberfläche der Erde! Mit furchtbarem Zorn haben sie gegen die Sünde Israel geeifert. Sie haben kaum Buße gepredigt, denn für Buße ist es jetzt zu spät. Sie haben nicht nur gegen die Sünden der Könige und Großen gedonnert, sondern sie fühlten sich im Gegensatz gegen ihr ganzes Volk. Was ihre Zeitgenossen für das Heiligste hielten, haben sie mit schrecklichem Hohn in den Staub gerissen. Die alten naiven Formen und Symbole haben sie verspottet und für Dreck erklärt. Mit leidenschaftlicher Inbrunst haben sie den gewaltigen Jahve angebetet, der sich in furchtbarem Gericht über die Frevler verherrlicht. Diese Männer sind also großartige, leidenschaftliche Naturen, von elementarer Kraft. Viel seltener werden zartere Töne bei ihnen laut. Höchste Ideen der Religion sind es, die sie im Sturme genommen haben: daß Gott das Gute will; daß kein Opfer, keine Ceremonie Gott gefällt, sondern allein das Gut-handeln. Durch sie ist Sittlichkeit und Religion wie mit einem ehernen Bande zusammengeschmiedet worden. Vor allem aber verdanken wir ihnen den Monotheismus: dem Gotte ihres Volkes haben sie in brausender Begeisterung alle Völker, alle Mächte dieser Welt, alle Götter zu Füßen gelegt. Schließlich haben sie verkündigt, daß Gott das Gute zum Siege führt: durch alle Sünde, durch alles Verderben hindurch muß doch endlich der Tag des Guten und des Friedens kommen. Von jenem achten Jahrhundert an sind die Stimmen

dieser Propheten nicht mehr verstummt, sondern haben Israels und Judas Geschichte begleitet, bis über seinen Untergang hinaus.

Diese schriftstellerischen Propheten sind es, an die wir in erster Linie denken, wenn wir von Propheten sprechen. Sie sind es auch, die der Psychologie das interessanteste Problem bieten.

Von jenen ältesten korybantischen Propheten und von der Prophetenzunft unterscheiden sie sich sehr. Amos selber hat diesen Unterschied so stark empfunden, daß er den Titel „Nabi" abgelehnt hat: „ich bin kein ‚Nabi' und gehöre nicht zur Zunft." Aber diese Beobachtung darf nicht verführen, das Dämonische, das auch diese Männer haben, zu übersehen: Amos selber hat von sich den Ausdruck „hithnabbe" gebraucht, da man keinen anderen hatte. Und seine Nachfolger haben sich selber wieder „Nebiim" genannt.

Welches sind die Erfahrungen dieser Propheten? Für alle Propheten ist die Kardinalüberzeugung, daß sie ihre Gedanken von Jahve selber haben. Der Prophet hat sie nicht hervorgebracht. Nicht er hat sie erdacht, sondern „sie haben sich gefunden". Wer aus eigenem Herzen spricht, ist ein Lügenprophet. Von Natur hätten sie vielleicht das Entgegengesetzte gedacht.

„Ich habe nicht hinter deinem Rücken den Unheilstag betrieben,
das Unheil habe ich nicht herbeigewünscht.
Du kennst ja die Worte meiner Lippen,
vor deinem Antlitz sind sie gesprochen."

Und auch, daß der Prophet solche Gedanken ausspricht, ist nicht sein freiwilliger Entschluß, sondern

eine Notwendigkeit liegt ihm ob. Amos hat das in einem ausgezeichneten Bilde klar gemacht.

„*Brüllt der Löwe, wer fürchtet sich nicht?*
Spricht Jahve, wer wird nicht Prophet?"

Wie der Schrecken beim Löwengebrüll nichts Willkürliches ist, sondern wie jeder, der es hört, erschrecken muß, er mag wollen oder nicht: so wird Prophet, wer Jahves Stimme gehört hat. Wenn der Prophet aber gefragt wird, wann und wie Jahves Wort zu ihm gekommen sei, dann kann er von gewissen dunklen Stunden erzählen, wo er außer sich kam, wo etwas Gewaltiges auf ihm lag, wo der Geist auf ihn fiel, da schaute und hörte er Geheimnis. Die meisten Propheten haben von diesen Dingen gar nicht oder nur andeutungsweise gesprochen, aus ehrerbietiger Scheu, oder weil ihnen nicht die Form, sondern die Sache am Herzen lag, nicht das Wunder, sondern die Wahrheit; aber einige, namentlich die späteren Propheten haben uns genaue Schilderungen gegeben.

In solchen Zuständen hat der Prophet Gesichte. Wir finden in ihren Büchern sehr mannigfache Visionen. Ganz kurze und einfache: so, wenn Amos einen Korb mit Obst, Jeremias einen blühenden Mandelzweig sieht, aber auch viel kompliziertere und längere, die sich über ein oder mehrere Kapitel hinziehen und eine Fülle von Einzelheiten geben. Auch dem Inhalte nach sind diese Visionen sehr verschieden. Es sind etwa weit entfernte Dinge, die der Prophet aus natürlichen Kräften nicht zu sehen vermöchte. So schaut Ezechiel im Gesichte, als

er sich in Babel befindet, die Vorgänge, die im Tempel von Jerusalem geschehen. Er behauptet, den Tod eines angesehenen Mannes aus Jerusalem, den er mit Namen nennt, dort im Geiste miterlebt zu haben. Er erzählt auch, daß er den Tag, da Jerusalem von den Chaldäern genommen ward, in Babylonien richtig angegeben habe. Ein Geist erscheint ihm dann, der wie ein Mann aussieht, aber ganz aus Feuer und Glanz besteht; der reckt die Hand aus und ergreift ihn bei den Locken seines Hauptes, hebt ihn empor zwischen Himmel und Erde und bringt ihn von Babylon nach Jerusalem. Am häufigsten aber ist, daß der Prophet in Gottes Ratsversammlung versetzt wird und dort die Dinge der himmlischen Welt schaut, Jahve auf seinem Throne und die Geister, die ihm dienen, rings um ihn her; und er hört, wie sie über die Zukunft beraten. Diese Art des Gesichtes muß, das lehrt der Sprachgebrauch, sehr gewöhnlich gewesen sein: Prophet sein, Offenbarung bekommen zu haben, ist soviel als „im Rate Gottes gestanden" zu haben. Wie der Prophet im einzelnen die himmlischen Dinge schildert, das ist natürlich mitabhängig vom Glauben seines Volkes. Das Volk glaubt, daß Saraphen schrecklich Jahves Thron bewachen, daß Jahve auf seinem Kerubenwagen durch die Lande fährt, daß Jahve reitende Boten hat, die auf schwarzen, weißen, gefleckten und roten Rossen durch die Länder gehen, um alles in der Welt zu erkunden. Das hat dann der Prophet gesehen. Früher und noch vielfach jetzt ist man geneigt gewesen, diesen Inhalt der Visionen als phantastische Erdichtungen der Propheten zu erklären;

jetzt aber beginnt man einzusehen, daß dieser Stoff mythologischer Art ist und zum Teil eine sehr lange Vorgeschichte hat. — Solche Visionen sind ganz gewöhnlich mit Auditionen verbunden. Der Prophet sieht Jahve sitzen auf seinem hohen und erhabenen Thron, und er hört ihn dann sprechen. Er sieht Jahves reitende Boten und er hört die Kunde, die sie Jahve bringen. Nun ist wichtig zu sehen, daß der Hauptton bei ihnen fast durchweg, zumal in älterer Zeit, auf den Worten liegt; die Hauptsache ist ihnen nicht Jahves Erscheinung, sondern was er sagt; nicht die Beschreibung des Aussehens der Boten, sondern ihre Botschaft. Dies Zurücktreten des Visionären hinter den Auditionen läßt sich auch im großen beobachten: Viel mehr als der Visionen sind der Auditionen, und am häufigsten sind diejenigen Worte, bei denen jede nähere Bestimmung, wie sie empfangen worden sind, fehlt. Das ist für die Charakteristik der Personen der Propheten wichtig: sie legen allen Wert auf die Gedanken, die sie erhalten haben, nicht auf die wunderbare Art, wie sie ihnen gekommen sind. Gedanken aber stellen sich viel leichter und klarer als Auditionen, als gehörte Worte dar denn als Visionen. — Eine besonders interessante Form der Vision ist diese: der Seher sieht irgend etwas vor sich; zugleich hört er eine Stimme, die ihn fragt: was ist das? Er sieht also etwas Unbestimmtes und hat zugleich einen starken Trieb, das Geheimnis dessen, was er schaut, zu durchdringen. Dann erkennt er, was es ist. Es ist ein Ding des gewöhnlichen Lebens, ein Korb mit Obst oder ein Mandelzweig oder ein Kochtopf. Dann

aber hört er aufs neue die Stimme, die ihm die Bedeutung der Offenbarung verkündet; die Verbindung des Geschauten und der Deutung wird durch ein Wortspiel hergestellt: der Mandelzweig, šaqed, soll bedeuten, daß Jahve šoqed, daß Jahve wacht. Hier liegt eine psychologische Analyse nahe: man darf sich vorstellen, daß der Gedanke „šoqed“ unbewußt im Propheten das Prius gewesen ist, bis er sich schließlich als „šaqed“ dargestellt hat.

Sind aber diese Visionen wirklich erlebt, oder sind es nur künstliche Einkleidungen von Gedanken? Diese Frage läßt sich nicht ohne weiteres mit Ja oder Nein beantworten. Daß solche Visionen in Israel überhaupt geschehen sind, läßt sich füglich nicht bezweifeln. Anderseits sind solche Erfahrungen so geheimnisvoll, so schwer in Worte zu fassen, daß jeder Prophet, der seine Erlebnisse ausspricht, zum Dichter wird. Sehr oft haben die Propheten die Deutung des Erlebten mit in ihre Darstellung aufgenommen. Der Prophet hat etwa einen geheimnisvollen Glanz wirklich gesehen; er fragt sich, was das gewesen sei, und antwortet etwa: das war der Glanz der Herrlichkeit Gottes. Oder er hat ein schreckliches Krachen gehört, das er sich etwa als das Getöse des Wagens Gottes deutet. Wir dürfen also die Berichte der Propheten von ihren Visionen und Auditionen nicht als juristische Aufnahmen von Tatbeständen auffassen, sondern wir müssen wissen, daß diese so entlegenen Dinge sich der nüchternen Beobachtung, namentlich eines naiveren Zeitalters entziehen. Ferner spielt sicherlich die Nachahmung bei diesen Dingen

eine große Rolle. Es ist doch kein Zufall, daß die Einleitungsgesichte des Jeremias mit einigen Visionen des Amos so genau übereinstimmen. Solche Nachahmung braucht nicht immer eine bewußte zu sein, sondern wir dürfen dabei an die unbewußte denken, die die Zeitalter und die Kreise zusammenbindet, und die es bewirkt, daß die Menschen derselben Zeit dasselbe nicht nur sagen, sondern auch erfahren, denken, fühlen und wollen. Schließlich haben wir auch mit einer äußeren Übernahme des Stils der Visionen, also mit bewußter Nachahmung zu rechnen. Dies wird bei dem Tempelgesicht des Ezechiel der Fall sein, wo der Tempel im einzelnen mit prosaischer Genauigkeit beschrieben wird, und zugleich der eigentümlich mysteriöse Hauch fehlt, der sonst solche Offenbarungen charakterisiert. Wir vermögen uns also den ganzen Verlauf des Prozesses wohl klar zu machen: am Anfang stehen wirkliche Erlebnisse, aber poetisch dargestellt und gedeutet, dann nachgeahmt und allmählich zum Stil geworden. Schließlich bewußte Nachahmungen. Bei der einzelnen Vision werden wir, ehe wir nicht weiteres, gut beglaubigtes Material haben, schwerlich sagen können, an welchem Punkte dieses Prozesses sie steht.

Die „Auditionen", die, wie wir gesehen haben, sich mit den Visionen zuweilen verbinden, treten ganz gewöhnlich auch selbständig auf. Jahve deckt dem Propheten die Ohren auf, daß er die geheimnisvollen Stimmen vernehme; er hört die Geister, die untereinander reden; er vernimmt die Worte, die in Gottes „Rat" gesprochen werden; auch zukünftige Stimmen kann er

wahrnehmen. Die Posaune, die dereinst erschallen wird, gellt ihm schon jetzt in die Ohren. Auch weit Entferntes wird ihm so offenbart: das Flehen des exilierten Volkes hört Jeremias in Kanaan.

Oft sind es ungeheuer laute Töne und gewaltig grelle Lichter, die sich dem Propheten darbieten: ein Tosen wie die Brandung gewaltiger Meere, das brausende Gewühl ganzer Völker, das Prasseln und Knattern des Wagens Jahves, Gottes alles irdische Licht tausendmal überstrahlender Glanz.

Alle diese Erfahrungen sind, so ist der Prophet überzeugt, Gottes Wirkung in ihm, nicht sein eigen Werk. Wohl aber hat auch er die Fähigkeit, sich für solche Zustände zu disponieren. So schildert Habakuk, wie ihn ein schweres Problem im Innersten erregt hat, und dann fährt er fort:

> „*Auf meine Warte will ich treten,*
> *mich stellen auf meinen Turm;*
> *Ich will spähen, zu schauen, was er mir sagen wird,*
> *was er erwidert auf meine Klage.*" —

Am deutlichsten hören wir dergleichen beschrieben Jes. 20, wo das eigentümlich Prophetische überhaupt am besten zu studieren ist.

> „*Wie Stürme im Südland jagen,*
> *so kommt's aus der Wüste, dem schrecklichen Land.*"

Dies das erste Vorgefühl des Kommenden: etwas Furchtbares naht, aus dem furchtbaren Lande, schrecklich verheerend wie die heißen Stürme des Südens. Was es sein wird, weiß der Prophet noch nicht.

„Ein grauses Gesicht ward mir kund getan:
der Räuber beraubt, der Verwüster verwüstet!“

Eine gewaltige Katastrophe zieht heran, die alles Bisherige umkehrt: der Räuber wird dann selbst beraubt. Aber diese grause Offenbarung ist selber noch ganz dunkel: wer ist dieser „Räuber“?

Plötzlich ein grelles Licht, das ebenso rasch verschwindet:

„Auf, Elam! Zum Krieg, Medien!
Allem Gekreisch mach' ich ein Ende!“

Es ist Gottes Befehlswort, das er vernimmt; doch wird das nicht ausdrücklich gesagt; und auch, gegen wen der Kriegszug ergehen soll, hört der Prophet noch nicht. Auch der Zweck des kommenden Krieges, allem, was kreischt und jubelt, ein Ende zu machen, ist ganz undeutlich. Ein solches grelles Licht blendet mehr, als es beleuchtet.

Von diesem Grauenhaften, Geheimnisvollen, was sich aus der Nacht wie mit tausend Polypenarmen emporwindet, ist der Prophet ganz mit Entsetzen gefüllt:

„Drum sind die Hüften mir voller Krämpfe,
Wehen faßten mich, wie Wehen der Gebärerin:
Vor Angst vergeht mir das Hören, vor Entsetzen das Schauen.
Der Kopf schwindelt, Schauder befällt mich;
das Dunkel, das ich ersehne, macht er mir zum Schrecken!“

Mit einem Male ist es wieder da und singt ein leichtes Liedchen! Fröhlich und harmlos! Wie schauerlich, wenn in der Nacht des Entsetzens solches Schwelgerliedchen erschallt!

„Den Tisch gedeckt!
Das Lager gebreitet!
Gegessen, getrunken!“

Aber in die fröhliche Mahlzeit schallt plötzlich ein wilder Schrei, der Ruf zur Schlacht:

„Steht auf, ihr Fürsten, ergreifet den Schild!“

Der zweite Teil des Stückes erzählt nun, wie der Prophet aus der nächtlichen Verworrenheit Klarheit bekommen hat.

„Denn so hat der Herr zu mir gesprochen:
Gehe hin, stelle den Späher auf;
was er sieht, soll er künden!“

Der Späher ist, so hat uns der für das intime Verständnis der Prophetie hochverdiente Duhm die Stelle erklärt, das andere Ich des Propheten. Ein solcher Mann führt ein Doppelleben: als gewöhnlicher Mensch und als Prophet. Er kann sich gewissermaßen in zwei Ich zerspalten: er kann ein anderes Ich aus sich entlassen. Dies zweite Ich späht und empfängt die Offenbarung. Manchmal vergißt es, was es gesehen hat, wie wir wohl den Traum vergessen, oder wie sich der Hypnotisierte manchmal der Erlebnisse der Hypnose im wachen Zustande nicht erinnert. Hier aber bekommt das spähende Ich noch vor dem Spähen den Befehl, die Offenbarung dem andern Ich darzutun; man mag den Vorgang also mit einer posthypnotischen Suggestion vergleichen. Und eine genaue Instruktion bekommt er mit:

„Und sieht er Reiter, die paarweis ziehen,
Reiter auf Eseln, Reiter auf Kameelen,
so horche er scharf, ganz scharf!“

Es wird gesagt, welche Vision er haben wird; diese aber ist nicht die Hauptsache, sondern nur die Vorbereitung, nur das Zeichen: wenn sie kommt, dann soll er horchen! Dann wird ein Laut erschallen! Und dieser Laut wird ihm die endliche Aufklärung geben, nach der sein Herz verlangt. — Auch ein solcher Zug von Reitern, die paarweis ziehen, ist gewiß eine gewöhnliche prophetische Vision gewesen; auch wir kennen Ähnliches aus Träumen. Der Prophet wird diesen Reiterzug als das Heer deuten, das sein Gott jetzt entbietet.

Nach hebräischer Erzählungsart wird nicht berichtet, daß der Prophet den göttlichen Befehl vollzog, und daß der Späher spähte.

„Da rief der Seher:
Herr, auf der Warte
stehe ich schon
Tag für Tag:
Auf dem Turm hier
harrte ich aus
Nächte lang!“

Der „Seher“ ist derselbe, wie der oben genannte „Späher“, das Ich im andern Bewußtseinszustande. Dies Ich nennt das gewöhnliche Ich „Herr“, so wie etwa Hand und Fuß den Menschen, dem sie dienen, „Herr“ nennen würden. Der Seher hat, dem Befehle folgend, auf der Warte gestanden und Tage und Nächte lang gespäht; aber das erwartete Zeichen ist nicht gekommen,

er hat nichts gesehen und gehört. Er klagt also über vergebliches Bemühen. Man muß, um diese Worte zu verstehen, wissen, daß solches Spähen eine schreckliche, nervenzerrüttende Anstrengung kostet: man muß dabei gewissermaßen die ganze Seele umgedreht halten, die von Natur in den andern Bewußtseinszustand umschnellen möchte.

Aber während er noch klagt, daß alles vergeblich gewesen sei, ist es mit einem Male da! Das Folgende ist ganz rasch, flüsternd zu sprechen, im Tone der Überraschung und des schärfsten Aufachtens auf Geheimes, Leises, kaum zu Gewahrendes.

„*Doch siehe, da kommt es,*
reitende Männer,
die paarweis ziehen."

Nun muß es klar werden. Jetzt also eine Pause. Er lauscht mit allen Kräften; die ganze Seele ist im Ohr. Ein Moment der höchsten Spannung. Da schreit er auf.

„*Da hub er an und sprach:*
Gefallen, gefallen ist Babel!
All ihre Götzen zerbrach er in den Staub!"

Das ist das erlösende, klärende Wort: Babels Fall wird kommen. Das ist das Ereignis, das er so lange dunkel vorausgesehen.

Das besprochene Stück ist im stande, uns eine gewisse Vorstellung von dem psychischen Apparat der Prophetie zu geben, doch muß man sich hüten, hier eine prosaische Abschrift der Wirklichkeit zu finden; dazu

ist das Stück künstlerisch viel zu vollkommen: es ist nicht die schreckliche Wirklichkeit, sondern nur die poetische Blume der Prophetie.

Auch andere prophetische Erfahrungen gibt es, die nicht auf dem Gebiet des Hörens und Sehens liegen. Als Ezechiel die erste Offenbarung erhalten hat und ihn nun die gewaltige Vision verläßt, da heißt es, „der Geist aber hatte mich genommen und packte mich, so ging ich dahin, tief erregt, in der Glut meines Geistes, während Jahves Hand schwer auf mir war, und kam zu den Verbannten nach Tel-Abib". Ein Meer von Zorn hat sich in den Propheten ergossen. Hin jetzt zu dem störrischen Volke, daß es hören soll! Da kommt es über ihn, der Geist ergreift ihn, und nun geht es dahin, ohne Weg und Steg, durch die Dornen mitten hindurch, schreiend, gestikulierend, in tiefster Erregung; der Prophet hat dabei die Empfindung des Schwebens. Auch in der Vision, wenn der Leib am Boden liegt, gibt es manchmal solches Schwebegefühl; da ist es dem Propheten, wie wenn er am Schopf von einem Geiste gefaßt, zwischen Himmel und Erde dahinführe.

Eigentümlich ist die Mitteilung eines besonderen Geschmacks in der Vision: Ezechiel bekommt eine Buchrolle zu essen, die ihm so süß schmeckt wie Honig.

Solche Erfahrungen greifen Leib und Seele furchtbar an: nicht in Ruhe der Seele mag man Göttliches sehen und hören, zumal, wenn der Inhalt der Offenbarung Not und Verderben und Umsturz alles Bestehenden ist. Ergreifend schildert Jeremias, wie ihn das schreckliche Gesicht verfolgt, und wie das mensch-

liche Organ, zu schwach, die ungeheure, göttliche Wucht zu tragen, darunter erliegen muß.

> *„In der Brust, in der Brust ist mir weh,*
> *in des Herzens Kammern!*
> *Meine Seele stöhnt;*
> *ich kann nicht schweigen!*
> *Posaunenton hört meine Seele,*
> *Kriegsgeschrei!*
> *Wie lange muß ich das Banner sehen?*
> *den Posaunenschall hören?"*

Wenn die Ekstase den Menschen verläßt, so fühlt er sich wie mit Keulen zerschlagen. Als Ezechiel nach jenem wunderbaren Wandeln in Tel-Abib ankam, saß er zuerst sieben Tage lang starr vor sich hin.

So wundern wir uns nicht, wenn wir manchmal von Erscheinungen bei den Propheten hören, die wir geradezu Geisteskrankheiten oder doch wenigstens nervöse Störungen nennen würden. So berichtet Ezechiel, saß ihm lange Zeit gewesen ist, wie wenn ihm eine göttliche Macht Stricke angelegt hätte, so daß er sich von der einen nicht auf die andere Seite umdrehen konnte. Eine andere eigentümliche Erfahrung, von der er erzählt, ist, daß er zu Zeiten nicht sprechen konnte, später öffnete sich dann sein Mund wieder mit einem Male. Ferner gehört hierher, daß Ezechiel sich einen gräßlichen Brei aus allerlei Früchten bereitet und ihn auf Kot gebacken hat; auch dies tat er, durch die geheimnisvolle Stimme dazu aufgefordert; das unheimliche Verlangen nach gräßlicher Nahrung ist eine bei Geistes- oder Nervenkranken häufig beobachtete Erscheinung.

Schließlich mag man auch an die zum Teil abscheulichen sexuellen Bilder erinnern, die bei Ezechiel eine so charakteristische Rolle spielen, und die etwas von seinem persönlichen Leben verraten, vielleicht gerade von demjenigen, das ihm nicht zu Bewußtsein gekommen ist.

Interessant ist auch die Betrachtung der Zeichen, die die Propheten ihren Worten hinzufügen. Jesaias ging drei Jahre lang nackend. Jeremias ist einmal in die Volksversammlung gekommen, ein Joch auf der Schulter. Ezechiel nahm einst sein Hausgerät auf den Rücken und zwängte sich damit durch ein Loch in der Wand. Er hat Jerusalems Belagerung dargestellt, indem er einen Ziegelstein mit der Bratpfanne belagerte. Dergleichen tun in Israel die Kinder, die Narren und die — Propheten! Kein Zweifel, daß das Handlungen sind, dem Tun der Wahnsinnigen ähnlich. Für Narrheit hat es auch der Israelit von altem gutem Schlage gehalten, wenn Hosea ein Weib, das öffentlich wegen ihrer Unzucht bekannt war, heiratete und dann, als es ihm entlaufen war, wieder in sein Haus nahm! — Früher ist man geneigt gewesen, zu glauben, daß die Propheten dergleichen nicht wirklich getan, sondern nur zur Einkleidung ihrer Gedanken davon erzählt hätten. Solche Anzweiflungen der Geschichtlichkeit dieser Handlungen sind aber unbegründet. Wie hätte man auch auf solche merkwürdigen Erzählungen kommen können, wenn es nicht Prophetenart gewesen wäre, so groteske Dinge wirklich zu tun? — Eine weitere Frage ist es, ob die Propheten solche seltsamen Handlungen, unter seelischem Zwange stehend, dem Geiste gehorchend,

getan haben, oder ob sie solche Sonderbarkeiten nur vollzogen haben, um Eindruck und Aufsehen zu erregen. Denn das dürfen wir uns sicher vorstellen, daß die Scharen der Kinder dem Jesaias nachliefen, wo er sich nackend sehen ließ, und daß alle ehrbaren Männer dazu mit dem Kopfe schüttelten. Die Beantwortung solcher intimen Fragen wird, wenigstens nach dem heutigen Stande unserer Erkenntnis, nur subjektiv sein können. Hier ist wohl bei verschiedenen Männern Verschiedenes anzunehmen. Ezechiel macht den Eindruck einer ekstatischen Persönlichkeit, dem so seltsame Dinge wohl zuzutrauen sind. Andersartig aber scheinen Jesaias und Jeremias zu sein, sie machen den Eindruck der Geistesklarheit; bei ihnen also werden wir annehmen, daß sie die wunderlichen Taten der alten, halb wahnsinnigen Ekstatiker zu einem bestimmten Zweck mit vollem Bewußtsein nachahmen. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß es zwischen beiden Extremen mannigfaltige Übergangsformen gibt. Jedenfalls ersieht man aus solchen Zeichen, was das Volk seinen Propheten zuzutrauen gewohnt war. Die urwüchsigen Propheten hatten sich im Taumel die Kleider wirklich vom Leibe gerissen.

Nicht immer aber sind die prophetischen Erfahrungen so gewaltsam. Vielmehr überwiegen bei den schriftstellerischen Propheten andere, die bei weitem weniger aus der Regel herausfallen. Nur im Anfang der Tätigkeit eines schriftstellerischen Propheten muß er, so galt es als Norm, eine Vision erlebt haben: das ist die von uns sogenannte „Berufungs“vision. Da entlud sich das

elektrisch geladene Innere der Propheten in einem großen, ersten Schlage. Im weiteren Leben werden dann die Offenbarungsformen weniger gewaltsam gewesen sein. Zeit seines Lebens aber wird der Prophet von der ersten, großen Stunde gezehrt haben: wenn er unsicher wurde, ob er wirklich Jahves Organ sei, so erinnerte er sich dieser entscheidenden Momente. Dies Zurücktreten des Gewaltsamen in der Form hängt deutlich mit einer Verschiebung im Inhalt zusammen: die älteren Propheten verkünden zukünftige Ereignisse in der Form der Vision, die späteren, schriftstellerischen aber können mehr: sie vermögen auch, Jahves Gründe anzugeben; sie wissen, weshalb ebendies jetzt kommen muß; sie kennen Jahves Gedanken, und sie fühlen die göttlichen Stimmungen mit. Aber das Fremdartige und Seltsame, so sehr es sich auch bei ihnen mildern mag, ist noch immer vorhanden. Man stelle sie sich niemals als kühle, besonnene Denker vor oder gar als gleichgültige Organe Gottes, denen Gott Beliebiges verkündiden könnte; vielmehr sind sie stets voller Temperament und Leidenschaft, erfüllt von gewaltigem Zorn oder von flammender Begeisterung. Ihre Vortragsart ist nicht so gelassen und feierlich wie die unserer Geistlichen, wie denn das Bild der „Prediger" und „Redner", das man noch heutzutage für die Propheten vielfach gebraucht, mehr irreführt als aufklärt. Wir hören einmal, wie der Prophet beim Reden mit den Füßen den Boden stampft, mit den Händen die Hüften schlägt oder in die Hände klatscht. Sie fühlen sich wunderbar von Stimmungen beherrscht, die sie nicht los werden können;

das sind Jahves Stimmungen selbst, die er ihnen eingeflößt hat. Sie lassen sich tragen von einer wunderbaren Sicherheit der Überzeugungen: sie sind gewiß, mit voller Evidenz Jahves geheime Pläne und Gedanken zu kennen. Sie haben ein solches Kraftgefühl, daß sie in Gottes Namen den Königen auf dem Thron Befehle erteilen und ihrem ganzen Volke Trotz bieten können. Sie achten nicht Verfolgung, Kerker und Tod! Denn sie haben eine Notwendigkeit in sich, die sie zwingt.

> *„Fanden sich Worte von dir, ich verschlang sie;*
> *deine Worte waren mir eine Freude,*
> *meines Herzens Lust;*
> *du hast ja Besitz von mir genommen,*
> *Jahve, Gott Zebaoth!"*

Man sieht, wie der Prophet innerlich auf Seiten seines Gottes steht; er billigt im Tiefsten, was der Gott ihm verkündigt. — Und so kann er einer Welt widerstehen:

> *„Ich aber, ich bin voller Kraft*
> *von Jahves Geist, von Recht und Heldentum,*
> *Um Jakob seinen Frevel zu künden,*
> *Israel seine Sünde."*

Ergreifend sind besonders die Bekenntnisse des Jeremias. Jeremias hat es versucht, als der Hohn und das Gelächter, das gewöhnliche Prophetengeschick, seiner zart empfindenden Seele unerträglich geworden war, seinem Gott das Prophetenamt vor die Füße zu werfen; schließlich aber hat er es wieder aufgenommen, weil er nicht anders konnte.

„Jahve, du hast mich verführt, ich mußte dir folgen;
du hast mich gefaßt, und warst mir zu stark.“

Dies die kurze Überschrift der folgenden Geschichte. Nun die Ausführung.

„Ich war zum Gelächter den ganzen Tag,
alles spottete mein.
Denn so oft ich sprach, mußt' ich klagen,
über Unrecht und Frevel schrein.
Jahves Wort ward mir zur Schande,
zum Hohn den ganzen Tag.“

Man nahm ihn nicht mehr ernst, weil er nichts anderes könne, als über Unrecht klagen, und machte sich über den Querulanten lustig.

„Ich sprach, ich will sein nicht mehr denken,
nicht mehr reden in seinem Namen.
Da ward es in meinem Herzen
wie brennendes Feuer,
verschlossen in meinen Gebeinen.
Ich konnt's nicht mehr halten, ertrug es nicht mehr.“

Diese innere Geschichte ist psychologisch sehr wahrhaftig: vom Sprechen ließ er ab, aber von der Glut seines Zornes konnte er nicht lassen; als sie sich aber nicht mehr entladen konnte, ward sie schließlich so siedend heiß, daß er sie nicht länger zu halten vermochte.

Ein solcher Mann kennt nicht nur einzelne, wenige Momente, in denen Gott zu ihm spricht, sondern sein Leben ist voller Offenbarungen; er denkt nur noch, was Gott denkt. Nicht einen Auftrag nur erhält er von

Gott, sondern ein ganzes, langes Menschenleben steht er in seinem Dienst. Ein solcher Prophet sieht alle diejenigen Gedanken als Gottes Gedanken an, die er notwendig denken muß, wenn er an Gott nicht irre werden soll, alles das, was ihm, in großen Stunden der Erhebung und Begeisterung, aufgegangen ist. Da haben die Propheten auch aus den Schicksalen ihres Lebens Gottes Stimme herausgehört: Jeremias erkennt Gottes Wort einmal daran, daß ihm ein Verwandter unmittelbar vor Jerusalems Katastrophe den Erbacker zum Kauf anbietet. Jahve, so ist er überzeugt, will ihm mit diesem merkwürdigen Angebot zeigen, daß einst Äcker in Jerusalem wieder Wert haben werden. So tritt, besonders bei Jeremias, das Psychisch-Abnorme zurück, und das sittlich-religiöse Postulieren der gesamten Persönlichkeit tritt an die Stelle. Hat doch Jeremias sich dazu erhoben, das Gesetz der göttlichen Weltordnung zu erkennen, und hat er doch die Träume verachtet und die Wahrheit aller andern Propheten daran erkennen wollen, ob sie dem wahren göttlichen Zweck dienen, Israel zu bekehren.

So sehen wir also in der Geschichte der Prophetie einen fließenden Übergang vom Propheten zum religiösen Denker. Wir dürfen das Dämonische in der alttestamentlichen Prophetie also keineswegs übersehen, aber ebensowenig übertreiben oder allzu sehr bewundern. Einer allzu großen Bewunderung des Psychisch-Abnormen ist entgegenzuhalten, daß dergleichen Erscheinungen in der ganzen Welt verbreitet sind, daß sie sich auch bei niedrigstehenden Religionen finden und gerade

da, und ferner, daß ähnliche Erscheinungen, wie etwa das Hellsehen und Wahrsagen mit einer höheren Auffassung von Religion an sich gar nichts zu tun haben, schließlich, daß manches davon eine verdächtige Ähnlichkeit mit Geisteskrankheiten hat. Eine grobe supernaturalistische Betrachtung aber wird besonders durch die große Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der prophetischen Worte widerlegt — die Propheten haben sich nicht selten untereinander bekämpft —, ferner durch die Beobachtung, wie verschieden der Stil der verschiedenen Propheten ist, woraus man also ersehen kann, daß die Personen der Propheten an ihren Worten stark mitbeteiligt sind. Sie haben manchmal in wunderbarster Weise die Zukunft vorausgesehen — so hat Ezechiel den Tag, wo Jerusalems Belagerung begann, im voraus gewußt —, aber sie haben sich auch oft geirrt. Die supernaturalistische Betrachtung ist in der Gefahr, zu Gottes Ehren das Wertvollste zu übersehen, was Gott geschaffen hat, den frommen, begeisterten und von Gott erfüllten Menschen! Mag also an der Prophetie noch so vieles wunderbar sein, uns ist und bleibt das Wertvollste darin nicht die Form, sondern der Inhalt: wir erkennen am deutlichsten Gottes Offenbarung in den großen, bewegten, frommen Personen.

Hermann Gunkel.

ÜBERMENSCH UND HERDENMENSCH.

AUCH EINE GESCHICHTE.

Schon vor seiner Geburt hatte seine Mutter den Eindruck ungeahnter Kraft und Siegesfreudigkeit. Sie empfand seinen Eintritt in die Welt als großen Sieg, den sie in ihm errungen. Darum nannte sie ihn Kraft.

Mütter haben oft Ahnungen, die nicht trügen. Auch Kraft entwickelte sich wie seine Mutter im Geiste vorausgesehen. Unter seinen zahlreichen Geschwistern nahm er eine hervorragende Stellung ein. Weil die Mutter auf ihn als etwas Besonderes hinsah, so teilte sich dieser Eindruck schon als solcher den jüngeren Geschwistern mit.

Aber er rechtfertigte auch die Erwartungen, die man auf ihn setzte, ja seine Leistungen ließen sie weit hinter sich zurück. Er wußte zunächst in allen Schwierigkeiten Rat und Hülfe. Wo er dabei war, brauchte man sich nicht zu fürchten. Seine ungeheure Stärke, sein unbezwinglicher Mut waren allewege ein guter Schutz. Dabei wußte er überall allerlei nützliche kleine Erfindungen zu machen, die die Arbeit erleichterten und nutzbringender gestalteten. Mit der riesigen Körperkraft verband er einen so hellen, klaren Verstand, daß er schließlich in allen Dingen zu Rate gezogen wurde und ohne ihn nichts Rechtes zu stande kam.

Er erwartete das auch nicht anders. Er war der Älteste unter vielen Geschwistern und weitaus der Eigenartigste, Gescheiteste und Stärkste. Ein geborener Herrscher. Aber er benutzte seine Kraft vor allem, um Nützliches zu schaffen und Hülfe zu gewähren. Er war's eigentlich, der die Geschwister erzog und überall zum Tüchtigen und Brauchbaren anleitete. In seiner Stellung als Ältester und Herrscher sah er mehr eine Verpflichtung zum Schutz und zur Hülfe für die Jüngeren, als daß er bloßer Befehlshaber hätte sein wollen.

Freilich, das war ihm auch unfaßbar, daß sich etwa jemand seinem Einflusse entzogen hätte. Neben sich konnte er überhaupt niemanden sehen, und Unabhängigkeit von ihm war ihm unverständlich. Aber Menschen, die Außerordentliches leisten — und er war ein solcher, war einer der größten, die je diesen Planeten bewohnten —, solchen Menschen eignet und gebührt auch eine Stellung, die für alle andern Gesetz und Vormacht ist. Wenn man sie betrachtet, ist's, als strebe in ihnen die Menschheit über sich selbst hinaus, in ein neues Gebiet der Entwicklung zu ungeahnter Größe. Wer sich ihnen anschließt und von ihnen leiten läßt, der hat Hoffnung, auch mit in jenes Gebiet der Größe zu gelangen, das dem Staubgeborenen verschlossen scheint und vom Durchschnittsmenschen gar nicht geahnt und begriffen wird.

Kraft wollte Unerhörtes, Unermeßliches erreichen. Nach den Fortschritten, die ihm zu verdanken waren, konnte es für ihn keine Grenze des Wollens und der

Macht geben. Er begriff es wenigstens nicht. Der alles verstand und sich alles zutraute — eines verstand er nicht, daß ihm jemand widerstreben könnte.

Und doch gab es eine Grenze für ihn. Die ganze Sache war eigentümlich genug, erschien übrigens kaum der Rede wert. Sie ist eigentlich zu unbedeutend, um sie in einem Atem mit seiner großen Geschichte zu erzählen.

Es kam ganz einfach.

In seinem Elternhause wurde wieder einmal ein Sohn geboren. Man freute sich über jede solche Erweiterung des Lebens und der Macht. Aber dieses Mal ging's eigentümlich. Während sonst die Mutter von jedem Kinde einen bestimmten Eindruck hatte und danach den Namen wählte, hatte sie jetzt von dem Neugeborenen keine Vorstellung. Der Knabe hatte auch äußerlich nach keiner Richtung hin etwas Besonderes. Da man also keinen Namen für ihn wußte, hieß er zunächst der Junge. Aber es fand sich auch kein Name für ihn, und schließlich nannten ihn alle der Junge. So kam's, daß der Neugeborene namenlos blieb lebenslang.

Einen größeren Gegensatz konnte man sich gar nicht vorstellen, als Kraft und der Junge darstellten. Jener ein starker, lebhafter, geschickter, geistsprühender Recke, und der Junge die leibhaftige Unbedeutendheit. Still und geduldig, auf gar kein Vorwärts bedacht, selbstlos, von unglaublicher Ruhe und Schlichtheit. Und doch dabei nicht stumpf; aber ein Träumer, ein Mensch, der seiner Innenwelt lebte und der

Außenwelt wenig Verständnis und Teilnahme entgegenbrachte.

Kraft übersah ihn zunächst ganz. So lange er klein war, schien er selbstverständlich von allen Anordnungen Krafts ausgeschlossen. Aber er blieb immer der Junge, und es war immer, als ginge ihn alles nichts an, was Kraft vornahm. Es lag in dem Jungen wie ein geheimer Widerstand, aber er kam nie zur Aussprache und Geltung. Jedenfalls ging der Junge seinen Weg unbekümmert um alles, was Kraft vorschlug und durchsetzte, und wenn er sonst nichts Besonderes hatte, besaß er wenigstens eine tatsächliche Unabhängigkeit, die seinen Geschwistern völlig abhanden gekommen war.

Aber grade diese kaltblütige Unabhängigkeit war's, die Kraft nicht vertragen konnte. Der Junge war und blieb ihm ein Rätsel, und das erregte in Kraft Unbehagen und Gegensätzlichkeit. Bei den Geschwistern war der Junge nicht unbeliebt. Er war zu allen freundlich und dienstfertig. Auch den Kraft liebte er. Von einem Gegensatz schien er überhaupt nichts zu merken. Er stellte einfach eine andere Möglichkeit des Seins dar. Kraft kannte nur seinen Willen und seine Pläne, und da beides sehr gut war, erschien ihm alles andere wie unberechtigter Trotz und Minderwertigkeit. Hätte der Junge irgend welche Unternehmungen, wenn auch gegensätzliche, gemacht, so hätte es vielleicht gelegentlich einen Zusammenstoß gegeben, aber Kraft hätte ihn verstanden und schließlich ertragen. Aber das Schlimme war, daß der Junge nichts

Besonderes tat und gar nichts planen wollte, sondern nur anders war als Kraft. Er blieb ein quälendes Rätsel und stellte in all seiner Unbedeutendheit eine Grenze der Macht Krafts dar, ein Gebiet, auf dem seine Herrschaft ohne ersichtliche und klare Ursache schlechthin nicht zur Geltung kommen konnte.

Das Schwierigste war, daß der Junge unter den Geschwistern ein schlechtes Beispiel gab mit seinem Anderssein. Nicht, daß er sie zum Widerstand gegen den Bruder ermuntert und parteibildend gewirkt hätte. Sie anerkannten vielmehr alle willig die Vorzüge und Vorschriften des großen Bruders. Aber die Möglichkeit, neben Kraft etwas zu sein und unabhängig von ihm einen selbständigen Haushalt zu führen, das erschien diesem je länger je mehr unerträglich.

Nicht ohne Besorgnis sahen die Eltern dem wachsenden Gegensatze zu. Das Wunderlichste daran war, daß nur Kraft ihn wirklich empfand. Der Junge spürte ihn anscheinend gar nicht, war harmlos und unbesorgt, nur immer anders als Kraft. Einige seiner Geschwister standen ihm innerlich nahe, während die meisten unbedingt Kraft ergeben waren und seine Anschauungen und Werke teilten. Die Mutter sah in Kraft noch immer ihren Stolz und ihre Freude. Aber auf den Jungen blickte sie mit einer Art zärtlichen Mitleids. Wunderlicher Junge — wohin das alles nur führen mag?

Da machte Kraft die größte Entdeckung seines Lebens und vollbrachte eine Tat, wie die Welt sie größer nie gesehen. Er machte die Entdeckung, daß

der Mensch mit seiner Kraft auch den Stoff beherrschen und den rohen Stoff nötigen könne, dem Menschen in besonderer Weise nützlich zu sein. Kraft nahm zunächst den Grund und Boden zu seinen Versuchen in Anspruch und zwang ihn, bestimmte Arten von Früchten hervorzubringen, wie der Mensch ihrer bedurfte. Was wild im Boden wuchs, rottete er mit der Wurzel aus und hatte dazu ein eigenartiges Verfahren entdeckt, das dem menschlichen Erfindungsgeiste immer neue Blicke auf Vervollkommnung und Fortschritt eröffnete. An Stelle des Urwuchses aber legte er die Samen seiner Auswahl und sorgte dafür, daß ihr Wachstum nicht gestört werde durch neu auftretende Urkräuter.

So nahm Kraft Boden und Wachstum in seine starken Hände, und reiches Gelingen lohnte den Unermüdlichen. Er war der erste, der wirklich planmäßig den Boden in verständige Pflege nahm. Im Boden liegen die Wurzeln menschlicher Stärke, und alle Völker, die je Großes erreichten, haben die Wege Krafts beschritten.

Daß seine Erfindung außerordentlich bedeutungsvoll war, leuchtete Eltern und Geschwistern ohne weiteres ein, und wer es etwa nicht verstanden hätte, den belehrte darüber der zunehmende Wohlstand Krafts und der Seinen, denen jegliche Sorge fern zu bleiben schien. Sie lernten ihre Vorräte aufspeichern und vor Schädigungen bewahren und waren in ein so ausnehmend fruchtbringendes Gebiet der Tätigkeit, der Arbeit und des Denkens gestellt, daß nun jeder Erfinder und

Entdecker neuer Vorteile werden konnte. In Kraft war der Sieg der Menschheit über den Stoff gewährleistet und der Anstoß zu einer unendlichen Entwicklung gegeben.

Es erschien daher kaum denkbar, daß jemand Krafts Wege nicht mitginge. Wollte es aber doch jemand versuchen, so mußte er, von jeglicher Entwicklung ausgeschlossen, im Rückstande bleiben und verfallen.

Und doch ging einer nicht mit. Auch hier war der Junge anders als Kraft und ging mit wenigen andern seinen besondern Weg. Dieses Zwingen des Landes erschien ihm beinah wie ein unberechtigter Eingriff in seine urwüchsige Schönheit und Fülle. Als werde auf dem Wege Krafts etwas weggenommen, was kein menschlicher Fortschritt ersetzen könne. Als müßte überhaupt die Entwicklung einen andern Gang nehmen, auf dem sie vielleicht auch den Stoff zu beherrschen lernte, vielleicht in ungleich größerem Maße, aber anders als der Titane Kraft es versuchte.

Nur das wußte der Junge nicht, wie es geschehen sollte. Hätte er sich und andern gegenüber genau Rechenschaft ablegen und klar aussprechen können, so hätte er weiter nichts zu sagen gewußt, als: anders wie Kraft. Darin war er dann unbeugsam, und während Kraft den Boden nach seinem Willen zwang, suchte der Junge ihn zu erhalten wie er war, nahm in seine Pflege allerlei nützliche Tiere, zog sonderlich Schafe und wurde — ein Herdenmensch.

Auch ihm ging es gut und allen, die sich ihm an-

schlossen. Das gepflegte Leben nährte sie und erhielt ihr Leben nicht minder wie das der andern. Es gibt auch nichts Friedlicheres, Freieres und Froheres als das Leben mit der Herde. Auch das ist eine ernste Arbeit und beglückend zugleich. Vielleicht zuweilen unruhig, aber weniger anstrengend, auch den Geist nicht so hinnehmend. Es ist, als suche die Bearbeitung des Bodens alle Geisteskräfte für sich zu beanspruchen, das Herdenleben läßt Raum zu freiem Denken und innerer Entfaltung. Jenes kann bei allem Fortschritte leicht verflachen, dieses trotz allen Rückschrittes ebenso vertiefen und verinnerlichen.

Anders als Kraft — das war das Rätsel im Leben des Jungen. Beinahe ein quälendes. Warum anders? Wie anders? Darauf fand er keine Antwort. Aber jedesmal, wenn freundliches Zureden von Eltern oder Geschwistern oder seiner eigenen Vernunft ihn umstimmen wollte, tauchte plötzlich wie eine innere Stimme die Losung auf: anders wie Kraft. Dann blieb der Junge unbeugsam, als habe er hier seine Lebensaufgabe zu lösen. Als sei überhaupt im Leben der Menschheit ein drückendes Rätsel, das sich nach Lösung sehne und vorläufig keine andere finde als die: Anders wie Kraft.

So sann der Junge und sann und blieb über dem Sinnen ein Herdenmensch, während die Entwicklung fortschritt und vom Bruder geführt, erhabenen Zielen zustrebte. Aber merkwürdig. Vom Gegensatz allein kann ja niemand bestehen. Da war es dem Jungen, als zeige sich eine bessere Lösung der Frage. In weiter

Ferne freilich, aber doch gewiß. Und allmählich trat bei ihm an Stelle des innern Gegensatzes etwas wie freundliche, feste Hoffnung.

Dieses Hoffnungswesen auf echteren Fortschritt als Kraft ihn machte, gab ihm ein bestimmtes Gepräge und ein gewisses Sein, das alle seine anscheinende Unbedeutendheit aufhob. Je mehr er sich dessen bewußt wurde, um so mehr erfüllte ihn Friede und Freude; auch aufrichtige Liebe zu dem Bruder, so wenig er dessen Bestrebungen teilte. Dieses innere Vermögen des Herdenmenschen gab ihm auch eine gewisse Machtstellung, daß man sich sagen konnte: Am Ende ist anders wie Kraft das Richtigere. Und doch konnte niemand, auch der Junge nicht, eine klare Antwort geben über das Wie? Es war ein ganz eigenartiges Sein und Erleben, in das der Junge mit den Seinen gestellt war, aber niemand versuchte es zu erklären oder zu beschreiben. Und doch war's etwas, eine fühlbare Macht.

Niemandem so fühlbar als Kraft selbst. In allem, was er erreichte und für sich und andere leistete, fehlte im Grunde das Befriedigende. Jedesmal, wenn er meinte, an dem oder jenem Ziele zum Ende des Wünschens gekommen zu sein, eröffneten sich plötzlich ganz neue Aussichten und Fernen, und das Erreichte erschien oft genug nicht mehr als begehrenswert. Es war ein Jagen, dem das Ziel versagt schien, und ein Begehren, das keinen Frieden kannte. Auch auf Kraft selbst drückte dieser Zustand. Auch er empfand das lastende Rätsel. Im Jungen löste es sich aus als Friede und Hoffnung, in Kraft als Last und Unruhe.

Aber Kraft war nicht der Mann, sich drücken zu lassen. Alles Schwere veranlaßte ihn nur, neue Wege zu suchen in unermüdlicher Werdelust. Er fand auch hier eine Lösung. Er bemerkte, daß seinem Tun etwas fehle, was er unterschätzt hatte. Dieses fehlende Etwas war die religiöse Seite des Fortschritts. Er fühlte, daß es nicht so sehr neuer Ziele bedürfe, als vielmehr der Religion zu den alten.

Immer klarer empfand er, daß seine Arbeiten erst dann Weihe und Befriedigung erhalten würden. Da ging's ihm plötzlich auf wie eine Offenbarung. Hier war ja auch ein Weg gezeigt zum innern Verständnis mit dem Jungen. Was Kraft nie begriffen hatte, wurde mit einem Male deutlich. Ihre Gegensätze waren im Grunde religiöse. Wenn irgendwo, lag dort die Quelle seines stillen Widerstandes, und die Versöhnung konnte nur religiös gesucht werden.

Und sie sollte herbeigeführt werden. Sobald als irgend möglich. Was man in Kraft eigentlich nicht gesucht hatte, kam eines Tages als überraschende Neuigkeit ans Licht. Er erklärte, es solle eine große religiöse Veranstaltung stattfinden, ein Opferfest, um Gott zu danken für den erreichten Segen und neuen Segen für die Zukunft vom Himmel herab zu erflehen. Dazu wurden eingeladen — alle Menschen.

Wie ein Aufatmen der Befreiung überkam es die Menschen. Kraft hat das Rätsel gelöst. Hier hat der Fehler gelegen, und der Einzigartige hat ihn entdeckt und unverzüglich seine Beseitigung in Angriff genommen. Kraft traf die umfassendsten Vorbereitungen zu

diesem Feste, an das ein großes Opfermahl anschließen sollte.

Es kamen auch alle Menschen. Den Freunden Krafts sah man schon deutlich den zunehmenden Wohlstand an. Gebräunte Gestalten mit großen Händen, die die Arbeit breit gedrückt hatte, aber auch schon Behäbigkeit und die bewußte Sicherheit des Besitzers trugen sie leiblich zur Schau. Auch der Junge kam mit seinen Gesinnungsgenossen. Es war zum ersten Male, daß alle Menschen einig waren. Geeint durch die Religion.

Die alternden Eltern weinten Tränen der Rührung, und durch die Mutter zog ein stilles Danken: Das hab' ich erwartet. Auch hier hat Kraft den rechten Weg gefunden.

Kraft hatte einen Altar hergerichtet aus ungeheuren Steinen, die er herzugewälzt und eigenhändig geschichtet hatte. Die Lücken waren mit Früchten ausgefüllt, der Altar mit den Erzeugnissen des Bodens bedeckt, den Zeugen der Arbeit und des großen Sieges. Kraft selbst stand am Altar, ein König und Priester zugleich voll ehrfurchtgebietender Majestät. Er redete zu allen Menschen. Er sprach vom Ernst des Seins, von der Größe der Aufgaben und der Herrlichkeit des Sieges; „und der Dank“ — schloß er — „gebührt dem, der die Macht gegeben hat in den Stoff und in den Menschen, dem lebendigen Gott, ohne dessen Beistand auch unser Sieg nicht errungen worden wäre.“

Daß der, der alles selbst vermochte, sich hier im Angesichte aller Menschen vor Gott demütigte, das

machte ihn erst recht groß. Kraft selbst war tief ergriffen. Er redete in voller Wucht der Überzeugung. Er redete, weil er im tiefsten Innern so dachte, überwältigt von der Heiligkeit des Augenblicks. Die ganze Feier trug das Gepräge einer Bekehrung, als wolle Kraft hier gut machen, was er vielleicht im ungestümen Drängen nach vorwärts und im Wogen der Aufgaben versäumt.

Was aus dem Herzen kam, ging auch zu Herzen, und der Eindruck auf die Menschen war unbeschreiblich. Nie war Kraft größer, als an diesem Opferfeste Den Eindruck hinterließ er bei den Teilnehmern: Er kann alles, er ist der Größeste der Menschenkinder.

Nur zwei teilten den Eindruck nicht. Der eine war der Junge. Mitten in aller Festfreude war ihn ein Schrecken angekommen, und der alte Notschrei in ihm erwachte: Anders wie Kraft. Und jetzt wußte er mit einem Male die Antwort auf das Warum? und das Wie?

Warum? Weil Gott selbst nicht dabei war. Alles was man sah und hörte, war Kraft und immer wieder nur Kraft. Das Opfer war nur die Schaustellung von Krafts Sieg. Sogar die Bekehrung war nur die Größe Krafts. Die Menschen bekamen keinen Eindruck von Gott, sondern nur von ihrem Helden, ihrem Könige, ihrem Priester. Gott selbst war ihnen ferne, mitten in allem Gottesdienste.

Nein! Grundanders wie Kraft! Und wie? So daß Gott wird alles in allem. Er der Vater, wir die Kinder. Alles Wirken aus Gott und in Gott und für Gott —

das ist der Sieg der Menschheit. An jenem Tage wurde dem Jungen sonnenklar, was er lebenslang geahnt. Aber zunächst erschrak er über diese Klarheit.

Aber wunderbar! Auch über Kraft war Klarheit gekommen. Auch er war unbefriedigt von seinem Fest wie der Junge. Er hatte die echte Wahrheit gelesen, als mitten in seiner Rede vom Fortschritt sein Auge den Jungen streifte. Da wußte er mit einem Male: Gott fehlt. Das erschütterte ihn, das demütigte ihn bis in seine innersten Tiefen. Er suchte Gott mit der ganzen Kraft seines Wesens, aber er fand nicht, wen er suchte. Unermeßliche Ferne, unübersteigliche Schranke — das fiel ihm als Last auf die dürstende Seele. Der Unbegreifliche nahm sein Opfer nicht an. Warum?

O dieses Warum! Wie viele Jahre hatte ihn das gequält. An dem ewigen Warum war er eigentlich groß geworden. Nun schien die Lösung so greifbar nahe, und siehe, da rückte sie ihm unter den Händen in unermeßliche, unerreichbare Fernen. Und sein ganzes Streben erschien so verfehlt. Wird man den Stoff zwingen können ohne Gott? Wird man dauernd herrschen können ohne Gott, bloß mit Religion? Bisher war's gegangen, heute jubelten die Menschen ihm zu, aber immer? Und war's denn bisher wirklich gegangen? War nicht jeder Sieg wie ein Hohnlachen gewesen, wie ein Spott auf den kühnen Streiter, der im Ringen mit dem Übermächtigen seine edle Kraft zersplitterte? Und die Menschen? Der eine, an dessen Zustimmung einzig gelegen war, in dessen Augen grade

hatte er die entsetzliche Wahrheit gelesen: Es ist alles umsonst. Gott ist nicht dabei. Es war nur ein religiöser Irrtum. Zum ersten Male, daß ein Mensch den Tod vor sich sah. Gott ewig unerreichbar — das ist der Tod.

Dieses Mal war's der Junge, der schnell handelte. Zum ersten Male in seinem ganzen Leben durchbrach er seine anscheinende beschauliche Untätigkeit. Alle Menschen erfuhren die große Neuigkeit, daß auch der Junge ein Opfermahl herrichten wolle, zu dem alle Menschen geladen waren. Allgemeine tiefe Rührung. Die Menschen sind so gern gerührt. Der gute Junge! Endlich, endlich kommt er auf den rechten Weg. Auf den Weg Krafts. Er war neulich schon auf dem Feste Krafts. Jetzt will er zeigen, daß er endlich Kraft Recht gibt und auch Krafts Religion teilt. So sprachen die Menschen in der glücklichen Zeit, wo noch soviel Neues unter der Sonne geschah. Auch die gute Mutter war tief gerührt. Sie freute sich ihres Erstgeborenen, ihres Kraft.

Als Ort des Festes war ein Hügel angegeben. Wenige Bäume auf einer abgeweideten Grasfläche. Unter den Bäumen einige roh zusammengeschichtete Steinblöcke. Der Junge empfing jeden schlicht und herzlich. Für die Eltern und Kraft waren Ehrensitze am Altar vorbehalten. Dann trat der Junge an die Steine und sah die Menschen lange an, als wollte er reden. Aber er fand das Wort nicht. Da wandte er sich ab, zog einige Lämmer vor, die hinter den Steinen gefesselt

lagen, legte sie schweigend auf den Altar und ritzte mit scharfem Steine der Reihe nach die Ader an jedes Kehle. Das rote Blut rann über die Steinblöcke. Lautlos ließen's die Lämmer geschehen. Ein leiser Seufzer kündete eines jeden Ende an. Ein Feuerbrand tauchte das Opfer in seine Lohe, und der Rauch wirbelte auf gen Himmel. Einige wenige Gebetsworte schlossen die Feier.

Der schweigsame Priester wandte sich dann zu den atemlos zuschauenden Menschen und reichte jedem ein Stück vom Opfer zur Mahlzeit. Kein Wort wurde gewechselt, aber die Menschen erlebten eine Geschichte und wußten nicht, was sie bedeutete. Als rage mitten hinein in ihre Gegenwart etwas unerhört Großes, als stehe vor jedem von ihnen die Majestät des lebendigen Gottes, als sei Himmel und Erde, Gott und Mensch eine neue wunderbar große Einheit, als kämen Ströme von Frieden, Gnade, Glück über die Erde und alle ihre Bewohner, die Menschen nicht minder wie die Herden, die friedlich unten im Tal weideten.

Heute haben wir Gott erlebt — flüsterten die ersten scheuen Stimmen der Menschen, die sich auf dem Heimwege hervorwagten, und sie trugen den Glanz und den Frieden Gottes in ihre Hütten, und die Herrlichkeit des Herrn lagerte behütend und beseligend über der jungen Menschheit.

Das tiefste Glück empfand der Junge. Sein Schreck vom ersten Opfer war ausgelöst in reinste Seligkeit. Daß die Lösung des schweren Rätsels so herrlich und

köstlich sei, hatte er nie geahnt. Daß die Menschen so verschwinden können in der Herrlichkeit Gottes und im Verschwinden sich selbst in ihrer eignen Wahrheit so finden können, das war der neue Weg, der gegeben war und nimmer verlassen werden sollte. Wie wird Kraft jubeln, daß alles Hasten und Jagen nun zum Frieden kommt! Wie kann sich seine wunderbare Stärke nach Geist und Leib nun auf dieser neu geschenkten Grundlage zu unerhörtem Fortschreiten sammeln und entfalten! Jauchzen hätte er mögen und unter Tränen dem Bruder um den Hals fallen und seine Verzeihung erbitten für die lange Trennung, das störrige „Anders wie Kraft", das nun eine so ungeahnt köstliche Versöhnung gefunden.

Aber auf Kraft hatte die Feier anders gewirkt. Seit seinem eignen Feste sah er vor sich nur immer Tod und Aufhören. Er entzog sich allem Verkehr. Und war er nicht ein toter Mann? Dieser Junge hatte es gewagt, ihm nachzuahmen und ihn zu überbieten. Und dann hatte er sich hingestellt, ihnen allen den Tod vorgezeigt und wie zum Hohne das erste Stück vom toten Lamme Kraft gereicht — dem toten Kraft!

Die Zähne knirschten ihm, und die Wut erschütterte und entstellte ihn, als er sich das klar machte. Und dieser Junge, dieser Schleicher, der war der Angenehme vor Gott und Menschen, und er, der gearbeitet und sich unsäglich gemüht hatte, er war der tote Mann — auch vor Gott und Menschen.

„Aber Kraft! Warum ergrimmst du so? Kraft! warum verstellen sich deine Gebärden? Du sollst herr-

schen, du sollst leben, aber zuerst sollst du über die Sünde herrschen; und du kannst, Kraft! Du brauchst sie nicht hereinzulassen in den Gottesfrieden" —

Hier muß Klarheit werden. Der Junge soll mir ins Angesicht gegenübertreten und Rede stehen.

So traf er ihn. Es war dort oben unter den Bäumen, am Altar des Festplatzes. Mit glückseligem Lächeln trat ihm der Junge entgegen: Bruder!

Da flammte jäh die grimme Wut auf: Du, du bist das ganze Unglück meines Lebens. Du bist der wahre Widersacher, der ewige Neinsager. Aber ich will dir zeigen, wer der tote Mann ist — ich oder du!

Damit packte er den Ahnungslosen mit Riesenkräften, würgte ihn und schleppte ihn auf die Steinblöcke, die der Bruder selbst geschichtet. Um den Gürtel hing ihm noch der scharfkantige Feuerstein. Den nahm Kraft und ritzte ihm die Adern an seiner Kehle. Das rote Blut rann über die Steinblöcke. Lautlos und wehrlos ließ das Opfer es geschehen. Ein tiefer Seufzer kündete sein Ende an. Er war ein toter Mann.

Der Zorn hatte sein Ziel erreicht und sein Opfer gefunden. Kraft war sein Priester.

Das war also der Tod. Das tote Lamm, der tote Mann — entsetzt wandte der Priester sich ab. Das rote Blut schreckte ihn auf. Der Tapfere floh zum erstenmal. Er floh über die Berge, er eilte nach Haus. Nein, nach Haus nicht! Dort sind Menschen. Ich kann Menschen nicht sehen. Ich muß allein sein.

Ermattet erreichte er einen stillen Ort. Die Nacht

brach herein. Kraft sehnte sich nach Ruhe und Schlaf. Aber der Schlaf floh ihn.

„Kraft, wo ist dein Bruder?“ —

„„Ich weiß nicht, hab's nie gewußt, wo er ist, hab' ihn ja niemals hüten dürfen.““

„Kraft! Das rote Blut deines Bruders schreit von der Erde. Kraft! Die Erde ist verflucht, die Menschenblut, die Bruderblut geleckt hat. Kraft! Der Acker kann dir sein Vermögen nicht mehr geben. Er trägt auch dich nicht mehr. Er hat Blut geleckt. Unstät und flüchtig sollst du sein auf Erden.“

Das ist die Strafe der Sünde. So also sieht die Sünde aus!

„„Die ist ja unausrottbar, riesengroß, die kann ja nie vergeben werden.““

Mit dem Schrei des Entsetzens sprang der Gequälte auf. Für ihn gab's keine Ruhe. Er eilte durch die Nacht hindurch ins Unbekannte. Pfadlos und ratlos sah ihn der aufdämmernde Morgen eilen. Da brach er ermattet zusammen an einer Quelle. Das kühle Naß erquickte flüchtig den Erschöpften. Dann kamen wieder die Gedanken. Die Quelle schrie ihn an: Blut bin ich, Bruderblut! und erschreckt jagte der Flüchtige weiter. Weit fort. Immer weiter. So weit, daß kein Bruderblut mehr schreien kann, daß kein Angesicht Gottes mehr leuchten kann. Unstät und flüchtig immer weiter, nur weg vom Angesicht des Herrn!

Immer weiter stürmte der Riese, bis er endlich vor Ermattung zusammenbrach. So fanden ihn die Seinen, hoben ihn auf und trugen den Bewußtlosen zu seiner

Hütte. Sein Weib kühlte seine heiße Stirn und pflegte ihn viele Tage. Dann legte sich die heiße Glut, und er lag still und matt da. Kein Wort wurde gewechselt zwischen den Ehegatten.

Endlich begegneten sich beider Blicke. Lange sah Kraft sein Weib an. Dann sagte er: „Weißt du auch, wer ich bin?"

„„Kraft!!""

„Ja, Kraft. Mich wird niemand töten. Ich würde siebenfältig gerochen werden. Ich weiß es. Auch Taten werde ich tun. Große, wie bisher. Nur laß uns fortgehen von hier, weit weg. Fort vom Angesicht des Herrn."

Und sie zogen weit weg nach Morgen, weg vom Angesicht des Herrn. Den Boden baute Kraft nicht mehr wie früher. Er fürchtete sich. Er fürchtete sich immer und überall. Da zog er um seine Niederlassung eine feste Mauer und ließ sie wohl verwahren und in seine neue Stadt nahm er auf, wessen er sicher zu sein glaubte.

In der neuen Stadt begann ein ganz neues Leben. Der alte Lebensmut Krafts erwachte nochmals hinter ihren festen Mauern. Die Menschen bauten das Land, aber Kraft sann auf neue Wege, die Furcht zu betäuben und das große Menschenziel zu erjagen, daß endlich Friede werden könnte. Er stand ja nicht mehr im Wege, der ihn immer gestört. Niemand nannte ihn. Sie fürchteten sich. Düsterer Ernst lag über Kraft und seinem Sinnen.

Endlich hatte er's. Im Stoffe lag's nicht. Das

Land mochte man bebauen, um Lebenskräfte zu beziehen. Aber das Menschenziel mußte höher liegen. Man durfte nicht Mittel und Zweck verwechseln. In der Religion lag's auch nicht. Dort muß der Mensch seine stolze Kraft beugen, und im Beugen gerät er in den Irrtum. Nein, riesenstark müssen wir sein, schrie Kraft auf, und Fortschritte machen, die Unermeßliches gewährleisten. Unser Fortschritt liegt im Geiste, und seine Fähigkeiten machen uns die Erde untertan.

So geschah's. In die erste Stadt kam bald die erste Schmiede. Geist und Körperkräfte verbanden sich in Einklang und Fortschritt. In der Stadt wohnte der erste Dichter, der erste Musiker. Geist und Kunst bezeichneten den Fortschritt der Stadt. Das Übermenschentum in seiner Riesenstärke verband sich mit der Stadt und schickte sich an, das Ungeheure zu leisten, was je Menschen in Angriff nehmen und erstreben.

Nur ein Malzeichen trug alles in der Stadt und alles, was von ihr ausging: Unstät und flüchtig. Die innere Unrast ihres Gründers wurde ihr sichtbares Merkmal. Fortschritt ohne Frieden ihr Geschick. Der Übermensch haßte, verfolgte und zertrat auch stets den Herdenmenschen. Er fürchtete ihn. Sein letztes Ziel hat er selbst nie erreicht. Aber er fürchtete, der wahre Fortschritt könne doch vielleicht vom Herdenmenschen kommen, und der Unterlegene doch noch obsiegen. Darum verfolgte er ihn, weil er ihn fürchtete. Denn es haßt nur, wer Furcht hat.

Die Geschichte der ersten Menschen ist die Geschichte der Menschheit. Ungelöst und unversöhnt blieben stets die Gegensätze. Gewechselt haben nur die Namen ihrer Träger. Die damaligen sind bekannt unter den Fremdnamen Kain und Abel. Aber ihre Geschichte ist die Geschichte der Jahrtausende, und noch harrt sie des Abschlusses.

Lhotzky.

EIN HEMMNIS DEUTSCHER ZUKUNFT UND SEINE ÜBERWINDUNG.

Ein heller Jubel, für dessen aus tiefster Seele aufbrechende Gewalt das jetzige junge Geschlecht kein Maß besitzt, durchbrauste unser Volk, als 1871 endlich aus dem Gewölk der Schlachten der Glanz der langentbehrten und heißersehnten Kaiserkrone aufstrahlte. Im Kampf mit dem gallischen Nachbar hatten die Deutschen mit Blut und Eisen ihre Einigung im neuen Deutschen Reich sich erstritten. In jenem Jubel klang nicht bloß die stolze Freude an der überlegenen Kraft aus, die unser Volk aufwies, nicht bloß die Befriedigung darüber, daß die Zusammenfassung der einzelnen Stämme zu einem machtvollen Ganzen den Deutschen eine feste Stellung unter den Nationen sichere, sondern der Grundton war das Hochgefühl, daß nun dem Rechte der deutschen Kultur in der Welt die Anerkennung errungen und die Zukunft aufgetan sei. Was man von dieser erwartete, bekundete hier der Jubel der Protestanten darüber, daß ein evangelisches Herrschergeschlecht an die Spitze des Reiches und in den Vordergrund der Geschichte gerückt war, die nun in der Bahn der Reformation weiterziehe, dort die Befürchtung der Katholiken, daß ihrer Kirche die Verwirklichung des lange betriebenen Planes, die Menschheit unter den Krummstab des Unfehlbaren zu beugen, für

immer versagt bleiben werde. Die Erstehung des Deutschen Reiches wurde als Ertrag und Bestätigung der geistigen Arbeit in den früheren Jahrhunderten, wie als Anfang einer neuen Periode angesehen, deren Führung in der Hand der deutschen Kultur liege: diese aber ist der legitime Sproß der Reformation, genährt, großgezogen und geweiht von evangelischem Geist.

Dennoch kann unsere Kultur ihre Stütze nur in ihrer inneren Kraft und nicht im Schutze der staatlichen Macht suchen; vielmehr kann diese ohne jene weder ihre segensvolle Bedeutung für die Welt noch für das von ihr vertretene Volkstum behaupten; sie würde verfallen und absterben, wenn sie sich von der Lebenswurzel des Protestantismus löste. Es gibt doch zu denken, daß sich auf dem Boden des jungen Reiches mit jugendlichem Ungestüm Ultramontanismus und Sozialdemokratie erheben und aufs heftigste die der Reformation entstammte Gestaltung deutschen Denkens, Empfindens und Handelns bekämpfen. In der Auseinandersetzung mit ihnen muß der Protestantismus abermals seine Befähigung nachweisen, das Wesen unseres Volkstums zu neuem und reinem Ausdruck zu bringen, sein kräftiger Bildner und sein des Weges zum Ziele kundiger Führer zu sein. Wird er in diesem Streite beiseite geschoben, so dämmert der Abend für die deutsche Kultur herein; ihm müßte die Nacht für das neue deutsche Reich folgen. Das ist die ernste Bedeutung des gegenwärtigen Kampfes; wir wägen ab, wohin seine Entscheidung fallen wird.

Das Christentum war zu den Germanen in der

Form der katholischen Kirche gekommen; sie war das Werk eines fremden Bodens; ihre Lehre und ihre Verfassung war aus dem Marmor des Evangeliums von dem Meißel der griechisch-römischen Kultur gearbeitet. Der deutsche Geist konnte zur Gestaltung der christlichen Wahrheit und Frömmigkeit wenig oder nichts dazutun. Das Evangelium war nicht wie ein Samenkorn, das aus der Ackerkrume unseres Volkstums Saft und Kraft zu einer diesem angepaßten Pflanze ziehen konnte, sondern es wurde den Deutschen in der römisch-kirchlichen Form wie ein fertiges Gewand übergestülpt, das sie mit der Empfindung trugen, es entspräche nicht ihrem innersten Wesen, es beschränke und verhülle dieses.

Das asketische Lebensideal war dem weltoffenen Sinn der Germanen zuwider. „Es kann ja leider nicht werden," klagt Walther von der Vogelweide, „daß Reichtum und weltliche Ehre und Gottes Huld jemals wieder zusammen in ein Herz kämen." Und dem deutschen Gemüt drängte sich bald die Erkenntnis auf, daß die Verrichtung der kirchlichen Werke, welche die Frömmigkeit ausmachen sollte, nicht das innere Sehnen nach Gott zu stillen vermöge.

Zwar suchte der Dichter des Heliand das Christentum dem deutschen Leben anzupassen; aber die Organisation, die Bonifatius der christlichen Kirche in unserem Vaterlande gegeben hatte, schmiedete fest um sie die Fessel Roms. Zwar entflohen die Mystiker dem äußerlichen Betriebe der Religion durch die Priester, um mit ihrem Innern sich in das Meer der

göttlichen Liebe zu stürzen und als ein Tropfen in ihm zu verschwimmen, aber es war unmöglich, die Mystik zum Eigentum des Volkes und zum Former seines Lebens zu erheben; sie konnte den Einfluß der römischen Kirche weder brechen noch ersetzen. Zwar entrissen sich viele der prunkhaften und verderbten Kirche, um ihrem Gott mit reiner Lehre und reinem Leben zu dienen, aber sie wurden als Ketzer gebrandmarkt und verfolgt, und dies hielt die große Masse ab, in die Reihen dieser Edlen zu treten. „Sieben lange und schwere Jahrhunderte, von Karls des Großen bis zu Luthers Tagen, rang sich das deutsche Volk ab, um die fremde Religion und Kirche, die es doch nicht mehr entbehren konnte, zu einer deutschen zu gestalten — Solch ein ergebnisloses Sehnen und Suchen nach einer tieferen Befriedigung der Gemüter innerhalb der Formen und Lehren der Kirche, solch eine heimliche Abkehr des Herzens von dem, was der Mund noch als heilig bekannte, solche Fieberparoxysmen des kranken Gewissens, wenn die niemals übertäubte Stimme in der eigenen Brust ebenso laut befahl, das Vertrauen auf die sündenvergebende Kraft der guten Werke als eine pfäffische Lüge fahren zu lassen, wie sie vor jeder Ausschreitung des Eigenwillens und der darauf gegründeten Selbsthülfe drohend warnte — das war die religiöse und sittliche Luft der deutschen Nation, in die Martin Luther hinein geboren wurde."*)

*) Heinrich Rückert, Martin Luther. S. 4 u. 9 (Leipzig, Brockhaus).

Die antiken Religionen waren national; sie waren wie Quellen, die aus dem Boden des Volkstums heraustraten und dieses befruchteten. Das Christentum sollte die Religion aller Völker werden. Es tat in vollkommener Weise, was die andern anstrebten; es brachte die innigste Gemeinschaft mit dem Gott, den alle gesucht hatten und der in Christus sich als der rechte Vater aller seiner Kinder offenbarte; es konnte daher mit dem Geiste jeder Nationalität sich verbinden und die Anlagen dieser zu edler, eigenartiger Kultur entwickeln. Aber es hatte sich eine straffe Gestalt in der katholischen Kirche gegeben; diese legte, darin eine Erbin des Römertums, den Nachdruck darauf, die Völker, die sie in ihren Bereich zog, ihren Formen und Ordnungen anzuschmiegen; der Gebrauch der kirchlichen Mittel zur religiösen Bildung der Seele wurde von ihr als Religion bewertet und dadurch selbständiger Glaube, unmittelbares Leben der Seele in Gott hintangehalten. Gerade solches Leben aber entsprach dem innersten Wesen des deutschen Volkes, das von der römischen Kirche nicht verstanden wurde; sie ließ den deutschen Geist nicht aus ihren griechisch-römischen Mauern heraus, sie hinderte ihn an der freien Bestellung seines Arbeitsfeldes, an seiner Kultur.

Luther legte die Mauern nieder. Schon damit bahnte er einen gewaltigen Fortschritt an, daß er, dieser eine Mann, tapfer es wagte, im Namen Gottes und des Gewissens wider die kirchliche Autorität anzugehen, außerhalb deren es damals weder vor den

öffentlichen Gewalten noch in der öffentlichen Meinung christliche Religion gab. Er erwies das Recht der Persönlichkeit, ihr inneres Leben gegenüber dem Ganzen zur Geltung zu bringen. Die Gemeinschaft kommt nicht durch sich selber vorwärts. Sie ist konservativ und bessert höchstens kleine, äußere Schäden aus; tiefere Erkenntnis, neue Ziele sind nur die Gabe großer Männer. Luthers Tat hat eine breitere und kräftigere Entfaltung des deutschen Geistes und das Fortschreiten seiner Kultur ermöglicht. Was aber Luther bot, das kam dem heißen Verlangen unseres Volkes entgegen; es rückte das Christentum in das Herz und die Geistesart unseres Volkstums; daraus erklärt sich die begeisterte Zustimmung, die dem Reformator aus unserem Vaterlande entgegeneilte. Er riß fast das ganze Volk auf seine Seite; das wäre schwerlich geschehen, wenn dieses nicht empfunden hätte, daß Luthers religiöse Anschauung sich der Volksindividualität einfügte. Das Religiöse allein ist keine Fahne, die rasch und stürmisch die Massen um sich sammelt, wenn nicht zugleich das nationale Moment mitwirbt. Was Luther aus dem Christentum hervorstellte, das faßte die besten Seiten der deutschen Natur an. Diese hält Recht und Wert der Persönlichkeit hoch; jeder will sein Ich behaupten; nur frei will er einem andern sich unterordnen. Der Germane folgte willig dem Herzog, weil dieser für ihn eintrat; Dienst um Dienst! Treue um Treue! Die katholische Kirche aber ist als Heilsanstalt die Führerin zu Gott. Zwar in ihren Heiligen besitzt sie eine Schar von Idealfiguren; aber die an-

geblichen Vorzüge dieser, Askese und Devotion konnten den Deutschen keine Anerkennung abringen oder nur verbildend auf das männliche, tapfere, freie Volk einwirken.

Nun in der Reformation trat Christus selber unter die Deutschen; ja — die hehre, reine Gestalt dieses tapferen Helden, der für Gott wider seine Feinde mit beispielloser Kraft kämpfte, der so freundlich seines Volkes sich annahm und es zu retten sein Leben einsetzte, — das war der Mann, dem die Deutschen ihr Höchstes anvertrauen konnten.

Mit der Reformation tat die christliche Frömmigkeit einen weiten Schritt vorwärts, weit über den Katholizismus hinaus. Das religiöse Leben der Persönlichkeit wurde der zwingenden Leitung durch die Kirche enthoben; es war für den freiheitsliebenden germanischen Mann ein unwürdiger Zustand, im Höchsten, was er besaß, in seinem Glauben, an das priesterliche Gängelband gebunden zu sein; er war nicht das Kind im Reiche Gottes, er hatte zu diesem nur als Haussklave des Priesters Zutritt. Wie Christus im Kampf gegen die Pharisäer mit seinem Evangelium das Glaubensleben seines Volkes der pharisäischen Tradition und der religiösen Organisation, der Theologie und Hierarchie entwand, *so erlöste die Reformation, indem sie die Deutschen zu Christus zurückführte, diese von der römischen Kirche.*

Die katholische Kirche hatte sich zu einem Staat entwickelt, dessen Gesetze als Gottesordnungen unverbrüchliche Geltung beanspruchten; wer sie erfüllte, ge-

nügte den Anforderungen des Allmächtigen; so weit sie reichten, war Gottes Reich; außerhalb der Kirche und des ihr gemäßen Handelns war nur dämonisch beeinflußte Welt; in dieser leben und für sie arbeiten war etwas Geringes, ja, für die Seele Gefährliches. Unter dem Szepter solcher Anschauung war eine freie Entfaltung des Geistes kaum möglich; wissenschaftliches Streben hatte in der von der Kirche festgesetzten Wahrheit Norm und Schranke; die Kunst arbeitete im Vorhof der Kirche; der Ausbau und die Pflege der natürlichen Lebensordnungen war etwas Gleichgültiges und viel weniger segensreich, als die kirchlichen Leistungen. Die Kirche konnte keine Gönnerin der weltlichen Kultur sein. Und wenn diese dennoch da und dort einen Platz sich errang, so stand sie nur als geduldet da, in den Augen des römischen Systems ein illegitimes Kind. Die Reformation dagegen zeigte die Religion als persönliche Gemeinschaft des Einzelnen mit Gott auf, zu der die Kirche wohl erzieht, die aber nicht in kirchlichen Diensten sich erschöpft. Die Welt und die natürlichen Lebensordnungen werden nun das Gebiet, auf dem der Christ seine Frömmigkeit zu betätigen hat. Die Gaben der Natur wie des Geistes sind von Gott verliehen, damit der Mensch sie ausnutze, beherrsche, gestalte. Die vielseitige Arbeit in Wissenschaft, Kunst, Technik, im bürgerlichen Beruf, in der Erziehung und Bildung der Jugend, in der rechtlichen und sittlichen Ordnung, der Beziehungen von Mensch zu Mensch — alles ist ein Lehen Gottes; wie er selber das unermeßliche, sichtbare All zum Werkzeug und

zur Werkstatt seines Geistes sich gefügt hat, so soll auch der Mensch den kleinen Ausschnitt aus der Welt, in dem sein Leben beginnt, so bearbeiten, daß die irdischen Verhältnisse zum Ausdruck und Träger seines Geistes werden, so gestalten, daß in ihnen die Kräfte seines Innern sich entfalten und seine Persönlichkeit ihre Aufgabe lösen kann, sich und andern zu einem harmonischen, weltmächtigen Dasein zu verhelfen. Das ist die Kultur der neuen Zeit, die mit den Tagen Luthers anhob.

Da die Erde zur Welt Gottes gehört, soll auch das irdische Leben in seiner Weise und unter seinen Bedingungen zum Reich Gottes sich auswirken. Aus dieser Erwägung aber ergibt sich, daß *die wahre Auffassung der Religion, wie sie die Reformation hervorhob, den Christen nicht der deutschen Kultur entfremdet, sondern zu dieser treibt und stärkt.* Beide können einander nicht entbehren. Die Kultur bedarf der Ergänzung durch die Religion, weil sie durch sich allein weder dem menschlichen Geiste je volle Befriedigung zu bringen noch auch alle seine Kräfte anspornende Ziele zu stellen vermag; die Religion aber erhält von dem weiten Gebiet des menschlichen Daseins ein ihrer würdiges, ihrem inneren Reichtum angemessenes großes Feld zu ihrer Betätigung, deren Vielseitigkeit sie vor öder Erstarrung, vor träger Beschaulichkeit, vor schwärmerischen Verirrungen und vor dem Versinken in kleinliche, läppische Gebräuche oder in kalte Abstraktionen bewahrt.

Zu solcher Auffassung der Religion ist die römische

Kirche unfähig; ihr sind die irdenen Gefäße, in denen der göttliche Schatz verwahrt wird, die Hauptsache; daß diese nicht angetastet oder in Scherben geschlagen werden, ist ihre vornehmste, ihre einzige Sorge; sie hat die Gottes und der Religion unwürdige Vorstellung, daß der Geist Gottes heimatlos werde, wenn er nicht in den römischen Gebräuchen ansässig bleibe, daß die Religion in den Abgrund stürze, wenn sie nicht mehr von dem Papsttum gezügelt werde. Von der katholischen Kirche kann also seit der Reformation, durch welche die irdische Welt ihre Souveränität errang, nicht mehr Förderung, sondern nur Hemmung der Kultur ausgehen. Diese hat sich der Herrschaft jeder Kirche entwunden.

Es ist bemerkenswert, daß der Protestantismus es zu keiner der römischen Kirche ähnlichen Organisation gebracht hat. Viele beklagen es, daß Luther nicht der Schöpfer einer evangelischen Reichskirche geworden ist. Aber wir müssen dafür dankbar sein, daß dem Reformator die innere Ausrüstung zu einem großen kirchlichen Verfassungswerk versagt war. Wäre damals das deutsche Volk unter einen kirchlichen Hut gebracht worden, so wäre unter diesem die freie und allseitige Entfaltung des Geistes ebenso beengt worden, wie unter der Tiara; das Reich blieb in der Abhängigkeit von der kirchlichen Gewalt oder hätte diese ganz an sich gerissen. Gerade die Zersplitterung des Protestantismus in verschiedene kirchliche Gemeinschaften hat der Religion und der Kultur die größten Dienste geleistet. Die Mannigfaltigkeit der kirchlichen Formen

lieferte den tatsächlichen Beweis, daß das religiöse Leben nicht an eine bestimmte Form ausschließlich gebannt ist, daß es vielmehr um so reicher und schöner sich darlegt, je mannigfaltigeren Ausdruck es sich gibt. Der innige und ernste Glaube, die rege und tief gegründete Sittlichkeit in den verschiedenen protestantischen Kirchen und Gemeinden bleibt ein unwiderleglicher Protest gegen die römische Anmaßung, in ihrer Gestalt den allein von Gott geprägten und vor diesem gültigen Ausdruck des Christentums zu besitzen, eine Anmaßung, die für die geistige und religiöse Entwicklung nur als Bremse gewirkt hat.

Und keine Landeskirche konnte so stark werden, das gesamte Leben des Volkes unter ihre Botmäßigkeit zu zwingen; ihre Tyrannei über die öffentlichen Gewalten war ausgeschlossen; sie sah sich auf ihre Aufgabe beschränkt, das religiöse Leben ihrer Glieder zu wecken, zu läutern und zu kräftigen, damit diese fähig würden, für Diesseits und Jenseits ihre Pflicht zu erfüllen. Die Kirche wurde die Dienerin des Volkes, die Pflegerin seiner ewigen Güter; als solche allein kann sie ein Segen für die Nation sein, während sie als absolute Herrscherin nur Unheil in ihrem Gefolge, Bann und Ketten für den Geist führt, dessen Kraft in Religion und Kultur nur unter der Sonne der Freiheit aufbrechen kann.

Der Träger und Hüter der modernen Kultur wurde der Staat. Daß er zu dieser Stellung erhoben wurde, ist eine Tat der Reformation, die von der segensreichsten Wirkung für die menschliche Entwicklung

war. Nun erst konnten alle inneren Anlagen eines Volkes zusammengreifen, um das Ganze und in ihm den Einzelnen auf die dem Volkstum mögliche Höhe seiner Ausbildung und zu steigender Wohlfahrt zu bringen. Der Staat, das organisierte Volkstum, hat die Aufgabe, die natürlichen, rechtlichen und sozialen Verhältnisse mehr und mehr so zu ordnen, daß sie in ihrer Kultur für den von ihm vertretenen Teil der Menschheit das Reich Gottes verwirklichen. Und daß der Staat sich in dieser Richtung bemüht hat, ist nicht zu leugnen.

Für die Tätigkeit des Staates dürfen die Vorschriften eines kirchlichen Bekenntnisses nicht maßgebend sein. Auf seiner Fahne stehen Glaubens- und Gewissensfreiheit. Das Recht, das er dem einzelnen sichert, und die Vorteile, die er zu gewähren hat, sind von konfessioneller Anschauung unabhängig. Dennoch hat die religiöse Freiheit ihre Grenzen an der Rücksicht auf das Wohl und den Bestand des Staates. Religiöse Schwärmerei vermag selbst die unsinnigsten Dinge mit dem Purpur eines gottgefälligen Dienstes zu umkleiden. Setzen wir den Fall, daß irgend ein Phantast die Entmannung oder sonstige Verstümmelung oder die Ehelosigkeit oder die Verweigerung aller irdischen Arbeit als eine der Gottheit besonders genehme Leistung verherrlichte und große Scharen um seinen Wahnwitz vereinigte, so müßte der Staat, um seine Existenz nicht zu gefährden, dagegen Stellung nehmen. Er hat zu verhüten, daß geistige Absonderlichkeiten Einfluß auf große Kreise

und auf das öffentliche Leben erlangen, die in vollem Gegensatz zu der von ihm vertreten Kultur stehen. Diese hat er mit voller Energie aufrecht zu erhalten. Dadurch aber wird auch sein Verhalten zur römischen Kirche bestimmt. Gewiß muß dieser die Übung ihres Kultus und die Verkündigung ihrer Lehre möglichst ungehindert sein. Es darf die Staatsgewalt nicht den römischen Katechismus korrigieren oder Bedingungen für das Messelesen vorschreiben. Wer die Unfehlbarkeit des Papstes annehmen, vor der Maria als Himmelskönigin sich beugen, allerlei Heilige anrufen und an die Soutane des Priesters geheftet zum Himmel kommen will, der mag es immerhin tun. Sicher wird es an und für sich dem Staate nicht lieb sein, eine größere Anzahl Bürger zu haben, die auf einer tieferen Stufe des Glaubens verharren; religiöse Rückständigkeit und Beschränktheit wirft ihre Schatten auf alle Gebiete des Lebens. Die Anhänger des Papismus werden zur Hebung der Kultur wenig beitragen; sie werden vielmehr als Ballast das Schiff der geistigen Arbeit beschweren. Aber dies muß der Staat zunächst als ein Verhängnis hinnehmen, das er durch direkte Eingriffe nicht beseitigen kann. Ihn kann sogar der katholische Kultus in manchem Punkte sorglich stimmen; dieser braucht z. B. eine Menge Feiertage; sie können so zahlreich werden, daß sie die Arbeitsfreude und -Kraft des Volkes mindern, den Wohlstand schädigen, die Vergnügungssucht fördern. Katholische Völker sind auf diese Weise verarmt. Aber auch hier darf die öffentliche Gewalt die Feiern selber nicht verbieten;

aber sie hat das Recht und die Pflicht, sie nicht mit dem gesetzlichen Zwange zu allgemeiner Ruhe von der Arbeit auszustatten.

Schwierig genug scheint vielen für den Staat, das richtige Verhältnis zur römischen Kirche zu finden. Denn diese ist eine grundsätzliche Gegnerin des Staates, der Wissenschaft, Kunst, Bildung, Sitte, Recht, kurz die in ihm zu gesetzlicher Ordnung zusammengefaßte Kraft des Volkes selbständig zur Entfaltung bringen will. Dies wird ihm freilich nur gelingen, wenn die Volksseele religiös und sittlich bestimmt ist; aus der inneren Verbindung mit Gott rinnt Antrieb, Vermögen und Ausdauer zu heilsamer Gestaltung des Volkslebens. Nun aber wähnt die römische Kirche, das auf Erden verwirklichte Reich Gottes zu sein; die Bitte: dein Reich komme, wird dadurch erfüllt, daß immer weitere Gebiete dem Papsttum unterworfen und der römischen Kirche einverleibt werden. So muß jene vor allem nach der Weltherrschaft streben und den Staat sich gefügig machen. Dagegen hat dieser die oberste Pflicht, in seinem Interesse und in dem der Kultur den Einfluß des Papismus auf seine Gesetzgebung und Verwaltung abzulehnen; er muß um so vorsichtiger gegen Rom sein, je eifriger dessen Vasallen um die Macht ringen; einem geschichtskundigen Staatsmann kann ja das letzte Ziel vatikanischer Politik nicht dunkel sein: Unterwerfung der Staatsgewalt zur Vernichtung der in der Reformation angebahnten selbständigen weltlichen Kultur.

Aber es scheint nicht, als ob dies allen, die jetzt

auf den Regierungssesseln sitzen, völlig klar wäre. Das Zentrum, durch die Schwäche der anderen Parteien und der Regierung stark geworden, benutzt seinen Einfluß auf die Gesetzgebung so, daß diese nichts wider römische Interessen regele; es hindert, wo es kann, den Staat, nach seinen eigenen Grundsätzen und dem deutschen Geist gemäß voll zu wirken und deutsche Kultur zu fördern. Daneben dringen seine Anhänger immer zahlreicher in wichtige Ämter ein, man erzählt sich schon, daß in manchen Zweigen der preußischen Staatsverwaltung das katholische Bekenntnis der beste Empfehlungsbrief sei. Je mehr Papisten im Staatsdienst verwendet werden, um so besser kann in der Verwaltung für Rom gearbeitet werden. Und sitzen in den oberen Stellen die Verfechter ultramontaner Ansprüche, dann kann in der weiteren Bestellung Gleichgesinnter für allerlei Ämter, in der Unterstützung katholischer Institute mit Staatsmitteln, in dem Gewährenlassen hierarchischen Treibens, bei der deutsch-feindlichen Bearbeitung des Volkstums, insbesondere in der Schule, viel zu Gunsten Roms geschehen, wodurch dieses breiter und fester im öffentlichen Leben Fuß faßt. Dann wird auch die Stunde nicht mehr fern sein, in der abermals nach dem v. Zedlitzschen Modell ein Schulgesetz vorgelegt und angenommen wird, das die Lehrer und ihre Tätigkeit ganz in klerikale Hände legt; dann wird ein Geschlecht großgezogen, welches der evangelischen Mehrheit des Reiches völlig entfremdet wird, das kein Verständnis, keine Anerkennung, kein freudiges Auge für deutsche Geistesarbeit besitzt,

das unsere Poesie, unsere Literatur, unsere Kunst nur unter der Wimper des Papstes betrachtet. Die geistige Zerrissenheit unseres Volkes würde zum dauernden Elend. Die deutschen Katholiken entzögen sich dem weiteren Aufbau der deutschen Kultur; denn ihr Herz, ihr Kopf, ihr Wille wären romanisiert, sowie ihre Frömmigkeit ganz nach ultramontaner Vorschrift gebildet würde. Man vergesse nicht, daß nach diesem jesuitischen Rezept schon einmal in der Gegenreformation verfahren ist. Es geschah insbesondere auf den Rat des Ignatius von Loyola, daß in Österreich nur durchaus römisch gesinnte Beamte und Lehrer angestellt, daß alle nicht spezifisch papistische Literatur unterdrückt, daß die romanischen Formen der Frömmigkeit: die Heiligen- und Reliquienverehrung, die Wallfahrten zu den Gnadenorten, dazu die Gottesdienste in lateinischer Sprache, gepflegt, daß die verwaisten Klöster wieder gefüllt, die Orden vermehrt und zu angriffslustigem Geiste erneuert wurden. In eben derselben Richtung ist der Ultramontanismus jetzt unter uns tätig. Ich erinnere daran, wie man die Jugend von der Lektüre unserer Klassiker abhält, wie dem katholischen Volke nur die geistigen Erzeugnisse zugänglich gemacht werden, die das Placet des Priesters haben; ich erinnere daran, wie der Kultus der Heiligen, obenan der Maria, die Prozessionen zu den Gnadenorten und Reliquien betont werden; ich erinnere daran, wie eifrig für neue, für immer mehr Ordensniederlassungen gesorgt wird. Das alles sind Wege, auf denen der Geist der deutschen Katholiken für romanische

Frömmigkeit und für papistische Weltbetrachtung eingefangen wird. In solchem Netz wird er dem Meere der deutschen Kultur entnommen.

Und merkwürdig: der Staat hilft mit freundlicher Gönnermiene dazu. Er hat den Einzug vieler Orden gestattet; mit ihnen wandelt das Mittelalter durch die Gegenwart. Eine durch die Reformation überwundene Anschauung, als sei der Asket der ideale Christ, macht sich unter unserem schaffensfreudigen Geschlecht geltend; die feiste Kutte neben dem rußigen Hüttenarbeiter! Und alle diese Mönche und Nonnen arbeiten unkontrolliert vom Staate; sie sind die Streiter einer fremden Macht. Ja, die Nonnen dürfen sogar die weibliche Jugend unterrichten und erziehen, obwohl der Staat wissen könnte, daß ihr von jenen nicht deutscher, sondern römischer Geist eingeflößt wird. Dessen Pioniere sind die Orden auf unserem vaterländischen Boden; die Zahl dieser vatikanischen Kriegslager hat der Staat unaufhörlich vermehren helfen, anstatt sie auf das Allernötigste zu beschränken. Und nun will man den Jesuiten größere Bewegungsfreiheit einräumen, die am liebsten dem Deutschtum und dem Protestantismus den Dolch ins Herz stießen, den Jesuiten, die mit ihrem Kadavergehorsam und ihrer Moral so lange geduldet zu haben, einer der dunkelsten Punkte für die Ehre der Christenheit ist. Mit diesen fortwährenden Konzessionen an Rom wird das Selbstbewußtsein der Katholiken mächtig gestärkt; tritt dazu noch die Fülle von Ehrungen und Liebenswürdigkeiten, welche vom Kaiser dem Papst und den Bischöfen erwiesen werden, so muß darin

der katholische Christ eine Anerkennung und Huldigung seiner Kirche sehen und wird an diese fester gekettet. So hilft der Staat, der das Interesse hat, Bürger von möglichst hoher und freier geistiger Ausbildung zu besitzen, selber dazu, einen großen Teil seiner Untertanen auf einer niedrigeren, durch die Reformation überholten Stufe der religiösen und sittlichen Kultur festzuhalten. *Indem er dazu mitwirkt, sie in die Gewalt des römischen Priesters zu bringen, nimmt er ihnen die Möglichkeit, durch Teilnahme an dem geistigen Leben der Nation innerlich freier und weiter, religiös tiefer und aller Bildung offener zu werden.* Es ist Torheit, wenn man sich einbildet, durch Nachgiebigkeit gegen den Ultramontanismus die deutschen Katholiken zu neuer Liebe für das deutsche Vaterland zu gewinnen; den entgegengesetzten Erfolg wird man haben. Denn Knechte des römischen Priesters werden stets Gegner des Deutschtums, sicherlich keine Freunde des Deutschen Reiches werden; je mehr sie mit papistischem Geist sich vollsaugen, um so weniger nehmen sie von unserer nationalen Kultur auf. *Die jetzige romfreundliche Politik der Reichsregierung hat kulturfeindliche und antideutsche Wirkung.*

Gewiß wird den Staatsleitern die Erkenntnis nicht abhanden gekommen sein, daß der Staat auf der Grundlage des Protestantismus erbaut ist und durch diesen zusammengehalten wird. Das wissen ja selbst die Ultramontanen; sie fühlen sich deswegen nicht ganz zu Hause im Deutschen Reich. Das Gefühl will ihnen

die Regierung dadurch nehmen, daß sie durch Gunstbezeugungen gegen den Vatikanismus die Katholiken mit dem Deutschen Reich zu versöhnen trachtet. Wie verkehrt dies sei, haben wir oben erörtert; aber es ist auch unnötig und überflüssig. Denn der Katholizismus hat ohnehin für sich aus dem Deutschen Reich und dessen Kultur die größten Vorteile gezogen. Niemand hat seiner Religionsübung Hindernisse bereitet; er hat diese freier vollzogen als selbst in katholischen Staaten. Er hat vom Protestantismus nur die günstigste Einwirkung erfahren; er konnte mit von den Früchten unserer wissenschaftlichen Arbeit zehren; er mußte sich bemühen, nach Kräften einen tüchtigen Klerus heranzubilden; gerade hierin hat der deutsche Katholizismus viel vor dem anderer Länder voraus; gerade dieser Umstand half mit dazu, das Volk fester mit seiner Kirche zu verbinden. Es liegt also durchaus keine Nötigung für den Staat vor, mit besonders freundlicher Hand die Römischen zu streicheln. Er mag nach wie vor die ultramontane Kirche ruhig auf dem religiösen Gebiet wirken lassen; nur hat er zu verhüten, daß sie dabei vor allem die Seiten pflege, welche die Beziehungen zu Andersgläubigen stören; die widerliche Hetze der Priester gegen die „Ketzer oder die es werden wollen“ darf er nicht dulden. Er hat darüber zu wachen, daß der Klerus nicht zu politischen Agitatoren werde, nicht zu römischen Landsknechten sich und das Volk mache. Er hat zu sorgen, daß sich nicht Orden, wie die Jesuiten, in den Vordergrund schieben, welche durch ihre Moral die geistige Kraft, die Vaterlandsliebe, die

sittlichen Anschauungen des Volkes verderben. Er muß alles abwehren, wodurch der herrschsüchtige Ultramontanismus staatliche Funktionen zu beeinflussen vermag. Die Aufsicht des Klerus über die Schule muß beseitigt, sie darf nur von staatlichen Organen ausgeübt werden; diese haben allen Eifer anzuwenden, daß die Schule ihre Zöglinge mit dem auf dem deutschen Kulturfeld gereiften Korn nähre und daß sie in erster Linie zu deutschen Männern und Frauen gebildet werden. Gerade die ausschließlich staatlich und im Interesse unseres Volkstums geleitete Schule wird ein Hauptmittel werden, daß unseres Volkes geistige und sittliche Arbeit nicht von dem Schlinggewächs des fremden Ultramontanismus überwuchert werde. Zur Erreichung dieses Zieles aber ist erforderlich, daß auch die Bildung der Lehrer lediglich auf staatlichen Anstalten erfolge und daß sie in ihrer Stellung und in ihrer Tätigkeit so geschützt werden, daß sie der Klerus nicht drangsalieren und unterjochen kann.

Mag immerhin eine gerechte, konsequente und kühle Behandlung der römischen Kirche keine leichte Aufgabe für die Regierung sein; aber sie darf den Männern angesonnen werden, die an der Spitze unseres Reiches stehen wollen. Sie kann ihnen um so mehr zugemutet werden, als sie wissen müssen, daß die auf dem Protestantismus ruhende deutsche Kultur für den Ausbau und die Stärke des Reiches unentbehrlich ist; sie muß ernst und nachdrücklich in einer Zeit gestellt werden, in der Rom, überall mobil, energische Vorstöße macht, um die Christenheit sich gefügig zu machen

und auf den Boden mittelalterlicher Anschauung zurückzuzwingen, natürlich dazu, daß die dem Vatikan entwachsene Kultur wieder vernichtet werde.

Schwere Sorgen und harte Arbeit hat die Gegenwart; es ist ein fest gewappneter Feind, den sie im Ultramontanismus zu bekämpfen hat. Aber gerade, daß er auf den Plan unserer Zeit als Gegner deutscher, wir können auch sagen, deutsch-evangelischer Kultur getreten ist, gibt hoffnungsreiche Ausblicke in die Zukunft. Denn es gilt das alte Wort: „Der Krieg ist der Vater von allem!"; der Fortschritt der Entwicklung geht stets durch den Kampf der Gegensätze hindurch. Die Feinde des Guten sind es, die es vorwärts drängen; von selber würde es kaum den Fuß weitersetzen; es wird dazu durch die Angriffe seiner Gegner genötigt. So dürfen wir auch annehmen, daß der ultramontane Ansturm auf den Geist unseres Volkstums nicht dieses vernichten, sondern ihm dazu helfen wird, sich deutlicher auf sein innerstes Wesen zu besinnen, die ihm widerstreitenden Formen seiner äußeren Gestaltung zu beseitigen und seine Kraft reicher zu entfalten. Dies ruft vor allem den Protestantismus auf, nie zu vergessen, wes Geistes Kind er ist. Er pflegt die Frömmigkeit unabhängig von zwingenden Menschensatzungen und Formen als persönliche Gemeinschaft mit dem himmlischen Vater; diese wirkt sich als Gottesdienst aus in der Bearbeitung des gesamten Lebensgebietes nach dem Willen Gottes; er will, daß dafür alle Kräfte, die im menschlichen Geiste liegen, zur Mit-

arbeit herangezogen werden. Diese gedeiht nur in voller wissenschaftlicher Freiheit; solche darf nicht beschränkt werden, selbst wenn unter ihrer Herrschaft manches hervortritt, was liebgewordene, altüberlieferte Glaubensvorstellungen antastet. Wer die Wissenschaft knebeln will, ist vom römischen Sauerteig noch durchdrungen; aber dieser muß völlig aus dem Protestantismus hinausgefegt werden. Es ist schmerzlich, wenn Vertreter der evangelischen Kirche rasch den Verdammungsspruch über wissenschaftliche Anschauungen fällen und zum Vollzug desselben die Staatsgewalt anrufen; sie vergessen, daß die Wissenschaft sich durch sich selbst korrigiert, daß auch sie durch Gegensätze hindurch näher an die Wahrheit heranschreitet; sie vergessen, daß keine Wissenschaft die Religion, das Evangelium zu vernichten vermag, aber auch, daß Vorstellungen, mit denen sich dieses einem früheren Geschlecht von der damals zeitgemäßen Weltanschauung aus verständlich machte, dem Wandel unterliegen und nicht dauernde Bestandteile des Glaubens selber sein können. Wer wird heute noch wiederholen wollen, das Christentum sei gefallen, als der Gedankenkreis zusammenstürzte, der aus dem ptolemäischen System sich gewoben hatte?

Je größer das All dem modernen Menschen unter Fernrohr und Mikroskop geworden ist, um so größer muß uns Gott erscheinen und um so nötiger unsere Demut vor ihm. Je genauer wir die festen Gesetze erkennen, die es zusammenbinden, um so zuverlässiger wird unser Vertrauen zu dem, der kein Gott der Willkür ist. Das theologische Zetern wider sichere Ergeb-

nisse der Wissenschaft kann nur den Eindruck wecken, daß die Kirche veraltete Anschauungen verfechte, die kein Heimatsrecht in der modernen Kultur mehr besäßen. Nein, der Protestantismus kann stolz sein, daß er die Freiheit des Geistes verträgt, bei welcher der Katholizismus nicht bestehen kann. Es ist sein Ruhm, aller geistigen Arbeit die religiöse Tiefe und die sittlichen Ziele zu geben. Die sittlichen Ziele aber fassen sich darin zusammen, Welt, Leben, die menschliche Gemeinschaft so zu gestalten, daß die geistige Persönlichkeit zur möglichsten Entwicklung ihrer Kräfte in einem für sie und für die Gemeinschaft segensreichen Dasein gelange. Dieser Kultur Träger und Förderer ist der Protestantismus und das in diesem lebendige deutsche Volk.

Meyer-Zwickau.

ERFÜLLUNG.

Es geht durch die Seele der Menschheit ein Sehnen, ein raunendes Ahnen, wie das Träumen im knospenden Frühlingswalde. Es raunt von einem neuen Kommenden — Herrlichen.

Reformbewegungen gehen durch die Zeit. Das Bewußtsein erwachte, daß vieles anders werden müßte. Der Wille erwachte, daß es nun anders werden soll! Auf immer neuen Seiten, nach immer neuen Richtungen, auf immer neue Weise hebt es an, zu wirken, zu streben — wohin? Die Bewegungen haben alle ihr besonderes Ziel. Sie blicken ablehnend, gar feindselig aufeinander. Sie setzen sich gegeneinander durch und dringen vorwärts. Wohin? wer weiß wohin? Die Ziele sind alle mehr oder minder unklar. Aber nicht auf die Klarheit des Zieles scheint es anzukommen. Weiß der Wandervogel, wenn der Frühling ihn treibt, wohin es geht? Streben muß er! Weiß die Knospe, wenn die Kraft sie schwellt, was werden will? Wachsen muß sie! — Alle diese neuen und immer neuen Bewegungen, — mögen sie nur streben aus dunklem Drang, mögen sie nur wirken zu dumpfem Ziel! in Sonnenklarheit kommt ein Frühlingstag, der gibt ihnen allen Recht.

Wer heute, nicht eingefangen in die Bande der Partei, dem neuen Kommenden frei sich auftut, wer

einsam auf Bergeshöhe von dem Sturme des Nahenden sich umschauern läßt und von dort all das wogende Werden mitfühlend erlebt, — der ahnt ihn, den gemeinsamen Urgrund, der es herauf sandte, der sieht es schon schimmern, das gemeinsame Ziel.

Der gemeinsame Urgrund?

Er heißt Leben! Ursprung! Quellenhafte Kraft! Im Gegensatz zu dem lähmenden Bann der Tradition, der dumpfen Konvention, all dem Staubigen, Toten, das Jahrhunderte, Jahrtausende lang über uns lag, ein Schuttgefilde, drängt es sich aus dem urlebendigen Grunde des Daseins wie frische Quellen empor. Neben den schlafenden Menschen, denen immer noch das Altgewohnte selbstverständlich das Gute ist, das Legalisierte selbstverständlich das Sittliche, regen sich diese neuen Menschen, die die Dinge neu und unmittelbar anschauen, aus einem lebendigen Sinn heraus, aus ihrer Natur heraus. Und wie sie heißen mögen, alle die hundert Reformbewegungen auf sozialem, auf religiösem, auf hygienischem, auf wissenschaftlichem, auf künstlerischem Gebiet, immer ist es das Leben selbst, das aus heiliger Quelle, ahnungswirkend vom Urwesen der Dinge, sie heraufsandte.

Und das Ziel? Ob es hier so und dort so sich darstellt, wechselnd und widerspruchsvoll, immer drückt sich irgendwie der Gedanke der Organisation aus, des harmonievollen Zusammenwirkens der Vielheit.

Wie könnte es anders sein! Ist nicht der lebendige

Urgrund des Daseins ein einheitlicher? Wo er heraufwirkt, — muß nicht die Anschauung von der lebendigen Einheit, muß nicht das Bedürfnis des harmonievollen Zusammenwirkens sich als das Natürliche, das Gesunde, das Selbstverständliche einstellen?

Der lebendige Urgrund des Daseins ein einheitlicher! Das ist's, was die Menschen zu fühlen beginnen. Nicht nur zu denken, nein, zu erleben. Nicht nur die einzelnen Einsamen, nein, es greift um sich, ergreift alle innerlich nicht mehr ganz Dumpfen, noch nicht ganz Erstorbenen.

Der Mensch fängt an, mitzufühlen mit dem Leben, das um ihn her webt. Nachdem die Seele der Menschheit in der Epoche des radikalen Materialismus tief ruhte, atmet sie jetzt auf und erwacht zu kräftigem Erleben. Es ist nicht länger selbstverständlich, daß der Mensch durch die Welt hindurch geht und tut so, als wäre da alles dumpf und er allein lebendig. Seine Sinne sind feiner geworden. Jener innere Sinn, der das Innenleben der Dinge erlauscht, fängt an sich zu entwickeln. Und wenn noch die einen ernsthaft erzählen, daß nur wir alle Stimmung in die Natur hineinlegen, daß die Natur an sich ohne Stimmung und Seele sei, so stehen neben ihnen schon die andern ganz voll Staunen: „Was, die legen immer nur ihre eigene Stimmung in die Natur hinein? Und von diesem ganzen wundervollen Leben, das, für sich, unbekümmert um uns, oder auch im holden Einverständnis mit dem Besten in uns

da rauscht, merken sie gar nichts? Die seltsamen Leute!“

Die Lebendigkeit des Daseins wird entdeckt! Und steht davon noch nichts in Schulbüchern, — die Dichter fangen an davon zu träumen und zu singen, die Dichtergemüter, es zu schauen.

Und zu gleicher Zeit erscheinen jene starken geistigen Bewegungen, vor denen der intellektuelle Mensch kopfschüttelnd steht und weiß nicht, was davon zu denken. Auf der einen Seite ging der Intellektualismus heute bis an die äußerste Grenze und feiert in Materialismus und kirchlichem Dogmatismus seine absolute Herrschaft. (Es ist in Wahrheit kein großer Unterschied zwischen dem Materialisten und dem dogmatisch Gebannten. Sie suchen beide das Eigentliche im Begriffsmäßigen!) Klar und kalt und starr herrschte der Intellektualismus; wie eine Eisdecke lag er über dem inneren Leben. — Nun aber fängt es an zu dröhnen, tief unten. Unerhörte geheimnisvolle Erfahrungen geben sich kund. Noch wehrt sich der intellektuelle Mensch und erklärt alles für Betrug oder Phantasie. Aber das Dröhnen wird immer lauter. Die Frühlingsgewalten, die Geistgewalten werden die Eisrinde sprengen!

Wie kindisch und dürftig, eng und armselig auch die Vorstellungen — des Spiritismus und der Theosophie, der „Christlichen Wissenschaft“ und aller in Begriffe gefaßten Mystik seien, — die Erfahrungen sind da und geben Zeugnis! Sie zeugen in kindlich anfängerhafter, nur erst tastender Weise davon, daß der Geist Realität ist! Daß der Geist das Eigentliche ist

und die Materie die gröbste Ausdrucksform von ihm. Daß der Mensch, der im Geiste steht, die Materie beherrschen und umwandeln wird mit Gotteskraft!

Der im Geiste steht! Das ist aber freilich etwas anderes, als nur mit Gefühl und Phantasie das verwandte Leben selig genießen. Das heißt: Als Allwille alles Werdende in sich tragen!

Der Gedanke ist so kühn, daß aller Wahnsinn nicht an ihn hinan reicht und ist doch das Gesundeste und Einfachste. Denn was er ausspricht, ist des Menschen Urnatur und gottgedachtes Wesen: seine Bestimmung.

Allwille —!

Wie von ihm reden? Dunkel und Licht wird Eins — Rauschen und ewige Stille. Begriffe hören auf und Worte ersterben.

Allgeist! heilige Gottesglut! All-Ich. All-Wille. Wahrhaft-Seiendes. Einzig-Seiendes. Ohne Anfang, ohne Ende.

Dachte der ewige Urgeist einen Gedanken — siehe da ward ein Bild von ihm (denn er denkt nur sich, es gibt sonst nichts!) Dieses werdende Bild aber von ihm, wir erleben es — wir nennen es Welt. —

Wir? wer sind wir? Mitwerdend, mitwebend, mitgewoben — Geistteile in dem Geistbilde von ihm. Nichts Einzelnes. Wir, — wer sind wir? Täuschung und Traum! Es gibt nur ein Ich! Das All-Ich. Nur einen Geist, den Allgeist!

Das ist in dem werdenden Gottesbilde noch die Dumpfheit, daß das Ich wohl hineinleuchtet bis in die grobe Materie im äußersten Umkreis, die aber sucht das Ich nun in dem matten Schimmer. —

Im innersten Innen wirkt glühend lebendig das Ich! Der Geist! Der trägt und bewegt in sich die dumpfen Stäublein, die den Reigentanz der Form vollführen und will sie alle durchdringen mit dem Ich! Sie ahnen es schon, aber sie suchen es in der Form, der Einzelheit! Und weben sich die Welt der Einzelheiten, und wähnen, zu wollen aus der Einzelheit und gieren, zu gewinnen für die Einzelheit, und sich durchzusetzen gegen andere Einzelheiten — Täuschung und Traum! Wahnsinn und Qual.

O, daß er schweige, der wilde Wahn der Dumpfheit! O, daß dieser trügende Schleier der Maja uns von der Stirn gelöst werde!

Daß es in uns stille werde und wir nach innen lauschen!

Daß wir sinken! sinken! hinab in das innerste Innen, wo die bunten Bilder der Einzelheiten verbleichen. Die äußerste Finsternis scheint es zu sein — der bodenlose Abgrund — da schlägt empor die Lohe Gottes! Der Allgeist!

Und in uns braust als ewige Stille das Eine „Ich bin!“, in uns will als glühende Wonne der Eine Wille!

Nun öffnet sich das Auge neu für die Welt. Siehe, das werdende Geistbild Gottes!

In tausend und tausend Strahlenfarben bin nur Ich! in tausend und tausend Lebensformen will nur Ich!

Was will das All-Ich? nur Sich! es gibt sonst nichts.

Den Gedanken von sich in Klarheit denken. Das Geistbild, von sich in Vollkommenheit ausprägen! — Im dumpfesten Stäublein soll es zum Seligkeitsleuchten werden, das Gottes-Ich. — In allem Wollenden will er das Wollende werden, der Eine Wille voll Geist und Kraft. —

Welt, wie bist du voll Disharmonie, wie bist du voll Elend und Qual!

Und wage es, Mensch, du All-Ich-Form, den Disharmonieen ins Antlitz zu schauen! Nicht im schönen Schein matt nun dich erlabt; in die Hölle hinab, mitgelitten! Wag' es, die Disharmonieen zu fühlen, wag' es, sie zu wollen! Nichts gibt es außer Gott; auch in den grausigsten Disharmonieen — ist nichts als das Eine „Ich bin". Aus dem lebendigen Urgrunde klingt in all diese Qual und dies Entsetzen ein „Heilig, heilig!" hinein. Wage es, Mensch, jenseits von Gut und Böse den All-Willen zu ahnen! der aus solchen Dissonanzen seine Seligkeit baut! In die Hölle hinab, mitgelitten! Und drunten ahne das Werdespiel der göttlichen Welt-Harmonie! Denn wenn die Gottheit spielt, dann spielt sie gewaltig! tief und gewaltig!

Es gehört viel Mut dazu, den All-Willen zu ahnen.

Es gehört Mut und Kraft und Entsagung dazu, den All-Willen zu wollen! Das Wollende in uns aus der Einzelform, — der dumpfen, engen, denkenden, erwägenden, — hinabzuverlegen in die Abgrundglut, die heilig, tief in uns brennt.

Es gehört eine große Kraft dazu, sich so zu konzentrieren, daß wir nach außen stille werden und die Abgrundglut in uns herauf dämmert.

Aber vor dem leisesten Dämmern schon wird die ganze alte Welt des Einzelselbst bleich, öde und farblos! Vor dem leisesten Hauch verbrennt schon alles, was noch fähig war, aus dem armen Einzelselbst zu wirken.

Und der All-Wille in uns spricht: „Ich will dies." Wir fragen nicht mehr, warum. Das All-Ich weiß es! Und der All-Wille spricht: „Ich will das." Und wir sehen keine Möglichkeit mehr, anders zu wollen und zu tun; Gott würde zu einem „fressenden Feuer in unsern Gliedern!" Wohin es führt? Die Ferne erkennen wir nicht. Gott wird sie weben. Das Nahe leuchtet klar mit zwingendem „Ich will". — Aber siehe, allmählich blitzen uns wundersame Zusammenhänge entgegen. Sind nicht da und dort schon Fäden bereitet, hundert Fäden bereitet, unsern Einschlag aufzunehmen? Was die Menschen Zufall nennen, wird tief sinnvoll, gottgefügt. Sind Menschen und Dinge nur gefüges Material für den Einen Willen? Durchscheinend wird der Schleier der Maja. Wir sehen die Gottesgedanken weben. Du weißt nicht, was morgen wird? Laß das

All-Ich nur weben! Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe: Was heute werden soll, zeigt sich dir an. Der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Fällt auch ein Sperling vom Dach ohne den Einen Willen? — Der Trug der Maja versank. Wir schauen nichts als lebendige Gottheit; sie wirkt durch uns hindurch.

Welcher Friede nun! Welche Kraft! Welche Wonne und Sicherheit des Wirkens.

Welch ein Ausleben der ureigensten Art! Denn in einer bestimmten Strahlenfarbe will der All-Wille in dieser Form. Die erstrahlt immer reiner und klarer, je mehr sie sich nur als einen Teil in dem großen wundersamen Farbenspiel erkennt und nichts anderes mehr will, als dieses Teiles Können und Sollen. Dies aber will sie aus der Urtiefe! und erstrahlt immer voller und freier, immer seliger, und genießt ihre Art, und genießt des Nachbars abweichende Art und erlebt sie alle, jeden in seiner Art, erlebt das ganze wunderbare Farbenspiel, erlebt das All.

Siehe, das ist der Mensch! Der Sinn der Erde! Der Übermensch? Der Mensch, der gottgedachte, der nur sein Ich will! Aber es ist das Gottes-Ich.

Wenn alle Menschen bewußt aus dem Gottesgrunde ihres Wesens leben würden, und den Allwillen ausführen, dann wäre die Harmonie der Welt da. Dann wäre die Welt das vollkommene Bild Gottes.

Noch gellt der Jammer der Disharmonie.

Denn noch träumt sich der Mensch ein kleines

Einzel-Ich; arbeitet gegen die andern; in das äußerste, dumpfeste Ende seines Wesens, in die Sinnenwirklichkeit schränkt er sein Bewußtsein ein; überschaut nichts, weiß wenig, sorgt sich und grämt sich, steckt sich verkehrte Ziele und rennt ihnen nach, erreicht sie nicht, oder erreicht er sie, so sind sie ihm nicht das Glück. Und ganz unbewußt noch vollführt er die eigentliche Bahn seines Lebens, erlebt er seine eigentliche Geschichte. Die innerliche, die Gott schaut. Wie der Allwille ihn gebraucht als Werkzeug hier und dort, ihm unbemerkt; und schult ihn zugleich und erzieht ihn, daß er gottbewußt werde, daß er selig werde.

Lauter als je gellt der Jammer der Disharmonie! Wilder als je giert das Begehren aus dem Einzel-Ich! Denn ein Ahnen erwachte schon von der Macht und dem Glück, die dem Menschen naturgemäß sind, aber weil sie in der Einzelheit gesucht werden, findet man nichts als erhöhte Selbstsucht! erhöhte Disharmonie.

Aber schon dröhnt es tief unten aus dem Grunde der Menschheitsseele von Allgeist-Gewalten. Noch wehrt sich der intellektuelle Mensch. Aber die Erfahrungen kommen und geben Zeugnis. Erst füllen sich davon die Irrenhäuser. Wird aber der Geist zum Durchbruch kommen, so wird er Klarheit und Gesundheit sein und dem Wahnsinn des einseitigen Intellektualismus und allem Wahnsinn des Einzel-Ich ein Ende machen. Und die hundert Reformbewegungen, die durch die Zeit gehen, geben ein bedeutsames Zeugnis davon, daß die Urnatur der Dinge anfängt, zu den Menschen zu reden und ihnen das Bewußtsein und den

Willen weckte, daß es nun anders zu werden hat in der Welt.

Denn das ist das Starke an unserer Zeit: sie will ihre Ideale verwirklichen. Sie sollen Tat werden! Nicht mehr soll das Ideal als schöner Schein in den Lüften schweben. Ideale, die nicht Wirklichkeit werden können, sind Lüge. Aller schöne Schein, alles erlogene Ideal ward scharf verneint. Aufgeräumt ward mit allen Idealen und Göttern, die Verheißungen geben und nicht erfüllen. Aber mit dem harten Blick der Wahrhaftigkeit für die Unvollkommenheit unseres Daseins schuf unsere Zeit sich nun auch den freudigen Mut, daß es vollkommener werden soll. Es blieb uns nur der Gott im eignen Innern. Der aber geht daran, alles zu erfüllen.

Jawohl, er geht daran. Heute!

Es regen sich schon die neuen Menschen mit dem sieghaften Mut des Idealismus! Und wenn die Armen und Engen, deren Gesichtskreis nicht weiter reicht, als das Interesse ihres Geldbeutels, die nicht tiefer in das Dasein dringen, als so weit sie es mit den äußeren Sinnen betasten können, sonst nichts für wert halten, als was ihrem engen Ich dumpfen Genuß bereitet, — wenn sie unverständig prahlen, sie seien die Gesunden, und jene andern, die einen lebendigen Sinn des Daseins und ewige Zusammenhänge schauen, seien überspannt — heute ist es nicht mehr selbstverständlich, daß die Idealisten sich dann ängstlich geduckt in sich selbst zurückziehen, wohl gar an ihrer Art, die Welt anzuschauen, irre werden und, da sie sie nicht los werden

können und sich doch immer im Gegensatz zu der herrschenden Art finden, das Gleichgewicht verlieren und in Nervenheilanstalten und Irrenhäusern enden, wie so viele, so viele der Besten bisher! Heute regen sich die neuen Menschen, die auf solches Prahlen stolz erwidern: „Wir sind die Gesunden! wir schauen, wo ihr blind seid! wir folgen dem Ideal, weil es die echte Wirklichkeit ist.“

Sie begegnen sich schon, diese neuen Menschen, sie erkennen sich, sie jubeln einander zu; sie grüßen sich mit Heimatlauten in jener Sprache, die die anderen nicht verstehen.

Die vielen sind da; aber fehlt uns nicht der Eine —?

Sollen die modernen Reformbewegungen zusammenströmen und die Welt verwandeln, muß das nicht in einer lebendigen Persönlichkeit geschehen, in einem Menschen, der sie alle versteht, weil er sie alle in sich trägt, in dem sie sich alle selbst verstehen lernen, weil er die Erfüllung und das Ziel ist?

Längst trägt auch unsere Zeit eine tiefe Sehnsucht nach diesem einen Großen, dem Gottgesandten, der die Einheit und Klarheit bringt, einem neuen Retter, einem Messias.

Er wird kommen! Solche tiefe Sehnsucht ist immer die Ahnung der Menschheitsseele von einem Nahenden; der Schatten, der vorausfiel. Er wird kommen! Die Sehnsucht der Zeit kündet ihn an.

Aber ist die Erwartung nicht zu kühn? Wie unerhört groß müßte der Mensch sein, der in den heutigen überreichen, überkomplizierten Kulturverhältnissen und Lebensbeziehungen das ganze Menschendasein kennen, beherrschen und zur Klarheit führen sollte?

Denn das müßte er: Der modernen Menschheit Klarheit geben über sich selbst, indem er ihr gottgedachtes Wesen ihr vorlebt und sie mit starker Hand hinaufführt, es zu erreichen!

Welche Umwälzungen aber müßten in allen menschlichen Einrichtungen stattfinden, bis unser gottgedachtes Wesen darin zum Ausdruck käme, und Harmonie darin herrschte! Wohl zielen sie schon alle deutlich darauf hin, — die sozialen Bewegungen und die Friedensbewegung, die Frauenemanzipation, die sittlichen Regenerationsbestrebungen, die Bemühung für Wirtshausreform und Reform der Ernährung, für Reform der Erziehung und all die religiösen Reformbestrebungen — aber kann es Einen geben, der alle diese Mächte kühn in die Hand faßt und zu leiten versteht? Dem alle diese Menschen willig sich anschließen? Und wäre er der Führer von Natur, — kann er das alles auch nur überschauen? geht das nicht über das Mögliche hinaus? Und wäre er ein Übermensch. —

Er wird kommen! Nicht ein Übermensch! Der echte Mensch wird es sein, der zum Gottbewußtsein gekommen ist. Der hinausdrang über die Gier der Einzelheit und über das Schweigen des Nirwana in den schaffenden Gotteswillen hinein. Der Mensch, in dem das All-Ich erwachte.

Das All-Ich wird es ausführen durch seinen Menschen.

Ihm würden alle Fäden des Geschehens bereit liegen, seinen Einschlag zu empfangen. Die Sicherheit des Gottgefühls in ihm würde es ihm anzeigen: „Jetzt hat dies zu geschehen; jetzt das.“ Die Kraft des Allwillens in ihm würde es ausführen. — Ihm würden Menschen vorbereitet sein allerorten, die innerlich schon zu ihm gehören, ehe sie von ihm vernahmen. Wenn sie aber von ihm vernehmen, wird es ihnen sein, als ob die Linien ihres Lebens ihnen lebendig würden: „Dort gehörst du hin.“ Und sie würden sich aufgehoben sehen, ihnen selber zum Staunen und zu ihm hingeführt. Der Zufall führte sie zu ihm hin: auf daß die heilige Lebendigkeit des Allzusammenhanges sich erwiese. Nicht er suchte sie. Der Allwille scharte sie um ihn, alle innerlich Lebendigen. Und den Sinn und die Kraft jener Reformbewegung, in der sie schon standen, brächten sie mit und sähen sie in ihm erfüllt, und drängen selbst über sie hinaus, in die Erfüllung.

Nicht der Meister würde er sein, nicht sie Jünger. Sondern jeder, der das Geheimnis seiner unerhörten Kraft schaute, der würde es in sich aufrauschen hören von seliger Gewißheit, daß auch er dazu berufen ist. Denn auch er ist Allgeist! auch in ihm will das All-Ich, den Schein des Einzelseins durchbrechend, zur sieghaften Kraft und leuchtenden Seligkeit werden. Auch würden sie ihn nur verstehn, den Wunderbaren, den All-Ich-Menschen, so weit sie selber, Gott in sich erlebend, seiner Höhe nachklimmen würden.

In der Atmosphäre des einen Freigewordenen würden sie alle frei.

Und sie ständen zusammen. Stark und selbstsicher. Jeder seine Kraft ziehend aus dem eigensten Ich und doch alle in vollkommener Harmonie. Denn was in ihnen will und in dem einen spricht: „Ich will dies“, in dem andern „Ich will das“, wäre derselbe einheitliche lebendige Wille. Der würde in einem jeglichen nach seiner Art für dasselbe Werk sich auswirken; in einem jeglichen in seiner Seelenfarbe für dasselbe wundervolle Farbenspiel.

So würden sie, die Starken, die Freien, — um einen Mittelpunkt geschart, und jeder selbstsicher im Mittelpunkt der Gottheit ruhend —, zu einer Macht, der nichts widerstände. —

Der die Disharmonie der Welt nicht widerstände!
Die die Welt hineinwandelte in das Bild Gottes!

Ist es zu kühn? Aber was sollte sonst kommen? Nachdem die Menschheit tapfer und wahrhaftig jedes Ideal, das nur Luftbild ist, Lüge nannte — nach kurzer Pause aber neu und mit unerhörter Kraft der Idealismus wieder aufloderte in ihr, was sollte nun kommen, wenn nicht Erfüllung ihrer Ideale? —

Wir sehen überall die Zeichen der Zeit wie heilige Runen davon reden.

Erfüllung!

Es geht durch die Tiefe der Menschheitsseele wundersam ein träumendes Erwarten, wie das knospende

Erwarten im Frühlingswalde. Es raunt von einem dritten Reich — dem Reich der Erfüllung. Dichter singen davon.

Und es ward uns in Kindertagen wunderbar eine heilig-himmlische Verheißung: daß Christus wiederkehren werde! Nicht mehr zu zerschellen an der ungöttlichen Welt, nein, sie umzuwandeln in Gottes Reich, und alles zu erfüllen, was er einst verheißen. —

Das wäre das dritte Reich: wenn, nachdem erst Gott fremd und hoch über den Menschen stand, fordernd und die Sündigen strafend, — nachdem dann im zweiten Reich die überwältigte Menschheit erlebte, wie ihr Wesen als ein Gottmenschenwesen ihr vorgelebt ward, aber es war ihr ein Idealbild der Luft, das sie anbetete. —

Das wäre das dritte Reich, das Reich des Geistes, wenn wir nun wagten, es selbst zu erleben, daß Gott in uns das Ich ist! Wenn der Gottgeist in uns jedes Stäublein durchglühte mit seliger Allgegenwart und es wollen lehrte aus dem einen Urwillen!

Das wäre Christus, wiederkehrend in die Welt und sie verwandelnd in Gottes Reich. Erwartet ihr die Einzelheit? Einzelheiten sind nicht — das ist Täuschung und Traum! Das wäre die wiederkehrende Christuskraft, Gott offenbart im Menschendasein, und die Himmel Bethlehems würden singen: Friede auf Erden bei den Menschen, die heiligen Willens sind.

Umwälzungen würde es geben bis dahin und schwere Krisen! Langsam würde es vorbereitet und käme dann wie der Blitz.

Geist der Wahrheit, der uns in alle Wahrheit leiten wird — Tröster, der uns über die Rätsel Gottes trösten wird — komm! Christus, siegender, der wiederkehrend die neue Erde schaffen wird — den neuen Himmel — komm! gehe uns auf, du heller Morgenstern des Tages der Erfüllung!

Gertrud Prellwitz.

INHALT.

*

Volum

ume 2

DAS

SUCHEN DER ZEIT.

BLÄTTER DEUTSCHER ZUKUNFT, HERAUSGEGEBEN VON FRIEDRICH DAAB UND HANS WEGENER.

ZWEITER BAND.



DÜSSELDORF UND LEIPZIG. 1904.
KARL ROBERT LANGEWIESCHE.

BUCHSCHMUCK VON TINE KÜHNER.

DRUCK VON OSCAR BRANDSTETTER, LEIPZIG.

DER ERSTE BAND

des „Suchen der Zeit“ steht, als ein Buch von bleibendem Werte, dauernd in den gutgeleiteten Buchhandlungen [auch gern zur Ansicht] zu Diensten.

INHALT DES ERSTEN BANDES:

Artur Bonus, Unsere Hoffnung. — Friedrich Daab, Die Sehnsucht nach Persönlichkeit. — Heinrich Weinel, Maran Atha. — Friedrich Niebergall, Das religiöse Denken der Gegenwart. — Hans Wegener, Väter und Söhne. — Hermann Gunckel, Die geheimen Erfahrungen der Propheten Israels. — Heinrich Lhotzky, Übermensch und Herdenmensch. — Meyer-Zwickau, Ein Hemmnis deutscher Zukunft. — Gertrud Prellwitz, Erfüllung.

Jährlich im Herbst ein neuer, in sich abgeschlossener Band.

DIE SELBSTERHALTUNG DES ICHS.

Das Ich des Menschen ist die merkwürdigste Sache, von der wir reden können, weil es die einzige ist, die wir kennen. Wir reden vom Gebirge als von etwas Fremdem, vom Wasser, vom Ofen, vom Pferd; immer sind es Sachen außer uns, aber wenn wir vom Ich reden, da haben wir es gut, da brauchen wir bloß unsere eigenen Schranktüren aufzumachen und mit vollen Händen hineinzugreifen. Wir selbst sind ja das Ich, was wollen wir mehr?

Und doch möchte ich lieber hundert verständige Worte vom Gebirge sagen oder vom Pferd als von mir selbst, denn das Ich mag nicht von sich selber reden. Es ist etwas Erzwungenes und fast Unedles darin, von sich zu reden und die Innerlichkeiten des Ich zu durchstöbern. Fast möchte ich, es hätte nie Menschen gegeben, die über sich selbst geredet hätten. Es ist zu oft im Leben peinlich gewesen, Menschen zu treffen, die die Scheu verloren haben, sich zu öffnen.

Aber vielleicht liegt die Sache so, daß es unedel ist, von sich als dem kleinen und vergänglichen und oft beschmutzten Einzelwesen zu reden, daß es aber gut ist, das Ich an sich, die Lebensweise aller der Ichs, von

denen ich nur eines bin, ins Licht zu stellen. Aber woher nimmt man dann doch wieder die Erkenntnis dieses allgemeinen Ich, als aus den kleinen Ichs, vor deren Enthüllung uns schaudert? Es hilft uns nichts, wir müssen von uns, von uns reden, wenn wir überhaupt vom Ich sprechen wollen.

Aber wozu denn überhaupt die ganze Quälerei? Hat es einen Zweck, vom Ich zu sprechen, gibt es eine Notwendigkeit oder ist es nichts als eine Art böser Neugierde, sich als Ich zu denken und dann davon zu sprechen? Was geht mich die Konstruktion meines Inneren an? Ich höre, ohne mein Ohr genauer zu kennen, und singe, ohne meine Stimmwerkzeuge zu verstehen. Wozu in aller Welt rufen mir die Menschen zu, daß ich mich erkennen soll? Ich will es nicht, ich brauche es nicht, denn — mein Ich will nicht zerfasert, zerlegt, es will nicht analysiert werden, es will Subjekt sein, aber nicht Objekt.

Mein Ich will nicht zerfasert sein! Da ist es wieder! Gerade im Protest gegen die Zerfaserung meldet es sich. Vom Gebirge kann ich reden, indem ich von unten nach oben Gestein und Schutt, Urform und Abänderung bespreche. Da kann ich die Teile einzeln vornehmen. Das aber ist es gerade, was das Ich nicht gern leiden will. Es scheint der erste Wesenszug des Ich zu sein, daß es nicht handwerksmäßig und schematisch beobachtet sein will. Das Ich will in seiner Höhle bleiben, will etwas Nebel und Wunder um sich haben, will sich nicht messen und schneiden lassen, es hat gar keine Lust, sich selbst zu erkennen und bekannt zu

geben. Deshalb windet es sich und krümmt sich, wenn die Priester sagen: erkenne dich selbst!

Es waren in der Tat die Priester, die uns wider unseren Willen gezwungen haben, Selbsterkenntnis zu lernen. Man stelle sich die Beichte vor, dann hat man die Schule der Selbsterkenntnis! Ein liebes, junges Menschenkind soll zum erstenmal beichten. Das ist ein gewaltiger Zwang, sich als Ich zu fassen. Du sollst von dir etwas sagen, und zwar etwas Böses! Du sollst nicht bloß eine alte Formel ansagen oder gar etwas Beliebiges phantasieren, nein, von dir selbst sollst du sagen: ich beichte das und das! Die Priester wissen, wie sie das Bekennen erleichtern, sie fragen und die kleine Seele braucht nur Ja dazu zu sagen, aber die Ungetrübtheit des Ich ist doch nach der Beichte dahin. Wer hat das Recht, mich aus mir selbst herauszulocken?

Aber es wird behauptet, daß es eine Erleichterung für das Ich sei, sich aussprechen zu können. Tausend Stimmen sagen, daß es das Freiheitsgefühl bereichert, die Verschlossenheit des Ichs von sich zu werfen. Ja, sie haben recht, aber nur innerhalb ihrer Art zu denken. Wer einmal nach dem Grundsatz erzogen worden ist „erkenne dich selbst", der wird sich aussprechen müssen. Die Frage ist nur, ob es richtig war, ihn so zu erziehen, daß er sich selbst zerfasern mußte.

Es liegen auf diesem Gebiet innerste Unterschiede zwischen Katholizismus und Protestantismus vor, zwischen Kirchentum und Eigenleben. Der Protestantismus hat im ganzen mehr Achtung vor der Unberührtheit des Ichs als der Katholizismus. Er wagt sich nicht so

tief in die Höhle der Innerlichkeiten hinein, wenigstens hat er es sich abgewöhnt, direkt zu fragen. Damit gab er viele Macht aus den Händen, denn mit dem Wort „erkenne dich selbst“ beherrscht man die Menschen. Mit diesem Wort formt man sie und demütigt sie. Und wenn das Ich sich sträubt, geöffnet zu werden, so kämpft es um sein Leben. Aus Selbsterhaltungstrieb ist es gegen Selbsterkenntnis, die zur Aussprache und Demütigung führt. Dieser Selbsterhaltungstrieb aber wird Sünde genannt, und — es ist möglich, daß er es ist.

* * *

Die Vertreter der Religion waren es also, die den Menschen zwangen, in sich hineinzugehen und sich von innen her zu beleuchten. Nicht jede Religion tut so, aber die moralischen Religionen. Man kann Naturreligion haben und dabei Naturkind bleiben, das heißt: unerkanntes Ich. Die moralische Religion erst wirkt zersetzend auf die harmlose Einheit des Menschen und treibt ihn bis zu den Klagen, die wir vom Apostel Paulus her kennen: das gute, das ich will, das tue ich nicht, aber das Böse, das ich nicht will, das tue ich. Was ist nun aber dann das Ich, wenn ein Mensch so in sich selbst zersetzt ist? Es ist ein Doppelbewußtsein entstanden. Aus einem Ich sind zwei Ich geworden. Das ist es, wovor sich das alte Ich gefürchtet hat. Es wollte einheitlich bleiben, naiv und ungebrochen, und sei es auch in Sünden.

Von da an, wo aus einem Ich zwei Ich geworden

sind, verzehrt sich ein Teil der Lebenskraft im Kampfe dieser zwei Ich. Das Ich im ganzen wird schwächer, weil es zerbrochen ist. Diesen Zustand der Zerbrochenheit preisen die Priester, weil er die Menschen heilsbegierig macht, und arbeiten daran, daß er erhalten wird. Ihre Rede heißt: täglicher Kampf mit dir selber! Und viele von ihnen, die so reden, kämpfen diesen Kampf selber und ihre Lebensgeschichte ist die Geschichte des Streites in ihren Türen. In diesem Kampfe werden sie alt: ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?! Hätten sie nicht besser getan, das Ich bedeckt zu lassen? Ist dieser Kampf des Kämpfens wert gewesen? Sollte man nicht lieber das Ich schlafen lassen? Aber konnte man es schlafen lassen?

Es ist auf christlichem Boden schwer möglich, die Ichs schlafend zu erhalten, da es eben keine Ichs von braven Engeln sind. Es hilft dabei auch der Rückzug von Paulus auf Jesus nur wenig, denn es muß zugestanden werden, daß es nicht nur Paulus ist, der die Erkenntnis des eigenen Ichs bis aufs äußerste treibt, sondern daß auch Jesus in derselben Weise die Seelen bearbeitet. Er selbst ist harmonisch und frei von aller Gebrochenheit. Mit unvergänglicher Souveränität spricht er von seinem Ich. Überall redet er von sich, und zwar frei und groß, wie wenn die Sonne sich selber gibt, indem sie scheint. Besonders im vierten Evangelium perlen die Ich-Aussagen eine neben der anderen daher: Ich bin der König, ich bin der Weinstock, ich bin der Hirte, ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.

Immer dieses merkwürdige, zauberhafte Ich! Aber auch in den ersten einfacheren Evangelien ist er eine vollendete Ich-Person. Er steht in der Mitte und redet von sich. Nur weniges ist, das er nicht sagt. Die Scheu vor der Öffnung des Ichs ist klein bei ihm, vielleicht kaum vorhanden. Er wird wissen, wie man Menschen zu behandeln hat, und auch er schärft die Selbstbeobachtung bei denen, die ihn hören. Er arbeitet auf innere Scheidung: du sollst deine Gedanken prüfen! Die ersten Anfänge von Lieblosigkeit und Fleischesbegierde werden ans Licht gezogen, die Harmlosigkeit wird zerstört.

Es ist sicher, daß dieser Zug bei Jesus, soweit unsere Berichte reichen, nicht so grell und stark hervortritt als bei Paulus, aber vorhanden ist er. Auch Jesus geht bis auf das Mark und stellt die Menschen vor peinliche innere Entscheidungen. Man denke an den reichen Jüngling! Auch Jesus hat nicht genug am ungebrochenen Ich der Naturkinder. Wie zerfasert auch er die Gedanken, wenn er von dem redet, der zu seinem Bruder Racha sagt, oder der ein Weib ansieht, ihrer zu begehren! Auch er, der selbst ein so großes, freies Ich hat, ist nicht zaghaft in der Schonung fremder Seelenharmonie. Auch er analysiert, lehrt Selbstbeobachtung und — Angst vor sich selber.

Und dann sind Tausende hinter ihm gekommen, die sein großes Ich nicht hatten und nicht haben konnten, die aber seine Art der Seelenzerspaltung leicht begriffen haben, da sie selber zerbrochenen Geistes waren. Diese haben das, was bei ihm ein Stück in der Methode war, zur Methode selber gemacht. Die Menschen wurden zu

Beichtkindern gemacht. Möglicherweise wurde dadurch die Zahl der Vergehungen verringert. Auch das ist nicht sicher, aber wir wollen es annehmen. Die andere Seite der Sache aber war, daß die Zahl der Einheitlichen verringert wurde, die Zahl derer, die ihr Ich verborgen zu halten imstande waren, denen ihr Ich etwas wert war. Und so kommt es, daß es nun unter uns Menschen gibt, die vom Christentum loskommen wollen, weil sie ihr Ich retten möchten. Aus Angst um ihr Ich streichen sie den Zusammenhang mit dem größten Ich. Sie wollen keine Christen sein, um Persönlichkeiten sein zu können.

Ist es falsch, was sie tun, oder ist es richtig?

* * *

Laßt uns zunächst einmal die Sache von einer anderen Seite her bedenken, indem wir fragen, ob die, welche sich ihr Ich nicht vom Priester zerstören lassen wollen, auch sonst so vorsichtig zu sein pflegen, sich ihr eigenes Ich vor Selbstzerfaserung zu bewahren! Im allgemeinen bestreite ich dies. Sehr oft sind dieselben Menschen, die sich dem Moralisten gegenüber in ihr Schneckenhaus zurückziehen, nur zu gern bereit, sich ästhetisch zu öffnen. Um es deutlicher zu sagen: die Ich-Person X verwahrt sich mit allen heiligen Eiden dagegen, ihre Moral zu prüfen oder gar prüfen zu lassen, ist aber täglich damit beschäftigt, ihren Musiksinn oder ihr Gefühl für Formenvollendung ganz ähnlichen Untersuchungen zu unterwerfen. Dieselben Leute, die jen-

seits von gut und böse nur ihr freies Ich pflegen wollen, sind fleißig und sorgsam darauf bedacht, ob sie Wagner oder Klinger richtig verstanden haben. Es scheint zwar, als habe das Verstehen dieser Künstler mit Selbsterkenntnis nichts zu tun, aber es scheint nur so, denn man will weder Wagner noch Klinger als etwas Fremdes verstehen, wie das Gebirge und den Ofen, sondern will sich nach ihrer Methode auf feinste Beobachtung des inneren Lebens schulen. Die eigene Seele ist das Objekt der Kunsterziehung. Darin sind Moralerziehung und Kunsterziehung sich gleich. Es gibt unzählige Menschen, die sich ästhetischen Beichten unterwerfen würden, wenn sie nur Beichtväter fänden, und da sie diese nicht finden, so schütten sie sich vor irgendwem aus mit ihrem ganzen Inhalt, er sei reich oder arm. Man tauscht Eindrücke aus, Stimmungen, Werturteile, und läßt es sich gefallen, daß dem Naturkinde der Kunstmensch gegenüber gestellt wird: du sollst!

Es wurde auch niemand auf künstlerischem Gebiete eine Persönlichkeit, der sich nicht erst selbst entäußert hat. Er mußte sich an einen anderen verlieren, um sich selbst größer wieder zu finden, mußte sich als nichts könnend empfinden, ehe er anfing das Können zu beherrschen. Fast in jeder Biographie derer, die etwas gekonnt haben, steht irgendwo das Umlernen, der Bruch — die Entzweiung mit sich. Der eine durchlebt diese Krisis temperamentvoll mit Blitz und Tränengüssen, und ein andrer langsam und sich über sich selbst wundernd, aber die einfache Erhaltung der vorhandenen Naturperson schafft nirgends die höchsten Werte. Der Wert

entsteht, wenn das Ich, vernichtet, wieder auftaucht, also durch eine Art von Wiedergeburt. Nicht nur vom Reich Gottes, sondern von jedem großen Können gilt: es sei denn, daß er von neuem geboren werde, so wird er nicht hineinkommen.

Und wenn dies bei den großen Werterschaffern so ist, kann man fast von selbst schließen, daß auch bei ihren kleineren Anbetern und Nachfolgern die einfache naive Selbstbehauptung ihres alten ungeschulten Ich noch lange keine Persönlichkeitsgröße hervorruft. Mindestens eine Umdenkung muß der Mensch durchgemacht haben, der etwas taugen soll. Er kann am zu vielen Denken zugrunde gehen, durch Fülle von Vorstellungen leer werden, durch Balanzieren mit Möglichkeiten allen Halt verlieren, kurz es sind zahllose Stellen auf seinem Wege, wo er in den Sumpf geraten kann, aber ohne Zerfaserung des Innern kein zweiter Wuchs, und erst der zweite Wuchs entscheidet.

Man kann demnach denen, die ästhetisch neue Menschen werden, moralisch aber alte Menschen bleiben wollen, die Frage nach der Selbsterhaltung des Ich in ihrer Weise zurückgeben, indem man sie befragt: entsteht der Kunstmensch ohne Selbsterkenntnis? Nein!

* * *

Nicht nur die moralische Religion, sondern alle höhere Kultur beginnt mit dem gefährlichen und peinlichen: Erkenne dich selbst! Wer ungebrochen bleiben will, der bleibe draußen vor ihrer Pforte! Er bleibe dort, wo es keinen Zweifel und keine Buße gibt! Das

wird eine Selbsterhaltung des Ich sein, aber nur die Selbsterhaltung des unbearbeiteten rohen Ich. Diesen Weg können aber alle die überhaupt nicht mehr wählen, die schon in das wallende Wasser der Gegensätze und Gegenstöße hineingeraten sind. Für sie ist die einfache, paradiesische Einheit der Seele nichts als ein Sehnsuchtstraum, wie er aus Not und Bedürfnis heraus geträumt wird. In alten, einfachen Zeiten unter Hirten und Landleuten, unter Soldaten und Handwerkern kann jemand ein sehr respektables Ich werden, ohne sich über sich zu besinnen; da entstehen Menschen, die ohne viel Nöte von selber wissen, was sie wollen und was sie sollen. Aber dort, wo die Tradition gebrochen ist, bleibt auch dem Einzelmenschen der Bruch nicht erspart. Mit und ohne Priester steht er vor dem doppelten Ich. Das ist erst die Lage, in der die Sorge um die Selbsterhaltung des Ich auftaucht. In solcher Lage nützt es gar nichts, sehnsuchtsvoll rückwärts zu blicken in Zeiten und Zustände, die wir nicht haben, sondern heute, bei uns muß man erwägen, wie in unserem Leben das Ich bleiben kann.

Als heutige Menschen müssen wir die Scheu des Ich vor Selbsterkenntnis nochmals ins Auge fassen und müssen in dem Versuche der Selbsterkenntnis soweit gehen, diese Scheu in ihre Teile zu zerlegen, das heißt, wir müssen den Zerfaserungsvorgang, vor dem wir uns fürchten, und die Furcht vor ihm selbst wieder zerfasern. Ist das nicht mehr als der Mensch sich will bieten lassen? Er sucht Abwendung von Selbsterkenntnis, um sich zu retten und man empfiehlt ihm noch mehr dessen, wovor er sich fürchtet! Aber richtig ist es doch: Wer

einmal aus dem Paradies der Unbefangenheit heraus ist, dem hilft nur gründliches Erfassen der neuen Lage. Das gerade macht für ihn den Verlust der alten inneren Einfachheit und Einfältigkeit so gefährlich, daß er keinen Ersatz findet durch eigenes Denken. Die alte Sicherheit ist weg und eine neue entsteht nicht. So bleiben Menschen übrig, die vieles wissen und allerlei hören, deren Ohr voll ist von Sausen, und deren Auge zittert vor Flimmern, die aber nicht mehr zu unterscheiden verstehen zwischen Wahrheit und Irrtum, zwischen Recht und Unrecht, denen kein Instinkt mehr dient und denen kein eigenes Ziel gewachsen ist, Menschen, die nach Ich und Persönlichkeit girren und doch bis an ihr Ende nur Spiegel sind für Bilder, die von anderen auf sie geworfen werden.

Die Scheu also vor dem Tode des Ich durch Selbsterkenntnis scheint eine dreifache Wurzel zu haben:

1. die Furcht, sich selbst inhaltlos zu finden, wenn man sich selbst gründlich durchsucht,

2. die Furcht, fremden Satzungen untertänig zu werden, sobald man überhaupt nach Grundsätzen greift,

3. die Furcht, zu große Anstrengungen auf sich zu laden, wenn man sein Ich entdecken und pflegen will.

Diese dreifache Furcht ist gar nicht bloß Einbildung. Die drei genannten Gefahren bestehen wirklich, nur werden sie durch Erkenntnis nicht größer, sondern kleiner. Deshalb soll man seiner eigenen Furcht getrost und tapfer entgegengehen und mit ihr ringen. Das ist das beste, was wir für unser Ich tun können.

* * *

Die Furcht, daß man das Ich leer finden werde, wenn man es untersucht, ist keineswegs gegenstandslos und zwar nicht nur im moralischen Sinne. Moralisch enthüllt sich ein Abgrund nach dem anderen, bis der arme Beschauer in sich nichts mehr findet als nur Mangel, Unzufriedenheit und Sünde, und psychologisch entdeckt er nichts Eigenes, sondern nur geborgte Gedanken, anerzogene Sitten, überkommene Begriffe. Er ist teils minderwertig, teils unnötig! Muß ihn das nicht tödlich niederdrücken? Braucht er nicht gewisse Illusionen und Nebel, um leben zu können? Wer sollte sich noch lieben, der sich kennt? Ist nicht Menschenkenntnis gleich Menschenverachtung und Selbsterkenntnis gleich Selbstverachtung? Warum aber soll das Ich sich verachten lernen? Man lasse mir mein Dunkel, damit ich nicht ins Wasser gehen muß! So etwa heult die arme Kreatur, die ihre Blöße ahnt. Sie ist es, die lieber haltlos sein will, als vernichtet, und die deshalb aus falsch verstandenem Selbsterhaltungstrieb absichtlich nicht wissen will, wer oder was sie ist. Sie verzichtet auf Charakter und Persönlichkeitswert, um im hohen Spiel nicht alles zu verlieren.

An diesem Zustande sind wesentlich die Erzieher schuld, die den Begriff der Selbsterkenntnis von vornherein so geformt haben, daß er in Verurteilung und Vernichtung auslaufen muß. Wann sprach man zum Kinde: erkenne dich selbst? Immer dann, wenn man Buße aus ihm herauspressen wollte! Dann hieß es: gehe in dich, besinne dich, lüge nicht, heuchle nicht, gestehe und öffne dich: du bist schlecht! Ist es ein

Wunder, wenn dadurch die Selbstbesinnung selbst wie ein Hammer erscheint, der uns auf den Kopf schlagen will. Es ist der Fehler, von dem wir schon oben sprachen, daß kleine Erzieher das, was bei großen Seelenführern ein Mittel unter anderen ist, zum Mittel an sich machen, die negative Selbsterkenntnis. Es fehlt dabei die positive Selbsterkenntnis, die der negativen die Wage hält. Nur ganz gelegentlich wird eine gute Zensur gegeben und gelobt, aber das Emporheben des ganzen Menschen zur Lust an sich selber gelingt so selten. Es ist auch schwer! Der Erzieher will keine Pharisäer bilden und keine eitlen Tröpfe, und aus Angst (auch er handelt aus Angst) pflanzt er in den Menschen die Angst vor sich. Will man ihm aber diese Methode ausreden, so wird sich zeigen, daß er selber nicht bis zum klaren fröhlichen Ich gekommen ist und deshalb keine reine Ich-Zuversicht weitergeben kann. Das eben war bei Jesus das unvergleichlich Große, daß er ein so festes Ich hatte. Von da aus konnte er es wagen, starkes Sündenbewußtsein bei andern zu wecken, ohne sie zu entpersönlichen.

Es ist aber keineswegs nur die eigene Schwäche der Erzieher, die sie in vielen Fällen zu schlechten Ich-Bildnern macht, es kommt ein methodischer Fehler hinzu, der darin besteht, daß man Kindern und schwachen Durchschnittsmenschen immer die Beispiele größter seelischer Helden vorführt. Dem gemeinen Mann werden sozusagen lauter Generalsbeispiele erzählt, und zwar oft legendenhaft vergrößert. Er soll alle Tugend haben, die Elias und Jeremias, Petrus und Jakobus jemals ge-

habt haben. Muß er sich da nicht als grenzenlos klein, schlecht und hoffnungslos vorkommen. Gewiß, man sagt ihm, daß die Gnade Gottes die Mängel zudecke. Das beruhigt und tröstet, aber es erledigt das große Mißverhältnis nicht, das in der Anlegung eines Riesenmaßes an Alltagsgeschöpfe liegt. Es ist falsch, die Selbsterkenntnis nur auf Heldenbeispiele zu gründen. Der Mensch muß sich in seiner Lage begreifen, dann erst begreift er sich. Wächst er dann, so wird es Zeit, ihm die Maßstäbe zu vergrößern.

Und ebenso falsch ist es, wenn auf dem Gebiet des geistigen Inhaltes von vornherein ein Ideal von Originalität aufgestellt wird, das nur in der Phantasie vorhanden ist. Alle Originalität ist nur relativ. Auch die freiesten und eigensten Persönlichkeiten, die wir kennen, werden bei näherem Studium ihres Innenlebens als abhängig und bedingt erkannt. Sie scheinen allein zu stehen, aber ihr Alleinstehen ist nur der Isoliertheit eines Bergklotzes zu vergleichen, der einst ein Bruder unter Brüdern war und dessen Umgebung nur im Wasser versank und klein gerieben wurde. Der Mensch ist seiner Natur nach eine Sippschaftserscheinung, ein Familienwesen, ein Herdengeschöpf, ein Bürger unter Bürgern, ein Kind unter Kindern. Etwas anderes vom einzelnen zu verlangen, ist falsch. Das Ich besteht gar nicht im absolut neuen Erfinden. Wo gibt es im Menschengeist etwas, das völlig neu wäre? Neu ist die Zusammensetzung der Elemente, aber nicht die Elemente selber. Wer also Selbsterkenntnis treibt, soll nicht mit der übertriebenen Forderung an sich herantreten,

eine bodenlose, geschichtslose, neue Eigenexistenz sein zu wollen.

Wenn aber die Menschen sich mit Menschenmaß messen, dann wird ihre Vertiefung in das eigene Innere sie nicht zerstören. Jesus hatte Gefühl für das Maßhalten in der Selbstverurteilung: Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern, aber, wem wenig gegeben ist, von dem wird man wenig fordern. Gerade im letzten Teile dieses Satzes liegt die Weisheit, die nicht alle Nachfolger Jesu beachten.

* *
*

Die Furcht, durch Aufdecken des eigenen Innern fremden Satzungen untertänig zu werden, hängt mit dem eben Gesagten zusammen. Führt nämlich die Selbsterkenntnis zur Erkenntnis absoluter Nichtigkeit, so bleibt nur Verzweiflung, Gleichgültigkeit oder Unterordnung übrig: Ich bin nichts, also muß ich mich führen lassen! Damit aber wird dem Ich ans Leben gegriffen. Ich will lieber wenig sein, aber mich selber bestimmen, als durch Knechtschaft mehr leisten und nichts sein! Das ist eine gesunde Empfindung. Hier spricht das Ich selber: ich will ich bleiben und lieber im Nebel mein Herr sein, als im Licht ein Knecht. Der einzelne sträubt sich, durch Buße und Beichte und Selbstzersetzung irgend einem fremden Geiste sich wie Wachs in die Hände zu geben. Das ist es, was wir oben das Protestantische nannten im Gegensatz zum Katholizismus. Als Luther sich an dem Worte tröstete

„der Gerechte wird seines Glaubens leben", half er diesem Individualismus in die Höhe.

Hier ist es, wo sich die ungeheuer tiefe Macht eines persönlichen Gottesglaubens für die Selbsterhaltung des Ichs offenbart. Gott hat mich geschaffen, er hat mich werden lassen, er liebt mich. Er kennt mich in meiner Kleinheit und liebt mich doch. Selbst wenn ich mich verurteile, so ist Gott größer und freier als ich in meiner Gebundenheit, und wenn ich an mir verzweifelte, so verzweifelt er noch lange nicht an mir. Ob ich ihn in allen seinen Tiefen verstehe, ob ich ihn mit Worten und Begriffen beschreiben kann, darauf kommt es nicht an; ich glaube, vor dem Weltwesen selbst ein Wertgegenstand zu sein, der unverlierbar ist, solange er sich von ihm will tragen lassen. Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich! Das macht frei von Menschen und das ist der beste Schutz der Individualität, den es überhaupt geben kann. Und diesen Schutz wollen diejenigen aufgeben, die aus Angst für ihre Freiheit der Religion den Rücken kehren.

Gott weiß, daß ich kein Heiliger bin und kein unabhängiges, ungebundenes Wesen, denn ich glaube, daß er mich erschaffen hat samt allen Kreaturen, mir Augen und Ohren, Vernunft und alle Sinne gegeben. Er kennt meine Vorbedingungen, selbst wenn ich sie verkenne. An einen solchen Gott zu glauben, macht selbständig selbst gegen Stellvertreter Gottes. Deshalb gehört der Gottesglaube zu den Mitteln der Selbsterhaltung des Ichs.

Und dann, ist es denn so völlig verfehlt, sich mit

Bewußtsein im Gefühl eigener Schwäche an stärkere Geister anzulehnen? Wer einmal das begriffen hat, daß alle Menschen abhängige Wesen sind, der sagt sich, daß alle innere Freiheit ebenso wie alle Originalität nur relativ ist. So gut wie man dem Künstler folgt, um Kunst zu erwerben, folgt man dem Charakter, um durch seine innere Kristallisation selber den Kristallisierungstrieb zu gewinnen. Es ist aber ein wesentlicher Unterschied, ob das mit Bewußtsein geschieht oder unbewußt. Je bewußter es geschieht, desto freier ist es. Gewollter Dienst und Knechtschaft sind zweierlei, und mancher rettet gerade dadurch sein Ich, daß er es mit Wissen und Willen an ein anderes Ich anlehnt, bis es selber stehen kann. Selbsterkenntnis aber soll helfen, den richtigen Anschluß zu finden.

Vor allem gilt dieses der Jugend. Wir alle sind jung gewesen und haben für irgend jemand oder irgend etwas geschwärmt. Das hat keinem von uns geschadet. Die Jugend, die vor lauter Ich-Bewußtsein keinen Anschluß findet, gehört oft nicht zu den Pflanzen, die an den Bach gepflanzt sind. Man muß den Mut haben, sich auch einmal wegwerfen zu können, wenn man nicht trocken bleiben will. Wer etwas taugt, der findet sich später schon von selbst wieder, und wer sich nicht wiederfindet, der — würde auch sonst nicht selbständig gewesen sein.

Der entscheidende Punkt für das Ich kommt oft erst am Ende der Jugend. In welchem Lebensalter das ist, läßt sich nicht allgemein sagen. Mancher bleibt lange jung, weil er viel Saft des Wachstums in sich hat.

Dort gilt es unter Umständen, sich von selbstgewählter Autorität losreißen. Hier ist es, wo die Selbsterkenntnis ihre eigentliche Probe zu bestehen hat. Der Anschluß an andere erfolgt instinktiv, das Weggehen aber durch Reflexion. Dieses Weggehen ist der Zeitpunkt, wo das Ich sich rettet. Erkenne dich selbst!

* * *

Aber die Anstrengung, selber ein Ich sein zu wollen, ist groß. Wer mag sie tragen? Aus Angst vor der Verantwortung liebt das Ich sein eigenes Dunkel und gleicht damit den Feldherren, die lieber blind stürmen lassen, als genau erwägen. Und bisweilen siegten die Feldherren, die es so gemacht haben, weil ihre Truppe gut und das Schlachtfeld günstig war. Das will sagen: auch aus Menschen ohne alles klare Bewußtsein ihres Zieles und ihrer Aufgaben kann etwas Tüchtiges werden. Es kann, aber es muß nicht, es kann, aber die andere Möglichkeit ist größer. Um der Aussicht willen, daß sich der gute Mensch in seinem dunklen Drange des rechten Weges bewußt sein werde, darf man die Selbstdirigierung nicht überhaupt verdächtigen, denn die ungelenkten Pferde können nach Haus kommen, aber auch ganz wo anders hin. Keinesfalls besteht die Selbsterhaltung des Ich allein in einem fatalistischen Warten auf das kluge Unbewußte, das in uns ist, denn dieses Unbewußte kann gewaltig irren und dann plötzlich am Wege sitzen und heulen. Dieses Unbewußte schafft schon so wie so genug, es ist tausendfach mächtiger als das Bewußte, aber es ist nicht das ganze Ich. Ein

ganzes Ich besteht aus Stoff und Form. Unseren Stoff können wir uns nicht selbst geben; den finden wir vor, der fließt uns zu. Er kann gut sein oder halbwertig oder willkürlich gemischt oder angefault. Das ist das Rohmaterial unseres Lebens, das durch kein Klagen anders wird, als es ist. Aber selbst wer sich als geringes Rohmaterial entdeckt, muß doch wissen, daß man mit künstlerischer Hand aus mäßigem Stoff noch allerlei formen kann, während der edelste Stoff verdirbt, wenn keiner ihn richtig anfaßt. Du sollst dich nicht selber liegen lassen wie altes Holz, auf das es regnet und brennt und das dann reißt und spaltet! Willst du einmal vor Verantwortung dich fürchten, so ist die Verantwortung, die du auf dich ladest, wenn du dich verfallen läßt, größer als die, wenn du dich falsch behacken und behobeln solltest. Ein Wagnis ist auf jeder Seite. Alles Leben ist Wagnis. Das Sicherste aber ist doch, auch sich selbst gegenüber ein Vernunftwesen werden wollen.

Du sollst dich leiten! Manche Menschen malträtieren sich selbst wie schlechte Reiter, die ihr Pferd quälen, mit dem sie nicht fertig werden können. Andere schlagen darauf zu, wie ein Lehrer, der die Klasse haut, die er nicht zu beruhigen versteht. Sie machen sich selbst nervös mit ihrer Selbsterziehung, bis sie dann verzweifelt sagen: es geht nicht, es ist besser, ich lasse mich laufen! Das sind die Leute, die mit sich selbst keine Geduld haben, die ihrer Länge durch Sorgen und inneres Wüten eine Elle zusetzen wollen. Ihnen fehlt das, wovon wir schon sprachen, die Erkenntnis der Bedingtheit und Abhängigkeit jedes einzelnen Menschen

von Verhältnissen, die er nicht gemacht hat und nicht ändern kann. Wie man nicht auf jedem Boden Gartenbau treiben kann, so kann man nicht jeden Menschen zur Edeltanne machen, wenn ihn Gott als Zwergkiefer hat wachsen lassen. Es gehört bei allen Menschen Resignation zur Selbsterhaltung des Ich, ein Verzichten auf das Unmögliche, um wenigstens das Mögliche nach besten Kräften zu fördern, und weil diese Resignation denen so leicht fehlt, die berufsmäßig Menschen zu leiten haben, entsteht mehr psychologische Quälerei als gut und nützlich ist.

Irgendwo in den Psalmen steht das Wort: Ich trage meine Seele in meinen Händen. Je nach der Verschiedenheit der Seele wird sie verschieden getragen werden müssen. Es gibt Seelen, die wie kleine verschüchterte Vögelchen von allen zehn Fingern umhüllt werden müssen, und andere, die man tragen kann wie einen Korb Kartoffeln. Deshalb gibt es keine Vorschrift für Seelenpflege. Aller Methodismus ist Verkennung der Unterschiede. Es gibt Seelen, die das Dampfbad einer Rede von General Booth sehr gut vertragen, und andere, die davon monatelang schwach werden. Gerade wegen dieser Verschiedenheiten müssen wir unsere eigenen Seelsorger werden, denn wenn wir uns auch ungenügend kennen und oft nicht wissen, was mit uns selbst anfangen, wir werden uns immer noch am ersten verstehen, denn wir sind es ja selber.

* * *

Zum Schluß: es gibt Zeiten, die der Pflege des Ich günstiger sind als andere. Das vergangene Jahr-

hundert war ihr im allgemeinen günstig, denn es brachte in die alte Agrarwelt den spekulativen Unternehmer hinein, der auf eigenen Füßen stehen und sich seinen Platz erobern wollte. Mag das Ich-Bewußtsein dieses neuen Elementes in unserem Volkstum auch oft noch sehr ungeformt aufgetreten sein, so wirkte doch sein Vorhandensein fördernd für alle individualistische Betrachtungsweise des Menschen. Jetzt ändern sich die Dinge. Wir gehen einer Zeit großer Verbände entgegen, in denen der einzelne eingetaucht ist. Es entstehen neue soziale Bindungen. Das kann nicht ohne Einfluß auf das Seelenleben bleiben. Man weiß deshalb nicht, ob die Stimmen, die in den letzten zwei Jahrzehnten stark vom Ich gesprochen haben, dem Ich mehr ein Frühlings- oder ein Herbstlied gesungen haben. Aber sei dem so oder so, nie wird unter allen wechselnden Wirtschafts- und Zeitverhältnissen der Trieb ganz sterben, daß der einzelne einzelner sei, und deshalb wird auch das Thema bleiben, ja vielleicht in seiner Dringlichkeit wachsen, von dem wir hier geredet haben, so gut es eben gelingen wollte, etwas Heimliches und Individuelles, das Ich, in allgemeinen Worten auszusprechen. Alle Aussprache über Innerlichkeiten ist ihrer Art nach lückenhaft und andeutend, aber es folgt daraus noch keineswegs, daß man sie lassen soll, denn suchende Ohren wissen oft auch halbe Klänge für sich zu deuten.

Friedrich Naumann.

WAS IST RELIGION?

In seiner Studierstube, in seinem Laboratorium sitzt der Biologe. Die Frage, der er wissenschaftlich nachgeht, ist die: Was ist Leben? Für das Leben sucht er eine Erklärung, eine Formel. Zwar weiß er, daß die Beantwortung seiner Frage zunächst nur Wert hat für seine Fachgenossen. Dennoch hält er sie für wertvoll genug, sein Leben in ihren Dienst zu stellen. Er müht sich und quält sich tagaus tagein, er sitzt gebeugt über seinem Schreibtisch, über seinen Experimenten, er wird mürbe und bleich, kurzatmig und kurzsichtig, aber das hindert ihn nicht, sein Leben der Frage zu opfern: Was ist Leben? Und während der drinnen dieser Frage auf den steilen Pfaden wissenschaftlicher Untersuchung nachgeht, rauscht draußen bei den Menschen, bei den Tieren, in den Wäldern das Leben in seiner Wirklichkeit. Bei dem da drinnen handelt es sich um eine wissenschaftliche Lösung des Lebensproblems, um eine exakte Formel für den Vorgang des Lebens, die doch niemals Leben hervorbringen kann; und draußen in der gesamten organischen Natur handelt es sich um das Leben selbst, um seine Behauptung und Ausgestaltung. Der Biologe kann nichts anderes, wenn er exakt bleiben will, als Kleinarbeit liefern, während die Wirklichkeit

des Lebens großzügig in Riesenmaßen sich vollzieht und erklärlicherweise mit den Ergebnissen des Biologen sich nicht allzu intim befaßt. So schmerzlich es ist, das Wort bleibt doch wahr: „Grau ist alle Theorie!", auch wenn es der Teufel gesagt hat. Der Wert der wissenschaftlichen Erforschung, Begründung und Formulierung des Lebens wird immer problematischer gegenüber seiner praktischen Erfassung, Bewältigung und Fortpflanzung. Vielleicht wäre die naturgemäße, unwillkürliche Auswirkung des Lebens in seiner Ganzheit, sowie eine lebendige Versenkung in sein großes Getriebe ein sichererer Führer zur Ergründung des Lebensproblems als die Zerlegung alles Lebendigen in seine Bestandteile; denn mit allem Zerlegen und Zerschneiden ist ein Töten des Lebenden unzertrennlich verbunden. Der Grundsatz „divide et impera" ist niemals ein recht moralischer gewesen.

Nachdem der Biologe den ganzen Tag der Erforschung des Lebens gewidmet hat — so stelle ich mir vor — steht er mit einem Seufzer der Erleichterung auf, verschließt die Türe seines Laboratoriums und tritt hinaus in das lärmende Leben. Auf der Straße, in dem Gewühl, in der Eile der Masse tritt ihm das Leben nicht als ein willkommenes Objekt für biologische Studien, sondern als vehemente Wirklichkeit entgegen, die darnach trachtet, ihn in ihren Strudel mit hineinzuziehen. Da würde ich es erklärlich finden, wenn der Lebensgelehrte seine Brust weit dehnte, seine Arme weit ausstreckte und so recht aus Herzensgrund, aber ohne jedes wissenschaftliche Interesse, die Frage stellte:

Was ist denn das Leben? Ist er doch nicht nur Biologe, sondern auch Mensch, trägt er doch in sich nicht nur die Sehnsucht nach der Exaktheit einer Lebensformel, sondern die Sehnsucht nach dem Leben in seiner Fülle und seiner Freude. Ist doch der Gelehrte, in dem die Lebenssehnsucht unter dem Einfluß wissenschaftlichen Formelkrams erstorben ist, eine Karikatur unter den Menschen.

Auf der Straße nun umschwirren den Herrn Biologen allerlei Antworten auf seine Frage nach dem Leben. Sie sind alle mehr als theoretisch, sie sind alle praktisch versucht worden. An vielen von diesen Antworten sind ungezählte Existenzen zugrunde gegangen, wie jede praktische Lösung eines Problems ihre Opfer verlangt. Aber es gibt doch auch Antworten auf die Lebensfrage, die den Anschein erwecken, als ob sie wahr, aussichtsvoll, zukunftsvoll wären. Mit diesen sich auseinanderzusetzen, ist der Mühe wert. Jedoch die Antworten auf die Lebensfrage, die auf der Straße umherschwirren, sind so mannigfach, so entgegengesetzt, daß einem an geordnetes Denken gewöhnten Menschen davon wirr im Kopfe werden kann. Je mehr es dem aus der Enge der Studierstube Befreiten um die Lösung *seines* Lebensproblems zu tun ist, um so mehr wird sich ihm die Überzeugung aufdrängen, daß er sie nicht in der mechanischen Annahme einer jener vielen Antworten von der Straße her findet. Gerade in dem Gewühl der Masse, gerade da, wo die Gelegenheit zum Hineintauchen in die Gesellschaft die bequemste ist, wird das Gefühl der Vereinsamung am regsten sein.

Hat die Frage nach dem Leben, nach seinem Wert und seinem Zweck in die Masse geführt, die Beantwortung der Frage führt wieder zurück auf das einzelne oder besser auf den einzelnen. Gerade das Leben dessen, der nach dem Inhalt seines Lebens sucht, ist ein ganz anderes als das der vielen. Und wenn der Lebensgelehrte mutig genug ist, so sieht er sich jetzt vor die Aufgabe gestellt, ein Lebenskünstler, ein Lebensmeister zu werden. Dieses Ziel wird ihm aber unerreichbar bleiben, wenn er sich wieder resigniert in sein Laboratorium zurückzieht, um dort auf dem Wege des Experimentes und der Logik das Wesen des Lebens zu ergründen. Jetzt bleibt ihm nichts übrig, als sein Leben mit fester Hand, mit ernstem Mut zu erfassen, mit unerschrockener Ehrlichkeit den Schutt und das Beiwerk seines Lebens zu entfernen, um auf diesem Wege so nahe als möglich an den sprudelnden Quell seines Lebens zu gelangen, den lebendigen Strom in das rechte Bette zu leiten und so in praktischer Ausgestaltung personhaften Lebens eine beglückende Antwort auf seine Frage zu finden.

Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß aus der Fülle persönlicher Lebendigkeit, genialer Begeisterung des Innerlich-Lebendigen überraschende, leuchtende Strahlen in manches Gebiet hineinfallen, in das die Lampe der Wissenschaft nicht hat hineinleuchten können. Jedenfalls haben die Beherrscher des Lebens je und dann Antworten auf biologische Fragen gehabt, zu denen biologische Forschung niemals vorgedrungen ist.

Der wäre mir der rechte Biologe, der, selbst ein Herr und Meister des Lebens, herkommend aus der großen Welt des lebendigen Ganzen, ausgestattet mit jenem inneren Blick, der alles Lebendige als eine Einheit zu erfassen vermag, hineinschauen könnte in die kleine Welt des Einzellebens, seinen Wert und seine Stellung, seinen Ursprung und sein Ziel uns zu deuten. Aber noch leben wir in dem Zeitalter, in dem die Wissenschaft herrscht, in dem alles Wirkliche es sich gefallen lassen muß, an dem Maßstab wissenschaftlicher Möglichkeit gemessen zu werden, noch beherrscht uns die Methode, die von Molekülen und Atomen ausgeht, noch wird nur demjenigen bleibender Wert zugeschrieben, das in immer subtiler werdenden Spezialitäten der Wissenschaft aufgeht, noch kleben wir am Stoff, statt ihn zu beherrschen — und so werden wir noch lange auf den Biologen warten müssen, der uns ein „Wort" vom Leben sagen könnte, ein Wort, das wie Feuer glüht und ein Feuer anzündet, in dem nicht nur die Bevorzugten, sondern die Massen umgeschmolzen werden aus ihrer unpersönlichen Formlosigkeit in die feste und doch freie Form persönlichen Lebens.

Oder sollen wir das Gebiet des Lebens etwa trennen in ein solches, das nur dem Biologen sich erschließt, und ein anderes, das dem Ungelehrten zugänglich ist? Sollen wir immer noch das arabische Märchen von der doppelten Wahrheit glauben? Sollen wir immer noch scheiden zwischen dem stofflichen und dem geistigen, dem natürlichen und persönlichen Leben, als wären sie einander fremd oder gar entgegengesetzt? Ich meine,

es ist an der Zeit, daß wir endlich das Leben als eine Einheit zu erfassen, zu verstehen und zu gestalten suchen.

Vielleicht, daß ich es mit den bisherigen Ausführungen mit vielen Biologen verdorben habe. Indessen das darf mich nicht stören. Es sind ja schon die ersten Versuche gemacht worden, die Gesetze der Biologie auch im geistigen Leben nachzuweisen. Außerdem sollte das bisher Gesagte mir dazu dienen, einen parallelen Vorgang auf anderem Gebiete deutlich zu machen.

Wenn ich recht sehe, so ist heutzutage die Frage: Was ist Leben? fast gleichbedeutend geworden mit der anderen Frage: Was ist Religion? Und seit Menschengedenken ist es dieser Frage nicht anders ergangen, als der Frage nach dem Leben, sie ist lediglich beantwortet worden von den Biologen der Religion: den Theologen. Wenn die Theologen einen recht weiten Blick hatten, so sind sie über den ganzen Erdball gegangen, haben alle Zeiten durchwandert, alle religiösen Erscheinungen geprüft und alles Wertvolle gesammelt. Diese Sammlung haben sie mit nach Hause genommen, haben sich in ihr Laboratorium eingeschlossen und nun angefangen zu zerlegen, zu zerschneiden, zu vergleichen, Zufälliges von Wesentlichem zu trennen, wobei natürlich der eigene Geschmack entscheiden mußte, haben so eine Geschichte der Religion, und wenn es weit kam, eine Formel für ihr Wesen aufgeschrieben. Wertvoll ist bei dieser Arbeit die Erweiterung geschichtlicher Kenntnis, sowie die Grundlegung für eine geschichtliche Beurteilung reli-

giöser Erscheinungen in den verschiedenen Zeiten. Indessen kein Religionshistoriker wird beanspruchen, durch seine Ergebnisse Religion, religiöses Leben erwecken zu können. Und die Tatsache, daß ihre Bücher niemals Volksbücher werden, daß sie im wesentlichen von Fachgenossen oder Dilettanten der Religionsgeschichte und Religionsphilosophie gelesen werden, daß das große Fragen nach Religion, das in unserem Volke lebt, fast achtlos an jenen Büchern und ihren Verfassern vorübergeht, bestätigt die Erkenntnis, daß es eben nicht Religionserklärungen sind, nach denen unser Geschlecht verlangt, nicht biologische Versuche über das religiöse Problem, sondern die Wirklichkeit, die Gegenwart der Religion selbst.

Andere Theologen hatten einen weniger weiten Blick, sie sahen die Religion nur in der Form, in der Organisation, in die sie hineingeboren waren, und behaupteten mit einer Einseitigkeit, die wahrhaftig nicht prophetisch war, ihre Form, ihre Organisation sei Religion. Diese kurzsichtige Methode ist es gewesen, die sich zu allen Zeiten mit politischen Interessen verbunden hat, und so sind alleinseligmachende Kirchen entstanden, in denen unter den lärmenden Selbstbehauptungen der Organisation die leisen, zarten Stimmen der Religion zum Schweigen gebracht wurden. Sicher ist, daß überall da, wo die religiöse Organisation sich unbescheiden in den Vordergrund gedrängt hat, die Religion selbst als bestimmende, als beglückende Macht aus dem öffentlichen Leben ausgeschaltet worden ist, um einer drückenden Enge des so oder so gestalteten

kirchlichen Lebens Platz zu machen. Und diese Engigkeit ist wieder eine selbstverständliche Folge davon, daß man Religionserklärungen mit Religion verwechselte.

Dieses praktische Ergebnis theologischer Bemühungen um eine Erklärung der Religion und der tatsächlich damit zusammenhängenden Verwechslung zwischen Religion und Religionserklärungen ist nicht ohne weiteres aus der Welt zu schaffen, ja es ist sogar da als ein Faktor, mit dem man eventuell im Interesse der Religion rechnen muß. Die Religionsorganisationen sind nicht von heute auf morgen entstanden, sondern stellen das Resultat langer Entwicklungen dar. Aber, wie ist es gekommen, daß sie von vielen als eine nicht mehr lange zu ertragende Enge empfunden werden? Ich möchte einige Gründe dafür anführen.

Zunächst ist die Religion durch die Theologie zum Streitobjekt geworden. Nicht nur, daß aus der gefahrlosen Sicherheit der Studierstube ein Theologe den anderen bekämpft, sondern die Theologie hat Schulen gegründet, in denen das Waffenhandwerk für den theologischen Krieg gelehrt wird. Die „Religionsdiener" ziehen als mehr oder weniger geschulte Soldaten hinaus und tragen den nicht immer edlen Kampf der Theologen in die Massen hinein. Sie haben es fertig gebracht, daß Massen gegen Massen im Kampfe stehen, wie sie meinen, um die Religion, in Wirklichkeit um Religionserklärungen, denn um die Religion selbst läßt sich nicht streiten. Religion wird geboren und wächst in der Stille, sie macht über allen Streit hinweg ihren Weg,

und der vermeintliche Kampf um die Religion, je lauter er ist, hemmt ihren Gang.

Diese Hemmung, wo man in guter Meinung zu fördern glaubt, hat ihren Grund darin, daß der ganze, theologisch geführte Kampf, der ganze organisierte Religionsbetrieb den Menschen nicht zu allseitiger Entfaltung seines Wesens kommen läßt, sondern das Beste in ihm der unaufhaltsamen Verkümmerung rettungslos preisgibt. Die Ansammlung großen historischen Wissens, das einzig Wertvolle, das die theologische Arbeit hervorgebracht hat, die feine, allzu feine Abgrenzung des religiösen Gebietes von dem Gebiet „Welt", die von kommenden und gehenden Philosophien und Weltanschauungen immer abhängigen Lehrsysteme und das Hineintragen dieser niemals abgeschlossenen theologischen Resultate in das religiöse Leben des Volkes haben uns eine intellektuelle Ausbildung, eine Erweiterung des Gesichtskreises gebracht, die gewiß einen Fortschritt gegen frühere Jahrhunderte bedeutet, die aber im Grunde die katholische, die Religion von einer irgendwie gestalteten Lehre abhängig machende Religionsstufe noch nicht überwunden hat. Schließlich, man mag dagegen einwenden, was man will, kommt es bei dieser Art von Religion doch auf ein bestimmtes Wissen, eine bestimmte Urteilsfähigkeit und bei der Verbreitung dieser Religion auf eine Mitteilung von Wissensstoff hinaus.

Die im Laufe der Jahrhunderte verfeinerte Sitte, die freilich noch weit davon entfernt ist, die Lüge der Konvention zu bewältigen, hat unter der Mitbein-

flussung der tagesüblichen Religion unser moralisches Gefühl zarter gemacht; wir sind nicht mehr die Barbaren, deren Sittenkodex lediglich durch die Gefühle der Lust und der Unlust bestimmt wird. Wir bringen moralische Entrüstungen zustande und können das Volk zu Entrüstungsschreien veranlassen, in denen sich eine starke Moral kundgibt. Aber eben, daß diese Moral der stillschweigenden Verabredung der Gesellschaft, der von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbenden Belehrung und — leugnen wir es doch nicht — der prohibitiven Gewalt des Strafgesetzbuches entstammt, beweist gerade, daß sie ein Gemachtes und kein Gewordenes ist. Die raffinierteste Ausbildung dieser Moral führt zum Philistertum.

Es sind auch religiöse Gefühle vorhanden, aber sie sind merkwürdigerweise leicht „verletzbar“, sie bedürfen noch des Schutzes von Gesetzesparagraphen, und beweisen dadurch ihren Mangel an Echtheit; sie haben nicht einmal Bestand und bedürfen, wenn sie zum Ausdruck kommen sollen, großer Massenkundgebungen, nach deren Erledigung sie sich im wesentlichen als nervöse, psychische Erregbarkeiten ausweisen. Wo sie aber Bestand haben, da können sie in Fanatikern und fanatisierten Mengen geradezu gemeingefährlich werden.

Intellektuelle Ausbildung, zu welcher alles andere als Religion erforderlich ist, die Herausarbeitung moralischer Anschauungen, die ebensogut als eine einfache soziale Notwendigkeit aufgefaßt werden können, sowie endlich die Auslösung psychischer, nervöser Erregungen, die nur zerreißen, statt zu verbinden, dürfen nicht den An-

spruch erheben, Religion sein zu wollen, denn sie haben eine Seite, nein, das tiefste Lebensbedürfnis des Menschen, nennen wir es vorläufig das „Menschseinsbedürfnis“, verkümmern lassen. Sie haben Gelehrte, moralische Leute, nervöse Menschen, aber noch keine Menschen gebildet, die aus einem innersten Kraftzentrum heraus ihrem Geschlechte neue Kräfte mitgeteilt, aus innerstem Schauen heraus neue Wege gezeigt haben. Sie sind Kleinigkeiten gegenüber der Majestät der Religion.

Jedoch diese Kleinigkeiten sollen nicht unterschätzt werden. Sie haben im Grunde bei allen großen geistigen Bewegungen eine Rolle gespielt. Auch bei dem größten religiösen Befreiungsversuch, den unser Volk erlebt hat, bei der Reformation, haben sie mitgewirkt — und zwar nicht als fördernde, befruchtende Elemente. Hätten sich diese Kleinigkeiten nicht gar zu bald der reformatorischen Bewegung bemächtigt, vielleicht hätte die Reformation zu einer größeren Erlösung, einer größeren Kultur führen können. So aber sind es diese Kleinigkeiten gewesen, die zu der Qual unserer gegenwärtigen Kultur geführt haben.

Und was ist unsere heutige Kultur, was ist ihr Ziel? Ich habe sie gesehen nicht nur in der Enge der kleinen Stadt, ich habe die klassischen Orte unserer Kultur besucht, die Hauptstädte Europas, wo der Verkehr der Menschen untereinander am dichtesten flutet, wo diese Kultur ihre Produkte auf den Markt bringt, und wo die Menschen um deren Preise feilschen. Was ist das Letzte und Höchste, das diese Kultur uns bietet?

Sachen, nichts als Sachen! Sie werden hervorgebracht für die Notdurft, für den Genuß und für den Luxus, und weil es in den Zentren des Verkehrs so ist, weil die wirtschaftlichen Wirkungen dieser Sachenkultur sich nicht auf die Großstädte beschränken lassen, so haben sich in der kleinen Stadt und auf dem Lande die Leute regen und bequemen müssen, es ebenso zu machen. Jedermann bringt Sachen hervor; die ganze technische Wissenschaft, so feinsinnig sie ist, steht im Dienste dieser Sachenkultur, damit die Sachen feiner, billiger und schneller hergestellt werden. Der Mensch ist nur da um der Dinge willen; unter Vorwärtskommen versteht man den Erwerb von Sachen. Damit diese Kultur keinen Schaden leidet, muß sie geschützt werden mit Schiffen und Kanonen. Wenn zuweilen wie ein banges Zittern die Ahnung durch ihre kalte Seele geht, daß ihre Jahre gezählt sind, dann panzert sie ihren Riesenleib nur um so fester. Und das ist der Jammer dieser Kultur, daß sie dem Menschen einredet, er sei ein Herr. In jahrtausendelangem Ringen hat er sich Erdenkräfte und Himmelskräfte untertan gemacht, so daß er sie äußerlich beherrscht und handhabt, innerlich aber, nach seiner ganzen Lebenshaltung und Gestaltung, nach den Kräften, die er auf diese immer souveräner ausgebildete Beherrschung der Natur verwendet, nach der wirtschaftlichen und geschäftlichen Abhängigkeit, in die er geraten, ist er Sklave geblieben und noch mehr geworden. Wie ihn nur Sachen interessieren, so ist er nur interessant, insofern er Sachen hervorbringt; der Mensch selbst wird langweilig, wird selbst zur

Sache. Wie eine große Sklavenhalterin mit langer, stacheliger Peitsche, sitzt diese Kultur der Menschheit im Nacken, läßt ihr keine Ruhe, jagt und hetzt sie zur — Produktion von Sachen.

Ja, wir haben es herrlich weit gebracht! Was man so Religion nennt, steht entweder beiseite und schweigt gänzlich, oder es ringt ohnmächtig die Hände, oder es tobt unverständig, anstatt einzusehen, daß es an dieser Kultur selbst mitgebaut hat. Die Massen werden durch dieses Schweigen empört, denn sie wissen sich als die Opfer dieser Kultur. Die Herren der Kultur haben für ein schwächliches Händeringen über die Qual der Zeit nur ein verächtliches Achselzucken und für jeden Widerspruch eine gepanzerte Faust. So ist es gekommen, daß trotz aller Wiederbelebungsversuche des religiösen Lebens, auf das Ganze gesehen, die Herren und die Knechte dieser Kultur für den gegenwärtigen Religionsbetrieb erstorben sind. Je näher die Grenzen zwischen Kulturherren und Kultursklaven aneinanderrücken, um so aussichtsloser werden die Bemühungen der jetzt organisierten Religionen sein, das, was sie in jahrhundertelanger Arbeit verdorben haben, wieder gut zu machen.

Wie der Biologe, wenn er seine Arbeiten getan hat, aus der Enge seines Laboratoriums hinaustritt in die Wirklichkeit des Lebens, so — denke ich mir — müßte auch der Theologe sich heraussehnen aus dem Grabe seiner Studierstube, um nun einmal ohne wissenschaftliches Interesse, allein im Interesse der Wirklichkeit die Frage zu stellen: Was ist Religion?, was lebt noch im

Volke als Religion oder als Sehnsucht danach? Es ist jetzt genug des Erklärens, des Untersuchens und des Vergleichens, ich will praktische Antwort haben, der theoretischen bin ich überdrüssig.

Tausend Antworten hat man mir auf meine Frage gegeben: Was ist Religion? Sie sind zum größten Teil zu wertlos, um nur genannt zu werden. Die weiteste Verbreitung scheinen mir bei denen, die religiöses Interesse noch besitzen, drei Auffassungen gefunden zu haben.

Die erste faßt Religion völlig gleichbedeutend mit Kirchlichkeit auf. Die Kirche ist eine wohltätige Anstalt, durch Alter geheiligt, durch Überlieferung ehrwürdig und leistet zum ewigen Heil der Menschen alles das, wozu diese nicht imstande sind. „Fromm sein" ist im Sprachgebrauch vielfach dasselbe geworden wie „zur Kirche gehen". Wer alle Vorschriften der Kirche von der Taufe bis zum kirchlichen Begräbnis erfüllt hat, „ist ihr treuester Sohn" und darf in ehrlicher Meinung glauben, damit seine religiösen Pflichten erfüllt und seine religiösen Bedürfnisse befriedigt zu haben.

Ich muß gestehen, daß, wenn Religion in Kirchlichkeit bestünde, die katholische Kirche die einzige wäre, der ich mich anvertrauen könnte. Mit ihrer einheitlichen Geschlossenheit über den ganzen Erdball, mit der ungestörten Übereinstimmung, in der in aller Welt ihre Lehren vorgetragen werden, mit ihren Domen und ihren Wallfahrten, mit ihrer künstlerischen Pracht und ihrer politischen Geltung, mit der Garantie, die sie für mein Seelenheil übernimmt, hat sie unbedingt etwas Ver-

lockendes, etwas Imposantes. Ihr gegenüber ist die evangelische Kirche mit ihren vielen einander entgegengesetzten Strömungen, mit ihren oft geschmacklosen Kirchen und Gottesdiensten, mit der Zurückhaltung, die sie in politischer Beziehung übt, mit der Unsicherheit, in der sie mich über mein ewiges Geschick sitzen läßt, wenig anziehend. Wie ich es begreifen kann, daß ganze unpersönliche Massen mit wahrer Begeisterung der katholischen Kirche anhängen, ebensowenig kann ich es verstehen, warum die Menge unpersönlicher Menschen das schwanke Floß des Protestantismus mit dem festen Schiff des Katholizismus nicht längt vertauscht hat. Jedenfalls ist die Religion als Kirchlichkeit immer nur ein beruhigendes, ausgleichendes Element für diejenigen, die entweder den Mut oder die Fähigkeit zu persönlichem Leben verloren haben. Die Kirchlichkeit ist die Religion der unpersönlichen Masse. Inzwischen hat diese Religionsauffassung den Dualismus zwischen religiösem und weltlichem Leben nicht überwunden. In dieser Auffassung wird die Religion „zu bestimmten Zeiten abgemacht". Beim Holzspalten aber und Suppekochen kann man doch nicht kirchlich sein, wenn man nicht die einfachsten Dinge des Lebens zur Farce machen will. Kirchliches und bürgerliches Leben laufen getrennt nebeneinander her. Darum kann ich mich mit dieser Auffassung nicht zufrieden geben; ich meine, die Religion müsse die tragende, die treibende Macht meines g a n z e n Lebens sein.

Ich suchte nach neuen Antworten, und wunderbar, was ich in der Studierstube gefunden, was die Ge-

lehrten herausgeklügelt haben, es begegnet mir unter den Menschen wieder als der Versuch einer praktischen Beantwortung meiner Frage: Religion soll sein der Glaube an die Lehre der Kirche. Was ist denn Lehre der Kirche? Muß ich wirklich wieder ein Gelehrter werden, um Antwort auf meine Frage zu gewinnen? Ist die Religion nur für die Gelehrten da? Was die Leute mir als Kirchenlehre vorhalten, was da als „popularisierte Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung" feilgeboten wird, ist so ungleichartig, daß es mich unmöglich befriedigen kann. Diese Dogmen haben sich zusammengesetzt aus religiösem Glauben und der jeweils herrschenden Weltanschauung. Weltanschauung aber ist niemals eine sich gleichbleibende Größe gewesen. Hat schon Kopernikus die ganze ptolemäische Welt in Trümmer gelegt, ein Vorgang, dem das kirchliche Dogma nur langsam nachgehinkt ist, seit Darwin ist uns auch der Glaube zerstört, daß die Welt überhaupt eine fertige, abgeschlossene sei. Er hat uns hineinblicken lassen in ein ununterbrochenes Werden, ein endloses, zielloses Sichentwickeln der Schöpfung, er hat den Entwicklungsgedanken so fest in uns hineingepflanzt, daß er sich bei uns allen irgend eine Form geben mußte. Fortan kann von einer Weltanschauung im Sinne der alten Systembildungen keine Rede mehr sein, denn in demselben Augenblick, in dem wir den Schlußstein zu irgend einem weltumfassenden System legen, ist es schon veraltet. Unaufhaltsam geht die Entwicklung weiter und straft alle geschlossenen Systeme Lügen. Da wäre es eine unverzeihliche Ver-

liebtheit, wenn der Systematiker der eilenden Wirklichkeit zum Trotz an seinem System festhalten wollte.

Wenn aber die Religion immer das Bedürfnis hat, sich auf die Oberfläche des Verstandes in der Form kirchlicher Dogmen zu projizieren, dann ist sie fortwährend von der sich wandelnden Weltanschauung abhängig, ist ihr unterworfen, also eine ewig sich wandelnde, nach einem Mächtigeren sich umgestaltende Größe. Ich aber will nicht einer Sklavin dienen; ich beuge mich nur der Macht, die keine größere über sich anerkennt.

Noch eine popularisierte Gelehrtenantwort, die praktisch erprobt, wenn auch nicht bewährt ist: Religion soll Moral sein. Es sind nicht die Oberflächlichsten, die diese Antwort geben; man sieht einigen von ihnen an, daß diese Religionsauffassung wie eine Macht über sie gekommen ist und mit ihnen gerungen hat. Indessen ist dieser Antwort gegenüber die Gegenfrage selbstverständlich: welche Moral? Die Moral des Buddha oder Christi, die Moral Luthers oder — Nietzsches? Und wenn man mir darauf antworten wollte: „die heutige Moral", so müßte ich bedauernd die Achseln zucken und sagen: ich kenne keine heutige Moral; ich kenne keine Moral, die ungebrochen, in einer Richtung das ganze Leben der Menschen bewegt; ich sehe die fortwährenden Veränderungen in der moralischen Anschauungsweise durch die Jahrhunderte hindurch. Was dem einen Moral ist, ist dem anderen Unmoral. Es gibt heute eine Geschäftsmoral, eine Standesmoral, eine Herrenmoral, eine Familienmoral, eine politische Moral, und ich weiß, in welch schmerz-

lichem Gegensatz alle diese Moralitäten oft stehen. In dem Widerstreit dieser Gegensätze sehe ich unzählige Menschen die Geschlossenheit ihres Wesens verlieren. Und wenn sie sich entschließen, einer einzigen dieser moralischen Richtungen konsequent zu folgen, so sehe ich moralische Virtuosen erstehen, in deren Nähe mir angst und bange wird. Die Moral ist kalt und tötet, Religion aber muß Leben sein. Die Moral ist abhängig von Zeit und Welt, und selbst der kategorische Imperativ ist kein absolutes Sittengesetz, denn auch die innerlichsten Motive moralischen, gesellschaftlichen Handelns unterliegen dem Wechsel der Situation. Schließlich muß sich auch die Kantische Moral wieder beugen vor dem Götzen der Konvention. Religion aber ist unbeugsam.

Was ist Religion? Je mehr der Antworten, um so zweifelhafter die Antwort, je mehr der religiösen Speise, um so größer der Hunger. Es ist erklärlich, daß diejenigen, die an all diesen theoretischen und vermeintlich praktischen Religionsversuchen einen herzhaften Ekel empfunden haben, nun meinen, sich selbst eine Art Religion machen zu müssen. Aber Religion wird auch nicht gemacht. Je „gemachter" sie ist, um so wahrer ist das Wort, das mir einmal einer gesagt hat: „Religion ist der Abfall vom lebendigen Gott!"

Fast muß ich um Entschuldigung bitten, daß ich das so mißverständlich gewordene Wort „Religion" überhaupt noch gebrauche. Denn, was man gemeinhin darunter versteht, ob nun empfehlend oder verspottend, ist etwas ganz anderes, als was ich meine. Aber unsere

Sprache hat nicht leicht ein anderes Wort, womit man das Wort Religion ersetzen könnte. Wenn ich es darum des weiteren verwende, so geschieht es unter absichtlicher Ausschaltung alles kirchlichen, dogmatischen, moralischen Beiwerks.

Es war auch nötig, in der Ausführlichkeit, in der es geschehen ist, verkehrte Religionsauffassungen abzulehnen, denn leider sind wir noch nicht so weit, daß wir bei einer Aussprache über Religion nicht sofort mißverstanden werden, als wollten wir irgend einer religiösen Partei das Wort reden. Das darf aber nicht geschehen, wenn wir unter dem Einfluß der Majestät der Religion stehen wollen.

Noch ein zweites Bedenken muß beseitigt werden, als wollte ich den vielen Versuchen, die Religion zu erklären, einen neuen hinzufügen. Religion ist nicht erklärbar, man kann höchstens von ihr erzählen. Wie jedes Erlebnis, wenn es analysiert wird, sein Interesse verliert, so wird auch die Religion, das religiöse Erlebnis, dem Fluche der Langeweile preisgegeben, sowie es seiner Ganzheit beraubt, in einzelne Momente auseinander gelegt wird.

Endlich ein letztes Bedenken. Religion ist ein Geheimnis und muß es bleiben; darum kann es unkeusch sein, den Schleier dieses Geheimnisses lüften zu wollen. Gerade das Geheimnisvolle an der Religion gibt ihr ihre Macht. Darum ist die Gefahr nicht zu unterschätzen, daß man durch ein Aussprechen dieses Geheimnisvollen sie ihrer Macht beraubt. Indessen ich bin mir wohl bewußt, an die letzten Quellen und Gründe der Re-

ligion nicht hinanzureichen, und wo ich sie berührt habe, da wird der von der Natur gegebene Mangel an Ausdrucksfähigkeit ein Entschleiern des religiösen Geheimnisses von selbst verbieten und mir Schweigen auferlegen.

Als den Mangel des organisierten Religionsbetriebes hatte ich die einseitige Ausbildung der Menschen nach ihrer intellektuellen und moralischen Seite bezeichnet. Im Grunde war bei den praktischen Religionsversuchen, denen wir begegneten, dieser Mangel derselbe. Die Religion beschränkte sich auf eine verstandesmäßige, im besten Falle geschichtlich orientierte Auffassung des religiösen Stoffes oder verflachte in moralischen Anstrengungen. Verkümmert ist auf dieser Religionsstufe diejenige Seite im Wesen des Menschen, die ihn befähigen kann, über Verstand und Moral weit hinaus eine Persönlichkeit zu werden. Das bestätigt uns die geschichtliche Erfahrung insoweit, als die großen, überragenden Persönlichkeiten, ich nenne nur Goethe, Bismarck, Carlyle, Tolstoi — niemals recht in den Rahmen derjenigen religiösen Organisation, in die sie hineingeboren waren, haben passen wollen. Und daran war nicht etwa nur eine intellektuelle Veranlagung schuld, die es ihnen unmöglich machte, sich unter unannehmbare Dogmen zu fügen, sondern es war gerade das Geheimnis, das ihre starke Persönlichkeit ausmachte, gerade die innere Größe, die sie von anderen Menschen unterschied, die sie den Rahmen dieser oder jener Kirche für ihre Person sprengen ließ. Auch die größten

religiösen Geister haben sich niemals den Schranken der von ihnen vorgefundenen religiösen Organisationen einfügen können. Buddha, Christus, Luther, sie alle haben die Form gesprengt, in der andere behaglich gelebt hatten. Und es war nicht etwa die Lust am Zerstören, nicht ein absichtsvolles Abbrechen, sondern ein organisches Werden, ein Hinauswachsen von innen heraus über die gegebene Form, das den Abbruch des Alten und den Aufbau des Neuen selbstverständlich machte. Mag man nun die Seite ihrer Persönlichkeit, die solche Umwälzungen hervorbrachte, „religiöses Organ", „religiöses Genie", oder wie immer nennen, es ist eine elementare, geschlossene, persönliche Macht, die bei ihnen, zur höchsten Ausbildung gelangt, auch zur höchsten Wirkung kam. Das, was bei der Masse der anderen unter dem intellektuellen und moralischen Betriebe verkümmert war, war bei ihnen groß und stark, wir nennen es — erlebte Religion.

Die aus der bisherigen Religionspraxis erwachsene Kultur hatten wir bezeichnet als Sachenkultur, weil innerhalb ihres Bereiches nicht Menschen, sondern dingliche Werte im Mittelpunkt stehen. Das zu erstrebende Widerspiel dieses qualvollen, menschenunwürdigen Kulturzustandes, dessen höchste Blüte die Börse ist, bezeichnen wir als Menschenkultur, und wir meinen damit denjenigen Zustand, in dem die Hervorbringung von Sachen nicht mehr Zweck, sondern selbstverständliche Begleiterscheinung, — höchstes Ziel und letzter Zweck aber die Herausbildung menschlicher Persönlichkeiten ist. Nicht, als bewegten wir uns mit dieser Hoffnung

in utopischen Träumen: Wenn gegen die Sachenkultur einzelne starke Persönlichkeiten sich haben auflehnen können, wenn ihr Leben schon ein tatsächlicher Protest gegen die alleinige Möglichkeit dieser Sachenkultur war, um wieviel mehr muß es möglich sein, wenn erst ihre Gedanken für die Gesamtheit fruchtbar gemacht worden sind, wenn ihre Wege erst beschritten werden, diese Kultur ganz abzubrechen und eine neue zu bauen, in der Menschen und Menschenseelen das einzig Interessante, die Pflege menschlichen Lebens das einzig Wertvolle ist. Ich bin überzeugt, daß wir schon auf der Brücke stehen, die uns von der alten zur neuen Kultur führt. Je unerträglicher die Sklaverei der Sachenkultur wird, je widersinniger und unwürdiger sie unser Leben gestaltet, um so eher wird die Sehnsucht nach Menschenleben und Menschenwürde, das Verlangen nach dem Segen und der Fülle persönlichen Lebens der neuen Kultur die Tore öffnen.

Ein Gutes hat die Sachenkultur gehabt, sie hat uns die Sehnsucht geweckt, und wer sie einmal gefühlt hat, nur einmal in seinem Leben, aber brennend wie ein Feuer in seiner Brust, der weiß, daß diese Sehnsucht kein Traum und keine Einbildung ist, sondern eine verzehrende Macht, die wohl imstande ist, auch die Massen in ihren Bann zu schlagen.

Aber die Sehnsucht allein ist wie ein leeres Gefäß, ein Wegweiser ohne Aufschrift. Wir müssen uns aufmachen und seinen Weg suchen, wir müssen uns aufmachen und Kräfte sammeln, wenn wir den Bruch der Zeiten ertragen, wenn wir über die Fluten des Unter-

ganges an das jenseitige Ufer gelangen wollen. Und den Weg zeigen und Kräfte gewähren soll uns die Religion.

Wenn wir auf die Höhen der Berge steigen, dahin, wo alles Leben verstummt, wohin kein Laut mehr dringt von menschlichem Leid und menschlichem Jubel, wo auch der Schrei des Vogels die Stille nicht mehr stört, wo nur Stille ist, nichts als Stille, über uns der Himmel und um uns her die schweigenden Gipfel des Gebirges, und wir lauschen dieser Stille, lauschen ihr wirklich, als wollten wir etwas hören, so ist uns, als hörten wir wie ein tiefes, leises Summen gleichsam das Atmen der Natur. Wer lauschen kann, dem ist, als hörte er etwas von dem Aufsteigen der Leben gestaltenden Mächte, als hörte er das Sausen des Webstuhls, auf dem in tausendfachen Farben das Gewand dieser Welt gewebt wird. Der versteht etwas davon, was die Alten veranlaßte, auf den Höhen ihren Göttern Altäre zu bauen, er fühlt sich näher dem schaffenden Geist der Welt, näher in schweigender Einsamkeit als im lauten Lärm. Es kommt eine Stimmung über ihn, heilig und ernst, stark und froh, als fühle er hier in der schweigenden und doch so unendlich beredten Natureinsamkeit sich selbst, seinen Zusammenhang mit dem All, seine Stellung im natürlichen Leben als die eines Herrn zum ersten Male. Und wenn die schweigende Natur anfängt zu reden, wenn sie in Sturm und Blitz, in Donner und Erdbeben ihre erschütternde Sprache spricht, und wir dieser Natur gegenüber uns zwar klein und ohn-

mächtig, wenn auch ihr zugehörig fühlen, immer aber, in ihrer Stille sowohl wie in ihrem Brausen, ihre Größe erkennen, ihr Weben und Walten verspüren, wer will es gestorbenen Geschlechtern verdenken, daß sie diesen schweigenden und redenden Gewalten ihre Knie beugten! Aus dem Überwältigtwerden von der Majestät der Natur sind die Naturreligionen geboren, haben als Wirklichkeitsmächte jahrtausendelang Völker beherrscht und ihr Leben gestaltet. Wenn diese Religionsstufe uns heute — oft sehr mit Unrecht — als eine überwundene gilt, so wollen wir doch nicht vergessen, daß sie vor allen „gemachten" Religionen den einen Vorzug hat, auf dem Wege eines allen Menschen zugänglichen Erlebnisses entstanden zu sein. Wie stark solch ein Erleben des Zusammenhanges mit der Natur wirkt, davon zeugt die Tatsache, daß die Einführung der Geistesreligionen bis auf den heutigen Tag die letzten Reste naturreligiöser Anschauungen noch nicht ausgerottet hat. Der Volksaberglaube, oft eine weit größere Macht als die Religion, ist nichts anderes, als ein starkes Zeugnis einer noch nicht ganz untergegangenen Naturreligion.

Wenn wir es über uns gewinnen, alle diejenigen Verbindungen zu lösen, die unser Leben ziellos hin- und herzerren, wenn wir unser ganzes Wollen dahin zwingen, zu einer inneren Stille zu gelangen, ähnlich der, die wir in der Stille der Bergeswelt erlebten, einer inneren Stille, in der wir uns erheben auch über die höchsten Gegensätze, die in unserer Zeit ausgekämpft werden, wenn wir uns zwingen zu einem seligen Vergessen alles An-

gelernten, alles Angenommenen, ja, wenn wir unseren intellektuellen und unseren moralischen Menschen zum Schweigen gebracht haben, so daß wir nichts anderes mehr sind, nichts anderes mehr haben, als nur uns selbst, aber unser Selbst auch ganz, ungeteilt und ungeschwächt, und wenn wir so aus der inneren Stille und inneren Armut heraus lauschen auf den Wellengang des Zeitenstroms, merken auf den inneren Weg, den der Geist der Menschheit gegangen ist, und wenn wir uns dabei nicht täuschen lassen von dem, was die Menschen geredet oder geschrieben haben, sondern unser inneres Augenmerk richten auf das, was sie erlebt haben, so offenbart sich uns durch die Jahrtausende hindurch über allen Wechsel und alle Willkür der Menschen hinweg, hinter allem äußeren Geschehen, ein einheitlicher, stets in der gleichen Richtung sich bewgender Zug einer innerlichen Entwicklung, die sich uns als die eigentliche Geschichte der Menschheit darstellt.

Nicht, als bedürfe es zu diesem Anschauen der Menschheitsgeschichte einer gelehrten Kenntnis ihres äußeren Ganges, sondern, da wir lebendige Teile des Ganzen, zugleich Erben und Träger der ganzen Vergangenheit sind, so spiegelt sich auf dem Grunde unseres Ich das Erleben der Menschheit wider, so daß es nicht in einer Aufeinanderfolge von Tatsachen, sondern wie ein einziges Bild in unserem Ich vorhanden ist, nein, wie im Sturm von unserem Ich durchlebt wird. Unser Einzelleben in seiner Entwicklung ist eine Wiederholung des Gesamtlebens im kleinen, eine Ausprägung

des Gesamtlebens im besonderen. So hören wir auf, Mitläufer in der Geschichte zu sein, so fangen wir an, die Geschichte unseres Geschlechts mit zu erleben. Die Bedingungen zu diesem Erleben sind nicht intellektueller oder moralischer Art, wenngleich ein Idiot oder ein Prasser die Fähigkeit dazu verloren hat; die Bedingungen sind vielmehr im eminentesten Sinne persönlicher Art; nichts anderes sein wollen, als ein reines, ganzes Ich, darauf kommt es an.

Mit dieser Betrachtung haben wir uns von der Welt der mechanischen Vorgänge entfernt und sind in eine Welt eingetreten, die ich der Bequemlichkeit halber vorläufig einmal die unsichtbare Welt nennen möchte. In dieser unsichtbaren Welt liegt die Entwicklung, die wir gesehen und erlebt haben, die Entwicklung aus dem Stoff zum Unpersönlichen und vom Unpersönlichen zum Personenhaften. In dem Gang dieser Entwicklung ist uns ein einheitliches, nach Bewußtsein drängendes Walten entgegengetreten und wird uns ein Ziel, wenn auch noch in verschwommener Ferne, aber ein Ziel gezeigt, das als selbstverständlichen Abschluß dieser Entwicklung die ganze, nach allen Seiten hin sich entfaltende Größe menschlicher Persönlichkeit aufweist.

Persönlichkeit! Woher haben wir dieses Wort? Nein, woher haben wir dieses Verlangen, woher ahnen wir dieses Ziel? Ist es nicht doch ein Traum, daß das höchste Glück der Erdenkinder die Persönlichkeit sei?

Wir brauchen keine Antwort auf diese Frage. Die Entwicklung der Schöpfung und die Entwicklung der

Menschheit drängt rastlos auf dieses Ziel hin. Die Sehnsucht nach personenhafter Ausgestaltung des Lebens ist da als eine elementare Gewalt, die alle Widerstände überwindet.

Wenn wir in dieses unaufhaltsame Vorwärtsschreiten der Entwicklung nach Persönlichkeit mitten hineingestellt sind, davon mit fortgerissen, nicht in einem Rausch, sondern in stiller, heiliger Nüchternheit, so geht's wie ein Blitz durch unsere Seele, daß wir berührt worden sind von einer persönlichen Macht, einer Macht, die uns treibt und die uns zieht, einer Macht, die den Sturm des Menschheitserlebnisses in unserer Seele erregt, die ein Feuer in uns anzündet, die uns aus allen Zufälligkeiten mit einem Ruck herausreißt und uns in den Entwicklungsgang, in den wir uns selbst mühsam und unter großen Opfern hineingearbeitet hatten, gleichsam von neuem hineinstellt und nun nicht mehr als Getriebene, nicht mehr als solche, die den Strom über sich her gehen lassen, sondern als solche, die mit eigenen Stößen in diesem Strom zu schwimmen wissen, mit eigener Arbeit an dieser Entwicklung mitwirken.

Wir haben den lebendigen Gott erlebt, und hier hört alles Erklären, alles Zerlegen auf. Wir sind an dem Punkte angelangt, wo die Sprache versagt und wo aufrichtiges Stillehalten, ein mutiges, männliches Schweigen und Wachen das einzige ist, das von uns verlangt werden kann. Das ist die Fülle des leeren Gefäßes, das ist die Aufschrift auf dem unbeschriebenen Wegweiser!

Wir sind auch an der Grenze dessen angelangt, wo

es angebracht wäre, aus dem Eigenen zu erzählen. Wenn gleichsam zur Illustrierung noch etwas gesagt sein soll, so können wir es nur schöpfen aus der Lebensfülle des Einen, in dem sich das Werden der Menschheit ungebrochen und ungetrübt dargestellt hat. Jesus Christus, dessen innere Entwicklung bis zu dem Augenblick, da er seine öffentliche Wirksamkeit begann, uns völlig unbekannt geblieben ist, dessen erste religiöse Erlebnisse wir nur ahnen können, hat einen Moment in seinem Leben gehabt, in dem die innere Entwicklung der gesamten Menschheit ihm so nahe gerückt wurde, daß er nicht anders konnte, als alle seine Kräfte, ja sein Leben für diese Entwicklung zu opfern. Das setzte voraus, da er ja die ganze Masse des unpersönlichen Lebens gleichsam auf seine Schultern nehmen und vorwärts tragen wollte, daß er selbst ein unerhörtes Maß von persönlicher Kraft und persönlicher Lebendigkeit besaß. Und dieses sein Leben hat er allezeit, obwohl es sein ureigenster Besitz war, naiv, wie selbstverständlich, in Verbindung gebracht mit dem Vater, der ihn gesandt habe, dessen Werk er ausrichten müsse. Und er hat von diesem Vater niemals geredet, als von einem Gott, der himmelhoch über den Wolken throne, der unsichtbar sei, sondern sein Reden und Handeln ging stets hervor aus dem unmittelbaren Bewußtsein, daß der Vater, der ihn gesandt, bei ihm, in ihm sei, daß er ihm zur Hand sei, so daß er ihn gleichsam brauchen könne, ihn nicht erst herunterholen müsse von seinem Thron. Je unerhörter die Sicherheit, mit der er aus diesem Einheitsbewußtsein mit Gott heraus lebte, um so unver-

ständlicher wurde er den in organisierter Religion verkümmerten Zeitgenossen, die wohl von einer unsichtbaren Welt wußten, diese unsichtbare Welt aber so weit von der sichtbaren entfernt glaubten, daß sie eine reale Verbindung zwischen beiden oder gar eine gegenseitige Durchdringung nicht für möglich hielten. Wenn wir von der Einzigartigkeit Jesu reden, so möchte ich sagen, sie hat eben darin bestanden, daß er die unsichtbare Welt aus den Wolken heruntergeholt hat, die Welt, in der die innerste Menschheitsentwicklung vor sich ging, die Welt, in der der lebendige Gott erlebt, persönlich erfaßt wurde. Er hat sie hineingezogen, hineingemengt in das sichtbare Geschehen. Persönlichkeit, Leben sollte eben nicht ein in den Wolken schwebendes Ideal bleiben, nicht ein Begriff, den man so oder auch anders fassen konnte, nicht ein Ziel, das an sich zwar schön und gut, aber, wie nach stillschweigender Verabredung, doch unerreichbar war, sondern mitten hinein in das tägliche Leben mit seiner Arbeit und seiner Not sollte diese unsichtbare Welt eintreten, hat er sie eingeführt, damit sie sichtbar werde. „Wer mich siehet, der siehet den Vater!"

Indessen ich höre den Vorwurf, ich habe unmotiviert das Wort und die Person — wenn wir sie so bezeichnen dürfen — Gott in die Betrachtung eingeführt. Redet man doch heute vom Suchen nach Gott, ist doch die Frage heute: gibt es überhaupt einen Gott, und wie werde ich seiner gewiß? Jedoch ich glaube mit gutem Grunde von Gott geredet zu haben. Denn

erstens habe ich die Voraussetzungen, unter denen ein Erleben des lebendigen Gottes möglich werden kann, genügend aufgezeichnet. Nicht, als wollte ich behaupten, daß sie die einzigen wären. Gott ist Souverän und waltet, wie er will. Und zweitens handelt es sich in dem Erleben Gottes letztlich nicht um eine menschliche Leistung. Wenn Gott durch menschliche Leistungen gezwungen werden könnte, sich zu offenbaren, so müßte er sich zu den wahnsinnigen Gebeten der Baalspfaffen aller Zeiten geneigt haben. Wir können tatsächlich nichts anderes tun, als uns bereit halten für eine Berührung mit Gott, und wenn sie uns dann geschenkt wird, so ist es keine Schande, wenn wir uns demütig vor solcher Gnade beugen.

Aber dann haben wir wieder, nur in erhöhtem Maße, nur in herrlicherer Verklärung, den Vorzug, von dem wir bei den Naturreligionen sprachen, den Vorzug eines realen Erlebnisses, eines Erlebnisses, so sicher vor aller Täuschung, so sicher auch vor allem Weggeleugnetwerden, daß nun dieses Erlebnis der tragende Grund und die treibende Macht, die Freude und das Glück oder — das Verhängnis unseres Lebens wird. Von der Höhe solchen Erlebens aus ist es nicht anders möglich, als daß alle Versuche, Religion erklären zu wollen, uns klein und kümmerlich erscheinen, und es hängt nur von unserer persönlichen Tragfähigkeit ab, ob wir in stiller Duldung an den kleinen Erklärungen und Organisationen vorübergehen, oder ob wir sie, nicht in kluger Überlegung, sondern, erfaßt von der Vehemenz unseres Erlebens, als Mächte der Reaktion, als den

Gang der menschheitlichen Entwicklung hemmende Elemente im Sturm niederreißen. Zu letzterem reicht nicht bei vielen die Kraft, es sind nur immer die Propheten gewesen, die es vermochten. Bei den meisten muß es genügen, wenn sie diesen Kleinigkeiten mit göttlicher Gleichgültigkeit gegenüberstehen, weil sie nicht mehr imstande sind, ihren persönlichen, inneren Entwicklungsgang zu hindern. Das Erleben des lebendigen Gottes, das Berührtwerden von der treibenden Macht, die uns in stiller, geduldiger Arbeit oder in gewaltigen Stößen aus der formlosen Masse des uneigenen Vegetierens vorwärts drängt in das Bewußtsein unseres Ich, hat in unser Einzelleben Umwälzungen gebracht, deren Klärung und Verarbeitung vor der Hand alle unsere Kräfte in Anspruch nimmt. Darin zeigt sich zugleich der höhere Wert der Religion gegenüber den Religionserklärungen, daß sie nicht nur die Lebensform, die Lebensgewohnheiten, sondern das Leben selbst von innen heraus neu gestaltet. Die Anhänger dieser oder jener Religionserklärung werden durch ihre Bekehrungen meistens veranlaßt, ihre Wertschätzung der einen Gruppe von Sachen zu entziehen und der anderen zuzuwenden. Die Religion selbst aber ist zunächst den Sachen gegenüber von einer allgemeinen, alles umfassenden Rücksichtslosigkeit. Der Religiöse hat vor der Hand nur die eine einzige Frage, deren Lösung er alle seine Kräfte widmet, die Frage nach der Vertiefung und Bildung seines Ich. Je nach dem Verhältnis, das er vorher zu den Sachen eingenommen hat, wird ihm als eine Existenzbedingung die Notwendigkeit des Sich-

losmachens von dinglichen Werten bis zur Askese deutlich werden. Je nach der Beschaffenheit der Verbindungen, in denen er vorher stand, wird ihm die Notwendigkeit ihrer völligen Lösung bis zur zeitweiligen absoluten Einsamkeit eine unabweisliche Pflicht. Das Erlebte ist so groß, so überwältigend und zugleich so neu und überraschend, daß es sich unmöglich neben dem Vielerlei kleinlicher und kleinlichster Pflichten verarbeiten läßt. Was in der Stille gefunden wurde, kann auch nur in der Stille erkannt und verstanden werden. Wir wissen, daß die großen Religiosi nach dem inneren Sturm des Erlebens die äußere Stille aufsuchten, um des Erlebten Herr zu werden.

Es liegt in der Natur der Religion, daß sie nicht in der weltfernen Einsamkeit bleiben kann, sie ist ihrem Wesen nach, als die treibende Macht in der menschheitlichen Entwicklung, die Kulturmacht. Wie sie Privatsache ist, so ist sie Menschheitssache. Darum braucht dem Religiosus nicht gesagt zu werden, daß er mit dem gewonnenen Gut wuchern soll. Er ist ein für allemal aus der trägen Vielarbeiterei herausgerissen und in die eine große Arbeit des Menschengeschlechtes hineingestellt worden. Er kann auch nicht planlos nur immer von großen, gewaltigen Zielen reden, nicht in Utopien sich verlieren, denn er ist eine Persönlichkeit geworden, deren vornehmstes Merkmal männliche Gewißheit, klarer Blick für wirkliche Not ist. Er ist selbst, absichtslos, ein Kulturfaktor, denn an ihm lernt alles Unpersönliche und Unerlöste sich sehnen nach der Erlösung, die an ihm geschaut wird. Er kann daher all

der krankhaften Veranstaltungen und Veranstaltungssucht entraten, deren die Religionserklärer bedürfen, um sich Geltung zu verschaffen. Er braucht auch nicht ängstlich zu fragen, ob ihm dieses erlaubt und jenes versagt sei, wie die Moralisten, denn in ihm ist ein Gesetz lebendig geworden, das klar und bestimmt seinen Weg ihm zeigt, das, alles Gemeine als dem persönlichen Leben Gefährliche ausschließend, ihn drängt als ein inneres, heiliges, unwiderstehliches Muß.

Und nicht geschichtslos wird der Religiosus handeln, denn in ihm ist die Entwicklung zum Bewußtsein gekommen, die die Menschheit hinter sich hat. Er weiß, an welchem Punkte die Entwicklung angelangt ist und hat darum ein Urteil und ein Verständnis für das Fragen und die Not *seines* Geschlechtes. Er will ja ein Wegführer sein und geht darum zurück in liebevoller Geduld zu denen, die er hinter sich gelassen hat. Er will ja ein Bahnbrecher sein für die dem Menschen innewohnende Wahrheit und weiß daher, was zerstört werden muß, damit das Neue gedeihen kann. Er ist kein Schwärmer, sondern ein Gegenwartsmensch im höchsten Sinne, ein Gegenwartsmensch, der Zukunft in sich trägt. So setzt er ein, wo andere die Arbeit verlassen mußten, so hilft er diese Sachenkultur vernichten und die neue Kultur heraufführen, die den Menschen gilt.

Ist es zu groß, was ich gesehen habe? Ist diese Religion, in der die unsichtbare Welt sichtbar, das Menschheitsideal wirklich werden soll, nur für die Propheten? Sind die Kleinen alle ausgeschlossen aus

diesem Geheimnis? Muß der breiten Masse doch noch eine Religion erhalten werden, die auf der Stufe der Religionserklärungen stehen geblieben ist? Nein! Zwar wird es auch in der Religion wie auf allen Gebieten immer Führer und Geführte geben, zwar werden wir nicht alle durch die innersten Tore des Geheimnisses dringen, zwar werden die meisten immer angewiesen bleiben auf die Dankbarkeit gegen die, die ihnen die Bahn gebrochen haben. Aber es handelt sich uns ja im Grunde auch nicht um eine endlose Reihe von Bekehrungen zur wahren Religion, sondern es handelt sich uns um den Fortschritt der Menschheitsfrage, der Menschheitskultur. Wenn da die Großen uns vorangehen, erfüllt von dem Feuer, das sie wie Prometheus vom Himmel heruntergeholt haben, ausgerüstet mit dem Adlerblick der Propheten, und wir dürfen an ihnen gewahr werden, daß der Sinn unseres Lebens nicht Knechtung unter die Sachen, sondern Befreiung, Entschränkung unserer Seele sei, daß uns eine Freiheit offen steht, in der wir unserer selbst nicht nur bewußt, sondern auch froh werden sollen, und wenn wir sie anbahnen sehen den großen Tag, an dem das Feuer von Gott in allen Herzen glüht, an dem das Fragen: Wo ist Gott? Wo ist Gott?, endlich eine Antwort gefunden hat in der sichtbaren Gegenwart des lebendigen Gottes, in der Gemeinschaft freier, inniger Persönlichkeiten, die in immer neuen Formen aus sich heraus das Leben gestalten, die, der Sachen mächtig geworden, auch die Herrschaft über die Natur sich nicht mehr in Knechtschaft wandeln lassen, wäre das zu wenig für

Kleinen? Warum brauchen sie alle Führer zu sein? Fehlt doch den meisten dazu die Ausrüstung. Der Persönlichkeiten, die äußerlich den inneren Gang der Menschheitsentwicklung bezeichnen, sind erschreckend wenige. „Wenige sind auserwählt.“ Und bei diesen Auserwählten ist das Fundament des persönlichen Lebens von so unerhörter Festigkeit gewesen, daß Gott die ganze Last heiligen Erlebens ihnen auflegen konnte. Eine Last aber ist es ihnen gewesen, „das Verhängnis ihres Lebens“. Die meisten haben ihr Leben für die Menschen gegeben, die Großen für die Kleinen; denn nur so ist Förderung, Fortschritt möglich. Solange sich die Kleinen für die Großen opfern müssen, herrscht die Sachenkultur.

Dazu eben sind die Großen da, den Kleinen zu dienen, damit in ihnen nachklinge, was die großen Seelen durchstürmt hat. Es ist nicht eine fein berechnete Gerechtigkeit Gottes, daß er nicht wahllos allen das gleiche Maß gestattet. Es ist vielmehr der naturgemäße, in ihrem Wesen begründete Verlauf der Religion, daß sie die Seelen nicht überlastet. Das Größte ist mir, was meine ganze Seele erfüllt, so erfüllt, daß ich ein Mehr nicht zu fassen vermöchte. Jedes Mehr würde meine Seele sprengen, ich würde daran zugrunde gehen, mein Leben, meine Persönlichkeit würde vernichtet. Gott aber, der Leben schaffen, persönliches Leben gestalten will, tritt nicht zerstörend in jemandes Leben ein, beansprucht nicht mehr Raum für sich, als vorhanden ist. Diesen aber auch ganz! In der kleinsten Seele soll sich eine Geschichte vollziehen, in

deren Fortgang die stillen, trüben Wässerchen religiöser Sentimentalitäten entfernt und das Rauschen frischen, lebendigen Wassers entfesselt wird. Erwacht an einem der Großen, lebendig erhalten in dem rastlos dahineilenden Strom der inneren Menschheitsgeschichte, verklärt in der mitgewonnenen Gewißheit, einem Ziele näher zu rücken, das die Ichkräfte zu noch größerer Entfaltung bringt, so erleben kleine Seelen die Religion, und sind in diesem gemessenen Erleben wertvoller und größer als die gewandtesten Lebenstechniker. „Der Kleinste im Himmelreich", „der Kleinste, dem kein Ärgernis bereitet werden soll", hat sich darum stets der besonderen Fürsorge Jesu erfreut.

Seelensprengungen kommen also in der Religion nicht vor. In der Religion werden Seelen aus der Kellerluft unpersönlichen Seins an die frische Luft persönlicher Entwicklungsmöglichkeit gebracht. Nur da, wo rohe Kräfte der Religionserklärer sinnlos walten, wo erschüttert und bekehrt wird, wo den an geistige Nahrung nicht Gewöhnten fuderweise das neue, berauschende Wissen beigebracht wird, da werden Seelen gesprengt, Persönlichkeiten getötet, da gehen Menschen „verloren".

Außer diesem unedlen Zugrundegehen persönlichen Lebens in Religiositäten gibt es keine Grenze für die Religion. An angeborene Unfähigkeiten zur Religion ist schon darum nicht zu denken, weil die Religion ja nicht eine menschliche Fähigkeit, sondern ein Erlebnis ist. Und wenn ferner die Religion das Ziel hat, Unpersönliches zum Persönlichen, Untermenschliches zum

Menschlichen zu entwickeln, so müßte jemand als Nichtmensch geboren werden, um zur Religion unfähig zu sein. Alles, was Mensch heißt, ist fähig, eine Geschichte zu erleben; kein Ich ist so klein, daß es nicht zum Bewußtsein seiner selbst, zum Bewußtsein seines Hineinbezogenseins in den Gang der inneren Menschheitsgeschichte, zum Bewußtsein seiner „Gotteskindschaft" erwachen könnte.

Hat nun diese Religion, dieses Gottes- und -Menschheitserleben an sich eine Entwicklung? Wenn wir den Verlauf der Dinge heute nur unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung anschauen können, so müßte es möglich sein, durch die unserer Kenntnis erschlossenen Zeitläufte eine „Weiterentwicklung in der Religion" nachzuweisen. Aber die uns bekannten, zum Teil nur hypothetisch bekannten Jahrtausende sind ein so verschwindend geringer Teil in der Gesamtgeschichte der Menschheit, daß es nicht einmal „wissenschaftlich" wäre, an der Hand dieses Stückwerks von Kenntnis „ewige Gesetze" konstatieren zu wollen. Wie die Geschichte des einzelnen Menschen, oft gar die lebenslang bestimmende Geschichte, neun Monate vor seiner Geburt beginnt, so liegen die Anfänge der menschheitlichen Entwicklung im Ganzen weit zurück hinter dem Äon, in dem zuerst Menschenbewußtheiten sich von der übrigen Schöpfung unterschieden. In das Dunkel der Stufen unserer Entwicklung, der religiösen Entwicklung in jenen Vorzeiten leuchtet keine Forschung hinein. Wir können nur, rückwärts gehend, nachdem wir ein Stück des Weges

kennen, ahnend, tastend unsere Vorgeschichte suchen. Und wie die Erzeuger eines neuen Geschlechtes die Lust der Zeugung und den Schmerz der Geburt am besten kennen, so werden die am besten von der Vorzeit unserer Religion reden können, die aus der eigenen Fülle ein Geschlecht erzeugt haben, das eine neue Stufe in der Entwicklung darstellt.

Oder fing die Religion erst da an, wo der Mensch stolz an seine Brust schlug und der zitternden Kreatur verkündigte, daß er das einzige Ich in der Welt, und darum der Herr der Welt sei? Priesterreligionen gewiß, oder gar noch später, wie es denn die Eigenart der Priesterreligionen ist, der Zeit nachzuhinken. Aber die Religion, die Gotteserleben ist, war da, sie muß da gewesen sein; denn Gott war da. Der schaffende Gott durchwaltete, als das All-Ich jedes Einzel-Ich in sich bergend, den werdenden Kosmos und breitete Gedeihen und Werden aus. Das Werdende aber redete nicht und schwatzte nicht, sondern atmete und wurde — still, unaufhaltsam. Was sich ausgelebt hatte, starb und liegt begraben in der Erde, jetzt ein toter Zeuge der einst lebendigen Vergangenheit. Eine gigantische Vergangenheit muß es sein, und nicht roher als das Zeitalter der Kanonen. Was Werdekeime hervorbrachte, erhielt seine Art, pflanzte sie fort, entwickelte seine Fähigkeiten, seine Lebensformen, und blieb, auf der letzten Stufe angelangt, stehen, um die Zeit zu erwarten, bis es neuen Formen Raum machen mußte. Das alles waren unbewußte Vorgänge, wie eine embryonische Entwicklung. Aber es war, wie diese, eine Offenbarung

göttlichen Schaffens. Der Urschleim, die Urzelle, das Chaos, was es auch gewesen sein mag, der erste Wurm bis zum letzten vormenschlichen Affen, sie haben Religion an sich erlebt, insofern ein gottgewolltes, schöpferisches, weiterführendes Walten an ihnen offenbar wurde. Das ist die Religion, die heute noch die Vögel und Blumen des Feldes mit ihrer Geschichte uns vorleben.

Es war eine Zeit, in der es nichts Frömmeres geben konnte, als das unbewußte Stillehalten, in dem der Stoff sich formen, bewegen und beleben ließ. Daß der Stoff sich dieser seiner Entwicklung nicht bewußt war, macht jene Zeitperiode nicht weniger wertvoll. Im Gegenteil! Sie ist eine Kulturperiode im besten Sinne gewesen. Sie barg in ihrem Mutterschoß den künftigen Menschen. Was Kulturperioden in ihrem Werte voneinander unterscheidet, das sind nicht Bewußtseinszustände, sondern Entwicklungsvorgänge.

Jene Zeit unbewußter Kultur, unbewußten Gotteserlebens ist für immer dahin, seitdem die Kreatur in dem ersten Ichwesen zum Bewußtsein erwachte. Wie das geschehen ist? Wer will es sagen? Wer kennt die zarten, geheimnisvollen Vorgänge, die ein Kind veranlassen, sich selbst als ein Ich zu erfassen und zu verstehen! Eines Tages ist das „Ich“ da, überraschend, wenn auch nicht unvorbereitet. Wir können nichts anderes sagen, als daß es ein — wer weiß wie lange währender! — Schaffensakt Gottes war, der die Kreatur auf die unerhörte Höhe der Ichheit erhob. Es ist das größte religiöse Erlebnis der Menschheit, dieses Em-

porgehoben werden zum Ich. Wenn wir den Maßstab historischer Analogien anlegen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß es nur wenige, vielleicht nur ein einziger war, der diese Umschöpfung an sich erlebte. Die Masse mag nicht lebensfähiger gewesen sein, als sie heute ist. Aber diese wenigen oder dieser eine hielten das neue Leben fest, wurden Ich-Zentren und mußten es sein für unzählige andere, denen diese Stufe des Seins erst zu erobern war.

Die naturgemäße Aufgabe für die Menschen jenes Äon war die, sich insofern von der sie umgebenden Natur zu unterscheiden, als sie diese mit Bewußtsein, mit Willen in ihren Dienst nahmen. Und ich glaube, weil sie von ihrer Geburt aus der Natur noch weniger weit entfernt waren, als wir, so sind sie sich ihres Naturzusammenhangs unmittelbar bewußter gewesen, als wir es gemeinhin vermögen. Ihnen war die Natur beseelt von einem sprechenden Geist, mit dem, sie in innerlichem Rapport standen. Sie lauschten der Natur ihre Kräfte ab und setzten diese Kräfte organisch um in dienende Gewalten. Sie taten der Natur nicht Gewalt an und nahmen sie doch in ihren Dienst. Es muß ein Mensch gewesen sein, in dessen Seele die Vergangenheit seiner Art sich mit großer Deutlichkeit widerspiegelte, der uns den „Mythus" vom Paradies erzählt hat. Dieser Mythus ist zu wahr. Damals war es Religion, „sich die Erde untertan zu machen". Gott wandelte in der Natur. Die Natur war Gott und zerlegte sich erst allmählich in Götter.

Jede Erhöhung auf eine höhere Entwicklungsstufe

hat einen „Sündenfall“ im Gefolge gehabt. Wenn die Großen, die Propheten, zu Grabe gegangen waren, so stellte es sich heraus, daß die Kleineren nicht imstande waren, sich auf der eben erst erstiegenen Höhe zu halten. Sie wurden schwindelig, wurden Niederungsmenschen. Zwar war das Ich in den Epigonen angerührt, in Schwingung gebracht; zwar konnte es nicht mehr ganz tot sein, nachdem es einmal aufgeleuchtet in dem einen, — aber die kleinen Ichheiten hatten den Mut nicht, den stillen, einsamen Weg inneren Wachsens zu gehen. Sie verloren die Herrensicherheit gegenüber der Natur. Sie gerieten in Furcht vor den Naturgewalten, ließen sich von ihnen überwältigen, verloren den Blick für die Einheit der Natur, der sie entstammten, bauten Sonnen- und -Donneraltäre und differenzierten sich in Naturreligionen, die je nach dem Klima, in dem sie entstanden, verschieden waren. Erinnerungen und Hoffnungen sind auf dieser Stufe Zeugen dafür, daß die Bewegung des Menschheitlichen noch gewußt wurde, aber gelebt wurde sie nicht.

So stellen sich mir die Naturreligionen dar als eine große Epigonenperiode, die von der Höhe der Autochthonen herabgeglitten ist.

Nur im Orient, vornehmlich bei den semitischen Völkern, traten Persönlichkeiten hervor, deren Leben Versuche waren, aus dem Hindämmern im Halbschlaf der Naturreligion aufzuwachen. Die bei weitem stärksten Ansätze zu einer Weiterentwicklung zeigen die Propheten Israels.

Mit großer Gewißheit reden sie von ihrem Erlebnis

mit Gott, dessen Wort zu ihnen „geschah". Sie überfliegen rückwärts die Unterbrechung des Fortgangs und knüpfen an die Autochthonenzeit wieder an. Ihnen ist die Natur, wenn auch belebt von Göttern, doch beherrscht, getragen von Gott, dem Gott, in dem sie leben, den sie erleben, dem Gott, der „über allen Göttern" ist. Ihnen zerfällt das Leben nicht mehr in die zwei entgegengesetzten Momente des Religiösen und des Natürlichen, eine Zerreißung, die alle alternden Religionen im Gefolge haben. Ihnen ist das Leben eins. Bei ihnen kommt das Ich, das in Gott nicht nur zu neuem, sondern auch zu stärkerem Leben erwacht ist, zu einer bisher nicht erreichten Geschlossenheit. Sie haben die Himmelsleiter gesehen, auf der unsichtbare Kräfte zur Erde steigen, um sich in der Sichtbarkeit zu offenbaren. Sie ahnen die Einheit von Gott und Welt, ahnen sie mit solcher Vehemenz, daß sie es sich nicht anders denken können, als daß in der Zukunft dieses Einssein zwischen Unsichtbarem und Sichtbarem mit voller Klarheit erkannt werde. So leben die Propheten in der Hoffnung. So reichen Vergangenheit und Zukunft der religiösen Entwicklung sich in ihnen die Hand.

Es kann ihnen kein Vorwurf daraus gemacht werden, daß sie fast ausnahmslos die größere Zukunft im Rahmen nationaler Schranken sahen; denn es ist ein Kennzeichen des Religiosus, daß er für seine Zeit lebt. Gerade durch ihr nationales Beschränktsein, gerade dadurch, daß sie Gott nur erlebten als den Gott ihres Volkes, und daß die Weltherrschaft Gottes von

ihnen nur geschaut wurde als von Jerusalem ausgehend, waren sie ihrem Volk, ihrer Zeit eine Offenbarung. Es mußte eben vor der Hand genügen, die göttliche Wirklichkeit in ein Volk zu tragen. Internationale Interessen waren noch fremd. Und den Stachel ist das Volk Israel nicht wieder losgeworden, daß der Sinn des Lebens, das Heil des Volkes, die Wahrheit der Menschen nur in der Einheit des Lebens gefunden wird, in dem Zusammenklingen und Zusammenwirken der Beziehungen zu Gott und der Beziehungen zur Welt. Es muß ein starkes Empfinden von dem religiösen Fortschritt, der damit gemacht wurde, im Volke vorhanden gewesen sein; denn es wurde ein Gebiet des Lebens nach dem anderen ins Religiöse hineingezogen. Reinlichkeitsgebote und Erbschaftsordnungen, Armengesetze und Speisevorschriften, alles wurde Religion. Freilich bedeutete diese Analysierung des einheitlichen Lebens in eine Reihe einzelner Akte, bei deren Vollzug schließlich die innere Beteiligung nachließ und dann ganz aufhörte, wieder den Sündenfall von der Höhe der Propheten herab. Was die Großen in organischer, innerer Notwendigkeit taten, bildeten die Kleinen in eine mechanische Technik um, machten damit äußerlich das Gut der Propheten zum Gemeingut, traten innerlich aber aus der Entwicklungsreihe heraus und — fanden im Pharisäismus endlich ihre entsprechendste Ausprägung. Es muß die geschichtliche Reihenfolge sein: zuerst die Propheten, dann das Gesetz.

Deutlicher als bei den Propheten ist bei Jesus die Anknüpfung an die Träger vorausgegangener Entwick-

lung. Er will den Propheten die Erfüllung bringen, er will, weil er muß.

Es soll hier kein psychologischer Versuch gemacht werden, dem Erleben Jesu nachzugehen. Daab läßt uns in „die Seele Jesu“ hineinblicken. Hier soll sein Erleben nur im Zusammenhang der Geschichte der Religion verstanden werden.

Wir wissen, daß im Volke Israel die nationalreligiöse Überlieferung mit besonderer Liebe gepflegt wurde. So ist Jesus ein bewußter Erbe seiner Vergangenheit gewesen. In seiner lebendigen Seele hat sich der Gang der bisherigen Menschheitsgeschichte, wie er sich in der Geschichte seines Volkes darstellte, nicht anders widerspiegeln können als eine gottgeleitete Entwicklung, eine dauernde Schöpfung, zeitweise äußerlich aufgehalten durch den Mangel an Entwicklungsträgern, um dann in einer neuen Epoche um so herrlicher sich zu entfalten. Je deutlicher sich ihm Lebendiges und Totes in der Vergangenheit schied, je stiller er innerlich auf das „Rauschen der Ewigkeit“ in der Geschichte lauschte, je gewisser ihm wurde, daß hinter den „Ereignissen“ der Welt ein Geschehen vor sich ging, das in seiner Einfachheit und Kraft allein wirkliche Geschichte ist, um so größer mußte in ihm die Sehnsucht werden, daß diese Geschichte gefördert werde. Diese Sehnsucht war seine Bereitschaft für ein Erleben Gottes. Diese Sehnsucht hat ihn befähigt, die Menschheitsfrage ihrer Lösung entgegenzuführen. Diese Sehnsucht machte seine Seele groß und weit, so daß das höchste Maß göttlichen Erlebens in ihm Raum hatte.

Alles, was bisher Mensch gewesen war, wurde an ihm offenbar als eine nur geteilte, gebrochene Ausgestaltung des Menschlichen. Bei ihm war nicht mehr ein Suchen und Ringen nach der „unsichtbaren Welt", sondern ihm war diese Welt Heimat geworden. In ihm hat nicht die Natur, in ihm hat Gott die Augen aufgeschlagen in dieser Welt; in ihm ist Gott der tragende Grund des menschlichen Bewußtseins geworden.

Das ist die gewaltigste Entfaltung des Menschentums, die die Erde gesehen hat. Der Mensch: ein Ich nicht nur gegenüber der unpersönlichen Natur, sondern ein treibendes, schöpferisches Ich in dem Fortgang der Geistesgeschichte, seine Art nicht mit Gedanken, sondern mit Kräften befruchtend, das Leben nicht erduldend, sondern bemeisternd, Herr über den Stoff bis zum „Wunder". Er wußte, was die Welt im Innersten zusammenhält. Er schaute alle Wirkungskraft und Samen und tat nicht mehr mit Worten kramen. Er war organisch mit dem Urgrund und Urquell alles Lebens und Seins verbunden, zusammengewachsen, und was in dieser lebendigen Verbindung mit Gott vor sich ging, das war seine Religion. Daß die Religion auf der Stufe Jesu solche Persönlichkeiten schuf, weltmächtig, unerreicht in Jahrtausenden, unausschöpflich in ihrem Lebensinhalt für alle Völker und Zeiten, — das ist die „Weiterentwicklung" gewesen, die die Religion durch ihn erfahren hat, eine Weiterentwicklung, die die Vergangenheit in sich aufnahm, durch Gegenwärtiges überwand, darüber hinauswuchs und Zukunft verhieß.

In all den klassischen Zeiten der Religion ist das

göttliche Wollen in ihrer Entwicklung sichtbar geworden. Was in den Epigonenzeiten in der unsichtbaren Welt geschah, wissen wir nicht. Stillstand kann nicht eingetreten sein, denn so oft sie hineinleuchtete in das sichtbare Geschehen, hat sie sich in immer deutlicherem Wollen gezeigt. Eine „Geschichte" dieser religiösen Entwicklung läßt sich nicht schreiben. Wir können nur konstatieren, daß eine solche innere Geschichte vorhanden ist.

Die Höhe der Entwicklung in der Person Jesu war so unvergleichlich, daß es bei der Unbeweglichkeit der Massen kein Wunder ist, wenn sie bald nach seinem Scheiden von der Erde wieder tief unter dieselbe herabsanken. Es bedarf keiner Untersuchungen darüber, ob wir in den zweitausend Jahren, die seither verflossen sind, die Stufe Jesu erreicht, den Typus Jesus herausgebildet haben. Wir leben wieder in der Epigonenzeit, der Zeit des Sündenfalls. Die Religion Jesu ist Wissensstoff geworden, anstatt Lebensinhalt zu sein. Das Große, das vorläufig einzelne erleben, das Große, das wir für unsere Art erwarten, kann nichts anderes sein, als daß der von Jesus der Menschheit gegebene Geist, der Stoß, den er uns gegeben hat, endlich zu einer großen, ungebrochenen Wirkung kommt. Wie lange es noch bis dahin dauert, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß das sichtbare Geschehen gegenwärtig stärker bewegt wird von jener unbeschreiblichen Geschichte, daß geistiges Erleben wieder ersehnt wird und da ist, stärker als vordem, daß die Entwicklung vorwärts drängt mit stiller, unbesieglicher Gewalt. „Das Wort" will „Fleisch" werden.

Ich kann nicht schließen, ohne noch einen Gedanken auszusprechen, der sich mir im Zusammenhang dieser Betrachtung mit neuer Klarheit aufdrängte.

Wie wird diese Religion ausgebreitet? Wie wird dadurch die Zeit angebahnt, in der Jesus der Mensch unter Menschen wird? Wie kann die geistige Kluft zugezogen werden, die unser Geschlecht von dem Unsichtbar-göttlichen wieder trennt?

Die Art, in der man bisher glaubte, der Religion zu dienen, „dem Volke die Religion zu erhalten", ist wesentlich die Art der Unterweisung und der Aufklärung. Es werden Weltanschauungen an die zu Unterrichtenden herangetragen, die, weil sie von außen kommen, nur selten innerer Besitz werden. Neuerdings glaubt man sogar, der Religion den Weg zu bahnen, indem man den Leuten sagt: diese oder jene Ungeheuerlichkeit in der religiösen Überlieferung braucht ihr nicht zu glauben; wir modernen Menschen haben „geläuterte Anschauungen", unser „Gottesbegriff" ist geistiger; die Wissenschaft hat manches als unhaltbar erwiesen, woran die Alten noch glaubten. Es wird also im Grunde Aufklärung getrieben. Der Erfolg kann daher auch kein anderer sein, als Aufklärung bei den einen, Widerspruch bei den anderen. Wenn Religion verbreitet würde auf diesem Wege, so müßten Persönlichkeiten erstehen, die unserer Kultur in den Arm fallen — aber wo sind sie?

In den Schulen wird Religionsunterricht erteilt, in dem Wissensstoff mitgeteilt wird. Religion ist sogar ein „Fach", für das man im Wege des Examens die

Facultas erlangt. Die Kenntnisse in der Religion werden zensiert. Es gibt nichts, das der Art der Religion widersprechender wäre. Die Schule hat es tatsächlich nicht einmal fertig gebracht, die große Menge ihrer Zöglinge für das von ihr Übermittelte zu interessieren, geschweige, daß sie ein religiöses Erleben in ihnen erweckt hätte. Die meisten sind froh, wenn sie mit der Fessel der Schule auch den Zwang loswerden, Religion lernen zu müssen.

Eine Reform dieses Religionsbetriebes wäre möglich; aber sie würde höchstens zu einer vielleicht geistigeren Manier führen. Alle Reformen bessern nur an der Form. Die Sache selbst lassen sie im Grunde unberührt. Das Ehrlichste wäre, den Religionsunterricht aufzuheben, weil er seinen Zweck verfehlt hat, weil er in der erdrückenden Mehrzahl der Fälle die intellektuelle Seite des Menschen nach einer bestimmten Richtung so festlegt, daß er Religion gar nicht mehr will.

Ist Religion eine Geschichte, dann wird sie auch nur im Wege des Geschehens verbreitet. Und nur, wenn ein Mensch in dem lebendigen Strom religiösen Geschehens zu großem persönlichem Leben erwacht ist, nur dann hat er ein Recht, von der Geschichte der Religion zu reden. Und nur von ihrer Geschichte. Die Religion selbst bleibt in ihren tiefsten Tiefen besser unberedet. Dann wird sein Reden aber auch mehr sein als eine Mitteilung wissenswerter Dinge, dann wird er den Hörern ein Empfinden für den pulsierenden Werdegang in der Menschheit, für das unaufhaltsame Schaffen Gottes geben.

Wenn ein Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika beerdigt wird, dann stockt in dem ganzen Riesenlande aller Verkehr für fünf Minuten. Die Eisenbahnen auf der Strecke, die Wagen auf der Straße, das Verkaufen in den Läden, das Hasten und Jagen in den Geschäftsvierteln der großen Städte, — alles steht still. Fünf Minuten lang ruht alles äußere Geschehen zwischen zwei Ozeanen. Eine große, unendliche Stille lagert über dem gewaltigen Reiche. Dann hat jeder einzelne einen Augenblick Zeit, sich als ein Glied eines Ganzen zu fühlen, dessen Treiben nur stillsteht, dessen Leben aber in dieser Stille innerlicher, kräftiger pulsiert, als vorher. Innerliche Naturen werden wünschen, daß diese Stille nicht nach fünf Minuten ein jähes Ende finde, damit die Selbstbesinnung ihres Volkes eine gründlichere, fruchtbarere werde. Sie wissen, daß große Zusammenhänge, große Werdegänge nur in der Stille ins Bewußtsein treten.

Solch eine Stille möge über die Menschen kommen! Laßt einmal schweigen eure Kanonen, ruhen eure klappernden Maschinen, verstummen den wahnsinnigen Lärm eurer Börsen! Legt auch die „Geisteswaffen" einmal nieder, die ihr gegeneinander kreuzt, vergeßt einmal euren nationalen Ehrgeiz! Kommt einmal zur Ruhe, selbst wenn diese ganze Kultur darüber ins Stocken geraten sollte! Was liegt daran! Die Menschen sind wertvoller als das Kulturkleid, das sie angezogen haben. In dieser Stille könntet ihr euch des innerlichen Zusammenhangs mit der Gesamtheit bewußt werden, und das innere Werden und Keimen, wie es hervorbricht aus

unergründlichen, ewigen Tiefen, könnte in euch nachzittern. Ein neues Erleben könnte euch blühen — und über den Trümmern dieser Kultur könnte die Sonne des neuen Tags aufgehen, in dessen Licht die Religion, die Menschheitsgeschichte war, euch eine Geschichte, eure Geschichte wird.

Hans Wegener.

DIE SEELE JESU.

Nun soll's genug sein.

Ich habe meine Zeit darauf verwendet, zu forschen und zu erfahren, was andere zu sagen hätten über die Erscheinung und Person Jesu Christi. Nun soll's damit genug sein.

Was für ein großer Chor von Stimmen tönt um ihn, den sie den Gottes- und Marien- und Menschensohn nennen. Doch ihre Fülle soll mich nicht berücken und nicht hinwegtäuschen über die Tatsache: wie wenig er doch im Brennpunkt der menschlichen Gedanken und Wünsche und Bestrebungen gestanden hat. Und nur selten haben die Wogen der großen geschichtlichen Bewegungen seine Person getragen und emporgehoben. Man sagt: Er hat die Menschheit aus dem alten Geleise geworfen und in neue Bahnen gezwungen. Man muß hinzufügen, nur den kleinsten Teil der Menschheit. Und auch da sind auf den neuen Bahnen die Triebkräfte der Entwicklung die alten geblieben. Sie stammen nicht aus seiner Seele, sondern aus dem natürlichen Wesen des Menschen.

Wo die kalte Berechnung oder die heiße Leidenschaft die Geschichte gemacht haben, da war er nicht dabei. Wo die materiellen Interessen oder nationalen

Machtbedürfnisse die Völker vorwärts gestoßen haben, da stand er still zur Seite. Wo dynastischer Wille oder Massenbegehrlichkeit die Führung an sich rissen, da fühlte er sich fremd. Wo die Kirche mit dem Schwert in der Hand oder die Fürsten mit der Bibel die Völker unterjochten, da stieg ihm die Schamröte ins Gesicht.

Die Geschichte der Menschheit ist nicht die Geschichte Christi. Noch immer ist sie es nicht. Die Geschichte der Menschheit hat seinen Namen gebraucht, aber es ist ein Mißbrauch gewesen bis auf den heutigen Tag.

Die Geschichte Christi durch die Jahrhunderte ist die Geschichte der inneren Erlebnisse und der verborgenen Seelenbewegungen. Sie läuft neben der äußeren Entwicklung der Menschheit, neben der Weltgeschichte, her, sie durchkreuzt sie, sie berührt sich mit ihr; aber sie geht ihren eigenen Gang durch die Zeiten und Herzen. Sie fließt als Unterströmung in dem Bett des Menschheitsstromes.

Aber tatenfrohe Weltbeweger, die auch eine Seele hatten und da getroffen waren von der Erscheinung Jesu, die hatten das Bedürfnis, ihren Tatendrang und ihre religiöse Ergriffenheit zu vereinigen, und versuchten, die Geschichte der Welt und die Geschichte Christi in dasselbe Strombett zu dirigieren. Und da die Versöhnung nicht gelang, indem sie den Weltlauf zu Christus zwangen — dagegen sperrt sich die Welt — so haben sie Christus in den Weltlauf gezwängt. Sie haben die Unterströmung an die Oberfläche heben wollen. Aber das Christentum hat sich dabei eine Ver-

dünnung und Verflüchtigung gefallen lassen müssen. Ich fürchte, die Kirchenmänner gehören auch zu ihnen. Oder gar zu denen, die die Nötigung eines Ausgleichs gar nicht erst verspürt haben. Die haben dreist und gottesfürchtig den Namen Jesu auf ihre Fahnen gestickt, um ihn ihren weltlichen Interessen dienstbar zu machen. Immer aber ist es auf eine Vergewaltigung Christi und auf eine Vergewaltigung der Menschen hinausgelaufen.

Die Einsichtigen fühlten sich dann vor die Entscheidung gestellt, zwischen ihm und sich ins reine zu kommen. Und was dabei von ihm für sie übrig blieb, das war nicht der Religiosus, nicht der, der gekommen war, ein Feuer anzuzünden in der Menschenwelt, sondern etwas viel Braveres, nämlich der Gesinnungsträger oder der Mann des Pflichtbewußtseins. Indem sie meinten, ihn so noch festzuhalten, vergaßen sie, daß ihre Gesinnung und ihr Pflichtbewußtsein in einer Sphäre sich bewährte, in der ihr Vorbild nicht zu Haus gewesen war. Kann denn Gesinnung und Pflichtbewußtsein Jesu einfach losgelöst werden von der bestimmten geschichtlichen Situation, in der er stand, und von der bestimmten Tätigkeit, in der beides zur Geltung kam, daß es gleichsam über allen konkreten Erscheinungen des Menschenlebens als abstrakte Moral in der Luft schwebt? Und jedermann kann sie herunterholen, um sie in beliebigen Situationen und Aufgaben zur Auswirkung zu bringen? Man hätte andere Vorbilder aus der Geschichte wählen müssen. Man nannte Christus, wo andere Heroen viel besser ihren Namen geliehen

hätten. Es ist ein unnötiges, wohl auch aussichtsloses Unternehmen, die Wurzeln etwa des kategorischen Imperativs Kants oder Fichtes im Christentum zu suchen. Warum sollte Sokrates oder Goethe für viele Fälle nicht weit besser als Christus geeignet sein, eine Grundlage der persönlichen Ethik zu bieten?

Überall, wo man sich das ehrlich eingestand und wollte doch die Person Jesu nicht preisgeben, da räumte man ihr einen stillen, verborgenen Tempel im tiefsten Herzen ein, eine Stätte der Anbetung, aber keine Zentrale des ganzen Menschen. Man hielt ihn fern von dem rauhen Wind der Wirklichkeit, er hätte frösteln oder gar erfrieren müssen.

Vielleicht: von einer Christianisierung der Welt sind wir so fern wie je, stehen vielmehr am Anfang einer Emanzipation der Welt von Christus. Wer, ein Feind der Kompromisse, die Dinge nach ihrem absoluten Werte und nicht nach ihrem relativen einzuschätzen liebt, der wird das als einen Schritt vorwärts begrüßen.

In der Tat: Jesus ist nie ein Mann dieser Welt, ein Mann der Öffentlichkeit gewesen. Eine Zeitlang, im Frühling seiner Wirksamkeit, hat er wohl geglaubt, er könne es sein und werde es werden. Da trug ihm die Volksbewegung diese stolze Hoffnung zu. Aber bald zwang ihn der Lauf der Dinge und die Wendung der Herzen, von ihr zu lassen und dem Bruche entgegenzusehen, wenn er der bleiben wollte, der er war. Und überall in der Geschichte des Christentums, wo man von seiner Erfahrung nichts gelernt hat, wo der Jünger klüger sein wollte als der Meister, überall, wo man ihn

zum Manne der Öffentlichkeit gemacht hat, da ist er nicht geblieben, der er war. Da mußte seine Person Verbindungen eingehen, die ihren Wesensgehalt veränderten, reduzierten oder vermehrten, immer natürlich zu ihrem Schaden und zum Schaden ihrer Sache.

So ist Jesus den Menschen bis auf den heutigen Tag ein Fremder geblieben. Denn seine wahre Gestalt sucht man vergeblich in der Welt- und Kulturgeschichte der Menschheit.

Es bleibt nichts weiter übrig, man wird den Weg rückwärts gehen müssen, um ihn dort aufzusuchen, wo er selbst gelebt hat.

Aber das ist dann die Frage: Wo müssen wir hingehen, um sein Leben in Ursprünglichkeit und Echtheit zu schauen? Wir haben doch wohl nur die Möglichkeit, ihn zu schauen mit den Augen anderer, mit den Augen derer, die uns sein Bild gezeichnet haben. Und sah ihn ein jeder von ihnen nicht so an, wie er ihn zu sehen wünschte? Den Menschen persönlich nahe, hat er doch ein unverstandenes, einsames Leben geführt, mitten unter ihnen auch ihnen ein Fremder.

Er selbst tritt nicht unmittelbar vor uns. Wir besitzen keine schriftlichen Aufzeichnungen von seiner Hand. Er hat nie daran gedacht, dem Beispiele Mosis zu folgen und „seine Lehre“ auf steinernen Tafeln der Menschheit zu hinterlassen oder den Propheten gleich in Büchern niederzulegen. Er war sich gar nicht bewußt, eine neue Lehre zu haben. Er sprach Seligpreisungen, aber er lehrte nicht. Er offenbarte in Gleichnissen das Wesen des Himmelreichs, aber er

lehrte nicht. Er verkündigte von dem Gott, den er hatte, seinem Vater, aber er lehrte nicht. Er rief das Wehe über die Städte und das Wehe über Schriftgelehrte und Pharisäer, diese Lehrer und Erzieher des Volkes, aber er lehrte nicht. Er brachte nicht lehrbare Wahrheit und wahre Lehre, sondern Wirklichkeit. Er wußte sich aktiv beteiligt an der Geschichte Israels als Bringer des verheißenen Gottesreiches. Er lebte — lebte sich selbst und damit die innere Gotteswirklichkeit, die er hatte. Und alle seine Worte, die uns überliefert werden, sind nichts anderes, als Zeugnisse dieses seines Lebens, die von ihrer Wurzel losgerissen und als Lehren in ein Bündel gebunden sterben müssen und zum toten Buchstaben werden.

Leben bedeutet immer den Zusammenhang mit Gott finden, der großen, einzigen Realität, darum nicht den gedachten, sondern den faktischen Zusammenhang. In diesen Zusammenhang wollte er die Menschen versetzen. Vielmehr, weil der Zusammenhang zwischen Gott und Menschen ja tatsächlich besteht, wollte er ihn zum Erlebnis und damit zur Kraftentfaltung bei ihnen bringen. Und weil da ganz allein Gott in Frage kommt, so konnte es nicht anders sein, als daß Jesus Gott und nicht seine Person zum Mittelpunkt des Evangeliums machte. Er selbst ist nur der Weg zu Gott, der Sohn, der den Vater offenbart. Und das nicht in Worten und Buchstaben — darin offenbart sich nur der gewesene, nie der gegenwärtige Gott — sondern in Leben, indem er die Wirklichkeit Gottes, die er hatte, lebte.

Aber wer reicht uns den Inhalt seines Lebens dar?

Wer vermöchte das erste und das letzte eines solchen Lebens in Worten und Zeichen niederzulegen? Wir haben freilich die Verkündigung seiner Person durch seine Jünger, aber nur, wie er von ihnen begriffen und als Erlösung erlebt worden ist. So ist ihre Darstellung nicht Leben Jesu, sondern Evangelium geworden, nicht Evangelium Jesu, sondern Evangelium von Jesus Christus. Die Jüngergemeinde war nur so imstande, seiner Erscheinung persönlich Herr zu werden, daß sie ihm einen Platz anwies in dem vorhandenen religiösen Gedankenkreis: in der Sphäre der israelitischen Reichshoffnung. Zugleich hatte sie alles Interesse daran, ihren Volksgenossen seine Erscheinung verständlich zu machen durch die Fassung in demselben Rahmen. Sie hatte und verkündigte ihn als den Messias, das heißt als den Erfüller der prophetischen Verheißung, als den Vollender der Absichten und Pläne, die Gott mit seinem Volke hatte. Und was über den Glauben der Väter hinaus in den Zeiten des großen Schweigens Gottes, seitdem die Prophetie und damit das lebendige Gotteswort verstummt war, jüdische Sehnsucht an apokalyptischen Bildern mit glühenden, orientalischen Farben in den Himmel hinein gemalt hatte — man denke an die Offenbarung Johannis — in Jesus war für die Christgläubigen aus Israel die Verwirklichung dieser Sehnsuchtsbilder erschienen und die erwartete Endzeit mit ihrer Weltkatastrophe angebrochen. Kein Wunder, daß seine Person mit apokalyptischen Farben geschmückt wurde, unter denen ihre Treue und Ursprünglichkeit verschwand.

In dieser Gestalt hielt Jesus seinen Einzug in die griechisch-römische Welt. Er wurde aufgenommen in den hellenischen Gedankenkreis. Was der griechische Geist im Laufe seiner Entwicklung an Erkenntnis der Gottheit gewonnen hatte, davon brachte er das Höchste und Tiefste an die Person Jesu heran und es begann jener Verschmelzungsprozeß, in dem Jesus gleichsam, wie er den Juden ein Jude gewesen war, den Griechen ein Grieche wurde.

Man möge als erste griechische Aussage über Jesus die gelten lassen, die von dem Hauptmann unter dem Kreuze überliefert ist: Wahrlich dieser Mensch war Gottes Sohn. Wie weit Jesus Mensch und wie weit er Gott ist und dennoch ein einheitliches Personwesen, um diese Frage drehte sich der Kampf der griechischen Theologen, die mit allen Waffen philosophischer Weisheit fochten, gegen die jene populäre Aussage des Hauptmanns freilich wie Kindeseinfalt und Naivität sich ausnimmt. Und aus dem Hin und Her der Ansichten der gescheiten Leute wurde ein Wesen geboren, mit allen Merkmalen der künstlichen Geburt gezeichnet, dessen Lebensfähigkeit nur bei Gott möglich war, bei dem eben kein Ding unmöglich ist. Den historischen Jesus absorbierte ein Christuswesen, das in den Retorten hellenischer Weisheit aus Denkprozessen gewonnen war, ein Produkt von Abstraktionen, eine Konstruktion von solcher Kompliziertheit, daß eine lebendige Seele darin unmöglich wohnen konnte. Aber es hat seine Lebensfähigkeit bewiesen, denn noch heute geht Jesus Christus unter uns um wesentlich in der Ge-

stalt, in deren Form er damals gegossen worden ist. Wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren. Das klingt vielleicht sehr einfach und kann vielleicht auch „geglaubt“ werden. Aber es birgt eine solche Fülle von dogmatischen Problemen und psychologischen Ungeheuerlichkeiten und trägt so sehr die ganze Last theologischer Tradition und griechischen Geistes, daß der Weg zu dem Menschensohn gänzlich versperrt wird, wenn man sich nicht den Mut faßt, die ganze dogmatische Entwicklung links liegen zu lassen und unmittelbar vor seine einfache und reine Person zu treten.

Es bleibt nichts weiter übrig, man wird den Weg rückwärts gehen müssen, um ihn dort aufzusuchen, wo er selbst gelebt hat.

Und der Ort, wo wir ihn so zu finden hoffen, das bleiben die Evangelien des Neuen Testaments. Es gibt keine andere Urkunde seines Lebens.

Wir haben uns daran gewöhnt, in ihnen eine Art Biographie Jesu zu sehen. Dieser Einbildung leistet die theologische Wissenschaft Vorschub, wenn sie gerade neuerdings darauf aus ist, ein „Leben Jesu“ zu schreiben. Aber wer sich einmal daran macht, etwa das Evangelium des Markus im Zusammenhang zu lesen, der wird mit Erstaunen merken, daß das Material für eine Lebensbeschreibung Jesu einfach nicht existiert. Was es bietet, sind lauter einzelne Lebensbruchstücke, einzelne Denkwürdigkeiten aus dem Leben Jesu, lose aneinander gereiht. Und wo es den Anschein sich gibt,

als sei eine zeitliche Aufeinanderfolge vorhanden, da belehrt die ganz äußerliche Verknüpfung — die etwa mit den Worten: Und sie kamen .... und er brach auf .... und sie brachten Kindlein .... sie waren aber unterwegs .... und die Pharisäer traten hinzu .... vollzogen wird — daß in Wirklichkeit der historisch-pragmatische Zusammenhang fehlt.

Daneben haben wir, namentlich in dem Evangelium nach Matthäus und nach Lukas, eine Sammlung von Aussprüchen und Gleichnisreden Jesu, in ganz ähnlicher Verfassung wie jene Denkwürdigkeiten, auch fast lauter einzelne Worte bei bestimmten Anlässen gesprochen, Aphorismen. Und wo längere Reden, wie etwa die sogenannte Bergpredigt, überliefert sind, da läßt sich nachweisen, daß die Zusammenstellung auf das Konto des Evangelisten oder der Gemeinde zu setzen ist.

Dazu kommt: Von diesen so beschaffenen Denkwürdigkeiten und Worten Jesu, wie ist der Umfang doch erschreckend gering! Was bedeuten die paar Seiten des Markusevangeliums und was Matthäus und Lukas an Mehr haben für eine fragmentarische Überlieferung eines Lebensinhalts, dessen Reichtum so groß gewesen sein muß. Mag auch nur ein Jahr auf die öffentliche Wirksamkeit Jesu gerechnet werden dürfen, was muß doch dies eine Jahr für eine überfließende Fülle von Geist und Kraft in Worten und Werken gezeitigt haben! Und im Verhältnis dazu dieses inhaltsarme Zeugnis auf wenigen Blättern!

Und endlich: wenn nur das, was wir haben, auch

sicheres Lebensgut Jesu wäre! Aber um seine Person hat sich schon ganz früh — wir sahen es bereits — ein Ring zusätzlicher Tradition gelegt, der nicht zu ihm gehört. Erlebnisse der Gemeinde sind zu Erlebnissen des Meisters geworden. Spätere Schicksale sind als Weissagungen zurückdatiert worden. Kirchliche Anweisungen jüngerer Zeiten sind in Jesu Zeit zurückgetragen worden und ihm in den Mund gelegt. Apokalyptische Hoffnungen früherer Tage haben sein Lebensbild bereichern helfen. Und der Glaube seiner Gemeinde hat seine Erscheinung verschoben und ihre Geschichtlichkeit getrübt. Das Evangelium nach Johannes ist das bekannteste Beispiel, wie der Enthusiasmus die Gestalt Jesu über alle historische Wirklichkeit hinausgehoben hat. Im ganzen ein Zustand, der fast an der Möglichkeit verzweifeln läßt, Jesu Persönlichkeit unmittelbar nahe zu kommen.

Und doch — und das ist der feste Punkt in der Unsicherheit der Tradition — die Geschichte hat ein festumrissenes Bild seiner Persönlichkeit in das Buch der Menschheit gezeichnet. Haben wir nicht alle im wesentlichen denselben Mann vor Augen, wenn der Name Jesus genannt wird? Die Konstruktionen seiner Person durch die Theologen sind zum Glück mehr oder weniger im ausschließlichen Besitz der Theologen geblieben. Sein eigentliches Selbst war doch zu lebendig, es hat die Konstruktionen abgeschüttelt. Und in den Vorstellungen von seiner Persönlichkeit ist etwas Gemeinsames, übereinstimmend in der Erkenntnis seines Geistes, seines Charakters, seines Wesens und seines

Wirkens. Es muß also wohl eine gemeinsame Quelle dieser Vorstellungen geben. Das kann nur der Glaube der Gemeinde sein, wie er in den Evangelien das Bild des Meisters gezeichnet hat. Und wiederum: in diesen Evangelien leuchtet durch alle Trübung die schlichte Wahrheit seiner Person hindurch. Was sie von ihm überliefern: lauter einzelne, unzusammenhängende Erzählungen — und doch in ihnen allen immer dasselbe Charakterbild. Lauter einzelne Worte und Gleichnisreden — und doch in ihnen allen immer derselbe Geist. Diese fragmentarische Überlieferung geht also auf eine bestimmte, einheitliche Persönlichkeit zurück, es sind in der Tat Bruchstücke eines ganzen geschlossenen Lebens.

Zu einem „Leben Jesu" reicht das Material nicht aus. Aber wer wird darüber klagen, wenn er etwas viel Wertvolleres darin findet, nämlich seine Persönlichkeit. Sie tritt aus den Fragmenten erkennbar heraus. Jesu Biographie müßten wir mühsam verfassen, Steinchen an Steinchen zum Mosaikwerk zusammenfügend, und es würde doch kein Lebensbild. Seine Persönlichkeit aber haben wir in jedem Teilchen und sie wird uns zum lebendigen Bild. Das erste, was uns aufleuchtet, ist immer Er. Seine Worte und seine Taten sind nur die Strahlen, die von ihm ausgehen. Und jeder Strahl läßt die Sonne ahnen.

Aber die unechten Bestandteile, gleichsam die fremden Lichter, die man vor die Sonne gestellt und in das Sonnenlicht gerückt hat? Ich denke, wer einmal Sonnenlicht geschaut hat, der wird anderes Licht davon

unterscheiden können. Wer einmal vom Geiste Jesu einen Hauch verspürt hat, der wird empfinden, was nicht seines Geistes Art an sich trägt. Es handelt sich hier nicht um wissenschaftliche Feststellung von Echt und Unecht. Wenn wir nur das Leben spüren, das durch die Blätter weht, dann mag auch ein welkes Blatt dazwischen rascheln. Es liegt uns nichts an den Wörtern, die Jesus gebraucht hat, sondern alles an dem, der sie gebraucht hat. Ich bin nicht ängstlich darauf aus, den „historischen Christus" zu entdecken, wenn ich nur den lebendigen Christus gefunden habe.

Aber — und dieses Aber macht vielen immer wieder zu schaffen: hat denn Jesus wirklich gelebt? Ist er nicht etwa die Gestalt einer Dichtung?

Das wäre freilich die größte und tiefste Dichtung, die Künstlergeist je ersonnen hat! Und dieser Künstlergeist, hätte er wohl diese Gestalt schaffen können, ohne selbst ihre Erlebnisse und Offenbarungen gehabt zu haben? Seine Seele wäre eine Jesusseele gewesen und in ihm hätte Jesus gelebt.

Aber wie heißt der Meister, der diesen Jesus geschaffen hat? Und wo ist sein Werk geblieben? Es ist spurlos verschwunden. Nur einzelne Blättchen sind umhergeflogen und sind in den Evangelien gesammelt worden. So müßte es gewesen sein. Aber diese Fetzchen und Stücke machen keineswegs den Eindruck, jemals zu einem kunstvollen Ganzen gehört zu haben. Darum behauptet auch niemand mehr im Ernst: Christus die Gestalt einer Dichtung. Das widerspricht zu sehr der literargeschichtlichen und ästhetischen Möglichkeit.

Dagegen geht der Gedanke schon leichter ein: Christus die Verkörperung einer Idee. Aber die Frage ist nur: welcher Idee? Jede Zeit sucht sich dazu ihre besondere Idee, vielleicht ihre Lieblingsidee aus. War es bisher die religiöse Idee, die messianische Idee, die Idee des erlösten Volkes oder der Gottmenschheit, oder gar die politische, die demokratische Idee, so ist es neuerdings — es liegt ja so nahe — die soziale Idee, die in Christus Mensch geworden sein soll: „Das Schicksal Christi ist das Schicksal des Proletariates im römischen Reiche in einer plastischen Gestalt, in einem typisch-idealen Bilde verkörpert." Der Typus des unterdrückten Teiles der Menschheit, das ist Christus. Aber der Typus des herrschenden Teiles der Menschheit, warum sollte Christus das nicht auch sein? In der Tat, auch diese Lesart findet sich: „Das persönlichste Menschenbild, das die moderne Zeit geschaffen, der Zarathustra Nietzsches, ist nichts anderes, als der ins Persönliche übertragene Christustypus."

Fürwahr, ein brauchbarer Typenträger dieser Christus! Jede große Sehnsucht, die je Menschenherzen sich entrungen hat, soll dieses Ideal sich geschaffen haben. Daher wird der Sachverhalt vielmehr der sein: In Christus ist endlich einmal ein wirklicher Mensch auf Erden erschienen. Und weil er das war, darum fühlt sich alles Menschliche ihm verwandt und sieht in ihm das unerreichte Ideal und die Erfüllung aller menschlichen Sehnsucht. Dabei konnte es dann nicht ausbleiben, daß jede Weltanschauung ihre besonderen Ideen in ihn hineinsah und jeder Glaube seine Hoff-

nungen an ihn heftete. Und als dadurch seine Gestalt übergroß und übermenschlich geworden war, da erkannte man nicht mehr den Menschensohn, der frei von allen typischen Allgemeinheiten und dogmatischen Konstruktionen sein einfaches, individuelles Dasein gelebt hat.

Solange man nicht imstande ist, die ideelle Geburt dieses Christus einheitlicher und überzeugender als bisher aus kulturgeschichtlichen Voraussetzungen und Zeitideen zu erklären, so lange bleiben wir dabei, seine Erscheinung in der Menschheit auf eine leibliche Geburt seiner Person zurückzuführen. Zugegeben, man kann das Gebilde, das wir „Christentum" nennen, als Produkt der sozialen Zustände und der religiösen Kräfte begreifen und aus ihnen herleiten. Aber damit hat man die Persönlichkeit noch nicht, die wir Christus nennen.

Schließlich entscheiden in der Frage nach der Geschichtlichkeit Jesu persönliche Überzeugungen, für die nachträglich in wissenschaftlichen Nachweisungen Stützen gesucht werden. Die Wissenschaft ist überall, wo sie das Gebiet des Persönlichen betritt, nur Hilfsmittel, eine Dienerin der inneren Gewißheiten, die ohne sie und vor ihr zustande kommen. Da wird dann die Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft als ein weit verbreiteter Aberglaube gelten müssen. Der Streit um die geschichtliche Wirklichkeit der Person Jesu wird kaum in der Arena der akademischen Disputationen entschieden werden, vielmehr gehört immer die Entschließung der persönlichen Überzeugung dazu, mag

auch die Geschichtswissenschaft ihrerseits die Bejahung der Frage mit den besten Gründen motivieren. Das ist sehr wertvoll, aber nicht entscheidend.

Daher scheinen die nicht unrecht zu haben, die keine Lebensfrage in diesem Punkt für vorliegend erachten. Denn so viel ist gewiß, hüben und drüben gilt dieser Christus als Träger von höchsten geistigen und religiösen Werten. Sein Name bedeutet ein Panier im Kampf um die Weltanschauung, um die Persönlichkeitszwecke und letzten Ziele der Menschheit. Allein, sobald dieser Kampf aus dem inneren Revier des persönlichen Lebens auf das Gebiet der allgemeinen Kulturbewegung verlegt wird, verliert die Gestalt Jesu ihre einfache Größe und große Einfachheit. Man macht sie zum unerreichten Ideal, zum Werdeziel und Sehnsuchtsbild und damit nimmt man ihr die Lebensmöglichkeit.

Darum sollte von Zeit zu Zeit eine Durchsicht der Prädikate vorgenommen werden, die wir ihm beilegen, ob sie nicht seine Bedeutung eher verdunkeln als aufhellen. Wenn dann diese Durchsicht zu dem Ergebnis führt, daß er das Höchste für die Welt bedeutet, wenn er ein Mensch gewesen ist, ein echter, ganzer, wirklicher Mensch, ein Mensch in des Wortes tiefstem Sinn, dann wird er so wirklich und wahrhaftig vor uns stehen, daß wir nicht mehr zweifeln: Er hat gelebt. Und wir empfinden den unendlichen Wert, der für unser persönliches Leben darin liegt, daß wir glauben dürfen: der Mensch ist schon einmal auf Erden Wirklichkeit gewesen. Darum gibt es kaum eine Aufgabe, die uns mehr anginge als die, dem nachzugehen, was Jesus für

sich selbst gewesen ist, damit seine Gestalt in ihrer Reinheit und Schlichtheit uns erhalten bleibt.

Was würden wir darum geben, könnten wir in die Seele Jesu einen tieferen Blick tun, als es uns vergönnt ist, ja als er es uns vergönnt hat!

Dieser Wunsch ist nicht zu allen Zeiten so stark gewesen als gerade heute. Die Menschen haben nicht immer das Leben so tief als ein Problem empfunden, in dessen Grund sie eindringen möchten. Sie waren schneller bei der Hand, sich mit einer spekulativen Erklärung von oben her zufrieden zu geben. Unser jetziges Geschlecht dagegen hat den Respekt vor der Wirklichkeit gelernt und will darum auch der Seele in ihrer Wirklichkeit nahekommen. Und darin erkenne ich das Charakteristikum unserer Zeit, daß sie diese beiden Fähigkeiten miteinander verbindet, die Fähigkeit der unbedingten Anerkennung des Tatsächlichen mit der Fähigkeit einer feinen Anempfindung des Seelischen. Wir sind exakter, aber auch sensibler geworden.

Daher das Anliegen, die Person Jesu aus dem Banne metaphysischer Theorieen zu befreien und seine Seele, seine innere Welt, wie sie wirklich ist, andächtig zu belauschen.

Aber da ist es, als habe er selbst alle Lauscher fernhalten wollen. Nur selten lüftet er den Vorhang, hinter dem seine inneren Erlebnisse geschehen. O manchmal, wenn seine Worte Kunde geben von dem Reichtum seines Geistes, dann lockt es uns, bis zur Quelle vorzudringen und das Geheimnis seiner Person zu er-

gründen — dann schließlich: niemand kennt ihn trotz aller Formeln und Namen, die man ihm beilegt. Er hat ganz recht: Niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater. Und es geht uns, die wir auch gleichsam neben ihm aufgewachsen sind, wie seinen Landsleuten in Nazareth: Woher kommt ihm denn das alles? Es kennzeichnet Jesu keusche und vornehme Art, daß er das tiefste Erleben seiner Seele nicht dem Worte preisgegeben hat. Niemand unter seinen Jüngern kann von vertrauten Stunden berichten, in denen er ihm sein Herz völliger und rückhaltloser ausgeschüttet hätte.

Wenn Entscheidungen in seinem Leben bevorstanden oder eingetreten waren, dann ging er in die Einsamkeit, in die Steppe, in die Berge und blieb dort wohl die ganze Nacht allein. Was diese stillen heiligen Nächte erfüllt hat, weiß niemand. Diese Stunden des Verkehrs mit seinem Vater, die Augenblicke des großen inneren Erlebens, in denen die Verbindungsfäden mit Gott sich straffer zogen, in denen ihm die sichtbare Welt versunken war und seine Seele eintauchte in das unsichtbare Leben Gottes. Er, der den Beter in sein Kämmerlein verwies, er hat selten anders als in der Stille gebetet. Immer heißt es: Er verabschiedete sie und ging hin auf den Berg, zu beten, oder: Noch im Dunkeln zog er fort an einen einsamen Ort und daselbst betete er.

Darum steht seine Gestalt so sonnig, so voller Heiterkeit, so sicher und klar vor uns, weil er die Stürme und Schwankungen seiner Seele im Verborgenen überwand. Wenn er wieder unter die Menschen trat, hatte

er schon den Kampf hinter sich und den Sieg erfochten. Und was dann ihm zustieß, das konnte ihm nichts mehr anhaben, weil es innerlich schon erledigt war. Den ringenden und seufzenden Jesus hat niemand gesehen und gehört, nur sein Vater im Himmel. Das einzige Mal, wo er Beistand bei Menschen suchte, war im Garten Gethsemane, kurz vor seiner Gefangennahme. Da nahm er drei Jünger mit beiseite. Aber auch da blieb er allein mit seinem Gott. Denn ihre Augen waren voll Schlafs.

Das Wenige, was wir von Jesu stillen Stunden wissen, kann nur aus seinem eigenen Munde stammen. Aber auch seine Worte haben nur ausnahmsweise den Zweck gehabt, unmittelbare Kunde zu geben aus seiner inneren Welt. Vielmehr, sie sind wie Perlen, die er, der große Ergründer seelischer Tiefen, herausholt aus dem Grunde seiner Seele. Sie verleugnen ihren Ursprung nicht. Aber sie haben einen ruhigen, still leuchtenden Glanz. In den Worten Jesu zittert wohl die persönliche Erfahrung und Beteiligung noch leise nach. Aber wenn sie aus der Tiefe der Seele ans Licht treten, dann erscheint das Persönliche und Individuelle abgestreift, weil sie der allgemeinen Sache dienen sollen, für die er sich von Gott berufen weiß.

Ja, sein Berufsbewußtsein, vielleicht ist es das größte Hindernis, Jesum selbst zu finden. Sobald er aus der Verborgenheit seines bisherigen Lebens, im dreißigsten Jahre etwa, vor die Menschen tritt, da sehen wir seine Person nie mehr für sich, sondern immer nur noch in Beziehung zur umgebenden Menschenwelt und

sein Selbstbewußtsein erscheint umgegossen in die Form des Berufsbewußtseins. Er steht vor uns als der Messias, der Beauftragte Gottes, der den Menschen etwas zu bringen und zu sagen hat. Damit entzieht er sich zugleich dem Maßstab unserer Erkenntnis, weil sein Bewußtsein einen einzigartigen, unwiederholbaren Inhalt gewonnen hat. Denn einerseits hebt ihn sein Beruf aus der übrigen Menschheit heraus und andererseits fügt er sich in eine nationale und zeitgeschichtliche Schranke, zu deren Beurteilung die Abgestimmtheit eines israelitischen Geistes erforderlich wäre, die wir nicht haben können.

Trotz alledem, trotz aller hervorgehobenen Schwierigkeiten muß gesagt werden: Jesus hat doch so sehr und so ausgeprägt sein reines Selbstbewußtsein und seine innere Erfahrung in seiner uns zugewandten Lebensseite zum Ausdruck und zur Ausgestaltung gebracht, daß an der Möglichkeit, in sein Seelenleben ein wenig einzudringen, nicht von vornherein verzweifelt werden muß.

Der Versuch soll an dem Punkte einsetzen, wo der erste große Umschlag seines Lebens stattfand, als er aus der Verborgenheit in die Öffentlichkeit trat.

Dieser Wendepunkt ist markiert durch seine Taufe im Jordan. Mit diesem äußeren Ereignis war nach dem Bericht der Evangelien eine Vision verbunden. Man hat mit Unrecht diese Vision in das Gebiet der Legende verwiesen. Gewiß, das ist das Große an diesem Manne, und zugleich das Siegel seiner Echtheit und Wirklichkeit, daß er sich nicht auf Stimmen und Gesichte beruft, die

niemand kontrollieren kann. Aber schon, ob er sie nicht doch gehabt hat, wissen wir nicht. Und dann: so gut wir annehmen, daß die Versuchungsgeschichte entstanden ist aus einer Umsetzung eines inneren Erlebnisses in einen äußeren Vorgang, ebensogut kann Jesus bei der Wiedergabe des Tauferlebnisses dieselbe Methode gewählt haben. Eine Analogie dazu bietet das Leben des Apostels Paulus. Er hat seine Christuserscheinung vor Damaskus selbst mit den Worten beschrieben: Es gefiel Gott, in mir seinen Sohn zu offenbaren. Und die Apostelgeschichte hat dann, als sie es erzählen wollte, eine objektive Vision daraus gemacht.

Was hat Jesus bei der Taufe erlebt? Es heißt: er sah die Himmel sich spalten und den Geist wie eine Taube auf ihn herabfahren und eine Stimme aus den Himmeln sprach: Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen gefunden.

Ich weiß nicht, ob andere ebenso urteilen, ich jedenfalls habe den Eindruck: Diese Stimme war für Jesus eine Antwort auf die Fragen seines bisherigen Lebens. Eine innere Entwicklung ist hier zum Abschluß gelangt. Nun hat seine Seele Land gefunden nach einer Zeit, wo sie noch wie auf Wassern weitergetragen wurde, er wußte nicht, wohin. Seinem Leben hatte bis dahin noch die Zielhaftigkeit und Selbstmächtigkeit gefehlt. Hätte er vorher schon die Höhe und Sicherheit seines Selbstbewußtseins gewonnen gehabt, er wäre nicht auf den Gedanken gekommen, den Weg an den Jordan zu dem Täufer Johannes zu gehen. Bei diesem Manne, dessen ganzes Auftreten den Cha-

rakter der Gottessendung offenbarte, hoffte er Klarheit über seine innere Situation zu erlangen. Sonst wäre der Gang zu ihm auf einen formellen Akt, bestenfalls auf einen methodischen Kunstgriff, durch Anknüpfung an ihn seinem Werke eine Empfehlung beim Volke zu verschaffen, hinausgelaufen. Wer wird Jesu solches zutrauen wollen, ihm, der frei von aller Nachgiebigkeit gegen äußere Antriebe und kluge Überlegungen sein Leben ganz von innen her hat bestimmen lassen. Bei ihm kommen nur innerlich zwingende Motive in Betracht.

Vielleicht gilt es nicht als allzu große Kühnheit, wenn ich das Wagnis unternehme, von dieser Beurteilung des Taufganges Jesu aus die Geschichte seiner Seele vor diesem Ereignis zu rekonstruieren.

Die Überlieferung bietet dafür keine direkten Quellen. Die Erzählung vom zwölfjährigen Jesus im Tempel ist zu vereinzelt. Aber das Resultat seiner Entwicklung liegt in seinem späteren Leben vor uns und die Luft, in der seine Seele von Jugend auf geatmet hat, ist uns vertraut, es ist die Atmosphäre des zeitgenössischen Judentums. Auf Grund dessen möchte ich etwa sagen:

Er hat von Kindheit an nicht einen Augenblick daran gezweifelt: Es ist ein Gott. Aber dieser Gott war seinem Volke ferne gerückt und hatte sich immer tiefer in die transzendente Welt zurückgezogen. Die Frage blieb: Gott, wo bist du?

Er hat von Kindheit an aus der Geschichte seines Volkes gewußt: Gott hat zu den Vätern geredet in dem

Gesetz Mosis und den Stimmen der Gottesmänner und Propheten. Aber dabei konnte ihm niemand das Rätsel lösen, warum denn Gott in der Gegenwart nichts mehr zu sagen habe.

Er hat von Kindheit an mit heiliger Ehrfurcht das Vertrauen festgehalten: Gott waltet über seinem Volke und der Welt. Aber dabei fehlte ihm doch das Höchste und das Letzte: Wie kommt Gott den Menschen nahe?

Er hat von Kindheit an geglaubt an den Gott Abrahams und Isaaks und Jakobs. Aber dabei verstummte nicht in seiner Brust die heiße Sehnsucht: Wie wird er m e i n Gott?

Er hat geteilt die Hoffnungen der Frommen: Gott wird sich wieder offenbaren und seinen Messias senden, die letzte Zeit, die Heilsvollendung, heraufzuführen. Aber dabei blieb die bange Frage: Wie so lange, Herr, so lange!

Und dann — vielleicht nicht mit einem Male, nicht in starken, plötzlichen Erschütterungen, aber gewiß in schöpferischen Augenblicken, wo seine Seele den Kontakt mit der Weltseele empfand und sich bis in die Ursprünge des Lebens versenkte, da wuchsen in ihm Wahrheiten und Gewißheiten auf, neu und tief: Alles kommt aus Gottes Hand. Alles Sichtbare ist der Schein eines unsichtbaren Seins. Alle Stoffe und Dinge sind Willensoffenbarungen des einen Weltwillens. Alles Geschaffene kündet den Schöpfer. Alle Menschen sind Kinder des Höchsten. Alles Geschehen ist die Wirkung der letzten Ursache. Aber ist dann nicht in dem Stoff und in den Dingen der Urheber selbst, in dem Ge-

schaffenen der Schöpfer, in dem Menschengeist der Allgeist, in dem Leben der einzig Lebendige? Ergreifst du nicht in allem, was aus Gottes Hand hervorgeht, Gottes Hand selbst? Die Eltern und das tägliche Brot, die Lilien auf dem Felde und der eigene Leib, die Seele und das Leben, die Mitmenschen und ihr Tun, was mir gelingt in meiner Arbeit, Regen und Sonnenschein, alles, was da ist und geschieht — schaut mich da nicht Gott selbst an und grüßt mich und fragt: Siehst du mich nicht, hörst du mich nicht, Menschenkind? Was du siehst, Ich bin's. Was du hörst, Ich bin's. Was du tust, Ich bin's. Was du lebst, Ich bin's. Was du die Welt nennst, Ich bin's. Wie die Luft dich umgibt, so umgebe ich dich. Ich bin immer und überall um dich. Und du, du lebst in mir und ich lebe in dir.

Diese Stimme redete immer vernehmlicher in Jesus. Es war, als käme sie immer näher herauf aus der Tiefe seiner Seele, und wiederum, als rede sie immer mehr von allen Seiten auf ihn ein. Er fing an, Gottes inne zu werden. Er erlebte ihn. Das geschah nicht mit einem Male. Aber Gott setzte sich immer gewisser in seiner Seele fest. Nur die völlige Klarheit leuchtete noch nicht.

Da hörte er von Johannes dem Täufer am Jordan, dem Gottgesandten. Und als er ihn sah in seiner unwandelbaren Überzeugungskraft, in seinem felsenfesten Glauben. Als er ihn hörte, diese heilige Gottesstimme, diesen Verkündiger des kommenden Großen. Und als die Fluten des heiligen Jordanflusses über ihm zusammenschlugen — da durchflutete ihn selige Gewiß-

heit, da schlugen die Wasser des Geistes Gottes über ihm zusammen und füllten seine Seele bis oben an, da brauste in ihm der Sturm der Gottesnähe. Und als er herausstieg, da umfing ihn die Offenbarung wie aus geöffneten Himmeln: Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen gefunden.

In dieses Wort drängt sich Jesu religiöses Grunderlebnis zusammen. Es bezeichnet den Höhepunkt seiner persönlichen Entwicklung oder besser, da in der Religion der Mensch nach innen geführt wird, das Tiefste, was er an Gotterfahrung erreichen konnte: Gott der Vater, ich sein Sohn.

Ich habe versucht, den Weg zu beschreiben, den seine Seele gegangen ist. Und man wird jedem die Freiheit lassen müssen, nach seiner Weise Jesu Erlebnis zu deuten und zu dichten. Aber erklärt habe ich nichts. Alles Gotterleben ist ein Geheimnis, weil nicht von Menschen, sondern von ihm selbst gewirkt. Und das unergründlichste Geheimnis waltet über dessen Gotterleben, der ihn neu erlebt hat, in schöpferischen Momenten und Zuständen, der ihn so erlebt hat, wie kein Menschenkind vor ihm und nach ihm.

Man wird der ganzen Bedeutung jener Stunde am Jordan nicht gerecht, wenn man in sie nur die Entstehung des messianischen Bewußtseins Jesu verlegt. Gewiß, er weiß sich von da an zum Messias berufen. Das beweist die darauf folgende Versuchung in der Wüste, die jenes voraussetzt. Aber die Form, in der ihm diese Gewißheit wurde: Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen gefunden, enthält

doch mehr als eine Messiasberufung. Die hätte viel einfacher und deutlicher lauten können: Du bist der Christus, wie auch das Petrusbekenntnis bei Cäsarea Philippi sagt (Markus 8, 29). Jesus hat viel mehr erlebt. In seiner Erinnerung war es das Ergriffenwerden vom Geiste Gottes. Es war die Geburtsstunde, in der er aus dem Dunkeln ins helle Licht geworfen wurde. In ihr wurde der Mensch Jesus zum Sohne des Vaters. Und weil er der Sohn war, darum war er auch das andere, das Geringere, das Selbstverständliche: der Messias. Das Messiasbewußtsein ist das Sohnesbewußtsein als Auftrag an die Menschen, es ist das Gefäß, in dem er der Welt sein Gotterleben darreicht.

Aber dann die Versuchung in der Wüste, sie scheint nicht sein persönliches Verhältnis zu Gott anzugehen, sondern allein seinen Messiasberuf. Aber es scheint nur so. Wir werden vielmehr sehen, das, was in der Taufe wie ein Blitz in seine Seele fiel, das wurde in der Stille und Einsamkeit der Steppe im Widerstreit mit den nach solcher Erschütterung auf ihn einstürmenden Fragen und Bedenken zu dem unverlöschlichen, sicheren Lichte seines Lebens.

Wie es gewesen ist — das, was wir die Versuchung Jesu nennen — kein Auge hat es gesehen und kein Ohr gehört. Und es konnte nicht geschehen. Denn es ist dabei sicher an innere Vorgänge zu denken. In der Einsamkeit, in der er das gewaltige Tauferlebnis innerlich verarbeiten mußte, nahten ihm versuchliche Ideen. Die geistigen und religiösen Zeitströmungen, die auch an ihn während seines Lebens angeschlagen waren, durch-

fluteten sie doch das ganze Volksleben, sie wollten noch einmal auf ihn eindringen, um ihn mit sich fortzureißen. Das ist der Inhalt der Versuchungsgeschichte. Sie ist ein Zeugnis für die wunderbare Erzählerkunst Jesu. Er hat es verstanden in drei kurzen plastischen Bildern zusammenzufassen, was durch seine Seele gewogt hat.

Du bist mein geliebter Sohn — diese Stimme klang in ihm in der Einöde, wo er kümmerlich sein Leben wie vom Zufall fristete. Und den Sohn des Vaters, des Schöpfers und Erhalters sollte hungern? Hatte er nicht ein Recht zu erproben, ob der Vater wirklich in ihm sei? Mußte dieser nicht seinem Sohne, der sein Volk aus aller Not erretten sollte, Erhörung gewähren, wenn er sprach: Diese Steine sollen Brot werden?

Und draußen in der Welt, das war doch die große Frage, die in den Herzen seufzte: Was sollen wir essen, die Frage, der Mühe und Arbeit galt, die das geistige Leben niederhielt. Mußte er nicht diesem Seufzen ein Ende machen, damit die Kräfte der Menschen frei würden für höhere Dinge? Hier habt ihr Brot die Fülle! Gott schickt es euch durch mich, seinen Beauftragten. Das wird das Himmelreich sein, daß sie satt werden und zu essen haben. So hat es auch der Prophet verheißen.

Aber Jesus erkannte das Versuchliche dieser Gedanken. Ihnen nachgeben, hieß Gott verleugnen, wie er ihn erlebt hatte. Wenn sein Reich kommen soll, dann muß Er groß werden unter den Menschen. Dann muß ihnen die Gewißheit werden, daß sie nicht leben vom Brot, sondern von Gottes Gnaden. Er ist es, der

Leben schafft und erhält, nicht das Brot. Alle äußeren Mittel, die das Leben nähren, sind nur Nährer des Lebens, weil seine Kraft darin ist, weil er es so will. Von seinem Willen, von seinem Wort lebt der Mensch. Auch ohne Brot, auch mitten im Mangel: in Gottes Hand ruht das Leben. Niemand anders gibt es und niemand anders kann es uns nehmen ohne seinen Willen. Durch ihn allein, den Lebendigen, lebt der Mensch. So hatte Jesus Gott erfahren und seine Erfahrung behält den Sieg in der Versuchung.

Sich nur auf Gott verlassen, nicht auf äußere Mittel. Gott allein sein Leben befehlen — das ist es. Also muß man die Leute davon überzeugen? Und die Stimme der Versuchung redete so zu Jesus: Du bist es, der den Beweis solchen Gottvertrauens und den Erfolg solchen Gottvertrauens den Menschen vorleben kann. An dir sollen sie erkennen: Ja, es ist wahr, Gottes Händen darf einer sich furchtlos überlassen. Er läßt nicht fallen und sinken. Wenn du dich von der Zinne des Tempels hinabläßt, so wird dir kein Schaden geschehen. Denn Gottes Hand liegt unter deinen Füßen und über deinem Haupte.

Und die Menschen, wie wirst du sie gewinnen für Gott, wenn sie solches sehen und wenn du sie immer aufs neue solches sehen lässest. Und das ist doch dein Beruf und dein eigener Wille: die Menschen für Gott zu gewinnen und sie zu führen in ein Leben, das sich ganz auf Gott verläßt.

Aber Jesus ward der Versuchung Herr. Ihr nachgeben, hieß Gott auf die Probe stellen. Der Gott, den er

erlebt hatte, in dem er sich geboren wußte, weil sein Leben von Gottes Leben umschlossen war, der gebot ihm nicht äußere Machttaten und Wunderzeichen zu tun, sondern einfach das Leben zu leben, das er hatte. Nichts zu machen und nichts zu erzielen! Etwas machen, etwas erreichen, etwas durchsetzen wollen — wer darauf aus ist, traut Gott nichts zu.

Für Jesus war Gottvertrauen etwas ganz Innerliches, so ganz ohne Laut und Sichtbarkeit, ein ergebenes Warten und Harren, bis es ihm gefällt, und ein Stillesein, wenn es ihm nicht gefällt. Er wollte auf seines Vaters Hände schauen. Wenn er ihn wirken sah, dann war seine Zeit gekommen, auch zu wirken. Und alles Gelingen stand bei Gott. Seinen Schritt setzen ins Ungewisse und seinen Weg gehen ins scheinbar Aussichtslose im Gehorsam gegen die innere Stimme — das ist Gottvertrauen. Statt dessen Gottes Nähe mit dem Ruf nach äußeren Beweisen erproben und seiner Wunderhilfe sich durch einen Versuch vergewissern, das wäre nichts anderes als Mißtrauen und Zweifel an Gottes Gegenwart. Jesus aber hatte Gott als den Allgegenwärtigen erlebt. Den Gott, den er in seinem ganzen Menschen hatte, in Leib und Seele, in Herz und Hirn, den wollte er leben. Aus sich heraus konnte er ihn leben, warum sollte er ihn von draußen an sich heranholen?

Was ergibt sich, wenn dieser Darstellung der psychologischen Vorgänge in Jesu die Wahrscheinlichkeit nicht versagt wird? Gewiß einmal dies, daß es sich dabei immer um seinen messianischen Beruf handelt. Dann

aber das andere ebenso deutlich, daß sein persönlichstes Gotterleben seine Seele erfüllt, um da die Kreise zu ziehen, in die all sein Denken und Fühlen und Wollen hineingezogen wird. Sein Berufsbewußtsein ist doch kein Hindernis, Jesum selbst zu finden, wie er für sich gewesen ist, ehe er seine Person in die Beziehung zu den Menschen stellte. Der Volksgott und der Vatergott kämpften um seine Seele, das ist die Versuchung. Und der Vatergott verdrängte den Volksgott aus seiner Seele, das ist die Überwindung der Versuchung. Darum, wie Jesus persönlich seinen Gott erlebte, das zeigt auch die Versuchungsgeschichte.

Auf Grund dieses Erlebnisses erstand sein Messiasberuf. Darum hatte seine Messiasvorstellung nichts an sich von dem volkstümlichen Messiasideal. Seine Person hat im Grunde gar nichts mit dem jüdischen Messiasglauben zu tun. Der Offenbarer Gottes, weil er ihn neu erlebt hatte, und der Bringer des Reiches Gottes, wie er es denken mußte, nicht im Anschluß an die Volkserwartungen, sondern auf Grund seines persönlichen Erlebnisses — das ist Jesus. Darum hat er auch Anspruch auf Titel und Würdestellung eines Messias. Aber wir dürfen getrost den Messiasgedanken aus seinem Leben streichen, Jesus bleibt doch der, der er war. Denn seine Erscheinung widerspricht so ziemlich in jedem Punkte der Messiaserscheinung, wie sie im Judentum Dogma und Glaube geworden war, auch dem gebräuchlichen Bilde des Messias bei den Propheten.

Er hat von vornherein Front dagegen gemacht. Wie er es getan hat, das erhellt aus dem dritten Stück, das

die Versuchungsgeschichte überliefert. Hier hat Jesus der politischen Messiasideee das Urteil gesprochen und hat sie als Satansdienst kurz abgewiesen. Er mag sie schon längst verachten gelernt haben, als sie ihn persönlich noch nichts anging, wenn sie in seiner Umgebung auftauchte, von der Partei der Pharisäer genährt und zum Glaubenssatz erhoben. Es war der Traum von der Niederwerfung der Weltmächte, in Sonderheit des allmächtigen Römerreiches. Israel unter der ewigen Herrschaft des Davidsohnes über alle Staaten erhöht, daß die anderen vor ihm sich bücken und beugen. Ein eitler Traum wie der des Joseph, als er seiner Brüder Garben vor der seinen sich verneigen sah. Das war für Jesus der Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte, eine Versündigung an der Seele der Religion, Abfall von Gott. Und er war schnell fertig mit dieser Versuchung: Heb dich weg von mir, Satan! Sie hat seine Seele kaum berührt und nur wie Zorn ist es durch sie hingegangen.

Die Versuchungsgeschichte schließt mit dem Satze: Engel kamen herzu und dienten ihm. Ein tiefer symbolischer Gedanke: alle guten Geister standen fortan mit ihm im Bunde.

Nun hatte er seinen Gott fest und sicher, ihn „aller Dinge Grund und Leben“. In ihn war seine Seele tief eingebettet und kein Sturm konnte sie mehr entwurzeln.

Noch stand kein Wetter am Himmel seines Lebens. Er selbst fuhr wie junger Frühlingswind ins Land. Aber bald spannte es sich in den Lüften und Wolken

ballten sich über ihm zusammen. Er hatte das Letzte noch nicht erlebt, noch nicht die ganze Wirklichkeit Gottes. Gott wollte sich ihm noch tiefer offenbaren, so tief, wie er sich bis dahin in keine Menschenseele eingesenkt hatte.

Jesus hatte Gott als den Allgegenwärtigen erlebt, als den, der in allem ist, was da existiert. Aber er hatte dahin nicht die Existenz des Übels und des Leidens einbezogen. Vielmehr schwebte ihm das Reich Gottes vor als die Macht, die allem Übel und Leiden ein Ende bereitet. So hoffte er auf seine Verwirklichung. In dieser Hoffnung mußte ihn die Entdeckung bestärken, daß er Herr war über die Krankheiten und unsauberen Geister. Und seine Kraft war auch in seinen Jüngern mächtig. Gottes Herrschaft schien anzubrechen mit übermenschlicher Gewalt, der auch die Übel und Leiden nicht standhielten. Es war eine große Zeit, von der er sagte: Ich sah den Satanas vom Himmel fallen als einen Blitz.

Er glaubte die faktische Lösung der Frage in seiner Hand zu haben, an der die Besten in seinem Volke die Kraft ihres Nachdenkens verzehrt hatten: Was ist's mit dem Leiden in der Welt?

Strafleiden, Sühnleiden, Erziehungsleiden, diese Schlagwörter hatten auch in Israel schließlich nicht mehr befriedigt. Einst war es ein Stück israelitischer Frömmigkeit gewesen, zu glauben an eine Gerechtigkeit Gottes, die auch die äußeren Güter, Wohlergehen des Leibes und irdischen Besitz, nach Verdienst verteile: Dem Guten geht es gut und dem Bösen geht es bös. „Ich

bin jung gewesen und alt geworden, und habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen oder seinen Samen nach Brot gehen." Mag Gott auch einmal verziehen, seine Gerechtigkeit zu offenbaren, das Glück des Gottlosen dauert nur kurz und dem Rechtschaffenen geht es endlich gut: „Ich habe gesehen einen Gottlosen, der war trotzig und breitete sich aus und grünte wie ein Lorbeerbaum. Da man vorüberging, siehe, da war er dahin; ich fragte nach ihm, da ward er nirgend gefunden. Bleibe fromm und halte dich recht; denn solchem wird's zuletzt wohlgehen." (Psalm 37, 25. 35—37).

Diese landläufige Frömmigkeit ist nicht ohne Kraft und Größe. Man traute seinem Gott etwas zu und glaubte an seine Vergeltung. Darum, wo einer von Übeln heimgesucht wurde, da mußte etwas Strafwürdiges bei ihm vorliegen. So argumentieren auch die guten Freunde Hiobs und können es nicht lassen, ihn anzuklagen, statt ihn zu trösten. Aber schließlich wurde die Wirklichkeit übermächtig, ihr entsprach der alte Glaube nicht. Und die Frage verlangte gebieterisch Antwort: Was ist's mit dem Leiden des Gerechten? Das Buch Hiob ist nichts anderes als der große Protest gegen die landläufige Frömmigkeit und Gottesauffassung. Rücksichtslos verteidigt Hiob seine Unschuld. Sein Leiden ist unverdient. Die Auslegung als Strafleiden oder Erziehungsleiden versagt. Aber eine Lösung des Rätsels bietet auch das Buch Hiob nicht. Es lehrt die Gerechtigkeit Gottes tiefer fassen. Es hat schon ein Stück der Erkenntnis: Er läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten, und läßt

regnen über Gerechte und Ungerechte. Aber das letzte Wort hat es nicht gefunden.

Das Tiefste, was ein Israelit in dieser Frage gesagt hat, steht im Psalm 73: „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil.“ Aber damit ist das Problem auch nicht gelöst, sondern mannhaft und glaubensstark beiseite gerückt.

Im Leiden selbst hat niemand Gott gefunden. Auch auf der höchsten Stufe gilt es: Trotz des Leidens. —

Jesus hatte Gott erlebt. Und so hell durchleuchtete dieses Erlebnis seine Seele, daß er ihm die Kraft zutraute, es würde auch die Seelen der anderen in seinen Lichtkreis ziehen. Sie würden wie er fröhlich und glücklich werden in diesem Licht. Aber nicht lange, da machte er die bittere Erfahrung, daß die Menschen die Finsternis mehr liebten denn das Licht. Was lag den Parteiführern des Volkes und den geistlichen Machthabern des Landes an einer Erleuchtung der Menschen! Sie fürchteten von der „Aufklärung“ für ihr Ansehen und ihre Stellung. Mit finsterem Argwohn verfolgten sie Jesu Tätigkeit und haßten seine Lichtgestalt. Jesus erkannte bald den unüberwindlichen Widerstand und mußte sie aufgeben.

Um so mehr setzte er seine Hoffnung auf die Volksmasse. Sie waren unter solcher Leitung mißhandelt und preisgegeben wie die Schafe, die keinen Hirten haben. Und die Regierten ihrerseits fühlten mit dem feinen Instinkt der Unterdrückten: Der von

den Oberen Gehaßte und Gefürchtete mußte ihr Mann sein, und sie brachten ihm ihre ganze Sympathie entgegen, mit der das Volk seine Lieblinge zu beschenken pflegt. Sie hofften und ahnten in ihm den Befreier. Aber ihre Sympathie, so heiß sie auch war, konnte naturgemäß nicht über ihren Horizont hinausgehen. Und der umschrieb nur die nächsten Bedürfnisse. Sie begrüßten ihn als den Befreier aus ihren kleinen menschlichen und sozialen Nöten. Seelennöte lagen jenseits ihrer realen Weltauffassung. Wer hatte ihnen gesagt, daß sie eine Seele hätten! Darum, als sie merkten, daß Jesus auf die unbekannte Sphäre der inneren Welt abziele, ein Gebiet, das sie, wie auch heute noch, den Überfrommen und Priestern und Theologen überließen, da erkaltete ihre Zuneigung. Und ihre Enttäuschung stellte sie auf die Grenze, wo die Liebe in Haß umzuschlagen beginnt.

Regierer und Regierte standen beide ganz außerhalb des religiösen Erfahrungskreises, in dem Jesus lebte. Wenn er nun nicht wich und sich herüberziehen ließ, um den Platz in der Sonne der Volksgunst oder der Gunst der Oberen zu gewinnen, dann mußten die Schatten einer dunklen Katastrophe sich über sein Leben legen. Und er selbst fing an, die Aussicht auf eine gute Wendung aufzugeben. Er sah voraus, was kommen mußte.

Da begannen für ihn die letzten Hüllen zu fallen, die ihm das Angesicht Gottes noch verdeckt hatten. Er fing an, seinem Gott so tief ins Herz zu schauen, wie er es bis dahin noch nicht getan hatte. Aber wie ein

Abgrund lag die Tiefe Gottes vor ihm und er bebte davor zurück.

Seinem klaren Blick für die Zeichen der Zeit und für die Lage der Dinge konnte die Konsequenz der Tatsachen nicht verborgen bleiben. Er begann seine Jünger zu belehren, daß des Menschen Sohn viel leiden müsse und verworfen werden von den Ältesten und Hohenpriestern und Schriftgelehrten. Das lag klar vor seinem sehenden Auge. Dunkel und Unsicherheit setzte erst da ein, wo er sich die Frage vorlegte: Wie vermag ich das in Gottes Hand zu legen? Er pflegte ja nie mit Menschen, sondern mit seinem Vater Abrechnung zu halten. Er war daran gewöhnt, alle Widerfahrnisse nicht von Menschen, sondern von Gott anzunehmen. Er kannte keinen menschlichen Willen, in dem nicht ein göttlicher Wille die treibende Kraft war. Aber nun — kam nicht ein Riß in seinen Gottesglauben? Mußte er nicht Gottes Gegenwart doch eine Schranke setzen? Konnte er denn, konnte er auch das Leidensgeschick eine Fügung seines Vaters nennen?

Damit ist die Spannung angedeutet, in die Jesu Seele gezwungen wurde. Ihren Höhepunkt und zugleich ihre Lösung erreicht sie in jener Stunde im Garten Gethsemane.

Da setzte er noch einmal den Gott, den er erlebt hatte, den Gott, dem alles möglich ist, wider den Gott, den er erleben sollte, den Gott, der ihn nicht erretten will. In seiner Seele rang der Leben schaffende Gott und der Leiden schaffende Gott, „ein keuchend hart verschlungen Ringerpaar“. Wer wird Sieger sein?

Vater, ist's möglich, so sei du der Sieger, der du das Leben willst! Ein heißer Kampf, daß sein Schweiß ward wie Blutstropfen, die fielen auf die Erde. Es ging um sein Leben, um seine Existenz, um den Bestand seiner Persönlichkeit. Er wollte nicht aus den Armen seines Vaters, um den Sprung in den Abgrund zu tun.

Aber der Abgrund schloß sich nicht. Er mußte hinein. Da erlebte er das Große: Gott war auch in der Tiefe. Er fand sich in den Armen seines Vaters wieder. Es war ein und derselbe Gott, den er auf der Höhe seines Lebens gehabt hatte, den hatte er auch in der Tiefe. Der Gott des Lebens auch der Gott des Leidens. Er erlebte Gott aufs neue als den Allgegenwärtigen. Gott auch im Leiden!

Und aus seiner Seele wich die Spannung. Friede und Sicherheit zog ein. Er hatte sich selbst und Gott wiedergefunden. So ging er seinen Feinden entgegen und wehrte der Verteidigung seiner Freunde. Meinst du, daß ich nicht könnte meinen Vater bitten, daß er mir zuschickte mehr denn zwölf Legionen Engel? Aber Gottes Wille ist über euren Gedanken. Was geschieht, das ist so, wie es geschieht, des Vaters Wille. Wo aber Gottes Wille geschieht, da ist Gottes Gegenwart. Nicht Menschen handeln hier, Gott handelt. Nicht bloß: er läßt es geschehen, nein er tut es. Für den lebendigen Gott gibt es kein Geschehenlassen. Zwölf Legionen Engel? Gott schickt sie nicht. Denn er ist selbst da.

So erlebte Jesus das Letzte und Tiefste, was er von Gott erleben konnte. Nun war seine Seele vollendet

und sein Werk wirklich vollbracht. Im Leiden Gott erleben, das war Erlösung. Gott-loses Leiden wirkt nicht befreiend, sondern knechtend, erniedrigend, hemmend. Nur Gotterleben wirkt befreiend.

Alle Erlöser haben die Welt durch Leiden erlöst, von Sokrates bis Luther, vom Prometheusdrama bis zu den namenlosen Leidensträgern in der Menschheit. Aber keiner reicht an den Menschensohn heran. Bei ihnen allen gilt es: Gott trotz des Leidens. Nur bei ihm: Gott im Leiden.

Was seine Seele errungen hatte in Gethsemane: den lebendigen Gott, den allgegenwärtigen, das hat er festgehalten bis zum letzten Lebenshauch seiner Seele. Erst als der physische Schmerz überhandnahm, als gleichsam der Leib alles und die Seele nichts mehr fühlte, da verließ ihn das Bewußtsein der Gottesnähe: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Gott ist nicht im physischen Schmerz, sondern im Leiden der Seele. Und Jesu Seele blieb bei Gott: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.

So endete sein leibliches Leben am Kreuz, vereinsamt unter Menschen, mit seinem Gott allein. Und das Wort, das du schreiben wirst als Überschrift über sein ganzes Leben, es wird doch das Wort sein: Gott und die Seele, die Seele und Gott.

Jesu Leben endete am Kreuz. Und sie haben ihn ins Grab gelegt. Was weiter mit ihm geschehen ist, bleibt ein Geheimnis. Seine Gemeinde glaubt nicht an seinen Tod. Und er selbst hat nicht an den Tod, sondern an das Leben geglaubt, nicht an Untergang, son-

dern an Sieg. In diesem Glauben hat er Gott erlebt, in dieser Hoffnung über Grab und Tod hinaus den ewig allgegenwärtigen Gott. Bei Gott gibt es nicht Vergangenheit und Zukunft, nur Gegenwart, und die Gegenwart wird ewig sein.

Jesu Leben ist wie alles Leben ein Teil des Alllebens, des göttlichen Lebens. Aber wenn ein Stück göttlichen Lebens sich in einem Menschen besondert und wächst und wird und im Wachsen und Werden sich befruchtet und bereichert, dann wächst und wird Gott selbst in der Welt, sein Leben erweitert sich und die Welt erlebt neues Leben aus Gott. Und dieses menschgewordene Gottesleben kann nicht wieder zerfließen in dem Gesamtleben, es wird wie eine neue Zelle, wie ein neues Glied an Gottes Leibe sein. Wir glauben nicht an die Vernichtung persönlichen Lebens. Gottes Leben wird all die einzelnen kleinen oder großen Leben umfassen. Seele für Seele wird in der Allseele sein und die Allseele in jeder Seele. So wird dann Gott sein alles in allen.

Könnt' ich doch hier die Betrachtung ausklingen lassen! Ich fürchte, es wird als ein Abstieg in die Niederung empfunden, wenn ich über die Frage: Wie hat Jesus Gott erlebt? hinaus noch weiter mich anschicke, seine Seele auszuhorchen. Aber es gehört zu einer vollständigeren Erkenntnis seines Lebensinhalts, wenn die andere Frage nicht ganz in der Schwebe bleibt: Wie hat Jesus die Natur erlebt? Und der fernere Gang der Betrachtung wird, so hoff' ich, doch auf der Höhe

weiterführen. Denn die Antwort auf die zweite Frage lautet: Jesus hat die Natur von Gott aus erlebt.

Es kann gar nicht anders sein. Er hatte ja Gott von der Natur aus erlebt. Seine Wirklichkeit war ihm in seinem schöpferischen und zugleich väterlichen Walten, wie er es täglich vor Augen hatte, aufgegangen. Viel weniger hatte ihm die Geschichte da ihre Dienste geleistet. Sie war ihm nur eine Gehilfin, die ihm die Erkenntnis des Gegenwärtigen bestätigte. Aber den lebendigen Gott fand er in dem, was da ist, nicht in dem, was da war. In dem Gewesenen ist Gott nicht mehr. Das hat allein Wert, soviel von ihm in dem Seienden und Werdenden mit schöpferischer Kraft noch lebendig ist. Darum konnte Jesus auf dem Rückwege seiner Seele von Gott zur Welt die Natur nur vom Schöpfer und Vater aus erleben.

Aber wenn er sagte: Gott ist mein Vater, so bedeutet das nicht bloß eine Änderung seiner inneren Welt, nicht bloß ein neues Glauben, sondern vielmehr eine Änderung der Bedingungen, unter denen er in der Welt stand. Er gewann eine neue Stellung zur Welt. Er verfügte mit einem Male anders über die Welt und die Welt fügte sich ihm anders als vorher.

Er wußte nichts von jenem Naturmechanismus, den der moderne Mensch zwischen sich und Gott eingeschaltet hat. Als sitze Gott an dem Spieltisch der großen Weltenorgel, vor sich das Werk der Schöpfung, das mit seinem ganzen Apparat als fertige Größe dasteht. Und er könne nichts weiter tun, als durch die gezogenen Verbindungsdrähte mit ihm in Berührung

kommen. Er ziehe die Register und schlage die Tasten und trete die Pedale. Das Stück erscheint immer als ein neues, je nachdem er die Töne kombiniert, aber die Harmonie und Summe des Ganzen bleibt immer dieselbe.

Möglich, daß wir anderen ohne die Annahme bestimmter Naturgesetze und bestimmter Naturkräfte nicht zu leben vermögen, obgleich jeder Tag da eine andere Annahme bringen kann. Möglich, daß wir mit ihnen rechnen müssen, um uns für die Zukunft einrichten zu können, damit wir nicht zu fürchten brauchen, es könnte über Nacht die Welt versinken und morgen eine andere Welt vor unseren Augen stehen, in der wir uns nicht zurechtfinden.

Allein Jesus sorgte nicht für den anderen Morgen. Er hatte eine viel gewissere Garantie für die Erhaltung des Kosmos als die Mechanik der Naturkräfte und -Gesetze. Das war der persönliche Wille seines Vaters. Euer himmlischer Vater nähret sie — in diesem Glauben lag seine ganze Naturanschauung begründet. Er nähret sie mit seinem Leben. Denn was kann die Welt anders sein als ein Stück des Lebens Gottes. Außer ihm gibt es kein Leben und kann es kein Leben geben. Wenn er den Blumen in den Kelch sah, dann sah er in das Antlitz Gottes. Wenn er dem Flug der Vögel unter dem Himmel nachblickte, dann grüßte er sie als Offenbarungen göttlichen Lebens.

Und das alles war nicht eine abgeblaßte, ästhetische Anschauung oder eine reflexionsmäßig gewonnene Überzeugung — er machte sich keine Gedanken über den

Zusammenhang der Dinge mit Gott. Er lebte ihn einfach. Die Natur lag ihm in Gottes Hand.

Daher seine unbedingte Sorglosigkeit. Er kannte keine Furcht, keine Sorge um Leib und Leben, keine Angst in Gefahr. Was er zu seinen Zuhörern sagte: Essen und Trinken und Kleidung, solches alles wird euch zufallen. Denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr des alles bedürft — diese Gewißheit war ihm selbstverständlich und ist die Voraussetzung seiner ganzen Lebensführung. Was ist das für ein souveräner Mann! Mitten in dem Ungestüm der Elemente, wo die Jünger, die als Fischersleute mit Wind und Wellen vertraut sind, anfangen, um ihr Leben zu zittern, da schläft er ruhig und sicher wie ein Kind in seiner Mutter Arm.

Was uns wohl bange macht, wenn die Nacht ihre dunklen Schatten über uns breitet — Jesus hat sie geliebt als die stille Zeit, in der er seines Gottes Nähe fühlte. Sein Vater schickte die Nacht so gut wie den Tag.

Was uns wohl das Fürchten lehren kann, wenn wir allein sind in der weiten Natur und ihr leises, geheimnisvolles Weben umfängt uns — Jesus suchte ihre Einsamkeit auf. Er erlebte da Gott als die ewig schaffende Kraft der Welt. Er sah mit seinem inneren Auge,

> Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
> Und sich die goldnen Eimer reichen.

Er vernahm mit seelischem Ohr, wie die Schöpferhand Gottes am Werke ist, ohne die auch nicht das kleinste Weizenkorn keimt und keine Apfelblüte zur Frucht wird und kein Huhn aus dem Ei schlüpft. Wir reden da von

Naturkräften und haben damit doch gar nichts erklärt von dem wunderbaren Kräftespiel der Natur.

Jesus lebte ganz anders in der Welt, als wir. Wir leben gleichsam nur auf der Außenseite, wie die Fliege, die an der Oberfläche der Wand ihr Dasein hat. Wir sehen nur, was vor Augen ist. Wir wissen nur, was wir mit dem Verstande erfassen. Wir kennen gewisse Gesetze, mit denen wir das Weltganze als Kosmos begreifen. Aber bei alledem bleiben wir doch immer nur auf der Außenseite der Welt. Denn damit sind wir noch nicht dahinter gekommen, was die Welt im Innersten zusammenhält. Kein Mensch hat noch eine Naturkraft herausnehmen können aus dem Weltall, nicht aus dem Weizenkorn oder der Apfelblüte oder dem Ei, daß wir sie haben und benutzen könnten. Jesus empfand unmittelbar die Schaffenskraft seines Vaters und an den nächstliegenden Vorgängen wurde er ihrer inne. „Verkauft man nicht zwei Sperlinge um ein Aß? Und doch fällt nicht einer zur Erde ohne euren Vater.“

Von Gott aus erlebte Jesus die Natur. Darum verstand er ihre Sprache, nicht bloß die der äußeren Welt, sondern die Sprache der inneren Gewalten. Er hatte ein Ohr für die Ströme, die in der Tiefe fließen. Er hatte ein Gefühl für die Zusammenhänge dessen, was da geschieht und geschehen wird. Er erfaßte die Welt nicht mit dem Verstande, sondern gleichsam mit seinem ganzen Wesen. Er stand nicht außerhalb der Natur, ihr nicht gegenüber, so daß sie etwas Unbekanntes und Fremdes für ihn gewesen wäre, er stand in ihr, er lebte mit ihr zusammen. So hatte er Gewißheiten

und Einsichten, hinter die wir anderen nie kommen. Mit einer inneren Sympathie kam er den Dingen nahe und verstand sie in ihrem tiefsten Wesen. Die Natur war ihm erfüllt mit Mächten und Kräften, mit denen er in Rapport war.

Wer ihm das zutraut — und die Tatsachen seines Lebens überhaupt, nicht bloß die Wundertaten, sprechen zu deutlich für ihn — der wird auch zugeben, was ich von ihm sagte: Er verfügte über die Welt und die Welt fügte sich ihm. Ich behaupte nicht: in jedem Augenblick. Aber er hatte auch hier Stunden, in denen er sich eins und identisch wußte mit Gott und aus dieser Identität heraus handeln konnte.

Daß Jesus das getan hat, was man „Wunder" nennt, steht außer Frage. Ohne sie wäre sein Lebensbild nicht bloß, wie es die Evangelien naiv erzählen, sondern auch sein Lebensbild, wie es auf Grund der evangelischen Urkunden historisch ermittelt werden kann, einfach undenkbar. „Wunder" sind so eng mit seinem Leben verwoben, wollten wir sie herausnehmen, so würde sich das ganze Gewebe auflösen.

Freilich, wie weit einer die Sphäre ziehen will, innerhalb der er Macht hatte über die Welt, das muß seinem Ermessen überlassen bleiben, mit dem er seine wunderbare Person einschätzt. Jedenfalls kommen wir nicht leicht an solchen Aussprüchen Jesu vorbei, wie der ist: Ich sage euch, wenn ihr Glauben habt wie ein Senfkorn, so werdet ihr zu diesem Berge sagen: rücke von hier weg dort hinüber, und er wird fortrücken und nichts wird euch unmöglich sein. Nun hat Jesus nicht zum Berge

so gesprochen. Aber in seinem Worte offenbart sich ein solches Kraftgefühl und ein solches Herrschaftsbewußtsein gegenüber der Natur, daß jedes empirische Urteil verstummen muß.

So viel ist gewiß: Wonach die Besten sich heut wieder sehnen, nach einer endlichen Überwindung und Beseitigung des Intellektualismus und der Herrschaft der Wissenschaft, nach jener Unmittelbarkeit des Lebens, nach jenem intuitiven Erfassen der Welt, nach jenem unreflektierten Erleben — Jesus hat diese Unmittelbarkeit, Einfachheit und Naivität in seiner Seele getragen. Denn von Gott aus erlebte er die Welt.

Und wenn es richtig ist, was gesagt worden ist, daß das Wesensgefühl Jesu in dem Worte: Ich und der Vater sind eins — den zutreffendsten Ausdruck findet, so liegt darin mehr ausgedrückt als ein bloß ethisches Verhältnis. Weil er teil hatte an dem Leben Gottes, wie es gleicherweise im Sittlichen und Natürlichen seine schöpferische Kraft entfaltet, darum fühlte er seine Seele stark genug, sich auch die Natur untertan zu machen. In der Einheit mit dem Vater mußte auch das andere seine virtuale Wirklichkeit haben: Ich und die Welt sind eins.

Bei alledem bleibt es dabei, daß die natürliche Welt keinen Eigenwert hat und ihre Berechtigung erst gewinnt als Mittel zum Zweck des persönlichen Lebens. Auch für Jesus ist das Leben mehr als die Nahrung. Und wiederum: viel mehr als Vögel und Lilien sind die Menschen. Und wiederum: die Seele des Menschen ist

mehr wert als die ganze Welt. Die Menschen heben sich trotz aller Naturhaftigkeit so sehr heraus aus dem Reiche der Natur, daß sie eine Welt für sich darstellen, die geistig-sittliche Welt, sie allein sind Wesen, die ins Himmelreich gehören.

Darum sondert sich von der Frage: Wie hat Jesus die Natur erlebt? ganz von selbst die andere ab: Wie hat Jesus die Menschen erlebt?

Und die Antwort lautet auch hier: Er hat sie von Gott aus erlebt.

Nur so ist es verständlich, daß er den unvergleichlichen Optimismus in der Beurteilung des menschlichen Wesens, des menschlichen Wollens und Handelns besitzen und festhalten konnte. Er hat den Glauben an die Menschheit nicht verloren, auch nicht, als sie ihm antaten, was sie konnten, auch nicht, als sie ihm das Ärgste antaten, auch nicht, als sie ihn zu Tode brachten. Am Kreuz, diesem Kainsmal im Antlitz der Welt, diesem blutigen Zeichen, wie weit Menschen sich vergessen können — sie haben seinen Leib martern und töten können, aber seinem Glauben an die Menschheit haben sie nicht den Todesstoß versetzt. Er gab ihren innersten Menschen nicht auf. Er empfand brennenden Schmerz über ihr Tun, aber keine Enttäuschung. Er sah nur ihre große Selbsttäuschung: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.

Was für ein Glaube an den Adel der Menschheit!

In diesem Glauben ist ihm der Mensch zum Erlebnis seiner Seele geworden.

Von Gott aus hat er ihn erlebt. Darum mit den

Augen Gottes hat er ihn angeschaut. Mit den Augen des Schöpfers, der den Menschen geschaffen hat und ansah alles, was er gemacht hat, und siehe da, es war sehr gut.

Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn. Diesen Adelsbrief, den Gesetzesleute und Paragraphenschreiber verkramt hatten in dem Wust ihrer Anklageschriften und Schuldakten über den Menschen, den hat der Menschensohn hervorgeholt und zu oberst gelegt. Und jeder, der etwas wider den Menschen hat, der soll ihn zuerst lesen.

Und in den Händen der Kinder, denen man heut in Schulen und Kirchen das Dogma von der Erbsünde als ersten Satz der Lehre vom Menschen beibringt, da hat ihn Jesus gesehen und hat in ihrem Angesicht das Ebenbild seines Vaters erkannt. Sehet zu, daß ihr nicht eines von diesen Kleinen gering schätzet, denn ihre Engel in den Himmeln sind die ersten an Gottes Thron und sie selbst stehen Gottes Herzen am nächsten. An den Kindern hat Jesus das wahre Wesen des Menschen erlebt.

Und in den Großen entdeckte er immer noch das Kind, das Gotteskind.

Jesus hat an das tiefe, unberührte und unbefleckte Ich des Menschen geglaubt. Da hat er die versunkene Krone strahlen sehen und heraufgeholt, die dem Menschen seine Königswürde und sein Königsbewußtsein zurückgab.

Wenn so ein Menschenkind wie im Bettlerkleid vor ihn trat, dann hat er nicht mit dem Finger auf seine

Lappen gedeutet und es nicht erst flicken heißen seine Zerlumptheit, sondern er hat den Menschen darunter gesehen und hat ihm das Bettlerbewußtsein genommen: Dir sind deine Sünden vergeben. Und hat ihn in sein altes Königsrecht wieder eingesetzt. Dann kam wie von selbst die königliche Natur des Menschen wieder zum Durchbruch. Was hat Jesus doch für eine hinreißende Fähigkeit besessen, die schlummernden Kräfte des Guten in einer Seele zu wecken und zur Herrschaft zu bringen.

Bei alledem war er kein Schwärmer und idealisierte nicht. Er hatte die Realität des Bösen im Menschen erlebt und kannte das Herz als den Sitz alles Schlechten. Er heißt die Menschen Übeltäter und redet zu ihnen: Ihr, die ihr doch arg seid. Der gute Mensch bringt das Gute hervor und der böse Mensch bringt Böses hervor. Darüber ist er sich nicht einen Augenblick im unklaren. Aber er weiß nichts von dem radikal Bösen der Menschennatur und der Gedanke der massa perditionis wäre ihm Sünde gewesen. Er konstatiert keine Heillosigkeit und kennt keine Verstockung, die außerhalb des menschlichen Willens läge. Er ist gewiß, daß das Böse nur eine Episode ist in der Lebensgeschichte der Menschenseele und eine Episode sein wird in der Geschichte der Menschheit.

So ist er der größte Seelsorger gewesen, der je mit Menschen zu tun gehabt hat. Das macht, er war kein Theologe, der mit seiner schematischen Psychologie den Menschen vergewaltigt und ihn nach den Sätzen seiner Dogmatik konstruiert und dann „seelsorgerlich behan-

delt". Und es kann nur eine Mißhandlung werden. Nein, der Menschensohn suchte den Menschen auf. Er faßte ihn als Werdenden, nicht als Gegebenen, als Subjekt, nicht als Objekt. Er war imstande, das Transitorische in seinem Wesen von dem Unverlierbaren zu unterscheiden. Er schaute durch bis auf den Grund, wo jeder Mensch im Göttlichen wurzelt. Er hatte die Wünschelrute in seiner Hand, die unter allen Oberschichten, unter dem Schutt und Schein der Leidenschaften und Laster, der Neigungen und Temperamente, der Willensregungen und Handlungen den innersten Quell des Menschen auffand und sich ihm entgegenbog und klares, reines, jungfräuliches Wasser anzeigte.

Man wird unwillkürlich veranlaßt, hier die Worte eines Zeitgenossen herzusetzen: „Unser wahres und unveränderliches Wesen geht tausend Meilen von der Liebe und hunderttausend Meilen vom Stolze entfernt vor sich. Wir besitzen ein tieferes und unerschöpflicheres Ich als das Ich der Leidenschaften und der reinen Vernunft."

In seinem innersten Wesen hat Jesus den Menschen erlebt, erlebt mit dem feinen Gefühl für alles Gottverwandte und mit dem starken Glauben an die Reinheit und Unzerstörbarkeit des von Gott Geschaffenen.

Und dieser Glaube war, wie aller lebendiger Glaube, ein Glaube, der durch die Liebe sich auswirkte. Und das ist das andere, worin Jesus die Menschen erlebt hat: in seiner Liebe.

In dieser Liebe, die immer das Leben des anderen in das eigene aufnimmt, ist jeder Mensch, mit dem er

in Berührung kam, ein Erlebnis seiner Seele geworden. Er umfaßte die Persönlichkeit des anderen wie seine eigene Persönlichkeit, ohne sich selbst aufzugeben. Aber wie reich ist dadurch sein Leben geworden! Wie weit dehnte sich seine Seele! Wer je Menschen geliebt hat, der mag ahnend wie von ferne ermessen, wie Jesu Seele sich erhoben und stark und beseligt fühlte. Denn das ist die Kraft und Seligkeit der Liebe, nicht daß wir geliebt werden, sondern daß wir lieben.

Darum nicht eine Last war ihm diese Liebe, nicht eine Aufgabe, die er zu lösen hatte, nicht eine Pflicht, die er leisten mußte. Vielmehr, sie war das Element, ohne das er nicht atmen konnte, die Sonne, die ihm dunkele Stunden erhellte, die Quelle seiner Kraft. Sie gab ihm den Mut und das Recht, die Menschen mit den Augen Gottes anzuschauen, mit den Augen des Vaters, der seine Menschenkinder liebt, sie liebt trotz aller ihrer Unarten, Verkehrtheiten, Torheiten, ja trotz ihrer Sünden und Bosheiten. Das alles, all das Gottwidrige, das war nur ein Grund mehr, ihnen mit Liebe zu begegnen. Denn das machte sie dieser Liebe bedürftig. Als die Liebebedürftigen hat Jesus die Menschen erlebt.

Und die Liebe war die notwendige Voraussetzung und Begleiterin seines Erlöserbewußtseins. Denn sie gab ihm die Legitimation und Rechtfertigung für seine Arbeit an den Menschen. In ihr allein hatte er die Gewißheit, daß er wirklich um der Menschen willen und nur zu ihrem Besten sein Werk trieb. Darin lag für ihn die Probe auf die Echtheit und Selbstlosigkeit seiner

Absichten und Motive, daß er seiner Liebe treu blieb, mochte er Verständnis und Gegenliebe finden oder nicht.

Manchmal, da mag seine Liebe zum brennenden Feuer in seiner Seele geworden sein, das an ihm selber zehrte, wenn sie nicht andere Herzen entzündete und ihre Flamme weitertragen konnte. Dann, wenn die Menschen nichts von ihr wissen wollten, wenn er einen liebgewann und der wandte ihm den Rücken, wenn er Jerusalem ansah und Tränen vergießen mußte über die unbesinnliche Stadt, die nicht erkannte, was zu ihrem Frieden dient. Aber niemals hat er die Rolle eines Märtyrers verschmähter Liebe angenommen. Dazu war seine Liebe zu männlich und zu stark. Sie konnte sich nicht wandeln, sie konnte nur den Namen wechseln und hieß dann: Mitleid.

Und wie die Dinge sich gestalteten, mußte das Mitleid die besondere Form seiner Liebe werden. Auf der einen Seite der Zustand des Volkes, nicht besser zu beschreiben als mit dem Worte Jesu: sie waren wie Schafe, die keinen Hirten haben, trotz aller Meister und Herren führerlos — auf der anderen Seite diese Meister und Herren, die Parteimänner, Theologen und Machthaber, unfähig eines höheren Gedankens, der über den Buchstaben und die landläufige Moral, die Interessen der Partei oder des Standes hinausging. Es war in der Tat zum Erbarmen. Wahrlich, Jesus hatte noch größeres Recht als jener, zu sagen: Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an.

Was seine Seele in diesem Mit-leiden durchgekostet hat, in diesem Zusammenfühlen seiner hilfe-

tragenden Liebeskraft und des Widerstrebens des stumpfen, menschlichen Willens, das wird niemand nachempfinden und darum auch nicht beschreiben können. Er selbst hat es zu Worte kommen lassen, wenn er ausruft: Jerusalem, Jerusalem, wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel und ihr habt nicht gewollt! Und als einen Denkstein seiner persönlichen Gesinnung hat er es verewigt in dem hohen Gebot unter den Anweisungen der Bergpredigt: Liebet eure Feinde!

Dieser Schlußstein seiner eigenen Sittlichkeit hat dazu verführt, das Christentum als Religion der Liebe zu proklamieren und den Unterbau stilgemäß aus allerlei Bruchstücken der Verkündigung Jesu zu ergänzen. Man hat übersehen, daß man damit in der Erkenntnis seiner Person nicht die Tiefe erreicht, in der er gelebt hat. Unbenutzt und unbekannt bleibt dann das edelste und wertvollste Material liegen, aus dem seine Religion sich erbaute. Das Christentum im Sinne Jesu ist viel mehr als die Religion der Liebe. Denn sein starkes, unüberwindliches Menschengefühl hat zum Grunde sein festes, großes, unverrückbares Gottesgefühl.

Wie Jesus Gott erlebt hat, das bleibt die Kardinalfrage, deren Spuren wir nachgehen müssen, wenn wir in das Geheimnis seiner Person ein wenig eindringen wollen, wenn wir von dem klaren, tiefen Wasser seiner Seele, das dem Schweigen der Ewigkeit verborgen entfließt, ein paar Tropfen auffangen wollen in dem kleinen Becher unseres eigenen Geistes. Wir wissen, wir

können das Meer nicht ausschöpfen mit der hohlen Hand. Aber wir schöpfen, damit wir doch eine Handvoll des Lebenswassers haben, das den Durst unserer Seele löscht, den Durst unserer Seele nach Gott, dem lebendigen Gott.

Und nie war eine Geburtsstätte, wo so viel Gottesleben Mensch geworden ist, nie ein Quellort, wo Gottes reiner Geist so hoch wie in Brunnen aus der Tiefe heraufgestiegen ist, nie ein Kräftezentrum, wo Gottes lebendige Schöpfermacht sich so gesammelt in die Entwicklung der Menschheit eingeschaltet hat, als das Heiligtum, vor dem wir anbetend sprechen: Die Seele Jesu.

Friedrich Daab.

DAS MYSTERIUM.

Ein Fremdwort! Wunderliche deutsche Sprache. Sie ist selbst so reich an Bezeichnungen, wie kaum eine andere. Von unglaublicher Beweglichkeit, um Begriffe darzustellen. Aber dabei so liebenswürdig, noch einer Unmasse Fremdwörter Gastrecht zu gewähren, oft zu liebenswürdig, weil die Fremden sich zuweilen über Gebühr ausbreiten und das Gastrecht mißbrauchen. Es gibt aber Fremdlinge, deren Anwesenheit eine Bereicherung des Lebens ist. Zu ihnen gehört das Wort Mysterium. In seiner Heimat bedeutet das Wort nicht mehr und nicht weniger, als unser biederes deutsches Wort „Geheimnis“. Sobald es aber in den deutschen Untertanenverband eintritt, reckt es sich empor und läßt eine ganze Geschichte des Geheimnisvollen hinter sich aufgrauen, als wolle es den Übergang benutzen, um einen Adelsbrief zu erhaschen und lebt dann wirklich im deutschen Lande als adliger Fremdling. Durch diese Eigentümlichkeit der deutschen Sprache, die sich so schwer in andere übertragen läßt, gewinnt sie selbst etwas vom Mysterium.

Mit dem Worte Mysterium taucht eine ganze Reihe

Geheimnisvolles auf: Eleusis, Delphi, Ägypten, bis herunter zur Freimaurerei. In allen Völkern, deren Geschichte wir kennen, waltet das Mysterium. Oft ist es eigenartig mit Religion verknüpft. Es ist das, was der Religion Bestand, Geschichte und auch einiges Recht verleiht. Das Mysterium ist das Salz der Religionen. Es scheint aber eine Sache für sich zu sein, eine interreligiöse Großmacht. Wer sich dem Mysterium hingibt, kommt unmerklich zunächst, aber ganz sicher von seiner altererbten Religion weiter weg, und das Mysterium scheint eine menschheitliche Einheit zu sein, die sich nur je nach Zeit, Ort und Verständnis verschiedenartig kundgibt, weil sie durchaus da sein will und unter allen Umständen da ist, und ohne Rücksicht auf irgend welche Form da ist, und wär's als Spuk oder Aberglaube.

Das Mysterium steht im geheimen Bunde mit allen Dingen, mit der Form, mit der Zahl, mit der Schönheit, mit dem Wohllaut, mit dem Zufall, mit der Stimmung. Es erfüllt die Welt und umgibt den Menschen, es ist überall da und doch nirgends aufdringlich, mit dem dringenden Wunsche vernommen zu werden und doch im tiefsten Schweigen, wie ein Abglanz des großen Schweigens, das zur Linken Gottes thront.

Nimm irgend ein Ding. Hebe meinetwegen den nächsten Stein von der Straße auf und frag ihn: Wo ist dein Mysterium? Er fragt verwundert: Welches meinst du? Ich bin voll von Mysterien.

„Nun, so erzähl mir ein wenig davon!"

„Gerne. Ich bin Einheit, aber unser sind viele,

und ich bin Vielheit, denn der Stoffe, die ich beherberge, sind mancherlei. Aber alle meine Stoffe sind schon in den Atomen in lauter bestimmten Zahlenverhältnissen zusammengetreten, lauter Einheiten in der Vielheit, aber nirgends Halbheit. In mir wohnen in den Stoffen und ihren Zahlen lauter Kristalle, und jeder Kristall wird beherrscht von der Zahl und Zahlenverhältnissen in unweigerlicher Notwendigkeit, aber kein einziger ist dem andern gleich und ähnlich. Sie gehorchen derselben Zahl, aber alle sind verschieden in Größe und Form. Vielheit und doch Einheit. Die strenge, stille Zahl ist meine Lebensform, und sie zeigt tausendfache Beweglichkeit. Nenn sie mein Leben!"

„Also auch du — lebst? Das ist wohl dein größtes Mysterium?"

„Nein."

„So sprich doch, wunderlicher Lebensgenosse, von deinen Mysterien."

„Von Mysterien spricht man nicht. Aber ich lebte schon lange vor dir. Ich lebte schon vor dem Menschen. An mir sind Jahrtausende vorübergezogen, voll von Wundern. Du bist mit deiner ganzen Sippe von gestern her. Aber der Fuß aller deiner Ahnen ist über mich hinweggegangen. Ich habe gesehen, was niemand begreifen kann, und gehört, was niemand gehört hat. Ich war schon oben auf den höchsten Höhen der Erde, ich war begraben in Meerestiefen, und wo ich heute bin, werde ich bald nicht mehr sein. Ich bin voll Geschichte und voll Bewegung, und vielleicht, wenn keiner von euch mehr da ist, werde ich sein."

„Aber sage mir noch eins. Welches ist dein größtes Mysterium?“

„Ich bin.“ —

Solch ein Stein von der Straße aufgelesen, kann doch recht viel sagen. Kein Wunder, daß einst jemand, der all dies Leben durchfühlte, plötzlich ausrief: Die Steine werden noch schreien, lauter schreien als Menschen, schreien, wenn Menschen nicht reden. Weißt du, ob Steine weniger empfinden als Menschen, ob steinerne Herzen lebhafter schlagen als fleischerne?

Nein, laß uns von anderem reden. Von Steinen ist zuviel zu sagen. Wir wollen einen Gegenstand auswählen, der kein Naturgebilde ist. Neben mir steht ein kleiner Tisch. Gestern hat ihn der Tischler hergebracht, frisch aus der Werkstatt. Ich habe gesehen, wie er die Bretter zuschnitt, hobelte und sägte. Es ist nichts Geheimnisvolles dabei, ist alles furchtbar natürlich und prosaisch zugegangen.

„Gelt, du neues Tischchen, du hast kein Mysterium?“

„Viele!“

„Nein, so meine ich's nicht. Du willst mir wahrscheinlich erzählen, daß du von der Pflanze stammst, und willst mir sagen, welche tausenderlei Vorgänge dein Holzgewebe schufen. Spar deine Gelehrsamkeit. Ich will von dir wissen, nicht von der Pflanze.“

„Ich stamme gar nicht von der Pflanze und vom Holz.“

„Nicht? — Woher denn? — Ich sah dich doch gestern noch als Bretterschnitt liegen?“

„Das waren nur meine Bestandteile. Aber ich stamme aus dem Geiste.“

„Aus dem Geiste? — Aus welchem Geiste?“

„Aus deinem Geiste. Ich stand vor dir im Geiste, so wie ich jetzt neben dir in der Ecke stehe. Ich bin du selbst. Du gabst mir meine Form und Gestalt, Stoff und Farbe. So stand ich vor dir. Dann nahmst du mich und pflanztest mich in den Geist deines Tischlers. Sein Geist war der Spiegel, der mein Bild auffing, und nun stehe ich hier, der Widerschein deines Geistes. Wär ich nicht in dir gestanden, stände ich nimmermehr neben dir. Meine Wahrheit steht in dir, meine Wirklichkeit neben dir. Welche ist größer?“ —

„Armer Tropf! Jetzt besinne ich mich. Dann bist du jetzt gerade eine Woche alt. Ich wollte eilig ein Buch weglegen und fand nicht, wohin es legen. Da entstandest du als Ausgeburt einer übeln Laune.“

„Glaub das nicht. Ich bin viel älter als eine Woche. Ich bin älter als du. Ich sah schon Jahrtausende vorüberziehen.“

„Du? Soll ich dich zerschlagen und mit deinen Splittern den Ofen heizen und dich vernichten?“

„Versuch's, wenn du kannst. Du schadest nur dir, nicht mir. Ich werde älter sein wie du. Ich werde immer sein.“

„Immer? — So erzähl' mir doch, woher du kommst.“

„Aus dem Geiste der Menschheit. Ich bin ein Tisch. Ich stand schon vor dem Geiste des ersten

Staubgeborenen als Tisch. Unser sind viele. Aber von einem stammen wir ab. Wir sind Vielheit in der Einheit. Und der uns zuerst erschaut hat, der bereitete uns und gab uns eine Wirklichkeit neben sich, die seinen Geist widerspiegelt. Dort liegt unsere Wahrheit. Aber ohne sie gäbe es keinen Tisch. Wir sind Geist der Menschheit."

„Und woher stammt ihr also?"

„Das fragst du mich, deinen Tisch?" —

Er hat recht. Man soll Tische nicht fragen. Sie antworten zuviel. Ich werde überhaupt kein Ding fragen, nichts Gewachsenes und nichts Bereitetes. Sie wissen allesamt zuviel und antworten Dinge, die einen traurig machen und beschweren. Das sind ihre Mysterien. Wenn nun die Dinge soviel Mysterien haben — wieviel erst die Menschen? Laßt uns Menschen fragen. Sie werden uns wohltuenden Bescheid geben.

Ich gehe auf die Straße. Da kommt gerade der rechte Mann. Ein ehrwürdiger, alter Professor. Ich kenne ihn gut. Er kennt mich auch.

„Erlauben Sie, Herr Professor, eine Frage. Welches ist Ihr Mysterium?"

„Mysterium? — Was meinen Sie damit? Ich muß Sie sehr um Entschuldigung bitten. Ich habe kein Mysterium. Ich bin Professor der exakten Naturwissenschaften. Sie haben sich wohl in der Fakultät geirrt? Ich verstehe die ganze Frage nicht."

Dann bitte ich sehr um Entschuldigung und gehe weiter. Soll ich weiter fragen? — Da kommen gerade

zwei fesche junge Herren die Straße herunter. „Meine Herren, verzeihen Sie die Störung Ihres Spaziergangs. Haben Sie ein Mysterium, und welches ist's wohl?" —

„Mysterium? — Aeh, Sie wollen sich wohl lächerlich machen über uns? Sehr wenig am Platze .... Wenn Sie nicht augenblicklich weitergehen ..... Schutzmann! ....."

Es scheint, die Menschen haben kein Mysterium, oder besser, es gibt Menschen ohne Mysterium. Offenbar nicht wenige. Die Natur hat's, jedes Ding hat's, nur der Mensch nicht. Natürlich hat das Mysterium den Menschen, aber der Mensch hat's darum noch nicht.

Es ist das geheimnisvolle Etwas, was immer dann entwischt, wenn man's fassen will. Lege den Menschen auf den anatomischen Seziertisch und laß von geschickten Händen jeden Muskel und Nervenstrang herausschneiden und wäge jedes Blutkörperchen. Du wirst sein Mysterium nicht finden. Nicht einmal in der Zirbeldrüse, wo es ein bekannter Philosoph gesucht hat und zu finden meinte. Oder nimm den lebendigen Menschen und beobachte alle seine Gewohnheiten und alle seine Gedanken und Worte, und wenn du dann das Ergebnis unter den Strich setzen willst, so fehlt das Mysterium. Aber es hat ihn. Ein Mysterium schwebt über seiner Geburt. Ein Mysterium ist sein Leben, seine Sprache, seine Gedanken, sein Gedächtnis. Das Mysterium leitet seine wunderbar verschlungenen Lebenswege, in deren Zufällen eine Gedankenfülle arbeitet, die unerschöpflich scheint. Ein Mysterium ist sein Ende und sein allergrößtes Mysterium heißt: Ich.

Sollte ich mit einem Worte hindeuten und auf das Wesen des Mysteriums aufmerksam machen, so würde ich sagen, es ist das verborgene Über-ich, das menschheitliche Über-ich, das im Stillen waltet, unerkannt und übermächtig, schweigend in Worten, beredt in Taten. Es ist das geheimnisvolle Etwas, das hinter allen Dingen und Verhältnissen waltet, wie eine stille Gegenwart Gottes, und bei jedem Ding, das du betrachtest und zu verstehen meinst, flüstert: Viel tiefer und viel höher. Soviel höher, als der Himmel ist über der Erde.

Die Menschheit hat im Laufe der Jahrhunderte ihre Kenntnisse unendlich bereichert, und die Anschauungen des einzelnen werden ungemessen erweitert gegen seine Gedanken, die er als Kind hatte, sie ändern sich beständig, wenigstens wenn er lebt und sich entwickelt. Aber mit allem Fortschritt kommen wir nie an eine Grenze und werden sie nie erreichen, denn hinter allen Endergebnissen steht noch das Mysterium, das unergründliche Tiefen verhüllt. Es ist „die Wahrheit“, von der Lessing sagte, er wolle ewig nur danach streben, aber sie nie voll besitzen. Der große Geist fürchtete, es möchte ohne Mysterium eine Grenze des Erkennens erreicht werden. Diese wäre zugleich der Grenzstein des Lebens, und der Mensch weiß heimlich, daß er ewigen Lebens Erbe ist.

Das Mysterium ist das verborgene An-sich-sein aller Dinge, das man nicht fassen, nur ahnen kann, in das man sich immer tiefer versenken, das man aber nie ausschöpfen kann.

Wo man es leugnet, entflieht es in unermeßliche

Fernen, wo man's behauptet, ist's da als Macht über unserem Haupte, eine lichte Wolke höheren Seins. Es ist die Kraft unseres Lebens und der Schoß unseres Todes. Es durchwaltet unsern Leib in jeder Faser. Im Sinnlichen wird es widergespiegelt durch das Blut. Aber das Blut ist nur sein Schein und Wahrzeichen. Wo der Mensch sein Walten stört, da prägt es die Störung aus als Krankheit. Nicht der Leib ist der Sitz der Krankheit. Er ist nur ihr Werkzeug. Das Wesen der Krankheit liegt im Mysterium.

Die Trennung vom Mysterium ist der eigentliche Tod, die Verwesung ist nur eine nachträgliche Folgerung. Darum ist des Menschen kostbarster Besitz, seine einzige wertvolle Perle, sein Mysterium, seine Beziehung zum wesenvollen Übersinnlichen. Der größte Schade, dieses Gut, diese Übermacht zu verlieren und zu entwerten.

Es gibt Zeiten und Geschlechter, die es verloren haben. Das sind geschichtlich alles Zeiten des Verfalls und des Verderbens. Auch Religionen verlieren es gelegentlich.

Das Mysterium prägt sich aus in allen Geistestätigkeiten der Menschen. Wir finden überall zwei Strömungen, die nach ihrem Verhalten zum Mysterium bestimmt sind. Die eine ist hell und klar, durch Einfachheit bestechend, von berückender Durchsichtigkeit, aber immer in Gefahr, das Mysterium zu verlieren; die andere dunkel, geheimnisvoll, bewußt und ausschließlich an das Mysterium angelehnt. Ihre Gefahr ist wieder, am Mysterium zu versinken und für das im sinnlich

Wahrnehmbaren lebende Geschlecht unbrauchbar zu werden.

Denn das ist die Gefahr des Mysteriums. Wer den Boden der Wirklichkeit darüber verliert, der umnachtet und verdüstert daran. Es will erleuchten, aber zugleich erwärmen, nicht nur mit Licht aufhellen, sondern auch mit Freude. Aber es will nicht bestehen für sich, es will immer den Zusammenschluß mit der Wirklichkeit und Sinnlichkeit. Im Menschen versöhnt sich Geist und Stoff. In dieser Verbindung ruht sein Mysterium, in dem er gesundet. Sucht er ihm zu entrinnen, indem er sich als Stoff nimmt, so vergeht er, und meint er's zu erjagen, indem er seinen Zusammenhang mit dem Stoff verläßt, so verdüstert er. In jedem Falle ist sein Unglück, daß er das Mysterium, wie es für ihn besteht, verließ. Es ist die Wahrheit seiner menschlichen Natur.

Sollte man irgendwelche Namen geistiger Strömungen nennen, an denen man etwas vom Mysterium merken kann, so könnte man etwa Wissenschaft und Kunst nennen. Sie stellen zwei Seiten einer Sache dar.

Die Wissenschaft ist licht und klar. Schärfe des Denkens ist ihr Weg, beweisvolle Gewißheit ihr Inhalt. Ungeheure Fortschritte hat sie gemacht. Ihre Gaben und Wohltaten für die Menschheit sind unermeßlich. Aber wenn sie sich in ihre letzten feinsten Spitzen hinausarbeitet, steht sie vor dem Mysterium oder dem Nichts. Das erstere glaubt sie eigentlich nicht wählen zu dürfen, daher verfällt sie leicht dem Nichts und verödet und verdorrt. Der Kleinbetrieb des For-

schungswesens, dem jede Ahnung von Überblick fehlt, und das den Pulsschlag der Wahrheit entfernt nicht empfindet, das ausdörrende, kleinliche, armselige Wesen, in dem zahllose Männer der Wissenschaft erstarrt sind und ihr dürftiges Dasein mit Kenntnissen beladen dahinschleppen, ist der Ausdruck des Mangels an Mysterium in der Wissenschaft.

Wo sich andererseits wissenschaftliche Richtungen dem Mysterium ergeben haben und es in einer Art okkulter Wissenschaftlichkeit ergründen wollten, sind sie allesamt auf Abwege gekommen und ihre Anhänger sind verdüstert, haben weder die Wissenschaft, noch das Mysterium erfaßt und ergründet. —

Unsere Zeit schreit plötzlich nach Kunst. Das zwanzigste Jahrhundert will durchaus der Kunst geweiht sein, wie das neunzehnte die Wissenschaft erkoren hatte. Die Zeit ist so ausgehungert von der Wissenschaft, daß sie auch mit allen Träbern zufrieden ist, die die Kunst uns vorschüttet. Sie hungert nach Kunst, weil sie nach dem verlorenen Mysterium hungert, dem Gralserbe der Menschheit. Die Kunst hat nie das Mysterium ganz verleugnen können und will es auch nicht. Sie lebt davon. Sogar diese entsetzlichen Kunstfasler unserer Zeit, diese hohlen Schwätzer, die so lästig werden können, haben den leichten Hauch des Mysteriums nicht ganz verwischen können, obgleich sie nicht wissen, was sie tun.

In der Kunst liegt eine Kraft, die ganz dem Mysterium angehört. Das ist die Erfindung. Sie macht den Künstler. Die Ausführung schlägt ins Handwerk,

aber die Erfindung ist die Seele der Kunst. Woher stammt sie? Wie kommt sie? Kein Mensch weiß das, kein Erfinder kann sich drüber Rechenschaft geben. Sie ist auf einmal da in beglückender Freundlichkeit. Sie kommt nicht zu jedem, und zu wem sie kommt, der weiß nie, ob und wann sie wiederkehrt. Sie ist eine Frucht des Mysteriums, ein Geschenk vom Baume des Lebens. Der Erfinder ist der Kanal, durch den das Mysterium in die Erscheinung drängt. Jede Erfindung ist ein Zeugnis: Ich bin da, ich bin die verborgene Macht, die Wurzel des Seins. Ihr könnt mich nicht nennen, nicht wägen, nicht beschreiben und nicht erklären. Aber ich bezeuge mich, wann ich will, wo ich will und wem ich will.

In der Wissenschaft ist das die Entdeckung, die plötzlich ein tiefes Geheimnis der Wahrheit erschauen und inne werden läßt. Die Entdeckung ist eine Offenbarung des Mysteriums. Sie kommt auf den Flügeln des Zufalls dahergeflogen und ist plötzlich da, beglückend, beseligend. Sie läßt sich dann festhalten, begründen, beschreiben und lächelt dazu, als wollte sie sagen: alles laß ich mit mir machen. Nur meine Herkunft, die verrate ich euch nicht. Aber der Entdecker hat den Eindruck, daß doch noch unendlich viel Wahrheit im verborgenen ruht.

Wollte aber die Kunst das Mysterium zur sinnlichen Darstellung bringen, so würde sie sich verlieren ins Ungeheuerliche und Unnatürliche. Sie könnte vielleicht eine Zeitlang einzelne Menschen in Bann schlagen, aber bald würde ein frischer Lufthauch diese beklom-

mene Schwüle verjagen. Das nächste Geschlecht würde der nüchternen Wirklichkeit zugewandt sein.

Unsere Zeit spürt das Nahen des Mysteriums. Heute gilt's. Die Menschen meinen, es gelte die Kunst. Ist aber weit gefehlt. Das Kunstwesen ist nur der aufgewirbelte Staub des Mysteriums, das mächtig, kampfzornig und siegjauchzend daherwogt, um auch die Menschheit zu erfüllen und zu befreien.

Wenn ich ein verdrossenes Gesicht sehe, in das die Enttäuschung ihre Runen eingegraben, wenn ich Klagen höre über die mißlichen schwierigen Verhältnisse des Lebens oder gar jammern höre über die eigene Unzulänglichkeit, die andere, wie man sagt, vollkommenere, scheel beneidet, da fehlt häufig bloß das Mysterium, der innere Ruhe- und Stützpunkt, von dem aus man die Welt und ihre Zufälle sich mit ansieht. Viele Menschen haben keinen solchen Punkt und sind darum wehrlos dem Wirbel der Zufälle preisgegeben. Er ist da, aber sie kennen ihn nicht, haben ihn noch nicht gefunden. Es sind Leute, die ihren wahren Wert nicht verstehen und eigentlich noch nicht gelernt haben, Ich zu sagen. Der Stein wußte es, der Tisch auch, aber der Mensch nicht. Seine Wahrheit ist noch nicht sein Besitz. Aber sie ist da, sie wird ihm einmal plötzlich begegnen und ihn umfangen und nimmer loslassen.

Andern hört man's schon am Reden an, daß sie kein Mysterium haben. Sie tragen ihr ganzes Sein beständig auf der Zunge und reden immer über alles, was sie wissen und nicht wissen. Das raschelt wie welkes Laub, dem der Lebensodem und geheime Zusammen-

hang mit dem Baume fehlt. Der Wald schweigt oder rauscht geheimnisvoll, die welken Blätter rascheln.

Der Mangel des Mysteriums ist die Quelle aller Unzufriedenheit im Leben. Es gibt Leute, die einfach nichts haben, und die nur mit den begehrlichen Augen der dreisten Bettelarmut um sich schauen und sich über jeden ärgern, der da hat, und sich wundern, daß er ihnen seine Perlen nicht vorschüttet. Solche sind schwer. Ihnen ist auch schwer zu helfen.

Wer etwas von der Wahrheit bekommen will, der muß zuerst lernen schweigen. Der Schweigende schaut nach innen und besinnt sich auf sich selbst. Ihm tritt das Mysterium nahe. Wer schweigen kann, erfüllt die erste Bedingung, daß ihm etwas anvertraut werden kann, und wenn jemand erst etwas hat, dann kann ihm auch mehr anvertraut werden. Schließlich wächst sich jemand aus zu innerem Sein und Besitz. Langsam und wachstümlich nimmt die Herrschaft des Mysteriums zu.

Die Jugend hat eine natürliche Anlage zum Mysterium. Darum liebt sie zu schweigen. Verliert sie dann ihren inneren Besitz, so erstehen schwatzhafte Alte, die ausgebrannten Krater erloschenen Feuers. Der Mensch bedarf des Für-sich-seins, der Auswirkung seines Mysteriums. Es muß einen Ort geben, an dem man sich nur ganz allein weiß, ein stilles Allerheiligstes, das niemand betreten darf. Auch der Mensch ist dreiteilig, wie einmal ein alter Tempel. In den Vorhof darfst du jedermann lassen, in das Heilige nimm nur wenige Bevorzugte mit großer Auswahl, und dann laß sie sich auch nicht ohne weiteres häuslich darin einrichten, son-

dern laß sie nie vergessen, daß sie nur Besucher sind. Aber in das Allerheiligste darf niemand als du selbst. Wehe, wem der Vorhang im Tempel zerrissen ist, daß man in sein Allerheiligstes neugierig gucken und tasten darf. Dem ist sein Mysterium entweiht, der hat keines mehr!

Wenn aber der Mensch die kritischen, mittleren Jahre überwindet und stetig nach innen wächst, dann erstehen jene erquicklichen alten Leute, die voll Klarheit und Frieden die besten und wohltuendsten Berater der Jugend sind, Leute, denen das Mysterium den Stempel des Friedens und der Freude aufgedrückt hat, aus denen es erquickend und beseligend auf jeden leuchtet, der ihnen nahe kommt.

Es kommt ganz gewiß. Überall, wo es im Großen und Kleinen und Allerkleinsten nicht gehen will, hängt's am Mysterium, und wer heute klug ist, der achte auf das Mysterium. Wer darauf achtet, wird bald seine Kräfte spüren, erst leise, wie wenn die Ebbe aufhört und die Welle zurückkommt, aber bald wird's eine Flut, eine Lebensflut, die alle Unzulänglichkeit von selbst in Sieg und Gelingen umsetzt. Bei dem einzelnen ebenso wie in der Gesamtheit.

Heinrich Lhotzky.

DER KULTURWERT DER RENAISSANCE.

Es muß eine seltene und eine große Freude sein, einem Werdeprozeß neuer Kultur zuzusehen. Wir beneiden die Zeitgenossen der aufsteigenden Gotik und gewöhnlich noch stärker die der Renaissance. Vielleicht werden spätere Geschlechter uns beneiden. Sie werden uns beneiden um unsere Hoffnungen, um unsere „beständige Gefaßtheit auf das Ende großer Weltperioden und den Beginn neuer Entwicklungen", und sie werden nichts wissen von den Ängsten und Qualen einer Zeit, die stellvertretend leidet; denn solche Leiden werden in ihrer Phantasie sich in das Licht tauchen, das sich damals gebar, und sie werden die selig preisen, welche also gelitten haben. — Vielleicht.

Wir wollen von der Renaissance sprechen und müssen deshalb auch von der Zeit sprechen, der die Renaissance ein Ende machte. Und zwar gehen wir von dem Gebiet aus, auf welchem der Stil einer Zeit und Kultur sich am kräftigsten und sozusagen aufdringlichsten ausspricht, von der Architektur. Die Häßlichkeit, die uns bedrückt, würde uns nie so nahe kommen können, wenn sie nicht in der ungeheuren

Masse der Häuser und Häuserreihen, der Kirchen und Schlösser unentrinnbar in unsere Wege gestellt wäre.

Wir müssen aber, wenn wir vom Stil der Renaissance und dem ihm vorhergehenden Stil sprechen, einige schlechte und falsche Voraussetzungen abweisen, die man gewöhnlich mit hereinbringt.

Einmal nämlich: der Stil vor der Renaissance ist nicht schlechtweg Gotik, sondern die Gotik ist nur eine besonders charakteristische Ausgestaltung des mittelalterlichen Stils.

Und andererseits: die Gotik selbst ist nicht nach dem gotischen Kirchenbau allein zu charakterisieren und noch weniger nach jenen paar Kathedralen, in denen die Wände in Pfeiler zersetzt zu sein scheinen. Dies ist vielmehr Entartung des mittelalterlichen Stils.

Dieser mittelalterliche Stil nun, der in der Gotik gipfelt und in der sogenannten „Frührenaissance“ abfällt, dessen Ende erst mit dem Verfall der Freskotechnik vollständig ist, geht von der Wand aus, die Renaissance vom Säulengerüst. Im mittelalterlichen Baustil ist das Erste der Raum, der sich in Wände hüllt. Überall drücken sich die natürlichen, dreidimensionalen Sperrungen und Spannungen des Raumes aus, der in ihnen lebendig erscheint. Wie hier Fläche gegen Fläche steht, wie die durchbrochene Fläche die dahinter stehende Wand sehen läßt, wie die Kapellen und Nischen hinter die Wand zurückgehen, überall scheint es, als sei der Raum selbst schöpferisch und baue und buchte sich selbst aus, immer sofort in seinen geradlinigen Tendenzen. Selbst Rund- und Spitzbögen

scheinen in der Art, wie sie in die gerade Wand hineingeschnitten sind, diesen Charakter der Wand mehr ausdrücken, als überwinden zu wollen. Der Raum scheint zu leben und sich in Wand, wie in plastischen Stoff einzudrücken, und das ihn charakterisierende Lebensgesetz ist das, welches da herrscht, wo unorganische Formen wachsen, das der Kristallisation.

So baut sich in der mittelalterlichen Kunst das Gebäude kristallinisch fort. Die Symmetrie ist nicht ängstlich. Es fällt gar kein Gewicht auf sie, sie ist — soweit sie überhaupt da ist — mehr eine Nebenfolge von Raumkristallisation. Die Säulen verraten überall und auf die mannigfaltigste Weise, daß sie nicht selbständige Stützen sind, auf welche übergelegte Balken und schließlich das Dach drücken, sondern daß sie die stehengebliebenen Reste einer durchbrochenen Wand sind. Dies gehört zum eigenartigsten Reiz dieses Stils.

Und die Wand ist farbig; am liebsten bemalt. Es ist ein Gefühl dafür vorhanden, daß die Farbe das Natürliche ist, daß das Weiß nur dahin gehört, wo es als Farbe und nicht als Negation der Farbe wirkt, daß es also immer nur in beschränkter Ausdehnung auftreten kann. Es gibt Ausnahmen, aber sie sind selten und wenig erquicklich.

Gegen diese Baukunst des natürlichen, kristallinischen Wachstums und lebendigen Raumes trat nun in der Renaissance die Kunst der gelehrten Konstruktion.

Schon der alte römische Baustil war eine Nachahmung, etwas nicht natürlich Gewachsenes, sondern die

Übertragung der Formen von etwas natürlich Gewachsenem auf andere Verhältnisse. Der Stil, aus dem er abgeleitet war, war tatsächlich ein Gerüststil und war es mit Recht, der Stil der offenen Halle. In der ganzen Renaissancearchitektur bricht diese eigentliche Bestimmung des neuen, ausgegrabenen Stils immer wieder hervor und zieht ihre Konsequenzen nach sich, die nun freilich, für andere Zwecke gedacht, die Unnatur immer mehr steigern.

Eine dieser Konsequenzen oder vielmehr die Hauptkonsequenz ist die, daß die Wände verschwinden. Es scheint nur noch Säulen, Pfeiler, Querbalken, Flachgiebel zu geben, zwischen ihnen sind Nischen für Heilige oder der Raum ist offen. Entweder wirklich offen in Fenstern und Türen oder scheinbar verhängt, nachträglich gefüllt, oder auch illusionär offen, durch Gemälde, deren offenbarer Zweck ist, die Wand zu verleugnen und einen perspektivischen Blick in eine außerhalb des Gebäudes befindliche Wirklichkeit zu öffnen. Dies ist die Bedeutung der Ausmalung in der Renaissance. Prinzipiell wird die Wand zu leugnen versucht. Deshalb muß womöglich der Stoff, auf den das Bild gemalt ist, dem der Wand ungleichartig sein, Leinwand. Das Wesen der alten Fresken wird nicht mehr verstanden. In der Art, wie in ihnen Personen und Ereignisse nebeneinander dargestellt sind und die Bildstreifen übereinander sich fortsetzen, drückt sich unübertrefflich die prinzipielle Unendlichkeit der Wand aus, in welche der Raum sich gedrückt hat, wie sie neben- und übereinander sich aufbaut. An Stelle dessen

treten nun die Bedingungen des Gemäldes, die Komposition der Gruppe im begrenzten Raum und das Loskommen von der Fläche. Schließlich wird sogar die Decke abgehoben und der offene Himmel zwischen die Sparren gemalt. Der beherrschende Zweck wird eben immer ausschließlicher die Illusion.

Und diesem Zweck dient nun auch das Weiß der Renaissance. Jemehr alle Konstruktionsteile leuchtend kreideweiß erscheinen, desto mehr drängen sie sich vor und das Gemälde als etwas Unzugehöriges, Andersartiges, eben als Nicht-Wand, zurück.

Desto betonter werden nun auch diese Betonungen, die fast so herauskommen, als etwa im sittlichen Leben die Zerlegung der natürlichen Güte in bewußt moralische Handlungen. Wie es etwas Wohltuendes um einen Menschen ist, der von Herzen gut ist, und etwas Unangenehmes um einen „moralischen" Menschen, etwas Erfreuliches um einen Menschen, der von innen her fromm ist und etwas Betrübliches um einen „Gläubigen" und „bewußten Christen", so gibt es wenig so Erhebendes, als den natürlichen, kristallinischen Rhythmus großer Flächen und Linien, an dessen Stelle die Renaissancezerlegung in wohlgegliederte Rahmengruppen trat, in denen jede Kleinigkeit mit riesigen Ornamenten, sozusagen mit Geschrei und Lärmen ausgedrückt oder vielmehr verzerrt ist.

Zu diesen Betonungen gehört das Weiß. Es betont ihren künstlichen, unnatürlichen, ihren lehrhaften Charakter. Ihren, sowie den der Entwicklung, die mit ihnen beginnt. Dieses Weiß galt nämlich für farblos, und des-

halb meinte man, daß die Architektur, sowie auch die Skulptur, wenn sie „rein“ ohne Zuhilfenahme fremder Kunst auftreten wollten, in Weiß arbeiten müßten. Das galt für selbstgenug und sogar für vornehm. In Weiß da würden Architektur und Skulptur gezwungen, alle Wirkungen aus sich selbst heraus zu bestreiten, da wären alle „Täuschungen“ ausgeschlossen, da wirke jede Kunst nur durch ihre eignen Gesetze. Das wäre nun ganz schön, wenn nur erstens das Weiß wirklich farblos, und wenn zweitens irgend nachgewiesen wäre, daß diese „rein architektonischen“, „rein skulpturellen“ Wirkungen ein wertvolles Ziel wären. Wen nicht etwa wissenschaftlich interessiert, was irgend eine Teilkunst „rein“ aus sich kann, für den wäre es doch schwer, einen Wert dieser „Reinheit“ zu empfinden. Für solche wissenschaftlichen Zwecke wären aber Studien und Experimente genug. Indessen, ist das Weiß wirklich keine Farbe? Schon das Märchen weiß es besser, das den Schnee, der ursprünglich farblos gewesen sei, eine Farbe suchen läßt. Er kommt zum Grab, das schwarz ist, das gibt ihm seine Farbe nicht, zum Veilchen, zur Rose, dann zu allen andern Blumen, schließlich zum Schneeglöckchen, dem er vorklagt, daß es ihm so gehe wie dem Wind, der auch keine Farbe habe und bloß so „brülle und bricke“. Darauf erbarmt sich das Schneeglöckchen, und deshalb ist es die einzige Blume, die vom Schnee geschont wird.

In der Tat, wer weiß nicht, wie stark farbig das Weiß auf mittelalterlichen Gemälden des öfteren vorkommt, wie stark farbig es auf einer kleinen Wand-

fläche durch grünes Gebüsch oder auf blauem Horizont wirken kann. Es ist die Frage, ob es nicht vielmehr die stärkste aller Farben ist und deshalb zur Hebung aller andern dient. Schwarz und Weiß ist der stärkste Kontrast; deshalb in dem alten Volksrätsel die Elster der bunteste Vogel ist, während wir, die wir bei dem Worte „bunt“ malerische Werte apperzipieren, das Gegenteil davon empfinden. Der Kontrast ist zu stark, um malerisch zu wirken. Das ist nun auch der Grund, weshalb dieser Kontrast seit alten Zeiten für die Schrift beliebt ist, in all den Fällen, wo nur Deutlichkeit und schnelle Lesbarkeit, nicht aber Schönheit oder malerischer Eindruck bezweckt wird. So ist Schwarz-Weiß die Gelehrsamkeitsfarbe geworden, sogar die Kleidung dieses gelehrten Geschlechts, daher auch die Farbe des protestantischen Kultus, der Gelehrsamkeit und Verständigkeit mit Geist und Geistigkeit verwechselte.

Manchmal weiß man nicht: ist alles weiß gehalten, damit in dieser aufdringlichsten aller Farben die Formen so stark als möglich sprechen sollten oder hat umgekehrt das Weiß dieses Ornamentgezappel nötig gemacht, um die Sprache der Farbe wenigstens durch die der Schatten ersetzen zu können, — in diesem Leichen- und Schattenreich.

Und die Malereien? Als Ausschnitte einer vorgetäuschten Wirklichkeit zwischen die Spieren des Renaissancegerüstes gesetzt, erhielten sie allmählich immer stärker den Haupttrieb, die Wirklichkeit nachzuahmen. Aus dem natürlichen Zweck der Malerei, die Wände zu schmücken, sie und die Bedeutung des Raumes, den

sie umgeben, auszusprechen, wurde der unnatürliche Zweck, die Wirklichkeit zu verdoppeln. Die immer stärker heraustretende naturalistische Tendenz aller Malerei seit dem Siege der Renaissance und dem Untergange der Freskomalerei, mag auch andere Gründe haben, einer der Gründe aber liegt hier, und wir glauben, ein Hauptgrund. Inzwischen stehen wir, wie am Ende der Renaissance, so am Ende des Naturalismus. Eine Weile werden sie noch machen. Aber schon geht es durch die Luft wie eine Ahnung neuer Möglichkeiten.

Es fällt auf, wie sehr diese Entwicklung derjenigen der Weltanschauung gleicht. Denn auch da füllte man das Gerüst der abstrakten Ideen, der philosophischen Bauformen der Antike, mit immer krasser werdendem Naturalismus. Und auch da kommen wir jetzt erst dazu, der Systeme zu spotten und die neuen Möglichkeiten zu ahnen, eine Weltanschauung, die der Geist selber aus sich herausbaut, im natürlichen Fluß der Gedanken, die nicht mehr als intellektualistisch fertiges Gitterwerk dastehen, sondern aus dem Wesen der Dinge wachsen, wie wir sie neu erspüren und erkennen lernten.

Man gebraucht das Wort Renaissance heute in viel weiterer Bedeutung, als wir es bis jetzt taten. Man datiert sie bis auf Masaccio zurück, man spricht von Frührenaissance, von pisanischer, ja von karolingischer Renaissance. Man setzt damit zwei Bedeutungen des Wortes ineinander, die nicht nur nichts miteinander zu

tun haben, sondern sich sogar widersprechen. Denn das einemal nimmt man das Wort in dem uneigentlichen Sinne der Wiedergeburt des Lebens überhaupt, des Aufwachens, und das anderemal in dem eigentlichen Sinne der Wiedergeburt eines bestimmten Lebens von vorher, nämlich der Antike. Die Vermischung dieser beiden grundverschiedenen Bedeutungen ging von den Verehrern der Antike aus und geschah zu ihren Gunsten. Indem sie das Wiederaufwachen der Antike mit dem Aufwachen des Geisteslebens überhaupt gleichsetzten, fügten sie zu der bloßen Bezeichnung eine Beurteilung und Wertung hinzu, und zwar eine falsche. Sie behaupteten, daß wo wirkliches Leben in der mittelalterlichen Menschheit sich geregt habe, das dem Wiedererwachen der Antike zuzuschreiben sei, und das ist völlig falsch. Sie stempelten dadurch das Mittelalter zu einer Übergangszeit, in welcher die Menschheit sich aus dem langen Schlafe nach der Völkermischung durch allerlei rührende Kindheitskultur zum alten Heimatshaus der Antike zurückgefunden habe, — so etwa als verlorener Sohn, der in der Barbarei Farben fraß und dann in die ewige Heimat der bleichen Klassik zurückkehrt.

Bei einer solchen Beurteilung wird alles verdreht, falsch gesehen und falsch gewertet. Das Aufleben im Mittelalter ist mindestens ebenso stark, als durch die Einflüsse antiker Bildungselemente, durch diejenigen der orientalischen Kultur angeregt worden. Vor allem früher und wohltätiger. Denn da sie weniger stark ins Bewußtsein traten, so haben sie die freie Entwicklung nie

gehindert. Zudem berührt in ihnen Leben sich mit Leben. Der ungeheuere, breite, phantastische Strom von geistigem Leben, der als buddhistische Königsweisheit in Indien aufbrach und in den verschiedensten Wandlungen durch mittelalterliche Novellistik und Ritterromantik hindurch in Shakespeares Dramen einerseits, im Volksmärchen andrerseits endigte. Dazu das Arabertum, das von Spanien her allerlei Weisheitsgedanken, Bauformen und auch wohl Lebensformen nach Norden sandte. Das alles hat auf das allerwohltätigste gewirkt, so wohltätig, daß man immer wieder den Versuch machen kann, alle diese Einflüsse überhaupt abzuleugnen.

Auch daß man das geistige Erwachen ganz einseitig in Gegensatz zur christlichen Überlieferung setzt, ist mehr tendenziös durchsichtig, als daß es irgend einer Wahrheit entspräche. Ihr Einfluß hat vom heiligen Franziskus und Meister Eckart, dem Mystiker, bis zu Savonarola und Luther zur geistigen Aufweckung sogar mehr getan, als Orient und Antike. Keins von diesen Elementen ist ohne das andere da. Sie alle regten nur an, so daß der Geist der mittelalterlichen Menschheit mit ihnen schaltete und gegen jedes von ihnen selbständig blieb.

Eine eigenartige Kultur von höchster Originalität, deren Schöpfungen alle durch eine seltsame, tiefe Glut, durch eine jugendliche Sprödigkeit und durch den Eindruck eines unermeßlichen Reichtums an Zukunftsmöglichkeit ausgezeichnet sind, ist entstanden. Man kann, so will es einem bedünken, schier Unermeßliches noch

von dieser Entwicklung erwarten, falls die Kräfte in rechter Spannung bleiben.

In diesem Augenblick beginnt die Zersetzung. Eines der Elemente löst sich aus der Verbindung und macht sich zum Herrscher, statt wie bisher mit den andern zusammen zu dienen. Damit ist die Aufwärtsbewegung zu Ende. Der unerhörte Aberglaube beginnt, daß es ewige Gesetze alles Seins nicht nur, sondern auch Lebens gibt. Nun sind die Gesetze des niederen Lebens auch im Höheren, aber die des Höheren nicht im Niederen. Je umfassender also, je allgemeiner, je „ewiger“ ein Gesetz, desto niedriger ist es. Deshalb bedeutet die Verkündigung der allgemeinen Gesetze, daß das Niedere über das Höhere herrscht, die Vergangenheit über die Zukunft, das Unorganische über das Organische — der Tod über das Leben. Dies ist die Bedeutung der Renaissance. Mit ihr beginnt die Herrschaft der Wissenschaft. Unter ihrer weißen Leichendecke liegt das bunte, das frohe, lebensvolle, das keimereiche Mittelalter begraben. Sie ist kein Anfang gewesen, sie war ein Ende. Ein Zurückschlucken der Entwicklung, wenn man will. Nur daß, wenn etwas Altes wiederersteht, eben nicht mehr das Alte wiederersteht. Vergangenes kehrt nicht ins Leben. Aber die Gespenster der Toten können das Leben bezwingen. Dann wird das Leben zu einer gespenstischen, mechanischen Wiederholung. Alles Entscheidende liegt in weiter Vergangenheit. Aller Wert beruht im Gehorsam gegen die Vergangenheit und in ihrer Erfassung. Alle Phantasietätigkeit beschränkt sich auf kombinatorisches Geschick in der Neuanwendung

der ewigen Formen. Alle Frömmigkeit auf die Glut der Unterwerfung und Pietät. Alle geistige Arbeit auf wissenschaftliche Erforschung. Der weiße Puder der Gelehrtenperücke ist das richtige Symbol dieser Zeit.

Die ganze unerquickliche, naseweise Besserwisserei, die überall zu Hause ist, wo man auf Grund angelernter, statt erlebter Ergebnisse das Leben zu richten unternimmt, zeichnet diese Zeit aus, und sie ist der geistige Zustand, der den Stolz erklärt, mit welchem man die Giottischen Fresken in Santa Croce in Florenz zukalkte.

Wenn man Maßstäbe anwenden will, die etwas Wesentliches bezeichnen, statt irgend eine zufällige Äußerlichkeit, so muß man unterscheiden zwischen einer Epoche, in welcher der mittelalterliche Geist, durch allerlei fremde Anregungen geweckt, *sich* ausspricht und zwischen einer Epoche, wo er nicht mehr *sich* wecken läßt und *sich* ausspricht, sondern wo ein verstorbener Geist wieder erweckt, „wiedergeboren" wird, seine „Renaissance" erlebt, und wo man nicht sich, sondern *ihn*, diesen auferweckten auszusprechen sucht.

Byzantinischer, romanischer, gotischer und auch noch Frührenaissance-Stil bezeichnen eine einheitliche Epoche natürlicher Bauentwicklung, in welche die Renaissance als etwas natürlich Vorbereitetes, aber in seiner Übermacht und in seinen Ansprüchen nun doch Fremdes hereinbricht.

Auch in Italien! Die Wahrheit des Urteils, daß hier die Renaissance etwas Heimisches, eben eigene alte Vergangenheit gewesen sei, ist eine sehr geringe. Denn

freilich wird eine Repristination da anders wirken, wo die wieder aufgeweckten Zustände zu Hause waren. Aber es gab auch in Italien keine alten Römer mehr, und auch die waren in ihrer Kultur schon unselbständig gewesen. Und wenn immerhin alle Übergänge in dem an den Anblick der alten Trümmer, und was mehr sagen will: an ihre Mitverwendung gewohnten Lande glatter, bruchloser verliefen, als bei uns, so bleibt es doch dabei, daß das mittelaltrige Italien mit dem mittelaltrigen Norden eine Kultureinheit darstellt gegen die Kultur der Renaissance, die, wenn auch nicht für das Land, so doch für das Volk auch in Italien etwas Neues, Fremdes und Zerstörendes war. Eben etwas nicht aus dem Leben, sondern aus dem Studium und der Theorie Stammendes, etwas Gelehrtes.

Wir denken natürlich nicht daran, die Segnungen der Wissenschaften irgendwie gering zu achten, geschweige, daß es uns ins Mittelalter zurückverlangt. Wir leben mit allem unserm Denken, Fühlen, Wollen in der Zukunft. Wir möchten aber, nachdem die Renaissance geleistet hat, was sie leisten konnte, und verwüstet hat, was sie verwüsten konnte, nun endlich Abschied von ihr nehmen, um mit ganzer Wendung Zukunft zu bauen. Man soll für Kunst und Religion, die lange genug brach lagen, nicht wieder und wieder in der Renaissance die Anknüpfung nach rückwärts suchen, sondern, sofern und soweit man eine solche braucht, soll man sie da suchen, wo die Renaissance die natür-

liche Entwicklung zerriß. Man muß sich klar darüber werden, daß die Renaissance ein Umweg und ein Abweg war. Wir sind trotzdem vom Fleck gekommen in dieser Zeit und haben allerlei gute und brauchbare Dinge gefunden, vielleicht auch einige, die wir auf dem geraden Wege nicht gefunden hätten, aber es ist nun genug. Wir müssen nun wieder anfangen, unser eigenes Leben zu leben. Die Renaissance war für uns eine Schulzeit. Derart, wie wir leider selbst unsere Schulzeit durchmachen. Wir bekommen eine Masse fremder Dinge über den Kopf geschüttet. Und soweit es geht, entledigen wir uns dann ihrer und versuchen unsere natürliche, innere Struktur wiederherzustellen. Wir kehren nicht zu den Gedanken der Kindheit zurück, aber zur Natürlichkeit, die wir damals auf niederer Stufe hatten. Nichts ist lächerlicher, als in der Art unserer neuen Kirchen- und Kasernengotik den alten Stil wieder hervorzuholen. Aber wir sollten wieder lernen, den Raum sich selbst sein Haus bauen zu lassen, statt ihn in das ein für allemal fertige Renaissancegitter zu stecken.

Unsere Zeit leidet abwechselnd an hartnäckiger Traditionssucht, einer Art geistiger Verstopfung, und dann wieder an allzu eiliger Modernitätssucht. Es gibt Leute, welche bei jedem Hinweis auf alte Zeiten aus der Haut fahren möchten. Aber wie diese Haut sie durchaus nicht herausläßt — die Jahrhunderte und Jahrtausende schufen an ihr — so steht es auch mit den geistigen Dingen. In einer Zeit, in der jeder Grashalm und jede Eintagsfliege Produkt langer Entwicklungen

sind, wird auch eine neue Kunst, eine neue Weltanschauung nicht von selbst und von heute auf morgen geboren.

Aber es bedarf hier keines philosophischen Raisonnements. Die einfachen Tatsachen liegen kontrollierbar da. Wir sind seit einem Jahrzehnt von Werken neuer Kunst umgeben und es ist kein Geheimnis, daß die Anregung zu dieser neuen Kunst von England ausgegangen ist. Wir haben zu England das Verhältnis einer unglücklichen Liebe. Wir haben ihm viel vorzuwerfen; aber jedesmal, wenn sein Einfluß bei uns stark wurde, war es für uns eine Befreiung und eine Aufwärtsbewegung. Es hat etwas gesund Anregendes für uns. So zu Lessings, Herders und des jungen Goethe Zeit für unser Schrifttum, so heute für unsere bildenden Künste. Und woran liegt das? Daran, daß England die nicht klassizistischen Elemente der abendländischen Kultur am kräftigsten und eigenartigsten ausgebildet und entwickelt hat. In England hat die Renaissance nie in dem Maße geherrscht, wie bei uns, ist der mittelalterliche Stil nie völlig unterbrochen worden, sondern in eigenartiger Form durch die Jahrhunderte weitergegangen. England hat sich die ganze unnatürliche Zuende-naturalisierung der Malerei geschenkt. Seine moderne Malerei beginnt um 1850 mit einer bewußten und starken Betonung der Gotik. Man nennt diese Maler Präraffaeliten. Aber man muß vorsichtig sein, wenn man Konsequenzen aus dieser Benennung ziehen will. Man glaubt leicht, jene Maler hätten aus einer Art Überfeinerung auf unentwickelte Stile zurückge-

griffen. In Wirklichkeit aber scheint es sich für sie gar nicht um eine wirkliche Repristination gehandelt zu haben, wie ein ähnliches Vorgehen bei uns es gewesen wäre, sondern um eine stärkere Betonung des gotischen Elements ihrer Kultur, um die dem entsprechende Malerei und um die stärkere Abstoßung der Renaissanceeinflüsse. Nun jedenfalls: hier ist der Ursprung des neuen Stils. Man kann sagen: er ist weiter gar nichts als die von der Renaissance nicht unterbrochene Fortentwicklung des uns natürlichen ältern, in der Gotik gipfelnden Stils. Daß die englischen Schöpfungen in Möbeln sowohl als Bauwerken, als wir einmal ihre vornehme Schönheit begriffen hatten, so fabelhaft modern auf uns wirkten, daß sie in manchen Formen geradezu aus der neuen Glas- und Eisentechnik herausgewachsen zu sein schienen, das ist nichts anderes, als ein Beweis für die Entwicklungsfähigkeit dieses Stils, den man nicht verstanden hat, wenn man „Spitzbogen“ gesagt hat, und den als einen lebendigen zu verstehen, man erst einmal alles gewaltsam aus seinem Gedächtnis ausradieren muß, was bei uns an Romanischem und Gotischem neu verbrochen wird.

Denn wir, an künstliche Auffrischung toter Kunst — eben an „Renaissance“, statt an Leben — gewöhnt, behandeln nun auch den natürlichen wie einen toten, kodifizierten Stil. Wir können ohne diese ewigen Gesetze nicht mehr leben.

Dem gegenüber handelt es sich für uns darum, was der alte natürliche Stil für uns bedeutet, und was die Anknüpfung an ihn bedeutet.

Und hier nun wollen wir einem das Wort geben, der nicht wohl in den Verdacht reaktionärer Tendenzen kommen kann, nämlich Henry van de Velde, der von der modernsten Richtung der modernen Kunst, dem Neoimpressionismus, ausgegangen war und das Gefühl höchster Modernität bei den englischen Möbeln gehabt hatte. Er faßt die „Gesetze" des uns natürlichen Stils, der Gotik, wie er einfach sagt, dahin zusammen: Sie zwingen uns „zu schlagender Logik in der Struktur der Gegenstände, zu unerbittlicher Logik bei Anwendung der Stoffe: Holz, Metall, Gewebe, Gläser. Sie verlangen ferner eine offene und stolze Schaustellung des Herstellungsverfahrens; der Weise wie man diese Stoffe behandelt und das anstandslose Eingeständnis der bei ihrer Zusammenfügung angewandten Mittel; endlich ein gewissenhaftes Gleichgewicht zwischen der Ornamentik und der Oberfläche oder dem Gegenstand, für den sie bestimmt ist."*)

Und weshalb nun die „gotische" Herkunft dieser in der Tat kaum erschöpflichen, modernen Prinzipien wahren? Um dem Neuen, sagt er einmal kurz, „eine erlauchte Abstammung zu sichern, uns über die Rolle, die wir spielen, zu beruhigen und uns die moralische Verantwortung, die sie nach sich zieht, zumessen zu lassen".

Des näheren versichert er vor allem, daß er nicht daran denke, von der Leidenschaft zu lassen, gerade unser Jahrhundert zu begreifen, sich seiner zu freuen und an seiner Arbeit zu arbeiten. Sein ganzes Lebens-

---

*) Renaissance im Kunstgewerbe. Berlin. 1901.

werk liefert den Beweis der Wahrheit. Es handelt sich bei der Berufung auf den Vor-Renaissancestil gerade darum, uns Mut und Zuversicht für den neuen Weg zu geben. Im Anfange der Bewegung, sagt er von sich und seinen Freunden, hätten sie gekämpft als Leute, die an der Schönheit verzweifelt hatten. Die Hoffnung auf einen Sieg wäre ihnen damals um so unwahrscheinlicher erschienen, als sie überzeugt gewesen wären, daß die Bewegung keine Beziehungen zur großen Masse habe. Erst seit dem Tage hätten sie Hoffnung und Glauben empfunden, als sie begriffen, wie sehr ihre Kunst verwandt sei, mit dem eingeschlafenen Kunstgefühl dieser Masse, mit der Richtung, die unsere Rasse hervorbrachte, als sie frisch aus der Barbarei hervorgegangen war und der Welt ihr Schönheitsideal, die gotische Kunst, schenkte. Vorher sei ihm die Bewegung als eine künstliche, fast wie das private Werk des Ästhetikers Ruskin*) und seines Anhängers Morris erschienen; dann aber glich sie einem stürmischen

*) Von dem nun die umfassende Diederichssche Ausgabe der Vollendung entgegengeht. Ruskin gehört zu jenen unschätzbaren Geistern, welchen das stete und unwillkürliche Zusammenschauen des Gleichartigen eignet. Man kann kein Kapitel von ihm lesen etwa über Säulen oder über Giebel, ohne zugleich eine ganze Welt und Weltanschauung zu durchwandern. Und man braucht diese nicht ohne weiteres zu teilen, um doch sich auf das Lebhafteste durch sie angeregt und gefördert zu finden. Solche Geister mit der Notiz erstechen zu wollen, daß sie wissenschaftlich nicht völlig auf der Höhe stehen, ist eine traurige, aber unseres Zeitalters würdige Unternehmung.

Drange, der zur richtigen Stunde kam und um so unwiderstehlicher zu werden verspricht, als er lange eingezwängt gewesen war.

Und nun spricht er von der Verdrängung der Gotik. Zuerst davon wie der Geist dieser Kunst im zwölften Jahrhundert nach der endlosen Nacht vor dem Jahre Tausend sich aufgerichtet habe, unerhört, Staunen erweckend. Wie er seine Kräfte verschwendet habe, wie aber noch sicherer als seine eigenen Übereilungen etwas anderes ihn töten sollte:

„Die Luft verpestete und vergiftete sich; Menschen ohne Ehrfurcht hatten den Boden aufgewühlt, unter dem das Altertum geschlafen hatte, um seine Schönheit zu sehen, zu kennen und zu genießen. Wie auch immer; es war Heiligenschändung und Leichenraub! Seine Schönheit erstand von neuem, und wahrhaftig, ich will sie nicht leugnen, aber ich leugne, daß sie eine reinere war, als die damals herrschte und daß sie mehr Recht auf Leben und Sieg hatte. Aber jene Ausgrabungen .... erfüllten uns, zusammen mit dem Unverständnis für die Geistes- und Herzenseigenschaften unserer Rasse, mit einem so verderblichen Gift, daß es noch manchen Jahrhunderts bedürfen wird, bis wir die Erinnerung an das wieder erworben haben werden, was wir vorher gewesen sind. Wir schütteln gegenwärtig eine Nacht von uns, die ganz anders ist als die, welche der Geburt der Gotik vorausging. Jene war von einfachen und befruchtenden Vorgängen ausgefüllt, diese, welche allein noch im Bewußtsein lebt, war eine Nacht voller Albdrücke, voll Nervenzerstörung und gräßlicher Ver-

irrung. Dereinst wird man richtiger über sie urteilen und erst feststellen, wie sie in ihren Folgen furchtbar toll und todbringend gewesen ist .... Die Nacht, deren Finsternis uns noch auf Hirn und Augen drückt, erscheint mir wie eine ungeordnete Folge unzusammenhängender Träume, deren Verwirklichung leibhaftig und greifbar vor uns steht ... Der Traum ist aus Steinen, die Nacht war schwer, und die Zusammenhanglosigkeit reizt uns noch immer und sucht uns noch immer mit ihrem falschen Luxus und ihrer falschen Auffassung des Lebens zu locken."

Zwischen uns und unsre Vernunft hätte sich eine Menge von Dingen eingeschlichen, und dies sei der Grund eines großen allgemeinen Verfalls in Kunst, Wissenschaft und Moral geworden. Er illustriert jene Trennung des Menschen von seiner „Vernunft" durch Beispiele seines spezielleren Gebietes, der Ornamentik. Es sei dahin gekommen, daß man nicht mehr von dem Gegenstande ausgegangen sei, den man machen wollte, und die ihm eignenden schönen Linien aus seiner natürlichen Form entwickelt habe, sondern man sei vom fertigen Ornament, etwa der Muschelform, ausgegangen und habe die Frage gestellt, wie man sie für diesen oder jenen Zweck verwenden, benützen könne.

Wir haben diesen feinempfindenden, tief und sehr selbständig reflektierenden Künstler so ausführlich zu Worte kommen lassen, um zu beweisen, wie man von einer betont modernen Stellungnahme aus, und gerade von ihr aus zum Anschluß an den Vorrenaissancestil kommen und zu ihm raten kann, einfach weil, oder viel-

mehr sofern er der uns natürliche ist, der einem gelehrten Fremdstil vorübergehend hat weichen müssen.

Van de Veldes Sätze sind uns interessant, weil es sich in ihnen um die höchst persönlichen Bekenntnisse eines Mannes handelt, der ein fast körperliches Gefühl von der Fremdheit und Verderblichkeit der Renaissance hat. Man weiß, daß ganz Ähnliches auch von Böcklin gilt.

Vor allem finden wir bei Van de Velde in so ganz anderer Ausdrucksweise und von so ganz anderen Voraussetzungen aus, dasselbe Gefühl wieder, dem wir selbst auf unsere Weise Ausdruck suchen, und das wir immer mehr als das unserer ganzen Zeit gemeinsame Erlebnis empfinden:

Zwischen uns und den Dingen, die wir schaffen oder begreifen wollen, steht nicht mehr unser geradestes und tiefstes Gefühl, unsere einfache, kräftige Anschauung, die uns natürliche, beste und reinste Überzeugung, sondern eine Welt von fremdartigen Formen. Sie zwingen uns unser einfaches Fühlen, Wollen, Erkennen in uns selbst zu zersetzen und in neuer Struktur wieder aufzurichten, damit es uns ästhetisch, moralisch, religiös, wissenschaftlich verantwortbar erscheine. Und auch dies wird allmählich eine gemeinsame Einsicht, daß wir diese innere Verbauung unseres geistigen Lebens jenem Einbruch unnatürlichen und geschraubten Denkens und Fühlens verdanken, das wir Renaissance nennen, genauer und richtiger gesagt: ihrer Heiligsprechung und Kanonisierung. Wie sie in der deutschen Schule seit drei Generationen mit Staatszwang zur

Grundlage aller höheren Bildung gemacht worden ist, darüber wird an anderer Stelle zu handeln sein.*)

Sicherlich, die Hauptsache ist nicht die Anknüpfung nach rückwärts. Sie kann sogar — wie wir zur neuen Kirchen- und Kasernengotik schon bemerkt haben — mehr schaden als nützen. Die Hauptsache ist die Erweckung und Stärkung der rechten Instinkte für die Zukunft. Aber eben hierzu ist ein wichtiges Mittel die rechte Beleuchtung der Vergangenheit. Ein naturhafter, gesunder Baum entwickelt Zweige und Wurzeln gleichmäßig. Solange die ungeheuerliche Lüge herrscht von der Renaissance als dem einzig nennenswerten Ereignis der europäischen Kulturgeschichte seit der Antike, oder wenigstens seit der Christianisierung, solange kann ein natürliches Gefühl nicht aufkommen.

Eine natürliche, ungeschraubte Stellung nehmen zur Geschichte ist auch allein schon eine Widerlegung der Renaissance. Man schreibt ja der Renaissance die Erweckung des historischen Sinnes zu. Sehr mit Unrecht. Für die Renaissancehistorie ist die Geschichte nie etwas anderes gewesen, als der mit Quellen und Anmerkungen versehene Kodex der „ewigen Gesetze", nicht aber das, was sie für eine ungekünstelte Betrachtung ist: Unsere Vorgeschichte und die Vorgeschichte unserer Zukunft.

Die Geschichte ist lebendig, nicht in Geschichtstabellen und Historienbüchern, auch nicht in Urkunden, selbst nicht in ihren großen Schöpfungen, —

*) Vom Kulturwert der deutschen Schule. Jena. 1904.

es sei denn, wir verstünden, daß wir selbst die größte und dazu die einzig wichtige Schöpfung der Geschichte sind. In unseren tiefsten Instinkten lebt sie, denn da geschieht sie; da geschieht sie weiter.

Erst diese Instinkte vernehmen und sie mit der eigenen Zeit und ihren Stimmen in Rapport bringen; dann ihre Spuren zurückverfolgen, um sich Bewußtsein, ruhige Festigkeit und den sieghaften Sinn zu holen, das heißt sich festzuwurzeln, das ist die richtige Stellungnahme zur Geschichte.

Was uns die Gegenwart und besonders die Kunstentwicklung der Gegenwart zeigt, das sind allerlei Zeichen dafür, daß wieder ein gemeinsames Erleben durch die Menschen gehen und sie in Suchen und Arbeiten zusammenführen will.

Aber das wäre ja der Werdeprozeß einer neuen Kultur, den mitzuerleben wir zu Anfang die Sehnsucht aussprachen. Und wir wären mitten in ihm begriffen. Wir empfinden stark genug die Häßlichkeit und Plattheit, aus der wir hinausstreben, so wollen wir auch die Freude zu empfinden versuchen der großen Möglichkeiten, die sich öffnen.

Und das Herz stark behalten in dem, was wir wollen. Es ist eigen, daß immer bisher, wenn der deutsche Geist sich zu erheben und auf den Berg zu gehen begehrte, der Böse ihm nachschlich und ihm das blendende Reich des schon Fertigen zeigte: Dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest. Das brach die neue Hoffnung und lähmte die Entwicklung, und das nannte man dann „Renaissance“.

Artur Bonus.

UND VERGIB UNS UNSERE SCHULD.

Das Jahrhundert des Zweifels und der Reaktion, der Skrupellosen und der Willenslosen, die eine Beute jedes starken Räubers wurden, das vergangene Jahrhundert hat uns viele neue Zweifel beschert, kleine Zweifel mit wissenden Augen und alten, weltmüden Gesichtern. Es hat uns in der Natur ein sinnloses Getriebe mechanischer Teile und seelenloser Kräfte und in der Geschichte ein alles zermalmendes, ebenso sinnloses Getriebe wirtschaftlicher Nöte als das wahrhaft Wirkliche vor die erschreckte Phantasie zaubern zu müssen gemeint. Vielen Menschen kam diese Welt der ‚Gesetze‘ als der Abgrund vor, in den ihr Glauben und Wollen versinken müsse. Da versuchten es denn die einen, mit den Rosenranken des Genusses sich diesen Abgrund zu verdecken, die andern aber glaubten, mit zusammengebissenen Zähnen und starren Augen ihn verleugnen und aus ihren schwindelnden Seelen bannen zu können. Allein der Kühne, der hinabschaute und Schritt vor Schritt hinabzusteigen sich anschickte, der sah bald, daß auch hier Leben war, Blumen blühten und Vögel sangen und der blaue Himmel sich auch über diesen Klüften in seiner Schönheit und Tiefe ausspannte.

Nicht die neuen Zweifel, die unser Jahrhundert ge-

schaffen hat, sind es, die uns am schwersten auf der Seele liegen. Am schlimmsten ist die Nacht, die sie uns schaffen, wenn in ihr uralte Gespenster umzugehen beginnen, die bösen Gedanken der Jahrhunderte, die Zweifel, die schon über die Erde schlichen, als das Märchen vom verlorenen Paradies von müden Seelen zuerst geträumt ward, als jener Gott sich zuerst den Menschen offenbarte, der der Väter Sünden heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, den unschuldigen Kindern mit den hellen Augen, die von Gut und Böse noch nichts wissen, als die Dichter Griechenlands von dem unheilvollen Fluche kündeten, der über ganzen Familien liegt, und wahrlich über denen, die die Gottheit hochgestellt hat in Macht und Glanz. Seit Menschen denken und sittlich wollen, noch bevor sie fragten nach Sonne und Mond, nach Himmel und Erde, schloß sich ihnen die tiefste Frage ihrer Seele auf, ob ihre Tat wirklich *ihre* Tat sei, die Frage nach der Schuld.

Und das ist das schlimmste, was uns das Grübeln unserer Zeit gebracht hat, daß dieser alte Zweifel heute wieder lebendiger umgeht als je zuvor, daß kein Jahrhundert unserer abendländischen Entwicklung wenigstens diese bösen Geister so häufig geschaut hat als das unsere.

Denn nie zuvor haben die Menschen so klar das gesetzmäßige Walten aller Kräfte der Natur geschaut, nie zuvor den mechanischen Zusammenhang alles Werdens, alles dessen, was in uns und um uns lebt und webt, so erkannt; nie zuvor hat man so sicher

gewußt, daß unser Höchstes und Bestes mit dem Leben und der Gesundheit unseres Körpers zusammenhängt, mit ihr reift und mit ihr zerstört werden kann durch ein sinnloses Zusammentreffen äußerer Umstände. Wo früher harte und ungenügend unterrichtete Jahrhunderte Schuld und Strafe sahen, wenn ein Menschengeist in die Nacht des Wahnsinns versank, da sehen wir schwere körperliche Krankheit, vor der auch das Edelste im Menschen nicht sicher ist: ein Band eherner Notwendigkeit umschließt Körper und Geist. Wo man früher Schuld und Sünde glaubte, die dem Teufel Tür und Tor öffne, da wissen wir heute, daß da Verhängnis ist, und wir erkennen die Verwechslung, die man so lange beging. Und so ist es uns nicht bloß mit den Wahnsinnigen geworden.

Auch bei den Menschen, die wir zu den normalen rechnen, sehen wir tiefer als andre Zeiten, wie ihr Bestes und Bösestes mit einer Notwendigkeit verknüpft ist, die kein Gott in ihre Hand gegeben hatte. Und würden auch die Menschenkinder geboren wie weiße Blätter, unschuldsrein: nicht ihre Hand würde das meiste auf sie schreiben. Fremde Hände würden, noch ehe sie von sich selber wissen, auf ihnen mehr Spuren zurücklassen, als sie je mit eigenen Händen zu schreiben vermögen. Selbst gute und sorgfältige Eltern, wie oft beobachten sie sich bei der Erziehung ihrer Kinder auf Fehlern, wieviel heftiges Zufahren, wieviel sorgloses Sichgehenlassen — und alles gräbt seine tiefen Spuren in die weiche Tafel des Kinderherzens ein. Denken wir aber gar an die vielen Tausende von

Kindern, die ihr Schicksal in diese Welt hinausgestoßen hat an Plätze, wo keine Sorgfalt und keine erzieherische Liebe über ihnen wacht, nehmen wir all die Tausende, die unter den schrecklichsten äußeren Verhältnissen heranwachsen — wie wollen wir ihre Schuld wägen und messen? Schafft sich der Mensch wirklich sein Schicksal selbst? — Auch wenn die Menschenkinder geboren würden, innerlich frei und gleich, weiße Tafeln und unbeschriebene Blätter, sie wären nicht Herren über sich selbst.

Aber so werden wir nicht geboren. Dieser schöne Glaube, mit dem das achtzehnte Jahrhundert sich das Leben leicht machte und die Schuld jedem einzelnen zuwies, ist nur Wahnglaube. Das neunzehnte hat wieder die alte Weisheit des Wortes gelernt, daß sich der Väter Sünde an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied rächt. Wir verstehen wieder das herzzerreißende Aufschluchzen des Psalmsängers: in Sünden empfangen und geboren. Wir tragen alle in unserem Wesen das Wesen unserer Vorfahren mit uns herum, und was wir von ihnen ererbt haben, dessen ist mehr, als was wir selber an uns schaffen. Uns allen ist nur zu gut bekannt, wie gerade von der Tatsache der Vererbung aus unsere modernen Dichter und Denker, und die das Recht unseres Volkes schaffen und Strafen für die Verbrechen festsetzen, irre geworden sind an unseren früheren Gedanken über Zurechnungsfähigkeit, über Schuld und Anteil des einzelnen an seiner Tat, wie gerade von hier aus die stärksten Zweifel an dem überlieferten Christentume wachgeworden sind.

Endlich schau in dein eigenes Herz! Hast du schon über dich selbst nachgedacht, wie das zustande gekommen ist, was du deine Art, deinen Charakter, dein Selbst nennen darfst!

Als du Kind warst, hattest du kindische Anschläge, und weil alle Welt von dir forderte und dir befahl, meintest du, du brauchtest dir nur zu befehlen und von dir zu fordern, und du könntest alles, was du solltest und wolltest. Aber als du reifer wurdest, und Wollen und Leidenschaften in dir erwuchsen, die das Kind nicht ahnte, da entbrannte ein zäher Kampf, heiß wogte die Schlacht, und unzählige Niederlagen standen trauernd neben deinen frohen Siegestagen. Und wenn du nun zurückschaust, so siehst du vielleicht, wie schon in fernen Tagen Neigungen gleich schweren Wetterwolken früh auch am hellen Himmel deiner Kindheit standen, nur so groß „wie eines Mannes Hand", aber dem Kundigen weissagend und drohend genug. Und wenn du heute nach manchen Siegen hinblickst auf den Kampf, den du mit dir und deiner Väter Erbe hast kämpfen müssen, ist's nicht noch immer wie ein fernes Wetterleuchten über dir, das dir kündet, daß noch immer wieder Sturm und Wolken zurückkehren können? Es liegen Mächte in uns, die wir vielleicht gebändigt haben, vor deren Erwachen wir aber immer noch zittern müssen. Es sind Nächte in uns, deren Dunkel der lichte Strahl unseres sittlichen Willens vielleicht nie ganz vertrieben hat.

Und schau deine einzelne Tat! Solange der Sturm der Reue dir durch's Herz braust, so lange meinst du wohl,

du hättest wählen können zwischen deiner schlimmen Tat und dem guten Ziel, das dir auch vor Augen stand: aber wenn der Sturm vorüber ist, den die Tat nach sich führte, wenn deine Seele müde geworden ist, dann siehst du bald, daß dich deine Tat überrascht hat, daß du gar nicht das Böse tatest, weil du es böse wolltest. Du bist kein Teufel, sondern ein Mensch. Es war wie ein Nebel vor deinen Augen, dein sittliches Urteil war verwirrt, und als es noch mühsam rang, da war die Tat schon geschehen, deine Tat und doch nicht deine Tat. Und wenn du dich besinnst und quälst und den Augenblick suchst, wo die Tat noch deine war, da du noch konntest und nicht konntest, da war es ganz in der Ferne ein Augenblick, in dem du noch gar nicht wußtest, was am Ende des Weges sein würde, den du in harmloser Reinheit zu gehen begannst. Und als du am Ende standest, da hattest du keine Wahl mehr, da trieb es dich, der Nebel hüllte dich ein. Die Tat war getan und sie lag vor dir, grausam und schrecklich, ein Stück von dir und doch nicht deine Tat, und doch dir innerlich angehörend, stärker, als wenn sie nur deine Tat gewesen wäre, denn sie war ein Stück deines Wesens.

Daß ich ein grobes Beispiel brauche, das auch die feinsten Handlungen und Unterlassungen trifft: selbst unser Recht, das nur hinkend unserem Gewissen und unserem Tun zu folgen vermag, billigt dem jungen Burschen milderne Umstände zu, der in harmloser Freude den hellen Kirchweihsonntag begann und in der Nacht sich wiederfindet mit dem Messer in der

Hand neben seinem erstochenen Genossen. Wo war der Augenblick, da er seine Tat noch hätte mit fester Hand packen und erwürgen können? Nun ist sie geboren, wächst und wird groß, und wenn er einst das Gefängnis verlassen wird, wandelt sie ihm nach und stürzt ihn so leicht in neue Schuld.

Ist es ein Wunder, daß so viele irre werden an ihrem freien Wollen und an ihrem Können, an ihrer Verantwortlichkeit und an ihrer Schuld?

Gewiß sind viele zu früh irre geworden und haben müde die Hände in den Schoß gelegt, weil diese Zweifel ihrem eigenen nach Genuß und Gut verlangendem Herzen entgegen kamen. Aber alle können wir so nicht verdammen. Es sind doch gewiß Worte aus einem aufrichtigen und edlen Herzen, die mir neulich nach einem Vortrage ohne Namensunterschrift zugingen, aus dem heiß aufschluchzt, was andere still in sich tragen: „Die bittersten Zweifel entstehen nicht durch den Gedanken an das Leid im Menschenleben, sondern durch den Gedanken an die Schuld. Aus Leid und Schmerz wird das Höchste und Edelste geboren, wozu aber die Schuld? Neue Schuld, eine furchtbare Kette. — Ein schwacher Augenblick im Leben manches Menschen — wie furchtbar ist die Folge für ihn, für andere. Wer läßt uns so schuldig werden? Gott? Wir selbst, unser freier Wille? Ist der Wille in uns im tiefsten Grunde nicht Gottes Wille? (Anders ist Gott ja nicht Gott!) Irgend eine andere Macht? Dann ist Gott erst recht nicht Gott. Will Gott also den Menschen schuldig machen? Wozu?“ Liest man solche Worte,

dann werden auch die unter uns, denen niemals Zweifel die Seele müde gemacht und das Herz zerrissen haben, wissen, daß sie aus einem tief bekümmerten Gemüt geflossen sind, und sich hüten, mit hartem Verdammungsspruch ein solches Menschenkind hinauszustoßen.

Es ist zu natürlich, daß, wo unsere Urgroßväter noch mit Stolz und tapferer Zuversicht an Freiheit und Menschenwürde, an Gott und Unsterblichkeit glaubten, in der Enkel Brust Zweifel an all diesen hohen Ideen eingezogen ist. Und die Sehnsucht nach Erlösung, deren einst die Väter nicht mehr zu bedürfen meinten, da ihre junge Jugend den Himmel zu erstürmen sich zutraute, sie ist in vieler Enkel Herzen wieder aufgewacht; aber nicht mehr eine Erlösung, welcher der Übel größtes die Schuld ist, sondern das Leid. Denn in furchtbares, sinnloses Leid hat sich ihnen die Schuld gewandelt. So hat denn auch Jesus bei vielen, und oft sind es die besten unter uns, immer mehr die Züge jenes Weisen aus dem Morgenlande angenommen, der das Leben zuerst als Leid und als Erlösung jene stille Ruhe der Seele zu erkennen zeigte, die nichts will und nichts begehrt, nur versteht und mitleidend erlöst. Wer aber eine starke und gesunde Natur hat, einen jungen und feurigen Willen, der kann wohl eine zeitlang mit den Predigern des Mitleids gehen. Danach aber wird er umkehren und dem sich anschließen, der zum ersten Mal ihre Predigt in ihr Gegenteil verwandelte, der die Menschen lehrte, Schuld und Sünde hinter sich zu lassen als Kinderträume und

Racheschreie der Beherrschten, der die Menschen lehrte, ja zu sagen zu allen Flammen ihres ungebändigten Wollens und jenseits von Gut und Böse zu schweben, still und groß wie der Adler über den Abgründen. Aber es ist allen unmöglich gewesen, es läßt sich nicht verscheuchen. Immer wieder kehrt das düstere Gespenst der Schuld zurück auf grauen Flügeln. Jene Faulen und Gierigen, jene Satten und Süchtigen, sie haben ihre schwere Stunden, wo sich etwas regt, das sie längst gestorben glaubten. Und die Feinen und Müden überkommt es doch manchmal wie eines Mannes hellklingende Stimme: du hättest gekonnt, es war nicht unmöglich; aber die Mattigkeit deines Willens war dir wohlig, der schaurig-süße Schmerz, das Sündhaftwonnige halb zu tun und halb zu leiden, war dir lieber als die klare Ruhe deines Gewissens, das zu dir sprach: du sollst und du könntest. Und selbst der Mann, der weit über der Menschen Leiden und Taten sich sein Haus gebaut glaubte, er mußte in die Nacht hinaussingen seine Schuld und seine Selbstanklage:

„Mein Glück im Schenken erstarb im Schenken, meine eigene Tugend wurde ihrer selbst müde an ihrem Überflusse!

Wer immer schenkt, dessen Gefahr ist, daß er die Scham verliere, wer immer austeilt, dessen Hand und Herz hat Schwielen vor lauter Austeilen.

Mein Auge quillt nicht mehr über vor der Scham der Bittenden; meine Hand wurde zu hart für das Zittern gefüllter Hände.

Wohin kam die Träne meinem Auge und der

Flaum meinem Herzen? O Einsamkeit aller Schenkenden! O Schweigsamkeit aller Leuchtenden!"

Nein, es stirbt nicht, das wehe Gefühl: deine Schuld ist deine Tat, ist dein Charakter, ist dein Sein; es läßt sich nicht morden, das junge Kraftgefühl: du kannst, es können in dir Quellen zu Taten springen, die deine Taten sind, voll von Jugend und frischem Leben aus deiner Seele geboren. Soviel auch der grübelnde Verstand dagegen reden mag, ein unmittelbares Gefühl ist es, das in uns spricht. Und das ist das Rätsel unseres Lebens, daß wir in dieses Hin und Her eingespannt sind. Wer ist's, der uns dieses Rätsel löst?

Zwei ungeheure Rätsel, die unser Leben uns aufgibt, zwei Fragen, über deren Lösung wir Menschen im Denken niemals zur Ruhe kommen: ist die sündige Tat unsere Schuld oder nicht? und ist es ein Gott, ein lebendiger, heiliger Wille, der Sünde und Schuld gewollt hat? Und doch zwei Fragen, die so wunderbar miteinander verknüpft sind, daß, wenn wir die zweite bejahen, die erste überwunden ist.

Nicht eine Lösung des großen Rätsels, aber eine Erlösung von ihm ist es, was uns zu erleben möglich ist.

Das ist das große Geheimnis der Überwindung der Schuld, daß wir mit ihr zu Gott hingehen und uns mit ihr Gott in die Arme werfen, daß wir das Letzte und Kühnste wagen, auf ihn unser ganzes Wesen, auch unsere Sünde, auch all unsere schlimmen Erbschaften zurückzuführen und doch an seine Liebe zu glauben, daß wir nicht bloß mit den Lippen, sondern

in der Tat und in der Wahrheit beten lernen: Vater, vergib uns unsere Schuld, du, dieselbe Macht, die wir auch bitten: Führe uns nicht in Versuchung. So hat es uns Jesus vorgebetet und vorgelebt: alles hinzunehmen als aus der Hand des Vaters, der seine Sonne scheinen läßt über die Bösen wie über die Guten und Regen sendet den Äckern der Gerechten und der Ungerechten. Es ist einerlei, ob wir, wie Jesus mit seiner Zeit tat, glauben, ein Teufel und seine Schar seien es, die den Menschen unmittelbar in Sünde und Schuld stürzen, oder ob unserer wissenschaftlichen Erfassung der Welt diese Teufel zu Trieben und Leidenschaften, Vererbungen und Verhältnissen, Krankheiten und Zwangsgedanken geworden sind: wenn wir nur glauben, daß ein Gott sie in seiner ausgestreckten Hand hält wie gehorsame, zitternde Diener, die seinen Willen tun müssen, daß, wie ohne seinen Willen kein Haar auf unserem Haupte wächst und bleich wird, so auch kein Menschenkind das Licht der Sonne sieht, das nicht aus seinem Willen ist, was es ist.

Dieser Glaube ist es, den Goethe mit seiner dritten Ehrfurcht gemeint hat: „Es ist ein Letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höheren Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armut, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Fördernisse des Heiligen zu verehren und lieb zu gewinnen!“

Dieser Glaube allein erlöst. In ihm wird der verzweifelnde Mensch nicht mehr mit dem Wort „du sollst" geplagt, das ihm nicht helfen kann, denn er vermag nicht, sich selbst aus dem Abgrund zu ziehen, in den er gestürzt ist, noch wird er in einen mystischen Taumel versetzt, der doch nur für Augenblicke betäuben kann, mag er nun als Sakrament oder Ekstase über ihn kommen: sondern dieser Glaube schenkt dem in seiner Sünde mühevoll Ringenden das frohe Gefühl der Befreiung durch die Vergebung Gottes und eine neue, vorher nicht geahnte Kraft des Handelns.

Denn was ist unter Menschen Vergebung? Vergeben heißt mehr, als bei sich selber sagen, daß man verzeihe, und doch kühl und ruhig den andern weit, weit fern halten. Vergeben heißt mehr, als dem andern mit selbstgefälligen oder auch wahrhaftigen Worten sagen, daß kein Groll gegen ihn in unseren Herzen wohne. Wie leicht betrügen wir uns damit selbst, wie viel leichter andere. Eine Vergebung, die ihres Namens wert ist, die beglückt und alle Furcht aus dem Herzen des andern vertreibt, das heißt, ihm ins Auge sehen, seine Hand ergreifen und ihm vertrauen, seiner sittlichen Haltung Aufgaben stellen, aus denen er erkennt, daß wir trotz seiner Verfehlung gegen uns wieder auf ihn rechnen. Dann zieht das stille Glück der Vergebung ins Herz hinein. An euch und eurem Kinde lernt, was Vergebung ist: ein Wort der Liebe ist ihm Trost; daß du ihm still über das Köpfchen streichst, wenn es sein Unrecht eingestanden, ist ihm viel; aber ganz gewiß deiner Liebe und deines Ver-

trauens wird es erst sein, wenn du ihm die kleine Pflicht, in der es sich verging, von neuem anvertraust, wenn es wieder für dich arbeiten darf.

Genau so wie dieses Kind erleben wir Vergebung Gottes nur dann, wenn wir fühlen, daß wir durch unsere Schuld hindurch nicht Gott ferner, sondern ihm näher kommen, wenn wir verstehen, wie er auch in unserer Sünde uns seine Hand entgegenstreckt, um uns zu seinen Mitarbeitern zu machen.

Sollte uns unmöglich sein, so zu empfinden, so zu glauben und diesen Glauben in unserem eigenen Leben als eine Kraft zu allem Guten zu haben?

Laßt uns hineinsehen in die Geschichte der Menschheit und fragen, was die Sünde sei, was das Böse!

Unsere Väter haben geglaubt, es gäbe ein scharf umrissenes Gesetz Gottes, das, in einem heiligen Buche niedergelegt, für jedermann und jede Zeit klar erkennbar sei, wenn man es nur erkennen und nicht Menschenfündlein an seine Stelle setzen wolle. Sie kannten aber nicht einmal ihre Heilige Schrift genau, noch hatten sie darauf geachet, daß Jesus nicht vom Kult, sondern von der Sittlichkeit der Alten gesagt hatte: „Ihr wißt, daß zu den Alten gesagt ist; ich aber sage euch!“ Und ebenso waren die Augen der anderen, die nicht mehr an das heilige Buch glaubten, gehalten, daß sie nicht mehr sahen, was vor Augen liegt, sondern meinten, das Gewissen sei zu allen Zeiten und bei allen Völkern in allen „edleren“ Menschen dasselbe gewesen. Das neunzehnte Jahrhundert aber hat uns gelehrt, nicht nur die Natur

schärfer zu erfassen und mehr in unseren Dienst zu zwingen, als je ein anderes vor ihm, es hat uns auch gelehrt, näher hineinzuschauen in die Wunderfülle menschlicher, geschichtlicher Entwicklung, in der ein Chaos unter gewaltigen Schmerzen danach ringt, ein Kosmos zu werden. Wir haben hineinschauen lernen in ferne Zeiten, da der Menschheit Gewissen noch klein und schwach war wie ein lallendes Kind, wir haben es wachsen und erstarken sehen, bis es ward wie ein Mann in seiner vollen Kraft.

Und immer ist es ein anderes geworden, wenn es auch stets gewachsen ist nach einem geheimnisvoll gestaltenden Trieb seines Wesens. Einst war die Zeit, da war die Rache gut und heilig, und das Gewissen wachte auf, wenn der Mensch säumig war, den Töter zu töten, und der blutige Geist des Toten hob sich aus dem Grabe, um seine Rache zu suchen. Dann kam Jehova und sprach das Wort: „Du sollst deinen Bruder, deinen Volksgenossen, lieben wie dich selbst; mein ist die Rache, ich will vergelten, spricht der Herr.“ Und er nahm der Familie die Rache aus der Hand und machte die Strafe daraus. Danach aber kam Jesu Gott und sprach durch den Mund seines Boten: „So dir jemand deinen Rock nimmt, so laß ihn auch den Mantel!“ und „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel, denn er läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und regnen über Gerechte und Ungerechte.“ So kam ein Gewissen hinter dem anderen und über das andere.

Und wie es mit Rache, Recht und Liebe ist, so ist es mit allem anderen. Es gab eine Zeit, da war es gut und groß, listig und verschlagen zu sein und seiner Worte schlaue Schlingen so zu stellen, daß alle anderen sich darin fingen, nur der kluge Vogelsteller nicht. Und erst ein feierlicher Schwur der Treue löste dem Manne die Zunge zur Wahrheit. Danach kam über die Völker eine Zeit, in der sie es lernten, untereinander wahrhaftig zu sein, da sie ihre Kinder lehrten „Pfeile schießen, die Alten ehren und die Wahrheit sagen". Aber noch dauerte als Kriegslist und den Fremden gegenüber die alte Falschheit fort: Jehova lehrte sein Volk mit listigen Worten Ägyptens goldene Gefäße an sich zu bringen, und selbst unsere ungeschlachten Germanengötter belogen die Riesen mit der Götterbraut. Dann aber kam die Stunde, wo einer vor der Menschheit stand und auch hier wieder mit seinen hellen Augen einen neuen Wert schaute, den wahrhaftigen Menschen, dessen Ja ein Ja, dessen Nein ein Nein ist. Und all die künstlichen Schutzwälle, die der Staat und die Staatsreligion geschaffen hatten, um die Bürger untereinander zu binden an wahrhaftige Worte, die Eide und Selbstverfluchungen, brachen vor dem zusammen, der nur das eine Wort für all dieses hatte, daß es vom Übel, vom Bösen, vom Teufel sei.

So ist es auf allen Gebieten unseres Wollens und Handelns: Sünde ist, was vordem das Gute war, Sünde ist das Ideal der überwundenen Kulturstufe. Rache war einmal gut und ward böse, Lüge war einmal

Dieser Glaube allein erlöst. In ihm wird der verzweifelnde Mensch nicht mehr mit dem Wort „du sollst" geplagt, das ihm nicht helfen kann, denn er vermag nicht, sich selbst aus dem Abgrund zu ziehen, in den er gestürzt ist, noch wird er in einen mystischen Taumel versetzt, der doch nur für Augenblicke betäuben kann, mag er nun als Sakrament oder Ekstase über ihn kommen: sondern dieser Glaube schenkt dem in seiner Sünde mühevoll Ringenden das frohe Gefühl der Befreiung durch die Vergebung Gottes und eine neue, vorher nicht geahnte Kraft des Handelns.

Denn was ist unter Menschen Vergebung? Vergeben heißt mehr, als bei sich selber sagen, daß man verzeihe, und doch kühl und ruhig den andern weit, weit fern halten. Vergeben heißt mehr, als dem andern mit selbstgefälligen oder auch wahrhaftigen Worten sagen, daß kein Groll gegen ihn in unseren Herzen wohne. Wie leicht betrügen wir uns damit selbst, wie viel leichter andere. Eine Vergebung, die ihres Namens wert ist, die beglückt und alle Furcht aus dem Herzen des andern vertreibt, das heißt, ihm ins Auge sehen, seine Hand ergreifen und ihm vertrauen, seiner sittlichen Haltung Aufgaben stellen, aus denen er erkennt, daß wir trotz seiner Verfehlung gegen uns wieder auf ihn rechnen. Dann zieht das stille Glück der Vergebung ins Herz hinein. An euch und eurem Kinde lernt, was Vergebung ist: ein Wort der Liebe ist ihm Trost; daß du ihm still über das Köpfchen streichst, wenn es sein Unrecht eingestanden, ist ihm viel; aber ganz gewiß deiner Liebe und deines Ver-

trauens wird es erst sein, wenn du ihm die kleine Pflicht, in der es sich verging, von neuem anvertraust, wenn es wieder für dich arbeiten darf.

Genau so wie dieses Kind erleben wir Vergebung Gottes nur dann, wenn wir fühlen, daß wir durch unsere Schuld hindurch nicht Gott ferner, sondern ihm näher kommen, wenn wir verstehen, wie er auch in unserer Sünde uns seine Hand entgegenstreckt, um uns zu seinen Mitarbeitern zu machen.

Sollte uns unmöglich sein, so zu empfinden, so zu glauben und diesen Glauben in unserem eigenen Leben als eine Kraft zu allem Guten zu haben?

Laßt uns hineinsehen in die Geschichte der Menschheit und fragen, was die Sünde sei, was das Böse!

Unsere Väter haben geglaubt, es gäbe ein scharf umrissenes Gesetz Gottes, das, in einem heiligen Buche niedergelegt, für jedermann und jede Zeit klar erkennbar sei, wenn man es nur erkennen und nicht Menschenfündlein an seine Stelle setzen wolle. Sie kannten aber nicht einmal ihre Heilige Schrift genau, noch hatten sie darauf geachet, daß Jesus nicht vom Kult, sondern von der Sittlichkeit der Alten gesagt hatte: „Ihr wißt, daß zu den Alten gesagt ist; ich aber sage euch!" Und ebenso waren die Augen der anderen, die nicht mehr an das heilige Buch glaubten, gehalten, daß sie nicht mehr sahen, was vor Augen liegt, sondern meinten, das Gewissen sei zu allen Zeiten und bei allen Völkern in allen „edleren" Menschen dasselbe gewesen. Das neunzehnte Jahrhundert aber hat uns gelehrt, nicht nur die Natur

schärfer zu erfassen und mehr in unseren Dienst zu zwingen, als je ein anderes vor ihm, es hat uns auch gelehrt, näher hineinzuschauen in die Wunderfülle menschlicher, geschichtlicher Entwicklung, in der ein Chaos unter gewaltigen Schmerzen danach ringt, ein Kosmos zu werden. Wir haben hineinschauen lernen in ferne Zeiten, da der Menschheit Gewissen noch klein und schwach war wie ein lallendes Kind, wir haben es wachsen und erstarken sehen, bis es ward wie ein Mann in seiner vollen Kraft.

Und immer ist es ein anderes geworden, wenn es auch stets gewachsen ist nach einem geheimnisvoll gestaltenden Trieb seines Wesens. Einst war die Zeit, da war die Rache gut und heilig, und das Gewissen wachte auf, wenn der Mensch säumig war, den Töter zu töten, und der blutige Geist des Toten hob sich aus dem Grabe, um seine Rache zu suchen. Dann kam Jehova und sprach das Wort: „Du sollst deinen Bruder, deinen Volksgenossen, lieben wie dich selbst; mein ist die Rache, ich will vergelten, spricht der Herr.“ Und er nahm der Familie die Rache aus der Hand und machte die Strafe daraus. Danach aber kam Jesu Gott und sprach durch den Mund seines Boten: „So dir jemand deinen Rock nimmt, so laß ihn auch den Mantel!“ und „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel, denn er läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und regnen über Gerechte und Ungerechte.“ So kam ein Gewissen hinter dem anderen und über das andere.

Und wie es mit Rache, Recht und Liebe ist, so ist es mit allem anderen. Es gab eine Zeit, da war es gut und groß, listig und verschlagen zu sein und seiner Worte schlaue Schlingen so zu stellen, daß alle anderen sich darin fingen, nur der kluge Vogelsteller nicht. Und erst ein feierlicher Schwur der Treue löste dem Manne die Zunge zur Wahrheit. Danach kam über die Völker eine Zeit, in der sie es lernten, untereinander wahrhaftig zu sein, da sie ihre Kinder lehrten „Pfeile schießen, die Alten ehren und die Wahrheit sagen". Aber noch dauerte als Kriegslist und den Fremden gegenüber die alte Falschheit fort: Jehova lehrte sein Volk mit listigen Worten Ägyptens goldene Gefäße an sich zu bringen, und selbst unsere ungeschlachten Germanengötter belogen die Riesen mit der Götterbraut. Dann aber kam die Stunde, wo einer vor der Menschheit stand und auch hier wieder mit seinen hellen Augen einen neuen Wert schaute, den wahrhaftigen Menschen, dessen Ja ein Ja, dessen Nein ein Nein ist. Und all die künstlichen Schutzwälle, die der Staat und die Staatsreligion geschaffen hatten, um die Bürger untereinander zu binden an wahrhaftige Worte, die Eide und Selbstverfluchungen, brachen vor dem zusammen, der nur das eine Wort für all dieses hatte, daß es vom Übel, vom Bösen, vom Teufel sei.

So ist es auf allen Gebieten unseres Wollens und Handelns: Sünde ist, was vordem das Gute war, Sünde ist das Ideal der überwundenen Kulturstufe. Rache war einmal gut und ward böse, Lüge war einmal

gut und ward böse, freie Liebe war einmal gut und ward böse. Vergeltung war einmal gut und ward böse, Schwur war einmal gut und ward böse, Ehe mit mehreren Frauen war einmal gut und ward böse. — Sind sie wirklich böse geworden? Die Maßstäbe an der zweiten Reihe, die drei letzten, leben noch sehr kräftig neben uns und sind noch nicht jedem böse; aber auch die der ersten finden sich noch z. B. im Duell, wenn auch abgeschwächt, mitten in unserem andersartigen Leben. Dennoch sind sie für die, welche wissen, worum es sich in der höchsten und letzten Sittlichkeit handelt, böse.

Aber schwindet bei dieser geschichtlichen Erkenntnis nicht jeder Maßstab für Gut und Böse? Ist nicht auch die letzte und höchste Sittlichkeit nur eine vorläufig höchste? Löst sich nicht alles auf in Erziehung, Gewöhnung, Vererbung und Müssen? Und sträubt sich nicht unser ganzes Innere dagegen, oder geraten wir nicht erst recht durch diese Betrachtung nur noch tiefer in einen Zweifel hinein, der uns vorhin schon zu verschlingen drohte? Doch nur für einen oberflächlichen Blick hat der Entwicklungsgedanke diese nivellierende Gewalt, diese alles ins Vergängliche auflösende Zersetzungsmacht. Es ist doch nicht so, als ob all diese sittlichen Ideen nur ein unstetes Hin- und Herflackern des menschlichen Willens bedeuteten, als ob nicht Sinn und Zusammenhang in ihnen wäre. Nein, ganz anders ist es. Es geht ein einziger großer Zug durch das Gesamtleben der Menschheit, deutlich schafft er immer größere Organisationen,

immer weiter verbindet er Getrenntes, immer reicher differenziert er die Teile innerhalb der großen Gemeinschaften, immer tiefer durchdringt er den Einzelmenschen mit dem Gedanken des Guten und immer deutlicher ringt sich als die höchste und lebenschaffende Macht die Liebe empor. Die Rache war einst gut, weil sie die Familie sicherte und damit den Grund schuf zu aller höheren Organisation der Menschheit, die Zwangsgewalt des Staates läßt sich ebenso im Sinne einer großen Völkerpädagogik verstehen, und so ist es mit allem anderen auch. Wie die Deckblätter die Knospe erst schützen, aber dann fallen oder zurücktreten müssen, weil sie die Blüte in ihrer Entfaltung hindern würden, so ist es auch mit den alten sittlichen Idealen: sie sind gut, weil sie das große Ziel alles Lebens eine Zeit hindurch schützen und fördern, sie werden „böse", wenn sie ihren Dienst getan haben und doch verharren wollen, weil sie sich im Besitz glauben, während das große Geheimnis um uns doch schon mit neuen Mitteln arbeitet. Solange diese neuen Mittel noch ganz neu und fremdartig sind, erscheinen sie sogar als böse, bis sie deutlich den Sieg gewinnen und die alten Mittel zurückdrängen, die nun beginnen, böse zu werden. Aber alles ist in einem großen Wandern nach dem höchsten und letzten Ziele zu, dem Reich der Liebe, des Helfens und Dienens, wie es von Jesus zuerst geschaut ist als „die Gottesherrschaft".

So wird nun die Tatsache, die ein Häckel noch triumphierend gegen das Christentum anwenden zu können meint, gerade eine Bestätigung unseres

Glaubens, die Tatsache nämlich, daß überall in der Menschheit die Forderung der Nächstenliebe zu einem gewissen Zeitpunkte der Völkerentwicklung auftritt, wenn auch nicht überall in ihrer vollendeten Gestalt wie bei Jesus, so doch in blasserer Form als buddhistisches Mitleid und in der weitverbreiteten goldenen Regel; ja bei Confucius nicht weniger als bei Seneka finden sich Gebote, die fast bis auf den Wortlaut mit Jesu Ideal der Liebe übereinstimmen. Uns schenkt diese Tatsache letztlich am meisten den Mut, zu glauben, daß hinter dem verworrenen Drängen und Arbeiten in Natur und Geschichte doch ein Sinn und ein zielsetzender Wille steht, daß er die ganze Menschheit diesem Ziele entgegenführt und daß seine höchsten Mittel dazu die Sünde und ihr Widerhall im Menschen, die Schuld, sind.

So löst sich das Böse auf in die allgemeine Unvollkommenheit der Dinge und die Vereinzelung der Wesen, die wir als ein Letztes hinnehmen müssen, wie sie für uns denknotwendig mit dem Begriff der Welt verknüpft ist. Religiös ausgedrückt: wir können uns nicht vorstellen, daß Gott, wenn er Geschöpfe schaffen wollte, sie in Vollkommenheit schuf, sonst wären es lauter Wesen geworden wesensgleich oder vielmehr wesenseins, identisch mit ihm. Schuf er eine „Welt“, so lag darin, daß die Wesen, die in ihr lebten, unvollkommen waren an allem, auch an Einsicht und Willen. Es liegt darum eine Ursehnsucht im Menschen, zu sein wie Gott, die ihren tiefen Eindruck in einer der ältesten Geschichten der Menschheit ge-

funden hat, in der Erzählung vom Sündenfall, und die in dem modernen Menschen noch ebenso elementar aufschreit: „Wenn es Götter gäbe, wie ertrüge ich es, kein Gott zu sein!" An dieser Sehnsucht hat sich die Menschheit emporgeglaubt. Sie und das böse Gewissen sind die höchsten Güter, die die Menschheit hat. Sie weisen uns immer wieder auf jene geheimnisvolle Welt hin, die über uns waltet.

Wenn du so Gottes großes Walten verstanden hast, wirst du aufhören zu grübeln über deine Schuld, über deine Freiheit und Verantwortung, über deine Abhängigkeit und dein Erbteil. Du fühlst dich hineingenommen in jenes ungeheure Aufwärtsschreiten der Menschheit dem Ziele der Reinheit und Liebe zu, du fühlst dein Zurückbleiben als deine Schuld; denn jener aufwärtsführende Strom ist stärker im Ganzen und sollte auch in dir freier fluten, als er tut. Gewiß ist da viel altes Gerölle früherer Ideale, langer Gewohnheiten, machtvoller Anlagen und Vererbungen im Grunde; aber gewiß ist auch, daß jener Strom mächtiger ist, daß er vorwärts will und muß, daß Gott in dir arbeitet, langsam, mühevoll, aber machtvoll. Und jedes Zurückbleiben und jeder Fall, den du spürst, der dir Schuld wird, der wird dir auch ein Trieb nach vorwärts, nach oben. Du erlebst in ihm Gottes mächtiges Wirken, das dich, den Zurückbleibenden, warnt, dich mahnt, achtsam und willig zu sein.

Wer seine Sünde so erlebt hat, der hat sie als Vergebung im wahrhaften Sinne des Wortes erlebt. Wer da fühlt, daß in ihr Gott ihn bei

der Hand faßt und zum Umkehren bringt und ihn höher hinaufführt, der hat das erlebt, was die ersten Christen Wiedergeburt nannten. Als Paulus erlebt hatte, daß Gott ihn, den Sünder, nicht zum Tode verurteilte, sondern ihn trotz seiner Sünde aus Gnaden, geschenkweise, für unschuldig erklärte, zum Kinde annahm, da ist in seinem Herzen jener Jubel über die neue „Schöpfung“ ausgebrochen und jene Kraft emporgeblüht, die ihm selber übergewaltig und geheimnisvoll als ein Wesen aus einer anderen Welt, als Christus und Gottesgeist, erschien. Aus ihr strömte ihm die Fülle guten Willens, die er vordem vergeblich versucht hatte, sich anzuquälen. Vergebung der Schuld haben, das heißt nicht, wissen und meinen, daß uns verziehen ist, das heißt, leben in dem einen großen, dem ewigen Ziele der Menschheit zugewandten Strome des Lebens, und fühlen, daß, auch wo wir fallen, eine Vaterhand uns aufhebt und weiter führt. Es gibt Leute, die einer solchen Betrachtung der Sünde immer wieder vorwerfen, sie sei oberflächlich, sie verkenne die Schwere der Sünde vollständig. Sie dünken sich wunder wie tief in ihrem Festhalten an einem unverstandenen Gebote Gottes und meinen keck genug, aller Völkerkunde und Geschichte entgegen die sinnvolle Dichtung vom Sündenfalle als Geschichte behaupten zu können, und daß Gut und Böse zu allen Zeiten und von Anfang an dasselbe gewesen sei, ja sie glauben jedem einzelnen Menschen demnach das Ungeheure, die Schuld des ganzen Geschlechts auf die Seele legen zu dürfen. Aber hier schlägt eben

diese Betrachtung so leicht in ihr Gegenteil, in den Leichtsinn um, der dann glaubt, durch fremde Sühne lasse sich Sünde und Schuld vom Menschenherzen nehmen.

In Wahrheit ist die auf dem Boden moderner Kenntnis oder modernen Sichbescheidens im Nichtwissen der letzten Fragen erwachsene Betrachtung ebenso ernst wie die alte, und sie legt uns keine geringere Verantwortung auf als alles frühere Nachdenken über das Woher und Wie der Schuld.

Seine Wiedergeburt erlebt der Mensch unserer Tage so gut wie der antike Mensch, wenn ihm aus jener dunklen Macht, die ihn in Zweifel und Gewissensnot gestürzt hat, das gütige Auge eines Vaters entgegenleuchtet und ein Mund zu ihm spricht: du bist mein liebes Kind dennoch. Das sind die Stunden, wo dem Menschen unserer Zeit entgegengerufen wird: Saul, Saul, was verfolgst du mich! und zu gleicher Zeit ein sanfter Arm sich um seine Schultern legt. Da wandelt sich ihm der schreckliche, der unbekannte Gott in den Vater im Himmel. Da fühlt er, weil er seinen Gott gefunden hat, die Kraft zu allem Guten in sich aufstrahlen, und immer mehr von sich abfallen, was ihn hinderte und zurückhielt, ganz dem Guten zu leben.

Ist es denn Vererbung, was uns so hindert, sind es die schlimmen Erbteile, die uns in Schuld stürzen, so ist doch gewiß, daß durch das gleiche Geheimnis hindurch auch unser Gutes in unsere Kinder übergeht. Wir durchdringen das Geheimnis der Vererbung

ja noch nicht — vielleicht bleibt es undurchdringbar, aber das wissen wir, daß jede gute Tat und Gewohnheit ihre Furchen gleichsam auch in dem neuen Wesen zieht, das von uns ausgehen wird. Nun so werden wir nur um so ernster werden, nur um so schwerer wird die Verantwortung auf uns liegen für kommende Geschlechter. Mit unseren schlimmen Gewohnheiten verderben wir nicht bloß uns, sondern unsere ungeborenen Kinder. Wem die ganze Wucht dieser Gedanken als Forderung für sein Leben aufgegangen ist, der wird wahrlich nicht leichtsinnig werden, sondern tief, tief ernst.

Ist es wahr, daß die Verhältnisse eine so große Macht über die sittliche Entwicklung des Menschen haben, so gilt es dafür zu sorgen, daß die Verhältnisse so werden, daß sie der Entwicklung zum Guten dienen. Wir können sie aus Hindernissen zu Förderungen machen. Ungeheure Aufgaben der sozialen Arbeit tun sich hier vor uns auf. Rechtspflege und Strafvollzug werden dem alten Schema der Vergeltung entnommen und in ein neues Licht hineingerückt, indem sie auf ihre Wirkung für die Zukunft angesehen werden. Schule und Erziehung im Elternhause werden in ihrer alten Bedeutung neu bestätigt. In dem großen Mechanismus des Lebens sind wir ein Teil, ein laufendes Rad. Unser Tun und Lassen setzt andere Räder in Bewegung oder schaltet sie aus, hat tausend neue Wirkungen im Gefolge, wir sind ein lebendiger Teil des ungeheuren Ganzen, auf den Gott rechnet und der an seiner Stelle sein und arbeiten muß, soll Gottes

Werk nicht gehindert werden. Wiederum fällt ein Strahl göttlichen Ernstes auf unser Leben und seine Aufgaben. Wie sollte da Leichtfertigkeit wachsen?

Endlich, wenn unsere einzelne Tat nur die Folge unseres Charakters ist, der sich aus Anlage und Umgebung und eigenen Taten, Selbsterziehung oder -nichterziehung zusammensetzt, so sollen wir, soviel wir können, den Teil, den wir in unserer Hand haben, so gestalten und entwickeln, daß wir uns auf unseren Charakter immer sicherer und ruhiger verlassen können. Ist Freiheit im Sinne eines Könnens und Anderskönnens nach grundloser Wahl sicher eine bloße Einbildung, so laßt uns einen Charakter gewinnen, der nicht anders kann, als sich nach dem Großen und Guten, nach der Liebe zu entscheiden. So sehr müssen wir an uns gearbeitet haben, daß das Sittliche in uns das Unsittliche auch aus dem Unterbewußtsein verdrängt hat. Wie sich der Klavierspieler auf die unteren Zentren seiner Nerventätigkeit verlassen kann, wenn sich zu der Note die rechte Taste finden muß, wie er dabei nicht mehr einen Denkakt vollzieht, sondern sich sozusagen dem Reiz überlassen kann, so muß es auch mit unserem Gutestun werden, dann ist erst das eingetreten, was die Großen der Religion Wiedergeburt nannten, daß das Gute nicht mehr als grausamer Sieger über widerwillig unterjochte Sklaven, die Triebe, in uns herrscht, sondern daß wir nicht mehr anders können, wie die Blumen nicht anders können als blühen. „Ich lebe, doch nun nicht ich, Christus lebt in mir," so empfand derselbe Paulus, der sich auf sein Unterbewußt-

sein so verlassen konnte, daß er wichtige Entscheidungen seines Lebens Träumen und „Offenbarungen", Visionen anheimstellen konnte und gewiß war, daß ihm da das Sittliche sich „enthüllte". Sicherer als seine bewußte Überlegung fand sein Charakter als Trieb den rechten Weg. Dahin führt nur die große Begeisterung des Menschen, der ganz in seinem Gotte lebt, und dazu die langsame, zähe Übung, die die Seele geschickt macht und so fest und sicher, daß der Mensch mit ihr rechnen kann als mit einem Schutz und Schirm vor allem Argen.

Wem solche Gedanken im Herzen wohnen, und wem sie die Macht seines Lebens geworden sind, der hat damit endlich eine Stellung zur Sünde und zum Sünder gewonnen, die der entsprechen, die Jesus uns vorgelebt hat. Er wird die Sünde in ihrer ungeheuren Wirkung nun aus dem verstandenen Willen Gottes heraus viel stärker bekämpfen und zu beseitigen trachten, als er es vorher tat, da sie ihm vielleicht nur ein Handeln wider ein unverstandenes Gebot Gottes war. Den Sünder aber wird er mit ganz anderen Augen ansehen lernen, als er es tat, solange er ihn nur maß mit dem kurzsichtigen Maßstab jener falschen Willenslehre und einer Vergeltung, die gerecht sein sollte. Er wird den sündigen Menschen immer als einen solchen ansehen, dem geholfen werden muß, dem man aber nicht vergelten will — denn wer könnte vergelten — und den man auch nicht als abschreckendes Beispiel für andere, als ein Mittel ihrer Erziehung verbrauchen darf. Helfende, erziehende Liebe, das ist das einzige,

was wir dem sündigen Menschen gegenüber haben können. So war Jesus.

Nicht als ob er unsere modernen Gedanken über Sünde und Schuld und über die Geschichte der Menschheit gehabt hätte. Aber von der Vererbung und der Allmacht Gottes wußte auch er. Er hat gewagt zu beten: Führe uns nicht in Versuchung! Und ein Herz, so voll der höchsten Liebe und des tiefsten Verständnisses, hat ihm lange, ehe an unsere Gedanken gedacht werden konnte, die erlösende Stellung gegeben zu allen Menschen, die mit ihm zusammentrafen. Man spricht so viel und so oft sentimental von seiner Sünderliebe, wühlt in seinen Wunden und fühlt sich glücklich, wenn man sich in seiner Sünde ihrer getrösten darf. Aber wie wenige, die so schwärmen, wagen es, diese Sünderliebe scharf ins Auge zu fassen, ihr Leben danach zu gestalten und das öffentliche Leben nach ihr umgestalten zu wollen.

Jesus hat es gewagt, Menschen zu sagen, daß sie kein Recht haben, andere Menschen zu richten. Man kann sich dem Spruche: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet, leicht entziehen, weil seine Deutung und sein Anwendungskreis nicht mehr ganz durchsichtig sind. Aber um so klarer ist Jesu Haltung in einer kleinen Geschichte, die heute im Johannesevangelium (Kap. 7 V. 52 bis 8 V. 11) steht, einst aber im Hebräerevangelium gestanden hat. Da bringen sie eine Frau zu ihm, die sie beim Ehebruch ertappt haben. Das Gesetz verurteilt sie zum Tode, zum Tode durch Steinigung. Sie fragen Jesus um seine Meinung. „Er

aber bückte sich und schrieb mit dem Finger in den Sand." Und als sie in ihn drangen, eine Entscheidung zu geben, sagte er: „Wer ohne Sünde ist unter euch, werfe den ersten Stein auf sie." Und wiederum bückte er sich und schrieb mit dem Finger in den Sand. Als sie das gehört hatten, gingen sie einer nach dem anderen fort, und zuerst die Presbyter, und er blieb allein und die Frau, die vor ihm stand. Da richtete sich Jesus auf und sagte: „Weib, wo sind sie? Hat dich keiner verurteilt?" Sie antwortete: „Nein, Herr!" Da sprach Jesus: „Auch ich verurteile dich nicht; gehe, von jetzt an sündige nicht mehr!" Wo sind doch die Leute, die immer behaupten, daß schon durch die bedingte Verurteilung oder Begnadigung der Jugendlichen das Gesetz „eine wächserne Nase" bekomme? Wer hat euch denn gelehrt, das Gesetz höher zu stellen als die Liebe? Menschen können nicht Richter sein, nicht „Vergeltung" üben.

Dann seht weiter, mit welcher Zartheit Jesus die Ausgestoßenen der menschlichen Gesellschaft behandelt hat. Er hat nicht gemeint, jenes arme, sündige Weib, das weinend zu seinen Füßen lag, noch tiefer hineinstoßen zu müssen in den Schmutz, als der Pharisäer mit höhnischer Miene ihn zwang, von ihren Sünden zu sprechen. Er hat nicht gemeint, einer solchen Verworfenen schade nichts mehr und rohe Behandlung tue ihrer zertretenen Seele nicht weh. Er hat sie gütig bei der Hand gefaßt, fein dem stolzen Gastgeber fast als Beispiel vorgestellt und von ihrer Sünde nur das Wort gesagt, daß ihr viel müsse von Gott ver-

geben sein, weil so hohe Freude aus ihrem liebevollen Tun spreche.

Er hat endlich das Schwerste auf sich genommen, was ein edler Mensch tragen kann, Schwereres als den Tod, den er am Kreuze starb, die Verleumdung. Mit klugen und listigen Augen wußten sie ihn zu verdächtigen als der Zöllner und Sünder Gesellen. Und viele Gedankenstriche standen hinter ihren Worten und in den Falten ihres Mundes, wenn sie ihn mit den Sündern zusammen nannten. Er hat es getragen wie das andere, daß sie ihm „Auflösung" des Gesetzes, der Zucht, der Sitte und Ordnung vorwarfen, er hat es getragen, daß sie ihn endlich als Revolutionär ans Kreuz schlagen ließen. Sein Herz voll Liebe war zu groß, als daß es vor Verleumdung und Tod Halt gemacht hätte.

Es ist so wenig, was wir von ihm wissen, aber wie ein einziger Sonnenstrahl eine ganze Landschaft mit Licht und buntem Leuchten übergießt und die Sonne in ihrer Pracht predigt, so künden diese kleinen Erzählungen von dem, was er da einmal gesagt, dort getan und dort hat erdulden müssen, die wunderbare Reinheit und Güte seines Wesens, in der jeder Racheschrei getilgt, jeder Gerechtigkeitswahn vernichtet war, die in ewigem Glanze von jener Liebe strahlte, die nicht nur alles trägt, sondern auch alles überwindet, die stärker ist als alle Sünde und Gemeinheit, weil sie glaubt und im Glauben erhebt.

Daran erproben wir, ob unser modernes Empfinden der Sünde gegenüber richtig ist, daß es mit diesem Geist

der Liebe und des Verzeihens, aber auch des Emporhebens und Erziehens übereinstimmt und ihn fördert. Und daher wissen wir, daß es edel und zart ist, daß es uns immer wieder dies Verstehen und Vergeben dem Bruder gegenüber ins Herz gießt. Denn daran erkennen wir die Echtheit der Bitte: Vergib uns unsere Schuld, daß wir mit ehrlichem Munde und aufgeschlagenem Auge hinzufügen können: wie wir vergeben unseren Schuldigern. —

Heinrich Weinel.

GEDANKEN!

Nacht.

Nacht, o dehne dunkle Schwinge —
hülle mich in deine Wunder —
breite allertiefste Ruh!
laß mich, stumm in dir begraben,
mich an Lauterquellen laben —
und deck Aug' und Seele zu!

Tausendmal lag ich gestorben,
Nacht, in deiner Rätseltiefe —
und bin rätselhaft erwacht —:
laß aus deinen dunklen Gründen
mich von neuem hell entzünden
meine Lebenssonne! Nacht!

Einmal werd' ich ganz entschweben,
Nacht, in deine stillen Auen —
ganz in dir gestorben sein —:
laß mich, stumm in dir begraben,
mich an ewigen Quellen laben!
Aug' und Seele hülle ein!

Ich habe oft ein ganz klares Gefühl, wie uns unsre Ichheit beenge und unsre wahre Grenzensetzerin ist inmitten der weiten, abgrundtiefen Welt. Denn jene Welt ist — sicherer, als ich in ihr bin, aus ihr wurde und in sie sinke. Aber ihr Einheitswesen ist mir Geheimnis. Die Ordnung dieser großen Welt ist mir dunkel. Die kühne Zwecksetzung eines Geistes, der sein Einheitswesen darin fände, ist mir verschlossen. Deuten aber hieße hier: alle Wasser in ein enges Bett sammeln, Gebirge und Sterne in Kästen bewahren wollen. Deuten ist für den engen Zweck der Notdurft. Wer will deuten, wo die Schranken der Notdurft nicht mehr gelten? Wir müssen vor dem Rätsel Halt machen, und unsre ewigen Gründe achten.

Jede Kerzenflamme wirft einen Schatten im Sonnenlicht. So sind alle Dunkelheiten nur Schatten der Vereinzelung.

Jeder Mensch wandelt in einer eignen Atmosphäre von Selbst- und Ichgefühlen; je dichter, je mehr sie ihm die wahre Welt verbirgt. Nur wer durchsichtig wandelt, das heißt, wer sich die Welt ganz nahe bringt um der Wahrheit willen, dem ist die Welt und er der Welt ein wahres Wesen.

Die einsame Macht.

Einsam bin ich nicht —: einzeln!
Einzeln bin ich wie Felsen.
Jede Welle, die tost,
schlägt mich — und reißt mich herab.
Und ich treibe wie Wind:
kein Ort, wo ich ruhe, noch raste.
Und ich staune dich an,
große, einsame Macht!
Ehern, in ewigem Geschäfte,
innen und außen gegründet,
festgehalten in Eins
füllst du den Abgrund der Zeit....
Nimm mir die fiebernde Sehnsucht,
die nagende Qual meiner Enge!
Gib mir dein restloses Tun!
Gib mir dein einsames Glück!

Weltanschauen.

Das Auge sieht in mittleren Grenzen, umfaßt nicht die Welt und dringt nicht in sich.

Die Sphäre des Auges ist wie die Sphäre der Flamme. Sie hat das große Dunkel um sich und in sich, aus dem sie aufsprang. Und das Größte, wie das Kleinste sind dem Auge unsichtbare Wesen, die Welteinheit, wie das Weltelement sind ihm die letzten Rätsel.

Das Auge dringt nicht in die Person, in der uns Menschen die lebendige Einheit Ereignis wird. Denn so dürftig das Persönliche auch ist, so gibt es doch für uns nichts, was wirklich höher stünde an Ordnung, wenn auch nicht an Macht.

Aber das Auge haftet an der Oberfläche. So siegreich bewaffnet es sein mag, es dringt nicht zur Persönlichkeit, nicht im Großen der Welt, nicht im Kleinsten — es dringt nicht in sich, wo allein das Reich der lebendigen Einheit für uns wirklich ist.

Und „Gott" suchen —: heißt die Schranken der Welt ins Unendliche auftun wollen, die lebendige Einheit schauen wollen, dort, wo Auge und Ohr und kein Sinn reicht.

Aber im Großen, wie im Kleinen ist jenes Wesen, das herausschaut aus sich und alle Fülle und Einzelheit in Einheit zu sich zieht, — wenn wir es auch nicht mit Augen sehen. Das Wesen der lebendigen Welteinheit im Größten ist sicher auch im Kleinsten wirklich, lebendig und tätig. Es ist unser eigenstes

Wesen, das schaut — mit dem wir schauen, freilich auch durch Augen, — mit dem wir das Menschenmögliche umfassen.

Es gibt nicht ein Draußen und ein Drinnen. Es gibt nur ein Sein in Einheit. Und jedes Wesen und Ding ist Ganzheit und Teil. Und wo es aus einer Einheit ausfällt, sinkt es in die andre hinein. Und keines kann aus seiner Einheit fallen, es sänke denn in die Einheit der Welt zurück.

Jeder Weg, den du gehst, ist der richtige in Gott, aber noch lange nicht der richtige in dir. Und Gott wird dich durch den Mund der andern über dich lehren. Aber alle Eure Münder können Gott nicht über sich lehren.

Mich selber.

Ich will mich selber finden
im flücht'gen Erdengang,
was andres nie ergründen,
ich will mich selber künden
in meinem Seelenklang;

Im eignen Quellgrund graben,
daß frische Wasser sprühn —
mich selber will ich laben —
aus meinen eignen Waben
den süßen Honig ziehn.

Kann ich mich selber geben
in dieser flücht'gen Welt,
einsetzen Blut und Leben —:
dann hab' ich hingegeben
mein einziges Lösegeld.

Jesus sagte zu Judas: „Arme habt Ihr allezeit bei Euch! Mich aber habt Ihr nicht allezeit bei Euch!" Er will sagen: Ihr dient dem Allgemeinen und vergeßt das Beste: die Person.

Das Weltleid ist ein allgemeiner Begriff, das heißt eine Chimäre; weil niemals die Welt, immer nur der einzelne wirklich leidet. Das wirkliche Leiden ist immer nur begrenzt im engen Becher der Vereinzeltheit. Und das Maß dieses persönlichen Leidens läßt sich durch Aneinanderreihung nicht um ein Jota steigern, noch vertiefen. Die Welt an sich ist in Wirklichkeit nicht Freude noch Leiden, sondern eine weite Ordnung. Und Lust und Schmerz ist nur im engen Teil Ordnung ein winziger Teil.

Wie liebe ich die Flamme!
Wie liebe ich das Brot!
Wie liebe ich den Wein!
und sage es nicht zur Flamme:
ich liebe dich;
und zum Brote —:
ich liebe dich;
noch zum Weine —:
ich liebe dich.
Warum klagen Menschen nach Worten?
Warum es vom Hauche des Mundes erjagen? . . .
Wie die Flamme, die dem Auge leuchtet,
wie das Brot, das ins Blut rinnt,
wie der Wein, der uns froh macht,
wirkt Wesen zu Wesen lautlos:
ich liebe dich.

Ich fahnde nach Gefühlen. Ich suche köstliche, seltene — und so klare und greifbare, wie eine Rose, eine Perle, ein Diamant, Felszacken im Licht, oder ein Abgrund, in den Fluten stürzen, oder ein mächtiger Mensch.

Gefühle können dumpf sein, und so unbestimmt und formlos, wie Stücken Erde und Stein, und verschwommen, wie Salz im Wasser, oder auch so durch und durch Gesetz und Gestalt, wie ein reiner Krystall. Jedes Schicksal bricht sich drin so klar und funkelnd, wie der Sonnenstrahl im Edelstein.

Die Alltäglichen, die Praktischen halten gefühlsmäßig und verschwommen für eins und dasselbe und meinen, nur der Gedanke sei klar.

Ein echter Irrtum der Notdurft.

Freilich sind Gefühle keine Henkeltöpfe und haben nicht bequeme Halten zum Weitergeben.

Perlmutter haben viele Muscheln. Aber Gefühle sind wie Perlen, die nur in seltenen Wesen Gestalt werden, die nur der Goldschmied faßt und ordnet.

Also nur wer Künstler ist, kann sie reihen und fassen; nur wer die seltene Muschel im Meer ist, sie ründen.

In dem Alltäglichen ist alles Gefühl verschwommen, und er muß die Perle kaufen.

Der heilige Quell.

Er hatte alle Weisheit längst gewonnen,
tat tausend Blicke in den Lauf der Zeiten.
Ihm schien das Leben ziellos zu entgleiten,
des Lebens letzter Sinn ihm ganz zerronnen.

Er höhnte längst der Menschenweisheit Bronnen
und lachte tausendjährigem Widerstreiten,
ihm schien das Leben ziellos zu entgleiten —:
Sein Schwärmerauge träumte nach der Sonnen.

Und im verlornen fern und ferner Rücken,
je ungesehen, sagenhaft umwoben,
wie eine heilige Quelle plaudert leis:

„In eignen Gärten mußt du dich erquicken!
„Mit eignen Lauten mußt die Welt du loben!
„Aus eignen Gründen quillt des Lebens Preis!

Wahn.

Was immer war
und ewig wiederkehrt,
hat immer wieder
unsern Sinn betört.

Und immer wieder
läuten Totenglocken;
und immer wieder
fallen sacht die Flocken.

Den Mut haben, immer von neuem alle Mauern einzureißen, alles Denken an sich und über sein Selbst, über Natur und alles Wesen, Leben und Atmen rings umzurätseln! Nie Schule und Gewohnheit denken! Gefühle haben — und daraus Rätsel stammeln, und zeitlich und flüchtig Antwort geben — für eine flüchtige Stunde. Denn die Antworten der Wissenden dauern auch nur drei Tage — und nicht aus Dauer ihrer selbst, nur aus der Trägheit der Trägen.

Und wenn du nun heute frei und neu sein willst — du, den ich in mir trage? —: Die Säule deines Tempels mußt du stürzen, wie Simson, und diese Säule heißt —: die Persönlichkeit.

Nur die Gewißheit im Schauensgrunde sich verlieren, sich hinwerfen zu können an die freien Freuden des Tätigen im Wesen, der eigenen Allkraft, die Gesundheit, Liebe, Licht, Schau, Flug, Schönheit, Freiheit ist, Losgebundenheit von aller Notdurft und allen Zwängen — denn auch nur die Zwänge sterben: das ist der Tod; das Leben lebt immer —: nur das gibt letzten Halt.

Der ewig am Narrenseil des Gesellschaftswillens gezogene Mensch muß schließlich nur müde und ratlos werden, weil auf dem Meere kein Land sich zeigt, keine Aussicht auf selige Ufer und ewigen Frühling.

Aber im Grunde, wo kein flackerndes, notdurftgebundenes „Ich", wo ohn' Zweck und Namen eine freie Allkraft, ein freies Wachstum, eine freie Tat „selbst"-vergessen lebt, da ist immer Erfüllung.

Darauf muß das flackernde Scheinchen „Ich" hoffen, daran muß es glauben können, um sein Alltägliches und Notdürftiges, das es selbst ist, sein von kurzen, nichtigen Absichten zeitlich gelocktes Leben zu ertragen.

Dieser Glaube ist der Grundakkord des Lebens.

Er erfüllt die gewöhnliche Zeit mit einer geheimnisvollen Sicherheit aus eignem Grunde —: für jedes Leid eine Freude, für jede Sehnsucht eine Stillung, für jedes Rätsel eine Klarheit im Blute zu tragen.

Raubtiere.

Ein Löwenpaar — der Alte ausgestreckt —
die gute Alte kraut und kost den Alten.
Wer kennte nicht die ewige, erdene Seele,
die da in haariger Haut behaglich schnurrt
und aus den funklen Augen diese Welt,
wenn nun der Kampf getan ist, stille anschaut:
dieselbe Seele, wie die Menschenseele;
nur einsamer und enger, enger noch
verstrickt in Lebenskämpfe und in Not —
und deshalb grausamer, in sich verschlossen,
ganz einsam noch, auf sich nur angewiesen,
und rings das Leben Feind und unvertraulich,
ganz unberechenbar. — Noch blieb ihr dunkel,
daß auch in andern eine Seele wohnt,
die selbst ins Lichte will — und Freunde annimmt.
's ist eine Seele, der der Geist noch nicht
die Zunge löste, daß sie frei erschließe,
was sie, der Not entwachsen, wünschen würde —:
Dieselbe Seele wohnt noch tief in mir —
ganz einsam noch, auf sich nur angewiesen,
und rings das Leben Feind und unvertraulich —:
Doch wundersame Töne lösten sich —
und Seele fand in Seele ihren Freund —:
Nun wollen Hand in Hand die Menschenscharen
dem Gott des milden Lichts entgegengehn.

Alle Wesen sind in einem jeden.

Alle Mächte leben in einem jeden.

Alle Sehnsüchte drängen in einem jeden —:

Stein sind wir. Der Stein spricht in uns.

Pflanze sind wir. Wir wachsen in einer Menschenmutter, wie die Knospe am Strauch, ziellos träumend. Die Pflanze spricht in uns.

Raumwesen, Licht und Feuer, alles lebt und spricht in der Sprache unsres Mundes und drängt im Gefühl unsres nie gedachten Schicksals.

Windhauch sind wir — und schwer wie Felsen.

Alle Dinge haben uns in unser Blut das Geheimnis ihres Tages und ihrer Nacht verraten.

Der Blitz zuckt in uns — und die Trauer der finsteren Wolke.

Der Bach plaudert in uns — und wir zerschellen wie eine Springflut.

Aller Geheimnisse Sinn lebt in unserm Leben.

Offenbare die Sprache von Blitz und Stein, Feuer und Wolke — deiner Menschwerdung Sprache aus zeitlos abgrundtiefem Dasein!

Alle Dinge sind deine Mütter!

O sprich deiner Mütter Sprache — deine Muttersprache!

Singe das Lied von deinem Leben!

Carl Hauptmann.

INHALT:

*

Volum

ume 3

DAS SUCHEN DER ZEIT

BLÄTTER DEUTSCHER ZUKUNFT, HERAUSGEGEBEN VON FRIEDRICH DAAB UND HANS WEGENER. III. BAND.

ARBEITEN VND NICHT VERZWEIFELN

DÜSSELDORF UND LEIPZIG. 1905.
KARL ROBERT LANGEWIESCHE.

BUCHSCHMUCK VON TINE KÜHNER.
DRUCK VON OSCAR BRANDSTETTER.

INHALT:

*

INHALT

DES VORIGEN (II.) BANDES:

Friedrich NAUMANN, Die Selbsterhaltung des Ichs. — Hans WEGENER, Was ist Religion? — Friedrich DAAB, Die Seele Jesu. — Heinrich LHOTZKY, Das Mysterium. — Artur BONUS, Der Kulturwert der Renaissance. — Heinrich WEINEL, Vergib uns unsere Schuld. — Carl HAUPTMANN, Gedanken.

DES ERSTEN BANDES:

Artur BONUS, Unsere Hoffnung. — Friedrich DAAB, Die Sehnsucht nach Persönlichkeit. — Heinrich WEINEL, Maran Atha. — Friedrich NIEBERGALL, Das religiöse Denken der Gegenwart. — Hans WEGENER, Väter und Söhne. — Hermann GUNKEL, Die geheimen Erfahrungen der Propheten Israels. — Heinrich LHOTZKY, Übermensch u. Herdenmensch. — MEYER-ZWICKAU, Ein Hemmnis deutscher Zukunft. — Gertrud PRELLWITZ, Erfüllung.

WAS IST DIE BIBEL?

Etwa seit dem Jahre 400 steht der Umfang der Bibel im wesentlichen fest. Seither hat es kein Buch gegeben, das die Menschen so nachhaltig interessiert hat wie die Bibel. Sie haben zu ihrer Bekämpfung wie zu ihrer Verteidigung alles aufgeboten, was ihnen an Witz und Wissen zu Gebote stand. Wenn auch — leider — nicht gesagt werden kann, daß der Geist, der in diesem wunderbaren Buche herrscht, jemals der die Geschichte der Menschen bestimmende gewesen sei, ein irgendwie geartetes Verständnis der Bibel hat in den letzten 1500 Jahren doch stets die Geschichte beeinflußt.

Wie kam man aber überhaupt auf den Gedanken, die zerstreut hin und her überlieferten Bücher der Bibel zu einem Ganzen zu vereinigen, dem nun nichts Neues mehr hinzugesetzt werden durfte? Aus der Fragestellung, um die es sich damals handelte, geht es nicht mit Deutlichkeit hervor. Damals handelte es sich darum, ob ein Buch „kanonisch“ sei oder nicht. Das heißt, ob ihm ein gewisser Grad göttlicher Autorität zuerkannt werden sollte oder nicht. Es gab also schon eine

Anschauungsweise, die sich über Verfasserschaft, Entstehung und Inhalt der biblischen Bücher bestimmte Formen geschaffen hatte. Was, an diesem Maßstabe gemessen, den dogmatischen Anforderungen nicht genügte, wurde als apokryph, als minderwertig aus dem Bibelganzen ausgeschlossen. Die Fragestellung bei der Fixierung das Kanons war eine dogmatische.

Der Grund aber, nach dem wir fragen, der Grund, aus dem man eine bestimmte Art von Büchern in ihrer Zusammenfassung für maßgebend, andere aber für unmaßgeblich erklärte, verbirgt sich hinter der Fragestellung, um die man in der alten Kirche stritt.

Man könnte sagen, die Umgrenzung der Bibel sei ein Fehler gewesen, da man damit das weitere Geschehen unter den Menschen demjenigen gegenüber, von dem die biblischen Bücher berichten, für weniger wertvoll erklärte. Damit würde man zugleich eine wesentliche biblische Wahrheit, nämlich, daß Gott sich fortgesetzt in der Geschichte der Menschen bekundet, praktisch geleugnet haben. Und den Vorwurf, biblische Wahrheit zu leugnen, hätten sich die Väter jener Konzilien gewiß nicht gefallen lassen. Es hat also nicht in ihrer Absicht, ja wohl nicht einmal in ihrem Bewußtsein gelegen, daß sie die weitere Geschichte der Menschheit gegenüber der biblischen Geschichte entwerteten.

Vielleicht aber — der Gedanke liegt nahe —

war ihnen das Geschehen, das die Bibel berichtet, gar nicht mehr das Wertvollste an dem Buche. Sondern, wie sie den Wert der einzelnen Bücher nach dogmatischen Grundsätzen bestimmten, so sahen sie in den von ihnen legitimierten Büchern die klassischen Örter für die Lehrsätze, die bei ihnen in Geltung waren. Es ist ja immer eine Stütze — um nicht zu sagen: eine Krücke — derjenigen gewesen, die sich mit religösen Lehren abgeben, zu behaupten, ihre Sätze seien durch uralte, heilige Überlieferungen bezeugt.

Man mag zur Rechtfertigung jener Konzilienväter anführen, daß die Lehrstreitigkeiten, die durch allerlei Schwärmer und widerchristliche Irrlehrer in die Kirche hineingetragen worden waren, eine Konzentration der religiösen Gedanken auf bestimmte einfache Urformen nötig gemacht haben, und daß so die Fixierung des biblischen Inhalts einem Bedürfnis entgegengekommen sei. Immerhin bleibt der peinliche Eindruck, daß man sich den religiösen Gegnern gegenüber hinter papierene Mauern zurückgezogen hat, anstatt sie durch die unwillkürliche Gewalt stärkeren Lebens zu überwinden. Dazu aber reichte die Kraft nicht mehr aus. Die Verhältnisse in der Kirche fingen mehr und mehr an, zu dem, was Jesus gewollt hatte, in klaffenden Widerspruch zu treten. Die Rangstreitigkeiten unter den Bischöfen, aus denen schließlich der römische Bischof siegreich hervorging, die sich anbahnende Scheidung zwischen

einem geistlichen und einem weltlichen Stande, die Verkümmerung des Lebensideals im Mönchtum, und vor allem die herrschende Stellung, die die Kirche gewonnen hatte, diese absolute Vermenschlichung der im biblischen Geschehen sich bekundenden göttlichen Anfänge auf Erden ließen die Gedanken und Kräfte Jesu nicht mehr wirksam werden. Man hatte den raffinierten Systemen der Gnostiker im Grunde nichts anderes entgegen zu setzen, als eben auch Systeme. Für diese aber mußte eine höchste Autorität stabiliert werden. Man fand sie im Kanon der Bibel. An die Stelle des unüberwindlichen Flusses starken Geschehens trat eine papierene Autorität. Die Fixierung des biblischen Konons ist die erste Unfehlbarkeitserklärung, der erst unbegreiflich lange nachher eine zweite folgte. Bewußt oder unbewußt hatte man das schwächliche Bedürfnis, den „grundstürzenden Bestrebungen einer ungläubigen Theologie“ gegenüber Zeugnis abzulegen. Damals schuf man die Autorität, hinter die man sich verschanzte, heute ist es noch bequemer, man braucht sich auf die damals geschaffene nur zu berufen.

Trotzdem haben sich jene Väter ein großes Verdienst erworben, indem sie aus zerstreuten Büchern ein Buch schufen. War die Zeit, in der so unerhörte Dinge geschahen, wie sie die Bibel erzählt, vorüber, so haben sie uns die Quellen gesammelt und aufbewahrt, die aus jener Zeit berichten. Sie haben ihren Nachkommen die Mög-

lichkeit erhalten, mit der Zeit Jesu in Kontakt zu treten. Lange Zeit ist freilich auch das nicht einmal geschehen. Die Kirche maßte sich das alleinige Recht an, die Bibel richtig zu verstehen und auszulegen. Was nur opportun und der Machtstellung der Kirche günstig war, wurde aus der Bibel herausgelesen, und das Volk hatte weder Recht noch Möglichkeit, zu prüfen oder sich gegen Vergewaltigungen seines Gewissens zu wehren. Dazu kam, daß die Bibel in einer nur den Priestern verständlichen Sprache vorhanden war, daß die Priester die Meinung nährten, die Bibel sei ein Buch, dem gegenüber man von vornherein eine ganz andere Stellung einnehmen müsse als anderen Büchern gegenüber, so daß die „Laienwelt“ mehr und mehr das Interesse an der Bibel verlieren mußte. In der Hand der Priester war die Bibel ein Machtmittel, mit dem es sich gut regieren ließ, dem Volk aber war sie ein Buch mit sieben Siegeln.

Während der Jahrhunderte der unbedingten kirchlichen Herrschaft ging die Entwickelung des gesamten religiösen Wesens in einer Richtung weiter, die der von Jesus eingeschlagenen genau entgegengesetzt war. Die Kirche etablierte sich auf Erden, zunächst neben und dann über allen Gewalten und sprach es durch den Mund Bonifacius VIII. aus, daß sie nicht nur das geistliche, sondern auch das weltliche Schwert zu führen habe. Jesus war gekommen, um allen denen zu dienen, die seines Dienstes bedurften, das Papsttum aber,

um über alle zu herrschen, die sich seine Herrschaft gefallen lassen. Diese sich vollziehende Umkehrung der Gedanken Jesu wurde begleitet von einer Entwickelung der kirchlichen Lehre, die von der Stärke und Wucht der Verkündigung Christi die letzten Spuren verlor. Die Systeme des Thomas von Aquino und des Dun Scotus mögen mit Geist und Fleiß gearbeitet sein, die Welt wäre ohne sie nicht ärmer, und es ist bis auf den heutigen Tag eine menschenunwürdige Selbstgenügsamkeit, dieses Zeug für Reichtum zu halten. Gerade was sie uns bis ins 20. Jahrhundert übermacht haben, und wenn es nichts anderes ist als Formen und Methoden, das ganze eingebildete Haben, das sich im möglichst „adäquaten“ Ausdruck, in der turnerischen Beherrschung geistlicher Geräte gefällt, das Sichwohlfühlen und Zufriedensein in dem Raffinement dogmatischer, technischer Religiosität, das war das Elend des Mittelalters und ist das unsrige bis auf diesen Tag. Die Menschen waren und sind wie arme, an Schmutz gewöhnte Leute, die sich in der verbrauchten Luft ihrer Hütten sehr wohl fühlen. Sie können es gar nicht begreifen, wie unsereins das Fenster aufreißen kann. „Wir haben ja Luft genug.“

Wenn in den Jahrhunderten des Mittelalters neben dieser kläglichen Verkümmerung stolzer Anfänge sich glänzende, kraftvolle Erscheinungen abheben, wenn der Beobachter der Geschichte den Eindruck gewinnt, daß in den von dieser Kirche

beherrschten Völkern doch große Vorräte ritterlichen Sinns, wertvollen Intellekts und originaler Kraft vorhanden gewesen seien, so darf nicht vergessen werden, daß die Kirche in der germanischen Welt mit frischen, jugendlichen Völkern zusammenstieß, Völkern, die ihre heimische Götterwelt mit in die Kirche hineinnahmen, denen noch keine Kultur das Mark ausgesogen hatte, und die ihre Kraft zum größten Teil im Kampfe gegen diese Kirche bewährten und fast verzehrten. Jesus war gekommen, um den Menschen neue Kräfte zu vermitteln, daß sie dem „ewigen Gesetz" von Kommen und Gehen sollten entnommen sein, die Kirche aber hat an dem Blute der Völker gesogen, ist selbst strotzend geworden vor Kraft, und blutleere Schatten bezeichnen ihren Weg. Sie hat das alte schöne Griechenland nicht zu verjüngen verstanden, sie hat das einst so starke Rom untergehen lassen; so war es am bequemsten. Ich glaube ja nicht, daß Jesus sehr viel Wert auf die Erhaltung aller Staatengebilde legt, Staaten sind menschliche Schöpfungen, die dem Geschicke aller menschlichen Arbeit unterliegen. Aber es gab nicht nur ein Griechenland und ein Rom, es gab Griechen und Römer, die man vom Himmel her nicht gleichgültig ansieht. Wo sind sie geblieben? Die Kirche hat sie nicht zu erhalten vermocht.

Es gab in jener Zeit auch religiöse Heroen. Sie waren spottselten, aber es gab ihrer etliche. Der

größte unter ihnen war Franciscus von Assisi, der, nach langer Zeit der erste, in der Bibel wieder Berichte von Geschehnissen sah, dem sie eine Geschichte erzählte, die nach Fortsetzung verlangte. So ließ er das biblische Geschehen auch zu einer Geschichte in seinem eigenen Leben werden. In unerhörter Glut, die an die Prophetengestalten des alten Testaments erinnert, setzte er das neu gewonnene Verständnis der Bibel in Taten um, die, wenn man ihnen freien Lauf gelassen hätte, vielleicht schon damals der Anfang einer neuen Periode der Menschengeschichte hätten werden können. Aber der mittelbare Einfluß der Kirche, der es dem Franciscus selbstverständlich erscheinen ließ, daß sein Unternehmen unter ihren Schutz gestellt werden müsse, sowie die Klugheit, in der man es verstand, diese ungestüme Kraft für kirchliche Zwecke dienstbar zu machen, ließen schließlich nichts anderes daraus werden als einen Mönchsorden, wie es deren schon andere gab. Franciscus wurde kirchlich gemacht, und damit zur Unschädlichkeit und Harmlosigkeit verurteilt.

Welcher Art war also die Geschichte während der Zeit von der Abschließung des biblischen Kanons bis zur Reformation? Nicht eine Epigonengeschichte, in der Gedanken und Kräfte der heroischen Zeit verstanden, erklärt und nach Möglichkeit angewandt werden, nicht eine Weiterentwickelung in der eingeschlagenen Richtung, sondern eine Geschichte des Rückgangs der Kräfte bis weit,

weit über ihren Anfangspunkt hinaus. Was haben die Priesterkämpfe und Lehrstreitigkeiten des Mittelalters gemein mit der sagenhaften Kraft, die uns in den Patriarchen entgegentritt, oder mit der vorwärts drängenden Gewalt, in der die Propheten auftraten, oder mit der königlichen Selbstgewißheit Jesu und dem welterobernden Glauben der Apostel! Sie alle haben Feuer auf Erden angezündet, Feuer, in denen die Seelen der Menschen brannten für Gott, in Gott. Die leitenden Geister in der in Frage kommenden Periode aber haben das Feuer ausgetreten, wo sie es nur fanden.

Nein, jene Konzilienväter haben ein viel größeres Verdienst, als sie selbst es ahnen konnten. Vielleicht hatten sie ein unbewußtes Gefühl dafür, daß das, was sich unter ihren Augen anbahnte, zu dem in der Bibel Erzählten nicht mehr paßte. Das Einzigartige der Bibel mußte vor jeder Vermengung mit dem weiteren Geschehen bewahrt werden, so daß es nur ja niemandem einfiel, etwa eine Kirchengeschichte als Fortsetzung der biblischen Geschichte zu schreiben. So wenig es gewiß in der Absicht Gottes lag, daß nach der apostolischen Zeit eine so klägliche Kraftebbe eintrat, so segensreich ist die schwache Tat der Väter geworden. Sie hat uns vor dem verderblichen Irrtum bewahrt, als sei die Entwickelung der Dinge in der Kirche eine göttliche; denn stände die Kirchengeschichte auch zwischen den Deckeln der Bibel, ich möchte die Sklaverei nicht erleben, in

die uns dann „geoffenbarte Wahrheit“ bringen würde. Die Kirche hat den Versuch gemacht, die „Überlieferung“ gleichsam als die Fortsetzung der biblischen Geschichte oder besser der biblischen Lehre in Geltung zu bringen. Wo es ihr gelungen ist, ist die selbstverständliche Folge nicht ausgeblieben, ein Abnehmen, ja Absterben jedes Verständnisses für die Bibel.

Gott sei Dank, daß man die Bibel abgeschlossen hat gegen die kleine Zeit, so daß sie uns jetzt nur Großes und Größtes zu berichten hat!

Der Reformation ging der Humanismus voraus. Er fesselte die Gelehrten an den Schreibtisch, wo sie mit Geschick und Ausdauer die Klassiker der Antike lesen, ihre Sprache verstehen, ihre Gedanken denken lernten. Auch die Sprache der Bibel wurde Gemeingut vieler, so daß nicht nur die Priester sie zu lesen imstande waren. Mit der ganzen Gewissenhaftigkeit eines deutschen Gelehrten fing man an, die Bücher der Bibel zu lesen. Manches erstaunte Gesicht hat sich über die alten Geschichten gebeugt. Was hatte doch die Kirche aus den so einfachen Worten dieses Buches gemacht!

Wenn wir die Fragestellung der Reformation der Bibel gegenüber fixieren wollen, so dürfen wir nicht die Stellung Luthers allein dabei berücksichtigen. Luther hatte keine abgeklärte Stellung zur Bibel. Er ging bald sehr souverän mit der Bibel

um, indem er die eine Schrift eine stroherne Epistel nannte, die andere aus dem Kanon entfernen wollte, bald wieder nahm er den alten scholastischen Standpunkt ein, der heute noch nicht überwunden ist, nämlich, daß der Wortlaut der Bibel unbedingt maßgebend, da vom heiligen Geiste inspiriert sei. Hinter dieser wissenschaftlich unhaltbaren Stellungnahme zur Bibel verbirgt sich freilich ein viel Wertvolleres als alle Akribie der Wissenschaft. Es ist die überragende, starke Persönlichkeit des Reformators, die die Dinge sich untertan macht und höhere Ziele kennt als den Ruhm philisterhafter Genauigkeit. Was in ihm lebte und nach Gestaltung rang, das waren keine wissenschaftlichen Probleme, sondern innerlichst-persönliche Kräfte. Menschheitsfragen werden niemals im Wege der Wissenschaft gelöst werden, sondern im Wege persönlichen Erlebens und Überwindens. Die Wissenschaft folgt dann nach und sucht das Geschehene zu verstehen so gut sie kann. Dabei soll sie aber nicht vergessen, daß, wenn sie die größten Männer, die über die Erde gegangen sind, nur unter die wissenschaftliche Lupe nimmt, sie an dem, was diese im Grunde ausgemacht hat, vorbeisieht. Persönlichkeiten wollen auch persönlich erfaßt und verstanden, aber nicht analysiert werden.

Für die Stellung der Reformation zur Bibel, so wie sie sich schließlich gestaltet hat, kann die persönliche Stellung Luthers also nicht allein maßgebend sein. Melanchthon vertrat den Humanismus

in dem Werke Luthers, und durch ihn ist die Behandlung der Bibel wesentlich beeinflußt worden. Die Fragestellung ergab sich aus der Situation. Die alte Kirche hatte die Bibel als Quelle für allerlei Lehren beansprucht, die sich bei näherem Zusehen als unbiblisch herausstellten. Demgegenüber war die gewissenhafte Frage der Reformation: Was haben die biblischen Männer nun wirklich gelehrt? An dieser Aufgabe hat sich die protestantische Theologie in den letzten Jahrhunderten versucht und ist ohne Zweifel dem Sinne der Bibel näher gekommen als die alte Zeit. Unmassen von Schutt sind aus dem Trümmerhaufen, der das Werk Jesu bedeckte, fortgeschafft worden, schlimme Verirrungen sind korrigiert, Mißbräuche beseitigt worden. Eine neue Freiheit kam herauf, die von dem, was Menschen aus der Bibel gemacht hatten, emanzipiert, sich nur beugen wollte unter das, was Gott selbst gesagt hatte. Denn das stand noch lange Zeit fest, daß die Bibel, das heißt, das Buch, eine unmittelbare Offenbarung Gottes sei. Wie ein nicht abzuschüttelndes Erbe der Väter, schlich die Meinung neben aller ehrlichen Arbeit her, daß die Bibel ein Buch sei, dem gegenüber man eine andere Stellung einnehmen müsse als anderen Büchern gegenüber. Die Reformation hat der Bibel gegenüber dieselbe Frage gestellt wie die alte Kirche, sie hat sie nur ehrlicher und gewissenhafter beantwortet.

Bei dieser Sachlage ist es nicht zu verwundern,

wenn in der Kirche der Reformation der Streit um die biblische Lehre sich erhob, ein Streit, der mit dem Wesen der Bibel nichts, aber auch gar nichts zu tun hat. Wie sehr diese Frage nach der „reinen", biblischen Lehre in den Vordergrund getreten ist, geht unter vielem anderen schon aus der Tatsache hervor, daß sich auf Grund „immer klarer erkannter" biblischer Wahrheit nach und nach unzählige kleine Gemeinschaften abgezweigt haben, deren jede von sich behauptet, die reine Lehre zu besitzen. Ja, man ist sogar soweit gegangen, auch vieles Gute, von dem in der Bibel nicht die Rede ist, nicht sein konnte, als unbiblisch zu verwerfen; so gibt es noch heute Kirchen, besonders im Norden Schottlands, in denen keine Orgeln aufgestellt werden dürfen, „weil nichts davon in der Bibel steht". An die Stelle der völligen Unbekanntschaft mit der Bibel ist nach der Reformation eine Abhängigkeit vom Bibelbuchstaben getreten, die nicht immer zur Kuriosität auszuarten brauchte, um ihren Widerspruch gegen den Geist der Bibel zu offenbaren. Als ob eine magische Gewalt die Geister in ihren Bann geschlagen hätte, als ob die Unfehlbarkeitserklärung der längst gestorbenen Konzilienväter für alle Geschlechter bindende Kraft hätte, so müht man sich heute noch ab, sich in eine oft recht künstliche Übereinstimmung mit der Bibel zu zwingen. Vom Papst- und Heiligenkultus hat uns die Reformation befreit, den Bibelkultus hat sie indes nicht überwunden.

Hatte die Fragestellung, die die Reformation der Bibel gegenüber einnahm, schon Sinn für historische Treue geweckt und bewiesen, so ist in neuerer Zeit die rein historische Behandlungsweise noch viel mehr in den Vordergrund getreten. Jahrhundertelang lag der geschichtliche Sinn in den Fesseln des uralten Dogmas von der Inspiration, das heißt des Glaubens, daß im grunde nicht Menschen, sondern auf irgend eine Weise der heilige Geist selbst der Verfasser der biblischen Bücher sei. Damit war selbstverständlich aller treuen, ehrlichen Arbeit vorgegriffen, das Resultat der Aufgabe war von vorne herein gegeben, die Aufgabe selbst nur und der Weg zur Lösung blieben zu suchen. Zwar hat man versucht, das Dogma von der Inspiration formell zu erweichen und so zu tun, als ob trotz seiner eine freie geschichtliche Behandlung der Bibel möglich sei. Aber man ist auf diesem Wege zu solchen Verrenkungen teils jenes Glaubenssatzes, teils aller wissenschaftlichen, methodischen Arbeit gekommen, daß wir diesen Dingen heutzutage wirklich keinen Geschmack mehr abgewinnen können und uns kaum noch aus anderen als aus Gründen geschichtlichen Interesses damit zu befassen brauchen. Bis in die Gegenwart hinein werden mit den Worten: „getrieben vom heiligen Geiste“, „von Gott eingegeben“, „Wort Gottes“ und dergleichen Kunststücke gemacht, die nur ein trauriger Beweis dafür sind, bis zu welchem Grade des Selbst-

verzichts der menschliche Geist es bringen kann.

Unter ernsten Menschen ist die Frage nach der göttlichen oder menschlichen Verfasserschaft der Bibel erledigt. Der erwachende Wirklichkeitssinn, die Übersättigung an Begriffen und Idealen und ein instinktives Gefühl dafür, daß wirkliche Geschichte unendlich viel mehr wert ist als alles Philosophieren über die Geschichte, hat sich auch in der Behandlung der Bibel zur Geltung gebracht, so daß man die allgemein geltende literarhistorische Methode auch auf sie restlos anwendet. Im Verlauf dieser subtilen und — offen gestanden — nicht immer interessanten Arbeit ist das Dogma von der übernatürlichen Entstehung und einer speziell göttlichen Leitung bei der Zusammensetzung der Bibel den Arbeitern unter den Händen zergangen. Sowohl im Alten wie im Neuen Testament hat man nicht nur zeitlich, sondern auch religiös voneinander sehr verschiedene Schichten der Überlieferung gefunden.

Mögen immer diejenigen recht haben, die von „unbedingt gesicherten Resultaten“ dieser Forschungen nichts wissen wollen, — es ist auch auf diesem Gebiet alles im Fluß — soviel ist gewiß, daß vieles, das früher für unumstößlich sicher galt, heute nicht mehr gehalten werden kann, und daß eine ganze Reihe positiver Resultate kaum noch überholt oder widerlegt werden dürften. Es kann hier nicht meine Sache sein, auf irgend welche Ein-

zelheiten der bibelkritischen Fragen einzugehen, es genügt hier, auf die Prinzipien der Arbeit hinzuweisen und ihr Recht im weitesten Umfange anzuerkennen.

Es ist nicht zu leugnen, daß sich die geschichtlich methodische Arbeit eine Zeitlang überstürzt hat, wie jede neue Bewegung in ihrer Jugend Torheiten begeht. Nachdem ein französischer Arzt bei der Untersuchung der sanitären Verhältnisse im Volke Israel dahintergekommen war, daß die nach Moses genannten Bücher des Alten Testaments verschiedene Quellen enthielten, bestand die Wissenschaftlichkeit für kurze Zeit fast lediglich darin, möglichst viele Quellen, aus denen die einzelnen Bücher entstanden sein sollten, herauszutüfteln. Doch haben sich diese Verirrungen selbst wieder korrigiert, und unter besonnener Benutzung philologischer Hilfsmittel, zeitgeschichtlicher Beobachtungen und allgemein religionsgeschichtlicher Parallelen ist die gesamte Arbeit in ein ruhiges Gleise gekommen. Die Tatsache, daß die Gelehrten über viele Dinge noch nicht einig sind und auch wohl nie einig werden, bleibt der Natur der Sache nach bestehen und kann nur demjenigen störend sein, der der Bibel gegenüber noch eine gebundene Stellung einnimmt.

Die durch die geschichtliche Betrachtungsweise der Bibel herbeigeführte, veränderte Situation hat auch die gesamte Fragestellung geändert. Hatte man früher immer nur gefragt: Was hat Jesus,

was hat Paulus, was haben die anderen Apostel gelehrt? so treten diese Probleme mehr und mehr zurück hinter der uns viel mehr interessierenden Frage: Wer war Jesus, wer war Paulus? Wie und was haben sie gelebt? Der Rationalismus, die Romantik, ja selbst der Pietismus hat sich in der Beantwortung dieser Fragen versucht. Mögen die Lösungen gewesen sein, wie sie wollen, einen Fortschritt gegenüber der Reformation, ja der ganzen Periode von der Fixierung des Bibelbuches an bedeuten sie auf jeden Fall. Zeugen sie doch von dem beginnenden Verständnis dafür, daß das Geschehen und nicht irgend eine Lehre die bewegende Kraft für den Fortschritt ist, daß Persönlichkeiten in ihrem geheimnisvollen Weben und Wesen Träger der Entwickelung sind.

Die Gegnerschaft, die sich gegen diese — sagen wir einmal — moderne Methode erhoben hat, hat ihren Grund und ihr Recht in dem Gefühl, daß so das letzte Wort in der Sache nicht geredet werden könne. Es hat wirklich oft den Anschein gehabt, als solle die von der Bibel erzählte Geschichte, ihrer Einzigartigkeit entkleidet, in den Gang des übrigen Weltgeschehens eingereiht werden, als habe man eine gewisse Freude daran gehabt, diesem oder jenem biblischen Autor einzelne Irrtümer nachzuweisen, ohne den Hintergrund eines großen, gewaltigen Lebenszusammenhanges aufzuzeigen, auf dem einzelne Irrtümer, wenn nicht verschwinden, so doch bedeutungslos werden. Es

hat wirklich geschienen, als sollten die biblischen Männer verkleinert werden. Dagegen erhob sich der Sturm. Mit Recht!

Wenn ich vorhin sagte, daß Persönlichkeiten persönlich erfaßt und verstanden sein wollen, so gilt das in eminentem Sinne von religiösen Persönlichkeiten. Es genügt tatsächlich nicht, die Zeitumstände, unter denen Jesus gelebt, die Sprache, die er gesprochen hat, das ganze Milieu, das ihn umgab, aufs genaueste zu kennen, um ihm in der Darstellung gerecht zu werden. Nicht, als ob eine möglichst gestaltungskräftige Phantasie dort nachzuhelfen hätte, wo die Überlieferung versagt; die Romantik hat uns dem Verständnis Jesu eher ferner als näher gebracht. Auch nicht, als ob gewisse religiöse Anschauungen oder Lehrnormen dem Stoff der Überlieferung Gestalt geben müßten; der dogmatische Christus ist den Menschen immer unverständlich geblieben. Es ist vielmehr ein rein Persönliches, Lebendiges, das weder mit dichterischer noch dogmatischer Veranlagung etwas zu tun hat, ein Urmenschliches, das eben wegen seiner ungeheuren Einfachheit so schwer wiederzugewinnen ist, wenn es einmal verloren ging, das den biblischen Personen entgegen kommen muß. Denn nicht nur das ist ja die Aufgabe der Darstellung jener Personen, jener Vorgänge, sie in kalter Objektivität wie in einem marmornen Relief wiederzugeben, sondern sie, wenn sie wertvoll genug dazu sind, für die jedesmalige Gegen-

wart wirksam zu machen; nicht sie zu modernisieren, ihre Gedanken umzubiegen, sie ihre Zeit verleugnen zu lassen, sondern ihren Herzschlag zu fühlen, aus der Quelle zu trinken, an der sie sich gestärkt haben, ihre Kraft und ihren Geist hineinwachsen zu lassen in unsere Zeit und für sie wieder beweglich zu machen.

Hier muß ich mich gegen einen nahe liegenden Vorwurf schützen. Man könnte mir vorhalten, daß ich das, was ich vorher abgewiesen, nun selber tue, nämlich, daß ich an die Bibel mit anderen Voraussetzungen herantrete, als an andere Bücher. Ich lehne diesen Vorwurf ab. Es lese doch einer den „Faust", ohne eine Spur von Verständnis für das persönliche Wollen und Leiden, das er uns enthüllt, und er wird vielleicht einige „schöne Stellen", einiges Gute und Wahre darin finden, das Ganze aber für wirres, krauses Zeug halten und den ehernen Gang des Genius, der die Menschheitsfrage auf seine Schultern genommen hat, nicht hören. Es lausche doch einer, dem Töne nur Geräusche sind, der 9. Symphonie, und er wird eben nur Geräusche, aber nicht das Klagen und das Jubeln der Musik hören. Man lerne doch die Daten aus dem Leben Wallensteins, Napoleons und Friedrichs des Großen oder hundert anderer! Wo nicht ein persönliches Mitleben und Erleben dem Gerippe der Tatsachen Fleisch und Blut gibt, Leben und Geist einhaucht, da mag einer ein guter Geschichtskenner sein, aber die Gewaltigsten blei-

ben ihm tote Männer. Voraussetzungslosigkeit hat ihr Recht, solange es sich um unparteiische Konstatierung von Tatsachen handelt. Sollen die Gestalten der Vergangenheit aber lebendig erhalten bleiben, so muß ihr Herz in der Brust der Darsteller pulsieren. Heinrich von Treitschke und Leopold von Ranke haben ihre Geschichtsschreibung gerade durch ihren persönlichen Einschlag für alle Zeiten so wertvoll gemacht.

Stehen wir der Bibel gegenüber, so haben wir es nicht mit einem Haufen Papiers und einer Masse Druckerschwärze zu tun, sondern mit Menschen und Begebenheiten, die ebenso wie alle anderen geschichtlichen Größen ein gutes Recht darauf haben, auf ihrem Gebiet, in ihrer Ganzheit verstanden zu werden. Und wenn die Persönlichkeit Jesu zu ihrem Verständnis andere Voraussetzungen erfordert als Hannibal und Julius Cäsar, so soll der ihn unbeschrieben lassen, der diese Voraussetzungen nicht erfüllt.

Ein anderer Einwand könnte gemacht werden. Man könnte sagen, ich baue heimlich wieder auf, was ich vorher niedergerissen habe. Die Inspiration der Bibel als eines Buches habe ich geleugnet, was ich aber von den biblischen Männern gesagt habe, komme doch schließlich auf eine Art Inspiration derselben wieder hinaus. Solange unter Inspiration etwas irgendwie Mechanisches verstanden wird, oder solange sie gleichsam der Riegel sein soll, den menschliches Denken nicht

zu öffnen imstande ist, weise ich auch diesen Vorwurf rundweg ab. Die Menschen sind für Gott zu wertvoll, als daß er sie zu Puppen degradierte, die am Draht tanzen. Wenn man aber die unerhörte Kraftsteigerung, den stürmischen Vorwärtsdrang, die ungeheure Gott- und Selbstgewißheit der Propheten, Jesu und der Apostel, kurz ihre ganze geistige, der unseren so unendlich überlegene Konstitution für Inspiration halten will, wenn man glauben will, daß die reiche Lebensfülle, die von ihnen herfloß, aus einem geheimnisvollen Einssein mit der Urquelle, dem Urgrunde alles Lebens quoll, dann mag man dieses geheimnisvoll unbeschreibliche Hin und Her zwischen Gott und Mensch Inspiration nennen, Worte tun hier nichts zur Sache. Wenn die einfache Wahrheit nicht vergessen wird, daß diese „Inspiration" genannte Lebenssphäre weder für naturwissenschaftliche noch für geschichtliche noch sonstige Kenntnisse, die auf dem Wege des Lernens angeeignet werden können, die Quelle ist, so wird man die innere Freiheit gegenüber der literarischen Hinterlassenschaft der biblischen Männer nicht verlieren. Im Gegenteil! diese freie, persönliche Stellung gerade zu ihrer Persönlichkeit wird der Schlüssel auch zum Verständnis ihrer Schriften.

Jedoch nicht die geschichtliche Methode allein hat uns dem Verständnis biblischer Persönlichkeiten näher gebracht. Unsere Zeit birgt in ihrem Schoße, wenn auch noch keimhaft, die Anfänge zu

jenen Voraussetzungen, die die Erfassung von Persönlichkeiten überhaupt erfordert. Die Kraftnaturen, die sich gegen die gesamte wirtschaftliche Schichtung der Gesellschaft, gegen die Philisterei in der Wissenschaft, gegen das langweilige Gleichmaß und die unbegreifliche Geduld des Herdeninstinkts erhoben haben, die tastenden Versuche, die Kunst aus dem Trott der Schulmäßigkeit und der Schablone auf die Bahn persönlicher Ausdrucksfähigkeit zu bringen, die große erwachte Sehnsucht, den rohen Stoff des Lebens so zu bearbeiten, daß er personhafte Züge gewinnt, die ganze, vor unseren Augen sich vollziehende Evolution des einzelnen aus der Masse — — das alles ist der historischen Arbeit zu Hilfe gekommen, hat ihr Leben und Wert verliehen. So gewiß es nun ist, daß die bezeichnete Entwickelung sich erst in den Anfängen befindet, so gewiß ist es auch, daß unsere persönliche Fühlung mit den Gestalten der Bibel erst eine sich anbahnende ist.

Aber ist es denn wahr, daß jene Männer uns in dem Maße überragen, daß wir jetzt nach fast zweitausend Jahren ihre Höhenlage noch nicht wieder erreicht haben? Hat nicht vielmehr die Legende sie derart mit Größe und Hoheit umsponnen, daß sie überhaupt über alles menschenmögliche Maß hinausragen? Sind nicht Moses und Elias, Amos und Jeremias in der Welt der Wirklichkeit unmögliche Gestalten? Hat sich nicht vor der nüchtern prüfenden Kritik herausgestellt, daß die Heilungen

Jesu entweder auf ganz natürliche Vorgänge zurückzuführen oder vergötternde Dichtungen einer allzu gläubigen Gemeinde sind? Ist nicht die ganze, von Jesus ausgegangene Bewegung im Grunde nur ein schüchterner Versuch einer sozialen Reform, deren Führer an seinen eigenen Idealen gescheitert ist? Ist nicht die Verfeinerung, die die Moral erlebt hat, oder die Revolution, die die Maschine ins Erwerbsleben brachte, oder die Unterjochung der Naturkräfte unter die Hand der Menschen etwas weit Gewaltigeres als jene Bestrebungen der Fischer vom See Genezareth? All diese Fragen sind bejaht worden, und die sie bejahten, hatten an einer intimeren Beschäftigung mit der Bibel natürlich kein Interesse mehr.

Es gehört jedoch ein unglaubliches Maß von Hochmut dazu, die Höhenlage unserer gegenwärtigen geistigen Kraft für bisher unübertroffen zu halten. Man muß jeden Kontakt mit dem sprechenden Geist unserer Zeit verloren haben, um sich kindlich daran zu ergötzen, wie herrlich weit wir es gebracht. Es soll mir nicht einfallen, die Hochmütigen davon überzeugen zu wollen, daß die Bibel beanspruchen kann, auch für uns noch wertvoll und interessant zu sein, sie sollen sich erst einmal schämen lernen vor der Riesenkraft, deren Taten sie uns erzählt.

Daß man heutzutage überhaupt noch auf unseren geistigen Bestand stolz sein kann, beruht auf

einer gänzlichen Verkennung dessen, was geistige Kraft ist. Wir können Maschinen bauen, mit ihrer Hilfe große Lasten heben und fortbewegen, wir können unseren Schritt beflügeln, in die Ferne schreiben und sprechen, wir können bis zu einem verschwindenden Teil eines Millimeters genau abgepaßte Werkzeuge herstellen, wir können ungeheuer viel, aber alles nur auf dem Wege mechanischer Vermittelung. Wir beherrschen die Kräfte der Natur nur durch eine überlegene Technik; aber wir haben weder jene Kräfte noch die Mittel zu ihrer Unterjochung geschaffen, wir haben sie vorgefunden und das Gefundene klug anzuwenden gewußt. An dieser Naturbeherrschung können durch Gewöhnung auch Geister teilnehmen, die selbst unter den landläufigen Vorstellungen nicht für starke Geister gehalten werden. Oder sind etwa der Dirigent einer Maschine mit sechshundert Pferdekräften, oder der Telegraphist, der in eingelerntem Rhythmus auf seinen Knopf drückt, oder gar der Erfinder der drahtlosen Telegraphie auf Grund dieser Leistungen schon schaffende Geister? Schaffen heißt doch nichts anderes als Neues aus sich heraussetzen. Die Natur schafft, indem sie eine Zelle aus der anderen hervorgehen läßt und die unendliche Reihe von Zellen zu einem wundervollen, organisch lebendigen Ganzen zusammenwebt, sie schafft, indem sie neue Lebewesen entstehen und wachsen heißt, und sie herrscht, indem sie sich durch die unendliche Vielgestaltigkeit ihre Einheit

auch nicht einen Augenblick stören läßt. Gesundes, starkes geistiges Leben ist nur da vorhanden, wo der menschliche Geist an Tiefe der Kraft und Umfang seines Einflußgebiets organisch von innen heraus wächst. Nicht neue Kenntnisse und Erkenntnisse — denn Wissen ist nur Macht, wo es in der Hand des Einen unter den vielen Unwissenden ist — nicht neue Fertigkeiten und mechanische Möglichkeiten, sondern eine Entwickelung des geschaffenen Geistes bis zum schöpferischen Können, kann allein die naturgemäße Aufgabe und Bestimmung des Menschen sein.

Aber was soll er denn schaffen? Gibt es im Weltganzen noch leere Stellen, die zu besetzen wären? Ich meine, wenn der Mensch ein Recht dazu haben will, sich als die Krone alles Geschaffenen zu bezeichnen, so muß unbedingt die Zeit erst zu Ende gehen, in der er sich vor jedem Zugwinde fürchtet, da jede Welle stärker ist als er, da jeder Zufall ihn aus seinem Gleise herauswirft; kurz, so muß der Mensch erst geschaffen werden, der als das natürliche Haupt mit innerer, naturnotwendiger Selbstverständlichkeit die rohen Kräfte, die in der Natur walten, nicht durch schlaue Technik überlistet, sondern durch organische Überlegenheit beherrscht. Diesen Menschen gibt's einfach noch nicht, diese Stelle ist noch leer, und damit ist uns vielleicht für Jahrtausende das denkbar höchste Ziel der Entwickelung gesteckt. Welch eine Perspektive! Der griechische Sänger soll noch ein-

mal Recht bekommen: „Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch.“

Bisher ist die am meisten hervortretende Wirkung der technischen Trainierung des menschlichen Geistes die Nervosität, die doch gewiß niemand als ein Zeichen beginnender Geisteskräftigung ansprechen wird. Sie hat vielmehr eine Unruhe und Zerfahrenheit in unseren geistigen Bestrebungen gefördert, die einer starken Hand bedürfen wird, wenn sie wieder zur Ruhe und Einheit zurückgeführt werden soll. Das eine Gute hat die Nervosität, daß sie in vielen das Schwächegefühl stark betont und das nervöse Auge für alles schärft, das diesem Schwächezustand abhelfen kann. Die zarten, nervösen Menschen jubeln daher der jetzt in neuer Kraft anhebenden Evolution am lautesten zu und sind mit daran schuld, daß die ganze moderne Bewegung der Geister bei den soliden, gesunden, zufriedenen Leuten als „so nervös“ verschrieen ist.

Instinktmäßig, als wenn uralte, von Geschlecht zu Geschlecht vererbte Erinnerungen wieder lebendig würden, blickt der Geist der modernen Menschen wieder zurück in längst vergangene Zeiten und schlägt als wertvollste Urkunde menschlicher Geistesgeschichte die Bibel auf. Die Bibel ist daran, wieder das interessanteste Buch der Welt zu werden. So — habent sua fata libelli.

Was ist denn nun die Bibel?

Zunächst kein Lehrbuch für die Christen, wie der Koran für den Moslem und der Talmud für den Juden. In dem Augenblick, in dem man die Bibel zu einer Norm macht, an der die bleibende Gültigkeit irgend einer Lehre gemessen werden soll, hält man den Strom des Lebens auf, das dieses Buch durchwaltet, und macht sie für die Gegenwart völlig bedeutungslos. Lehren sind ja nichts anderes als technische Vergewaltigungen des Lebens und der werdenden Wahrheit; Uhren, die immer nachgehen. Das Unrecht, das der Lehrbeflissene an der Bibel tut, rächt sich auch an ihm selbst, indem es ihn aus dem lebendigen Strom geistigen Werdens, in den er von Gott hineingestellt worden ist, herausnimmt und ihn in vergangene Zeiten zurückschraubt. Die größte Verkennung der Bibel und ihrer Bedeutung stellt sich dar in der berühmten „Bibelfestigkeit", die für jede Lage und Frage einen Bibelspruch zur Hand hat wie der Apotheker für jedes kleine Leiden ein kleines Heilmittel hat. Bibelfestigkeit ist in erster Linie ein Zeichen für ein gutes Gedächtnis, wo sie wirklich mehr zu bedeuten hat, da hat sie sich gewiß mit lebendigeren Dingen gepaart.

Die Bibel ist darum auch kein Schulbuch, aus dem man etwa „Religion" lernen könnte. Religion ist überhaupt nicht lehrbar und am allerwenigsten auf dem Wege des Auswendiglernens biblischer Geschichten, die obendrein den be-

dauernswerten Kindern durch fortwährende Wiederholungen und Zensuren herzlich verleidet werden. Der Schulbetrieb ist daran schuld, daß die Bibel vielen ein langweiliges Buch geworden ist.

Sie ist auch kein Andachtsbuch; wenigstens nicht in dem Sinne der unnatürlichen Schwüle religiöser Stimmungen, die über sogenannten Andachten vielfach ausgebreitet liegt. Sie ist das frischeste, natürlichste Buch, das je geschrieben wurde, und ich begreife die Scheu, die vor der Unnatur des feierlichen Wesens, mit dem man die Bibel umlagert, sich zurückzieht. Die Bibel macht einen feinen Unterschied zwischen Seele und Geist. In der andächtigen Schwüle der Stimmung schwelgt die Seele in raffinierten Genüssen, wird das Empfindungsvermögen an gefährliche Klippen und auf schwindelnde Höhen geführt, während der Geist nach Brot und Wasser schmachtet.

Die Bibel ist ein Geschichtsbuch, in der Form anspruchsloser als viele andere. Wenn auch nicht alle Schriften die Form der Erzählung haben, sie sind doch der literarische Niederschlag einer Geschichte und wollen aus dieser heraus verstanden sein.

Freilich ist die Geschichte, die die Bibel erzählt, eigener Art. Nicht nur, daß sie weit über menschliche Erinnerung hinaus bis in die mythologische Urzeit und vorwärts weit über alle bis-

herige Erfahrung hinweg, bis in die dichten Nebel einer Endzeit hineinreicht, ist ihr eigentümlich, sondern das gänzliche Anderssein der Kräfte, die sie gestaltet haben, gegenüber allem, was sonst Weltgeschichte heißt.

Die Weltgeschichte ist im Grunde nichts anderes als eine Geschichte einander widersprechender Interessen. Wer seine Interessen am stärksten vertreten konnte, dem gab sie recht. Unter göttlicher Leitung hat sie scheinbar nur insoweit gestanden, als Gott hier und da den grausamsten Konsequenzen selbst- und herrschsüchtiger Interessen gewehrt hat. Wie ein Vater, der seinen Buben zuschaut, wie sie ihre Kräfte aneinander messen, und nur dann zuspringt, wenn einer in Gefahr ist, ernstlichen Schaden zu nehmen, so hat Gott in großer Geduld die Sünden der Menschen getragen und sie ihre Wege gehen lassen. Für ihn, für seine Sache, seine Absichten ist bei dem bisherigen Verlauf der Weltgeschichte nichts Nennenswertes herausgekommen, nicht einmal in der Geschichte des Christentums. Immer hat die überlegene Kraft recht behalten, und Kirche und Christentum haben dieses „Recht" geweiht. Es kann kaum etwas Bezeichnenderes für den Charakter der bisherigen Weltgeschichte geben, als den Umstand, daß heute ganz vernünftige Menschen, die sich ausgiebigen Kulturgenusses ererfreuen, den Mut des Duellanten, des legitimierten Mörders, bewundern und allen Ernstes glauben,

daß der Krieg, der geadelte Massenmord, die höchsten Kräfte und edelsten Fähigkeiten des Menschen entfessele.

Die von der Bibel erzählte Geschichte fällt fast in ihrer ganzen Länge aus dem Rahmen der Weltgeschichte heraus. Wenn sie auch in großen Partien, besonders im Alten Testament, die Merkmale der Gewalt und der Interessenpolitik an sich trägt, so ist doch der sie bestimmende Unterton der eines stillen, inneren Werdens. Ohne Zweifel hat nationaler Stolz die Darstellung der vorgeschichtlichen wie der geschichtlichen Zeit Israels stark beeinflußt, so daß wir gleichsam durch einen dichten Schleier weltförmiger Ereignisse hindurchschauen müssen, um die letzten Triebfedern der Volksgeschichte zu erkennen. Mögen die Patriarchengeschichten, die Moses- und Eliasgeschichten auf historischem Grunde ruhen oder nicht, im Volksbewußtsein haben sie als Erinnerung an die Entstehungsgeschichte des Volkes Raum gehabt und charakterisieren die Geistesrichtung, aus der die Besten des Volkes ihre Kraft hatten. Kein Volk der Erde hat aus seiner ältesten Vergangenheit die Gewißheit einer besonderen göttlichen Mission in so klarer Betonung entnommen wie Israel. Wenn sich dieses Bewußtsein im Laufe der Zeit statt in gehobenes Pflichtgefühl in ein hochmütiges Sicherheitsgefühl verwandelte, so ist das eben eine Entartung und ein Mißverständnis, vor dem nichts Göttliches auf Erden sicher ist. Das

Bewußtsein des Erwähltseins hat seinen klassischen Ausdruck in den Propheten gefunden, die auch die Fäden der Weltereignisse in das Gewebe einer göttlichen Geschichte hineinzuweben verstanden, und als höchste Bestimmung ihres Volkes erkannten, daß es für Gott da sein sollte, ja mehr, daß es der Ausgangspunkt einer neuen geschichtlichen Entwickelung werden sollte, die wirklich unter göttlicher Leitung stehe. In der Auffassung des Volkes war der Gott, für den es da sein sollte, der starke, eifersüchtige Gott, der seine Ehre keinem anderen geben will, um dessen willen allein die Menschen leben. In Wahrheit aber hat Gott in großer, geduldiger Liebe dieses Volk zu einer Pflanzstätte persönlichen Lebens gemacht, wie es in gleicher Wucht und Zielsicherheit sonst nicht emporkam. Auch falsche Gottesvorstellungen haben den Fluß des Lebens nicht gehemmt.

Wenn ich Grund und Ziel der innersten Geschichte, die sich hinter dem bunten Gewirre jüdischer Nationalgeschichte verbirgt, bezeichnen soll, so möchte ich sagen, es ist das Werden und Erstarken des Menschen in der Gottesgemeinschaft. Das leuchtet schon hindurch durch die Schöpfungsberichte, in denen der Mensch Leben vom Leben Gottes, Geist vom Geiste Gottes empfängt. Das ist der Sinn der Patriarchengeschichten, in denen einzelne für das Alleinsein mit Gott abgesondert werden, und aus dem Glauben Menschen erwachsen, denen sich das Gedeihen an die

Sohlen heftet. Das ist der Sinn der Mosesgeschichten, deren Held aus der Stille des Alleinseins mit Gott mit wahrhaft königlicher Geisteskraft hervortritt, aus zerstreuten Juden ein Volk schafft und in dieser Arbeit kein Zerfallen seiner Kraft, kein Trübewerden seiner Augen erlebt. Werden und Erstarken des Menschen leuchtet hindurch, selbst durch die wildbewegte, sagenhafte Richterzeit, über deren Naivität in ihren Beziehungen zu Gott zu lächeln gar zu billig ist. Daß die Glanzzeit jüdischen Volkstums, das davidische Zeitalter, zugleich als die Blütezeit des religiösen Gesanges galt, daß der König David selbst, erst Schäfer, dann Kammermusiker, dann Wegelagerer, als König noch Mörder und Ehebrecher, seinem Volke als der Mann nach dem Herzen erschien, beweist, welch ungeheure Kraft man dem Werdeprozeß in der Gottesgemeinschaft zutraute. Ihren Gipfel erreicht die alttestamentliche Entwickelungsgeschichte des Menschen in den Propheten, die, robuste Realisten, mit allen Fasern ihres Lebens in ihrem Volkstum wurzelnd, eine Höhe geistiger Kraft und religiösen Schaffensvermögens bezeichnen, der gegenüber wir uns in nebligen Niederungen bewegen. Ihre Bedeutung bestand nicht darin, daß sie sich neue Gedanken über Gott aus den Fingern sogen, sondern darin, daß sie Tragfähigkeit genug besaßen, die Nähe des lebendigen Gottes zu ertragen, ohne darunter zusammenzubrechen. Was sie taten und was sie sagten, floß

aus ihrem Erleben und nicht aus spekulativem Nachdenken.

Das Merkwürdigste in dem ganzen Leben Israels ist, daß bald mit geringerer, bald mit größerer Klarheit das Gefühl sich durchbricht, alles bisherige Werden und Erstarken müsse einmal in einem Menschen zur höchsten Ausprägung, zum Ziele gelangen. Hat sich diese Hoffnung auch mit nationalen Utopien gepaart, sie leuchtet doch durch alle messianischen Vorstellungen hindurch, ist der klare Instinkt hinter aller Verworrenheit der Zukunftsträume und beweist, daß der göttliche, treibende Gedanke in das Räderwerk der Volksgeschichte wirklich eingegriffen hatte. Andererseits wird gerade durch die Verquickung der messianischen Hoffnungen mit irrtümlichen Vorstellungen, als sei die Wiederaufrichtung des davidischen Reiches das letzte, mögliche Ziel auf Erden, bewiesen, wie wenig „falsche Anschauungen" gesunden Menschen für ihr Werden schaden können. Der göttliche Werdedrang ist das einzige, das sich nicht unter menschliches Denken knechten läßt; wo er da ist, da bricht er sich Bahn und bringt am Ende auch die törichten Gedanken der Menschen in Ordnung.

Wenn das „Gesetz" in der spätjüdischen Zeit so sehr in den Vordergrund trat, daß darüber die innerliche Geschichte und Bestimmung des Volkes vergessen wurde, so ist ganz gewiß nicht das Gesetz als solches dafür verantwortlich zu

machen. Was kann es denn einfacheres geben, als die zehn Paragraphen, die das Volk als von Moses herstammend betrachtete! Nichts von künstlicher Einengung des Lebens, keine Opfervorschriften und Bestimmungen über religiöse Übungen, sondern anders nichts als die schlichten Bedingungen, unter denen Menschen neben- und miteinander leben können. Gerade die Knappheit und Weite der zehn Gebote, deren Verfasser ein feines Gefühl dafür gehabt haben muß, wie wenig Gott daran denkt, die Menschen in religiöse Vorschriften einzuzwängen, ist ein Zeichen dafür, ein wie unbedingtes Zutrauen man zu dem der Menschwerdung immanenten, ungeschriebenen Gesetz hatte. Was sich sonst als Gesetz an die zehn Gebote angehängt hat, steht nicht mehr auf der prophetischen Höhe jener und hat später in der Pharisäerei seine nur zu begreifliche Karikatur gefunden.

Ein Wort aus dem Psalmbuch, vielleicht das innigste, das uns das gesamte Altertum überliefert hat, kann auch bei der kürzesten Charakteristik der alttestamentlichen Geschichte nicht unerwähnt bleiben. Es ist das Wort aus dem 73. Psalm: Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde, und wenn mir gleich Leib und Seele verschmachteten, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil. Das ist kein feiges Fliehen aus Kampf und Not in schützende Arme, das ist innere Frei-

heit, die die Welt überwunden hat, das ist das Stärkste, dessen ein Mensch fähig werden kann, der von Gott her das Große groß und das Kleine klein zu sehen gelernt hat.

Gleichsam wie eine Dekoration läuft neben dieser inneren Geschichte Israels eine andere her, die mehr priesterlichen Charakter trägt. Die Volksüberlieferung schreibt ihre Entstehung zurück auf Aaron, den redebegabten Bruder des Moses, der der erste Hohepriester gewesen sein soll. Die priesterliche Richtung ist mehr und mehr anspruchsvoll geworden und hat sich so in den Vordergrund gedrängt, daß sie glaubte, die innere Geschichte des Volkes organisieren und leiten zu müssen. Diesem dekorativen Element können wir kein sonderliches Interesse mehr abgewinnen, es mutet uns fremd an mit seinem Redepomp, seiner Kleiderpracht und seinem kostspieligen Kultus. Man könnte fast auf den Gedanken kommen, es sei eine gewollte Ironie der Überlieferung, die den stotternden Moses Unerhörtes tun läßt, dem Aaron dagegen für seine Redefertigkeit die neben Moses untergeordnete Rolle eines Priesters zuweist. Moses und die Propheten wären zum Priesteramte zu schade gewesen. Es ist gewiß nicht nur ein zufälliges, zeitliches Zusammentreffen, daß fast alle Propheten Veranlassung hatten, gegen die priesterliche Wirtschaft aufzutreten.

Wie jene bezeichnete innere Geschichte, die das Alte Testament darstellt, sich nicht in gleichmäßi-

gem, ununterbrochenem Fluß vollzogen, sondern nur je und dann durch stärkeres oder schwächeres Aufflammen verraten hat, daß unter der Erdhülle das vulkanische Leben und Glühen nicht erstorben sei, so weist auch in den Zeiten vulkanischer Ruhe der literarische Niederschlag israelitischer Geschichte nichts auf, das irgendwie innerlich lebendig wäre. Die letzten vorchristlichen Jahrhunderte haben außer dem politisch-phantastischen Danielbuche zu dem Bestande des Alten Testaments nichts beigetragen, sondern sich mit müßiger theologischer Verarbeitung der Überlieferung begnügt.

Stillstehen konnte indes die von Gott gewollte Entwickelung nicht. Je länger die Zeiten äußerlichen Stillstandes, um so gewaltiger neue Ausbrüche und Offenbarungen ewigen Lebens.

Ein Einsiedler in der Wüste, ein Mensch, der sich von keiner Kultur irgendwelche „Bedürfnisse“ hatte anerziehen lassen, der darum der Herrschaft über seinen Leib gewohnt war, dessen Schwergewicht ganz in seinem inneren Leben lag, fühlte in seiner starken Seele das Sichanbahnen einer neuen Epoche in der Geschichte, der er den Namen gab, der Himmelreichsgeschichte. Tief unter der nationalen Not seines Volkes, weit hinter dem religiösen Eifer seiner Zeitgenossen, hoch über allen Fragen und Problemen, die die führenden Geister seiner Zeit beschäftigten, empfand er etwas von dem Kreißen in der unsichtbaren Welt,

dem eine Geburt neuen Lebens folgen mußte, fühlte er durch alle äußerlichen Formen, die die Not angenommen hatte, die innerste Menschheitsnot, die nicht nach neuen Formen, sondern nach neuen Kräften verlangte. Das hat immer die Propheten ausgemacht, daß sie sich nicht bei zufälligen Symptomen menschlichen Leidens aufhielten und daran herummedizinierten, sondern mit scharfem Auge furchtlos den Herd der Krankheit erforschten, das allgemeine Leid zu ihrem eigenen machten, es aus der Fülle ihrer Kraft für sich selbst überwanden und so den erschlafften Adern des Menschheitskörpers frisches, gesundes Blut zuführten. Johannes der Täufer tat es, indem er die Geister seiner Zeitgenossen in eine innere Spannung auf ein Großes, Kommendes versetzte, in die Hoffnungslosigkeit der religiösen und sozialen Versteinerung eine lebendige, unvergleichliche Hoffnung brachte. Die sittlichen Forderungen, die er dabei aufstellte, widersprachen durch ihre absolute Einfachheit der Virtuosität pharisäischer Ethik und sollten nichts anderes bezwecken, als eine natürliche Ordnung, die, ohne den Menschen irgendwelche Fesseln anzulegen, die Form sein sollte, in die sich der erwartete neue Inhalt ergießen könne.

Er hat das von ihm Vorausgefühlte erlebt, er hat die Tage Jesu gesehen. Es scheint, als habe auch er sich größeren Hoffnungen hingegeben, als sie erfüllt werden konnten. Seine Frage an

Jesus: Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines anderen warten? klingt wie eine bittere Enttäuschung. Hatte er auch an seinem eigenen Leibe die Schärfe des Gegensatzes zwischen dem Weltgeschehen und dem Werden des Himmelreichs erfahren, so hatte er doch noch die Brutalität der im Weltgeschehen tätigen Kräfte unterschätzt und hatte gemeint, daß der, der sich im Vollbesitz des Lebens befindet, wie im Sturm alle Hindernisse überwinden und das Himmelreich zu alleiniger Geltung bringen müsse.

Mit dem Auftreten Jesu beginnt eine Zeit, die erst in ihren Folgen die Weltgeschichte beeinflußt hat, selbst aber an weltgeschichtlichen Ereignissen so arm ist, daß die Welthistoriker es der Mühe kaum für wert halten, sich eingehend mit dem zu beschäftigen, was in jenen wenigen Jahren geschah. Und doch reichen die gewaltigsten Bewegungen und Stürme der ganzen Menschheitsgeschichte nicht entfernt an jene stillen Vorgänge heran, die sich damals in Galiläa, in der Wüste Juda, in und um Jerusalem abspielten.

Was ist denn damals geschehen?

Es stand ein Mensch auf, der alles, was seine Zeitgenossen in politischen und religiösen Fragen interessierte, mit souveräner Gleichgültigkeit behandelte, der allem, was „göttliche Ordnung" hieß, eine neue Ordnung der Dinge entgegensetzte, der buchstäblich das Oberste zu unterst kehrte, indem er den als Herrn proklamierte, der aller Diener

ist. Ein Mensch, der die längst aufgegebenen Massen, die weder in der Religion noch in der Politik eine Stimme hatten, in die höchsten Interessen hineinbezog, der mit zitternder Seele — denn er war keine empfindungslose Erfüllungsmaschine für „messianische Weissagungen" — sah, wie sich der Haß gegen ihn erhob, sich diesem Hasse aber nicht entzog, obwohl er dessen furchtbaren Machtmittel kannte.

Woher diese Gleichgültigkeit gegen die Resultate der vorangegangenen weltgeschichtlichen und religiösen Entwickelung? Jedenfalls nicht daher, daß Jesus an Einzelerscheinungen des von ihm vorgefundenen Zustandes Mißfallen gefunden und nörgelnde Kritik an ihnen hätte üben wollen. Er ist nicht mit einer großen Negation auf den Plan getreten, mit der man Aufsehen erregen und sich interessant machen kann. Er hatte vielmehr das Alte Testament als die Darstellung einer vielfach unterbrochenen, unvollendeten Geschichte durchschaut, einer Geschichte, in der Gott zu seinem Recht und die Menschen an die ihnen gebührende Stelle kommen sollten. In seiner Seele war es klar geworden, daß die Divergenz zwischen den Interessen Gottes und den letzten Interessen der Menschen eine sündhafte Einbildung sei. Was je in prophetischen Naturen an göttlichen Funken geglüht, an persönlichem Leben sich Bahn gebrochen hatte, was je die Menschen über ihre Bestimmung geahnt und geträumt hatten, die ganze

verschwiegene Geschichte Gottes auf Erden hatte seine Seele erfaßt und so erfüllt, daß nichts anderes daneben mehr Raum hatte. So ist es keine neue Lehre über Gott, sondern der selbstverständliche, urwüchsige Ausdruck seines Erlebens, wenn er jubelnd Gott seinen Vater nennt. Nicht „unter dem Gesichtspunkte", daß Gott als Vater anzusprechen sei, nicht in vorsichtiger Eingliederung anderer möglicher Gedanken unter diesen leiten-Gedanken hat er die Welt und die Menschen behandelt, sondern aus dem starken, unmittelbaren Sein und Leben in dieser Wahrheit hat er gehandelt; auch seine Worte sind Taten. Die Kritik an den vorgefundenen Zuständen ergab sich als Nebenerscheinung ganz von selbst aus der Berührung mit ihnen. Je reicher und tiefer Jesus das Branden ewiger Flut in sich verspürte, um so klaffender mußte er den Widerspruch empfinden zwischen seiner Sphäre und dem Wesen, das ihm aus den menschlichen Zuständen entgegentrat. Er — in der Fülle Gottes, vor ihm der Weg der Menschwerdung und als Ziel ein Zustand, in dem das Menschenfeindliche überwunden und ungezählte Möglichkeiten persönlichen, geistigen Erstarkens für alle gegeben sind, vor ihm das Himmelreich und die Menschen als ein königliches Geschlecht. Die Lage der Menschheit aber seit Jahrtausenden zugeschnitten auf eine vollendete Herrschaft des Mammon, dem Große und Kleine in unwürdiger Sklaverei ihre Huldigung bringen.

Nicht durch logische Schlüsse, sondern in unmittelbarem, ungeheurem Schmerz und heiligem Zorn empfand Jesus die Menschheitslage als absolute Gottesferne. Auch der Tempel in Jerusalem mit seinen Priestern und seinem Kultus fiel unter dieses Urteil, und gerade die Frömmsten, die Pietisten unter den Juden, die Pharisäer, wurden nicht ausgenommen.

Mit solcher Schärfe und Wucht war noch nie einer den Furien der Weltgeschichte entgegengetreten; Jesus wollte sich nicht mit einem Versuch zufrieden geben, den Strom des Geschehens auf Erden in göttliche Bahnen zu lenken, sondern er war sich bewußt, daß sich an ihm die Menschen und die Zeiten scheiden müßten, daß von nun an die menschheitliche Entwickelung, von neuen Kräften getrieben, neuen Zielen zustreben werde. Dieses Bewußtsein hatte seinen selbstverständlichen Grund darin, daß er das Leben Gottes in sich zu vollkommener Ausgestaltung sich entfalten ließ, daß er schöpferische Kräfte in seiner Person wirksam empfand, daß er sich, des Menschen Sohn, als den erstgeborenen Menschen den krüppelhaften Geistern gegenüber sah, die sich als Menschen gebärdeten. Die Kraft aber, die imstande ist, das Elend der Welt in seiner ganzen Tiefe zu empfinden, auf sich zu nehmen und zu wenden, kann nicht aus irgend welchen vorhandenen geistigen Fertigkeiten erworben werden, sondern muß wachsen Zelle an Zelle, ist eine Schöp-

fung, nicht geringer als das mosaische Sechstagewerk. Gott sei Dank, daß uns kein biblischer Schriftsteller in das allmählich sich vollziehende Wachstum des Geistes Jesu hat hineinschauen lassen können, daß er in der Überlieferung vielmehr als ein relativ fertiger Charakter vor uns tritt! Ich fürchte, man hätte es sonst fertig gebracht, auch diese tiefsten Geheimnisse persönlichen Lebens auf die Gasse dogmatischer Erörterungen zu zerren. Hat man es doch trotz des keuschen Schweigens der Bibel versucht.

Es ist kein Wunder, daß die von Jesus an ihrer Wurzel angetasteten Kräfte des Weltgeschehens sich in wilder Leidenschaft gegen ihn erhoben. So erschreckend klar hatte die Welt ihr Spiegelbild noch nicht gesehen. Der Spiegel mußte zertrümmert, der fürchterliche Wahrheitszeuge mußte beseitigt und der süße Traum der Weltseligkeit, durchgaukelt von allerlei frommen Bildern, weitergeträumt werden. Der Gedanke war ja zu unfaßlich, daß alles Wertvollste nun wertlos, aller Ruhm nun Schande werden sollte. So war es eine verzweifelte Notwehr, in der die Welt sich gegen Jesus bäumte. Sie hat durch ihren Justizmord auf Golgatha den schlagendsten Beweis für die Wahrheit gegeben: Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.

Auch Jesus empfand die Wucht der Entscheidung, in der er stand, und zugleich die Unmöglichkeit eines Zurückweichens. In einer Flucht

vor dem Sterben oder einem vorsichtigen Abschwächen seiner Stellungnahme würde er nicht nur seine eigene Kraft zerbrochen haben und auf das Niveau derer zurückgesunken sein, über die er sich so himmelhoch erhoben hatte, sondern er würde der Welt und ihren Zielen zugestimmt und damit den Gang der Menschwerdung wieder zum Stillstande gebracht haben. Bei ihm hieß es in fürchterlich ernstem Sinne: das Leben erhalten ist gleichbedeutend mit: das Leben verlieren, und das Leben verlieren bedeutet für ihn Leben retten und Leben schaffen. Sein Sterben ist der größte Kraftbeweis des Geistes, den die Erde je gesehen.

Wo hat irgend ein anderes Buch eine solche Geschichte zu erzählen! Eine Geschichte, in der nicht Völker miteinander ringen, nicht Könige miteinander rechten, in der zwei Welten aneinanderstoßen, in der Gott sich den Menschen stellt, den Kampf mit ihnen aufnimmt, nicht, um sie zu zerschmettern, sondern sie in dem Triumph über seinen Sieg mit froh werden zu lassen. Auf den Blättern der vier Evangelien wird uns die Geschichte der Menschheit auf dem Höhepunkt, den sie bisher erreicht hat, dargestellt, hier drängen einander die wertvollsten Ereignisse, die gewaltigsten Taten. Es ist darum unbegreiflich, daß es Menschen gibt, die achtlos an diesem Buche vorübergehen können. Sie ahnen nicht, wieviel ihrer eigenen Vergangenheit und Zukunft diese Blätter umschließen.

Was haben der Wucht dieser Tatsachen gegenüber die berechtigten Zweifel an der Echtheit dieses oder jenes Wortes, an der Geschichtlichkeit dieser oder jener Tatsache zu bedeuten! Der Anstoß, der an der literarischen Kritik der Evangelien genommen wird, beruht zum größten Teil auf mangelndem Verständnis für die große Geschichte, die sie erzählen. Es ist ein gottloser Gebrauch, einzelne Tatsachen aus dem Leben Jesu als Heilstatsachen zu bewerten und andere dagegen geringer einzuschätzen. Dadurch wird der konzinne Organismus des Lebens Jesu mechanisiert. In einem solchen Leben ist alles wertvoll, ist alles Heil.

Hätte sich Jesus dem Tode entzogen, so wäre seine Geschichte zu Ende gewesen. Dadurch aber, daß er seine persönliche Kraft bis zur letzten Konsequenz für die göttliche Bewegung einsetzte, sicherte er ihren Fortgang.

So sehr auch die Einzelpersönlichkeit in seiner Verkündigung zu ihrem Rechte kommt, ja gerade durch ihn von neuem zu vollbewußtem Leben erweckt worden ist, so sehr hat er doch die Menschheit auch als eine Einheit empfunden. Wie wäre es sonst überhaupt möglich gewesen, daß er seinen Kampf und seinen Tod als „für euch" erduldet, bezeichnete! Auf dem Wege rein lehrhafter Mitteilung konnte das Werk Jesu niemals fortgesetzt werden. Dazu bedurfte es persönlicher Lebensvermittelung. Diese aber war nur mög-

lich, wenn es eine Einheit gab, die nicht aus einer zufälligen Summe von Menschen bestand, sondern in der die Menschheit sich gleichsam als Persönlichkeit darstellte. In diese — sagen wir einmal — Gesamtpersönlichkeit war Jesus als organisch dazu gehöriges Glied eingetreten, hatte mit seinem Leben das Gesamtleben bereichert; so konnte seine Wirkung nicht auf die Tage seines irdischen Daseins beschränkt bleiben, so konnte, mußte ein Pfingsten kommen, in dem der gewaltsam verschüttete Vulkan neue Feuergarben auswarf.

Glauben wir nicht, daß durch die Teilnahme vieler an dem Pfingsterlebnis dieses unserem Verständnis schon näher gebracht werde. Wir stehen im Grunde dem Erleben der ersten Gemeinde ebenso fern wie dem Erleben Jesu. Was sich damals in Jerusalem anbahnte und später durch Paulus seine weitere Verbreitung fand, unterscheidet sich von allem, was wir religiöses Leben nennen, in dem Maße, daß wir ohne gänzlichen Verzicht auf unsere religiösen Vorstellungen ihm niemals nahekommen werden.

Das Pfingstereignis ist der erste Versuch, das Himmelreich auf Erden in größerem Maßstabe zu etablieren. Das bisher für die Vielen unsichtbar gebliebene göttliche Leben wollte sich in den Vielen darstellen, wollte sichtbar werden. Der Mensch Jesus sollte nicht der einzige seiner Art bleiben, sondern in gliedlicher Zugehörigkeit zu

ihm sollten die Menschen den von ihm vorgebildeten Typus nachschaffen; kurz, die Menschheit sollte auf eine höhere Daseinsstufe erhoben werden. Dieser Versuch des Himmelreichs hatte anfänglich einen vollen Erfolg, der sowohl an der äußeren Lebensverfassung der Beteiligten als auch an dem Erwachen ungeahnter Kräfte sichtbar wurde. Leider haben die Führer der ersten Gemeinde die Ausbreitungstendenz des Himmelreichs nicht verstanden. Anstatt die Kräfte, in denen sie lebten, hinauszutragen in die Welt und das Urmenschliche, das ihnen widerfahren, zur Menschheitssache zu machen, wurden sie mehr und mehr aus Propheten zu Priestern, die sich mit der Verwaltung ihrer „Stellen" begnügten. Für eine einzelne Mustergemeinde aber war der Ausbruch göttlichen Lebens zu stark; mit aller Gewalt strebte es über die engen Grenzen hinaus, es wollte nicht jüdisch werden. Als darum die ersten berufenen Führer trotz deutlicher Winke dieses Streben nicht verstanden, fand Gott den weitblickenden, heißblütigen Paulus, der bei seiner ersten Berührung mit der Sache Jesu diese als Menschheitssache empfand.

Paulus ist unter den neutestamentlichen Gestalten nach Jesus diejenige, die unser Interesse am meisten in Anspruch nimmt. Das hat er zwar von jeher getan, aber leider nicht immer in dem Sinne, in dem er selbst sich verstanden wissen wollte. Seine Schriften haben ein Mißverständ-

nis seiner Person, als sei es ihm darauf angekommen, eine Lehre von der Erlösung zu geben, sehr nahe gelegt, und seitdem die Wucht seiner lebendigen Persönlichkeit ausgeschaltet war, ist er auch in jeder Richtung so falsch verstanden worden, als es nur möglich war. In der Sprache, die ihm geläufig, in den Gedankenformen, die ihm vertraut waren, in den Bildern, die seine Erziehung unter dem Einfluß synagogaler Theologie ihm mitgegeben hatte, in dem Verlangen, allen alles zu werden, um ihrer etliche zu gewinnen, hat er das von Jesus in Fluß gebrachte Leben dargestellt. Aber ausgenommen an die Römer hat er nur an solche Gemeinden geschrieben, denen er persönlich bekannt war, unter denen er gewirkt hatte. Er schrieb aus der Fülle seines Lebens heraus für das Leben der Gemeinde, die zum Verständnis seiner Briefe keinesfalls dickleibiger Kommentare bedurfte. Die Gemeinsamkeit des beiderseitigen Erlebens und das darauf gegründete gegenseitige Verständnis war ihnen die naturgemäße Erklärung paulinischer Briefe. Heutzutage kann uns historische Untersuchung wohl die allgemeine Lage jener Zeit sowie auch die besonderen Verhältnisse der einzelnen Gemeinden deutlich machen, was uns aber zum vollen Verständnis des paulinischen Schrifttums fehlt, ist gerade das, was den Paulus mit seinen Gemeinden verband, das unbedingt neue Sein, in das sie gestellt waren, das Sichtbargewordensein des Unsichtbaren unter ihnen. Wir

haben nur die Maschine, die wir sorgfältig in einzelne Räder und Schrauben zerlegen können, aber das Feuer ist verloschen, wodurch das Ganze getrieben wurde. Da ist es nur zu erklärlich, daß man am Kleinen hängen blieb, das Einzelne für das Ganze nahm und aus dem Leben sprudelnden Paulus einen trockenen Lehrer machte. Als Dogmatiker aber kann Paulus unser Herz nicht mehr für sich beanspruchen.

Ein einziges Wort aus den paulinischen Briefen hätte vor dieser Verkehrung bewahren sollen: Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich nach dem, das da vorne ist. Das ist der Paulus, der weder sein Leben noch seine Lehre für den Abschluß der göttlichen Bewegung hält, der den Werdedrang in der Menschheit gefühlt hat und, beglückt darüber, daß er ein Vorwärts in seinen Tagen erleben durfte, über alle seine persönlichen Errungenschaften weit hinausweist auf höhere Ziele.

Worin seine Größe bestand? In seinem Ergriffensein von Christus, darin, daß er lebendig und beweglich geworden war für das Werden und Erstarken der Menschen in der Gottgemeinschaft. Den Abstand, der ihn von Christus trennte, die Sünde, hat er nicht als den natürlichen und darum notwendig bleibenden Zustand betrachtet, sondern er hat darunter geseufzt, hat ihn viel schmerzlicher empfunden als alle Sündentheoretiker zusammen und ist vor dem Gedanken ihrer völligen Über-

windung nicht zurückgeschreckt. Ich glaube, wenn von der Sünde die Rede ist, dann tritt der Unterschied zwischen heutiger Christlichkeit und paulinischer Lebensfülle besonders deutlich hervor. Es ist eine kaum mehr verschwiegene Verabredung, die Sünde als ein unüberwindliches Übel anzusehen. Nur durch ein gnädiges Übersehen seitens Gottes hofft man mit der Sünde fertig zu werden, fertig zu werden in dem Sinne, daß sie dem einzelnen Menschen für die Ewigkeit keinen Schaden tut. Was dabei aus der Macht der Sünde an sich wird, ob für die Menschheit ein Fortschritt in ihrem Verhältnis zur Sünde erzielt wird, das bleibt ganz unerwägt. Die heutige Frömmigkeit ist eine bodenlose Selbstsucht, die den Werdegang der Menschen eher hindert als fördert. Paulus dagegen weiß von einem „der Welt gekreuzigt sein“, weiß von einem Zustande, in dem nichts ihn scheiden kann von der Liebe Gottes, da Gott sein wird alles in allem. Ihm ist göttliche Gnade nicht ein willkommenes Auskunftsmittel, das da einzusetzen hat, wo unser Unvermögen beginnt, nicht ein Herablassen von oben herunter gegen zitternde Sklaven, sondern die alles tragende, fördernde Macht Gottes, die sich im Menschen offenbart.

So stand er vorwärtstreibend, bahnbrechend in der großen Geschichte des Himmelreichs mitten drin. Und Johannes weiß sich in der Erwartung weiteren Geschehens völlig eins mit ihm: Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Wie

Jesus zu seinen Jüngern gesagt hatte, sie würden noch größere Dinge tun als er, so weisen alle biblischen Männer über sich hinaus und zeigen dadurch, daß sie die neue Entwickelung als eine erst begonnene betrachteten, daß das vor ihren Augen, unter ihren Händen sich vollziehende Werden eine Fortsetzung verlange. Wie konnten sie bei dieser Gesamtstimmung jemals auf den Gedanken kommen, ihre zufällig entstandenen Briefe könnten einmal zu einer abschließenden Norm des Glaubens gemacht werden!

Den erfolgreichsten Versuch des Himmelreichs auf Erden stellt uns die Bibel dar und enthüllt uns damit den tiefsten Sinn, den höchsten Zweck menschlichen Daseins. So verstanden, kann es kein interessanteres Buch in der weiten Welt geben, als die Bibel. So verstanden, fällt sie freilich über die ganze seitherige Weltgeschichte ein vernichtendes Urteil, das abzulehnen und zu desavouieren die Menschen sich alle erdenkliche Mühe gegeben haben. Die furchtbare Spannung des Lebens, wie sie uns besonders in der neutestamentlichen Zeit entgegentritt, eine Spannung, unter der eine Lüge zum Tode führen konnte, war für die Menschen auf die Dauer unerträglich. Sie erwiesen sich als zu schwach dazu. So wurde aus der stürmischen Lebensförderung Christi ein braves Christentum, das sich, unbeschadet seines Wesensbestandes, in der Welt einrichten und mit ihr abfinden konnte. Aus der Fortführung des schöpfe-

rischen Werkes Jesu wurde eine Anbetung Christi, die Jesus so fern lag, daß er sich die Anrede: „guter Meister“ nicht einmal wollte gefallen lassen. Aus der spontanen Ausbreitung des Himmelreichs, wie sie sich durch Jesus und die Apostel vorbereitete, wurde eine Organisation, die ja ebensogut auch hätte anders sein können, die nirgends die Merkmale der Notwendigkeit an sich trägt, eine Kirche. An die Stelle lebendiger Persönlichkeiten, die ungewollt und ungesucht Lebenszentren für ihre Umgebung waren, traten Geistliche, die „ordnungsmäßig“ in ihr Amt berufen wurden. Die natürliche, ungezwungene Lebensordnung des Himmelreichs wurde durch Kirchenordnungen abgelöst. Die von Jesus gewollte Gleichwertigkeit der Menschen verschwand wieder hinter einer sozialen Schichtung, in der oben und unten mit derselben Schärfe unterschieden wurde, als ob nie einer über die Erde gegangen wäre, der das Geringe geadelt hat. Der entthronte Mammon bestieg wieder den Thron der Welt und versuchte, sich durch Almosen den Armen erträglich zu machen. Kurz, die ganze Geschichte der Menschheit stand stille.

Entweder alles, was die Bibel erzählt, ist krankhafte Phantasie, die auf dem Boden einer frevelhaften Überschätzung menschlicher Fähigkeiten gewachsen ist, oder die letzten achtzehnhundert Jahre haben uns um keinen Schritt vorwärts gebracht. Furchtbares Entweder—Oder! Deutliche Stimmen sagen uns, daß die von der Bibel er-

zählte Geschichte nicht zusammenphantasiert werden könne. Unsere tiefste Sehnsucht stimmt ihr zu und bekennt, daß sie die einzig menschenwürdige Geschichte sei. So bleibt nur das Oder übrig, die Bankerotterklärung der Welt vor der Höhe der Bibel.

Was sollen wir denn nun tun? Wie sollen wir die Bibel benutzen? wie sie lesen? Sollen wir statt der Glaubenslehren, an denen sich zwei Jahrtausende abgequält haben, eine Lehre vom Leben aufrichten? Wir müßten das tausendgestaltige, immer Neues schaffende Leben schlecht kennen. Über Geschichte lassen sich keine Regeln und Lehren aufstellen, der Geist Gottes, der die Menschheitsgeschichte leitet, weht, wo und wie er will. Gott behüte uns vor einer neuen Dogmatik!

Oder sollen wir den Berichten über biblisches Geschehen die Zauberkraft zutrauen, unser Stilleliegen wieder in Bewegung zu verwandeln? Aus der Betrachtung des Lebens von Herrscherseelen hat noch nie eine Knechtsseele die Fähigkeit zum Herrschen empfangen, Dichterwerke haben noch niemals Dichter hervorgebracht. So werden auch die biblischen Erzählungen von großem Geschehen niemals gleich großes Geschehen hervorrufen. Es ist ein Irrtum, zu meinen, eine möglichst ausgedehnte Verbreitung der Bibel werde eine neue Zeit für uns heraufführen. Im Gegenteil, der Buchstabe tötet.

Oder sollen wir die äußeren Lebensformen nachahmen, in denen die erste Gemeinde sich bewegte, und darauf warten, daß in der Schale auch ein Kern sich entwickele? Ich glaube, die Freiheit, in der Paules jauchzt, daß Christus des Gesetzes Ende sei, würde uns unheimlich werden, wie einst den Juden die Freiheit der Wüste. Ich glaube, wir sind noch zu schwach, um ohne die schützende Hürde von Gesetzen leben zu können, und wir würden uns bald nach den Fleischtöpfen öffentlicher Sicherheit und brav geordneter Zustände zurücksehnen. Wir würden auch den Sinn jener einfachen Lebensordnungen verkennen; das Leben ist nicht so arm und unbiegsam, daß es für alle Völker und für alle Zeiten nur e i n e Form hervorzubringen imstande wäre. Wir müßten uns ja mit grausamer Gewaltsamkeit in jene Zustände zurückzwingen, und alles Gewaltsame ist dem Himmelreich fern und fremd.

Alles dies nicht! Aber was sollen wir tun? Sollen wir die Bibel in die Ecke legen und verstauben lassen und in Unkenntnis bleiben über das Wichtigste, das sich unter den Menschen zugetragen hat? Ich bin überzeugt, daß es für viele das Gesundeste wäre, sich einmal ihrer ganzen Bibelkenntnis zu entäußern, alles Bibelwissen zu vergessen, der ganzen Welt von Anschauungen und Prinzipien, die sie der Bibel entnommen, zu entsagen. Die Begriffe, auf denen sie wie auf Krücken einhergehen, müssen ihnen einmal zer-

schlagen werden, damit sie endlich einmal wehrlos, haltlos der ungeschriebenen, lebendigen Wahrheit gegenüberstehen und von ihr überwältigt werden können.

Aber ich würde nicht den Mut haben, das Verschließen der Bibel allgemein zu raten; denn die Geschichte, die uns in ihr aufbewahrt ist, die Höhe und Größe menschlicher Entwickelungsmöglichkeit, von der sie redet, ist wie nichts anderes dazu geschaffen, uns die Schamröte über unsere Armut in die Schläfen zu treiben und die Sehnsucht in uns wach zu erhalten nach solcher Kraft.

Freilich dieser Gebrauch der Bibel setzt schon voraus, daß der Leser ihr mit der inneren Freiheit gegenübersteht, die nicht mehr fragt, was haben die biblischen Männer gelehrt, sondern: was haben sie getan, was ist damals geschehen? Mit klaren Augen und mit ungetrübtem Wahrheitssinn will die Bibel gelesen werden.

Jesus hat das Wort gesprochen: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Und er hat unter dieser Reinheit ganz gewiß nicht jene nonnen- oder madonnenhafte Reinheit gemeint, hinter der die Prüderie Raum genug hat für ihr übles Spiel. Er hat überhaupt nicht einseitig an die Reinheit gedacht, deren Gegensatz geschlechtliche Unreinheit ist. Vielmehr hat ihm die kindliche, urwüchsige Reinheit vorgeschwebt, die er mehr als einmal seinen Jüngern als die Grundbedingung für den Eintritt in

und das Verständnis für das Himmelreich genannt hat. Er hat die naive Rückhaltlosigkeit gemeint, die die Dinge sieht, wie sie sind, und sagt, wie sie sie empfindet. Ein reines Herz ist ein von trügerischen Stimmungen und frommen Selbsttäuschungen unverdorbenes Herz, das die Fähigkeit bewahrt hat, Wahrheit, wo sie ihm entgegentritt, unmittelbar als solche zu empfinden. Solche Herzen werden Gott schauen, das heißt, sie werden, wo Gott handelt, sein Handeln spüren, während andere es trotz alles Frommseins nicht merken, sie werden, wo Gott redet, sein Wort hören, während andere vor lauter frommem Gerede Gott nicht zu Worte kommen lassen.

Zu solcher Reinheit müssen wir uns mit großer Mühe durchringen; denn auf unserer Seele lastet der Staub von Jahrtausenden. Es ist uns sehr schwer gemacht, kindlich zu sein; die Kultur, die uns umgibt, ist zu stark und hat uns mit zu großen Mengen angelernter Vorurteile belastet. Wir brauchen nicht von unseren Zeitgenossen erst für blasiert gehalten zu werden, um blasiert zu sein. Blasiertheit ist all das Wesen und Getue an uns, das uns von unserer Natur trennt, ist der Kulturfirnis, unter dem wir unser Elend dürftig zu verhüllen suchen. Wer kindlich werden will, muß daher den Mut haben, nicht blasiert zu sein und darum für einen sonderbaren Menschen gehalten zu werden. Wir müssen uns nichts mehr daraus machen, wenn man uns vorwirft, daß wir „alle

Fähigkeit zu klarem Denken verloren" haben; denn es ist selbverständlich, daß alles, was nicht in den Bahnen unserer offiziell anerkannten Kultur geht, unklar, überspannt oder — revolutionär ist. Wir müssen den Mut haben, in unserem Leben in unseren Beziehungen einer Umkehrung der Werte entgegen zu gehen. Nur als beherzte Kinder mit starkem, einfachem Empfinden und ungekünsteltem Denken werden wir zwischen den Blättern der Bibel das Raunen und Rauschen ewiger Kräfte vernehmen.

Die Forderung der Kindlichkeit der Bibel gegenüber ist indessen keine übertriebene, so schwer sie auch zu erfüllen sein mag. Sie verlangt nichts anderes, als daß wir aller Unnatur absagen und natürlich werden. Darauf beruht ihre allgemeine Gültigkeit und die Hoffnung, daß sie einmal — Gott weiß, wann — erfüllt wird und die Menschen die Bibel wieder lesen, wie man eine alte Chronik der eigenen Familie liest, als ein Stück eigener Familiengeschichte.

Ich wies schon darauf hin, daß unsere Zeit dem Verständnis der Bibel günstiger ist, als es andere Zeiten waren. Nachdem der naturwissenschaftliche Materialismus überwunden ist, und es nicht mehr für eine Torheit gilt, auf Gott aufzumerken, nachdem die Geschichtswissenschaft, die auch die Bibel auf ihre Geschichtlichkeit geprüft hat, den Sinn für reale Vorgänge geweckt und geschärft, nachdem der philosophische Pessimismus die Beurteilung

unserer Kultur als einer Unkultur gewagt, wenn auch nicht populär gemacht hat, seitdem die durch wirtschaftliche Fragen bewegte Masse in der Sozialdemokratie eine Umwertung der Dinge anbahnt, ist der innerste Geist unseres Geschlechtes unnatürlichen Abstraktionen abgewandt und für Wirklichkeiten, Kräfte und neues Werden weit geöffnet. Es ist kein Schade, daß unsere Zeit keine Systeme philosophischer Weltanschauungen hervorbringt. Wir sind der Systeme und Weltanschauungen nun satt und verlangen nach einer neuen Ordnung der Dinge. Wir suchen nach keiner neuen Theologie und nach keinem neuen Dogma, wir suchen Gott. Wir wollen uns nicht beweisen lassen, warum dieses oder jenes in der Bibel wahr oder unwahr ist; denn wir sind es müde, das Leben und die Wahrheit vor unserer Vernunft rechtfertigen zu sollen. Wir können diese Großmannssucht der Vernunft nicht länger ertragen. Wir haben gemerkt, daß man unsere Vernunft in Ketten geschlagen und mißhandelt hat; wie lächerlich, aus unserer Gefangenschaft heraus über die Freiheit zu Gericht sitzen zu wollen! Wir freuen uns, daß die Geister wieder lebendig werden, in Fluß kommen, daß es in den Tiefen rauscht und grollt, als wolle aus dem totgeglaubten Vulkan eine neue Feuergarbe gen Himmel steigen. Wir wollen nicht ängstlich sein, wenn Altes, Gewohntes stürzt, es stürzt ja nur, um einem Neuen, Besseren Raum zu schaffen. Wir wollen nicht

schelten, wenn man uns hochmütig nennt, weil wir mehr verlangen als erbauliche Langeweile. Das biblische Erleben, die innige Kraft, das göttliche Vorwärts jener größten Zeit hat es uns angetan und eine verzehrende Sehnsucht in uns wachgerufen. In jenes schöpferische Leben wollen wir uns eintauchen lassen, darin umgeschaffen, neugeboren und schöpferfreudig gemacht werden.

Dann ist uns Christus nicht mehr der Mann, der vor neunzehnhundert Jahren ein für allemal alles für uns getan hat, sondern der wahrhaftig auferstandene und heute erst recht lebendige, wirksame Schöpfer des Lebens. Dann sehen wir in der Bibel nicht mehr die „alleinige, untrügliche Glaubensnorm", sondern eine beglückende Bestätigung unseres Rechtes auf die höchsten Erträge des Lebens, eine glänzende Verheißung der Zukunft unseres Geschlechts. Dann werden die Zeiten, die uns von der Bibel trennen, versinken, und als legitime Erben der biblischen Männer werden wir ihr Werk aufnehmen und fortführen. Dann werden wir in die volle Freiheit der Bibel gegenüber erst hineinwachsen und uns so zu ihr stellen, wie sie selbst zu sich steht. Hat Christus den Mut gehabt, dem Heiland der Juden, dem Moses, sein: „Ich aber sage euch" entgegen zu stellen, der neue Mensch, das königliche Geschlecht Gottes soll das Recht haben, sagen zu dürfen: „Ihr habt gehört, daß Paulus, Petrus oder Johannes gesagt haben, — ich aber sage euch". Dadurch werden jene nicht

kleiner und dieses nicht hochmütig, sie bleiben vielmehr beide lebendig, Entwickelungsfaktoren.

Dann können endlich auch jene alten ehrwürdigen Konzilienbeschlüsse aufgehoben werden. Ist die große Zeit menschlichen Fortschritts, schöpferischer Kraft wieder da, wird wieder Bibel erlebt, dann kann auch wieder Bibel geschrieben werden. Dann soll das Unerhörte geschehen, wir reißen den Schlußdeckel vom Bibelbuche herunter und schreiben auf die letzte Seite mit fester Hand die letzte Antwort auf unsere Frage:

„ein unvollendetes Buch“.

Hans Wegener.

SONNIG

DIE GESCHICHTE EINES EINSAMEN.

1. Verheißen.

Es war die alte Geschichte. Sie hatten beide kein Kind und wünschten sich sehr eins. Solche Wünsche gehen meistens nicht in Erfüllung. Zuweilen versagt es die Natur an sich, zuweilen liegt eine Schuld vor wider die Natur, gewöhnlich ist's das Beste für die Nachkommen, daß sie nicht geboren wurden. Es hat sich schon mancher solche Eltern gewünscht, nur sehen's die Eltern nicht immer ein. Aber zuweilen ist's, als würden die Lebenskräfte eine lange Zeit gestaut und gesammelt, um sich dann in besonders gearteten Kindern zu offenbaren, die ungewöhnlich sind wie ihr verborgenes Wesen.

So erlebten sie's auch. Viele Jahre verbrachten sie einsam und bekümmert. Namentlich das Weib konnte es kaum verwinden, daß ihr der größte Lebenswunsch sollte versagt sein. Als sie wieder einmal draußen im Freien ihren ganzen Kummer ausgeweint hatte, sah sie plötzlich, daß sie nicht mehr allein sei. Ein Fremder stand neben

ihr, sah sie lange ernst an, dann sagte er: „Ich kenne deine Not. Aber sie soll sich wenden. Du wirst einen Sohn haben. Er wird etwas Besonderes sein. Darum haltet euch auch besonders. Trinke nie einen Tropfen Wein oder irgend etwas Berauschendes. Dein Sohn soll auf der Erde für Gott eintreten. Er soll auch ein äußeres Zeichen haben. Kein Schermesser soll je über sein Haupt kommen. Für sein Volk soll er ein Befreier sein."

Noch ehe sich das Weib recht besonnen, war der Fremde verschwunden, aber unter dem Eindruck seiner gewaltigen Persönlichkeit lief sie heim und erzählte es ihrem Manne. Der wünschte nichts sehnlicher, als auch den Verkünder ihres Glückes zu sehen, er sollte ihn unterweisen, wie der Knabe zu erziehen sei.

Sein Wunsch erfüllte sich. Kurz darauf war das Weib wieder auf dem Felde. Wieder begegnete ihr die merkwürdige Erscheinung. Da holte sie eilends ihren Mann. Dieser begann sogleich zu fragen:

„Bist du der Mann, der mit meinem Weibe geredet hat?"

„„Ja.""

„Wie sollen wir's mit dem Knaben halten?"

„„Ich habe es schon gesagt. Sie soll nichts genießen vom Weinstock, Berauschendes nicht trinken, Unreines nicht essen.""

„Sage noch, wie du heißt."

„„Danach frage nicht. Wunderbar heiße ich.""

„So bleibe ein wenig bei uns, an einem Opfermahl teilzunehmen."

„„„Opfern magst du wohl, aber deiner Speise bedarf ich nicht.""

Über dem Opfer verschwand der wunderbare Gast. Die Geschichte erzählt noch, daß der Mann über die Begegnung sehr erschrocken war. Aber sein Weib tröstete ihn und erklärte: „Wenn das alles nicht Gutes für uns bedeutete, wäre es zu dieser ausführlichen Begegnung nicht gekommen."

Jedenfalls hielt sich das Weib streng nach ihrer Vorschrift. Es ist um Enthaltsamkeit etwas Großes. Unter allen Umständen kann nur aus ihrem Schoße ein kräftiger Nachwuchs erstehen. Sie ist viel bedeutungsvoller als die meisten Menschen ahnen. In ihr liegt Gesundheit und Kraft. Sie stellt den Menschen dar, wie er eigentlich sein müßte. Sie darf nur nicht gewalttätig auftreten und andere unter ihr Joch zwingen wollen. Sie findet mehr Nachahmer, wenn sie in schweigender Majestät sich selbst durchsetzt, als wenn sie lärmend durch die Gassen zieht und sich selbst überall marktschreierisch anempfiehlt. Sonst ist sie ein Zerrbild des Menschen.

Als der Knabe geboren war, nannten sie ihn „Sonnig". Er war des Hauses Sonnenschein, denn große Hoffnungen knüpften sich an ihn. In seiner Muttersprache lautete sein Name Simson. Eine Reihe Brüder folgte ihm noch, aber er blieb einzigartig. Lange Locken umwallten sein Haupt. Er

wußte, daß er Gott vertreten sollte, darum hielt er sich streng enthaltsam. Aber sein Auge blickte tief und träumerisch, als suchte es und könnte nicht völlig finden, was es suchte.

Dabei gedieh er leiblich außerordentlich und ward ein gewaltiger Recke, der bald allgemeines Aufsehen erregte, zu dem man in scheuer Ehrfurcht aufblickte. Die Ältesten seines Volkes zogen ihn zu Rat, und bald horchten weite Kreise auf ihn. Was er sagte, zeugte von Geist, und Geist ist's, wonach die Menschen ausschauen und sich heimlich sehnen.

Sonnigs Jugend fiel in keine leichte Zeit. Drückende Fremdherrschaft lagerte über seinem Volke, wie so oft. Diesmal war sie besonders schwer. Das reiche, starke und anscheinend auch sehr gebildete Volk der Philister spielte eine maßgebende Rolle und übte auch starken religiösen Einfluß aus. Es gehört in der Welt zum Allerschwersten, ganz einfach aus der Unmittelbarkeit des Vaters zu leben. Es ist im Grunde das Natürlichste, aber da es beständiges Aufmerken und innere Lebendigkeit erfordert, glauben Völker nicht ohne äußerliche religiöse Zutaten auskommen zu können. Diese verkörperten Religionsgedanken sollen ihnen das eigene Denken ersetzen, und je mehr ein Volk ihnen anheimfällt, erstarrt es und trocknet innerlich aus. Den Vater und sein Leben verhüllt eine religiöse Scheidewand.

Damals empfahl sich allgemein das Philister-

tum als der Weisheit höchste Spitze, und da man sich nicht innerlich dagegen wehrte, schlug es auch äußerlich seine Krallen in den Volkskörper. Ein Volk kommt immer unter die Gewalt, vor deren Religion es sich duckt. Damals waren es die Philister.

Wird es Sonnig gelingen, die Wahrheit seines Gottes durchzusetzen, so wird sein Volk frei, auch von jedem äußeren Druck. Es gibt nur eine Freiheit, das ist die Freiheit im Vater. Wer diese findet und erkämpft, der wird auch äußerlich bald die Folgen merken. Im Vater findet der Mensch sich selbst, seine ureigene Wahrheit. Vor ihr fällt bald alle Knechtschaft herunter. Ein solcher bleibt auch kein Philister.

Sonnig wußte, was man von ihm erwartete und nahm mutig das Werk in Angriff. Er glaubte zunächst über den ganzen Umfang des Philistertums einen Überblick gewinnen zu sollen und begann in der Stadt Thimnath.

Er war wohl eine auffallende Erscheinung. Ein gewaltiger Jüngling, ein Bild von Kraft und Gesundheit, umwallt von langen, schwarzen Locken und dabei mit träumerischem in die Ferne gerichtetem Blick. Wer ist das? flüsterten die Leute zu Thimnat, und manches schwarze Augenpaar folgte ihm mit begehrlichen Blicken.

Aber der Träumer schien es nicht sonderlich zu beachten. Er suchte anderes und wollte anderes sehen als lockende Augen. Ihn trieb eine

innere Unruhe, wie jemand sie hat, der weiß, daß er eine Aufgabe zu lösen hat, aber nicht weiß, welche sie ist.

In diesem Suchen und Drängen und Nichtfindenkönnen geschah ihm etwas Merkwürdiges. Sein Blick blieb auf einem Mädchen haften. Er sah zum erstenmal in seinem Leben, was Schönheit war, und eine neue Welt öffnete sich seinem staunenden Blick. Purpurröte übergoß ihn, während beider Augen sich begegneten. Jene war zu sehr Weib, um ihn nicht ohne weiteres zu durchschauen; halb schüchtern, halb teilnahmvoll erwiderte sie seinen Blick, und beide wußten, daß sie zusammengehörten. Ein kurzes gleichgültiges Gespräch leitete die Bekanntschaft ein. Sonnig erfuhr ihren Namen und Elternhaus. Dann schieden sie mit einem kräftigen Händedruck.

Wie im Rausche kam er heim. Ihm war, als sei das Geheimnis seines Lebens offenbar geworden. Zum erstenmal ahnte er, was Verständnis bedeutet. Nun wußte er, daß ihm niemand bisher innerlich nahe getreten war, er war allen fremd, und alle waren ihm fremd geblieben. Aber jene Maid war der erste Mensch, an den er sich anklammern konnte, und sie hatte keines Wortes, nur eines Blickes bedurft, sein ganzes Wesen zu ergründen.

Wer Gottes Sache vertritt, ist furchtbar einsam gestellt. Für Religionen sind die Menschen zu haben, aber unmittelbar für den Vater nicht.

Diese Einsamkeit liegt wie eine schwere Last auf dem Geiste des Menschen und möchte ihn schier zerdrücken. Da sehnt er sich nach jemand, der mitträgt. —

Sonnig wurde das alles nicht klar — dazu war er viel zu unerfahren — aber er empfand es in seiner glühend heißen Seele. Als er heimkam, erklärte er seinen Eltern, daß er liebe, und verlangte, daß ihm unverzüglich die Hochzeit ausgerichtet werde.

Die Eltern waren außer sich. Mußte ihrem Sohne, auf den sie und ganz Israel ihre größten Hoffnungen gesetzt, dieses Unglück widerfahren, so sinnlos betört zu werden. Der Israel befreien sollte von den Philistern, war der erste, der in ihre Schlingen fiel. Aber raten ließ er sich nicht. Es gibt auch Menschen, denen darf man nicht raten. Um jemand raten zu können, muß man ihn ganz verstehen. Wer versteht aber einen Knecht Jehovahs!

Die Bestürzung teilte sich allen mit, die den jungen Helden kannten. Junge Leute wecken oft die herrlichsten Hoffnungen auf Neues, Großes; aber sie enttäuschen meistens, sobald sie heiraten; namentlich groß angelegte Männer bringen unglaublich törichte Heiraten zuwege und versinken oft in ihren eigenen Ehen.

Nur die Philister freuten sich. Eine neu aufsteigende Größe ihres unruhigen Nachbarvolkes mußte ihre Besorgnis erregen. Aber das beste

Beruhigungsmittel ist eine Heirat, noch dazu in ein echtes Philisterhaus hinein. Immer zieht das Weib den Mann sich nach, denn er wird seinem Weibe anhangen. Der größte Sieg über Israel mußte sein, wenn Simson ein Philister wurde.

2. Verheiratet.

So zogen sie zur Brautschau nach Thimnat. Jauchzend geleitete der Jüngling seine Eltern zu seiner Auserkorenen. Er wußte, daß sie ihn erwartete. Wie wird sie jubeln, wenn nun alles in Richtigkeit kommt. Sein Lebensglück war greifbar nahe. Er hätte die ganze Welt umarmen mögen. Seligkeit, einen Menschen zu finden, der seine Sorgen, sein Leben teilt, in den man seine ganze Seele hineinlegen darf! Welche Welt des Verstehens wird ihr aufgehen, wenn sie eingeführt wird in das unsagbar große Geheimnis Israels! Was wird sie für mein Volk sein, die Eine, wo meine Seele Ruhe findet!

Wer große Kraft in sich und große Arbeit vor sich spürt, ist auch großen Vertrauens fähig. Die übervolle Seele muß zuweilen entlastet werden in der entsetzlichen Einsamkeit der menschlichen Gesellschaft. Wie sehnte sich der Mann nach dem Weibe seiner Wahl und dem Herzen seines unbegrenzten Vertrauens!

Da bemerkte er, daß er im seligen Träumen weit abgekommen war von der Reisegesellschaft, auch weit ab vom Wege. Als er sich besann und

einen Weg durch das Dickicht bahnte, sah er die Weinbergsmauern von Thimnat. Aber während er versuchte, sich zurecht zu finden, hörte er's rauschen im Dickicht. Ein kurzes, heiseres Gebrüll. Dann stand er Auge in Auge einem beutehungrigen Löwen gegenüber, der sich sprungbereit niedergeduckt hatte.

War's nur Zufall, daß die gelbe Katze gerade in diesem Augenblicke seinen Weg kreuzte — ? —

Aber da erwachte Riesenkraft in dem Jüngling. Ohne sich zu besinnen, kam er dem Untier zuvor, warf sich auf die überraschte Bestie, drückte sie auf die Pranken, riß ihr das Maul auf, und im Kampfeszorn zerriß er das Vieh, als wär's ein Böcklein.

„So!" sagte er endlich aufatmend, „du sollst niemand mehr überfallen." Dann säuberte er sich und traf zur Reisegesellschaft, gerade als sie in die Stadt hineinzog. Da war der Löwe vergessen. Sie waren in Thimnat! —

Der Empfang der Gäste bei den Brauteltern war außerordentlich herzlich. Der Vater sah, daß sein künftiger Gegenschwäher Manoah ein gutgestellter Mann war, also war die junge Ehe ein gutes Additionsexempel, wie eine rechte Ehe sein muß. Manoah selbst war ernst und zurückhaltend, um so liebenswürdiger sein Gastgeber. Der Mutter wollte freilich das Herz zerspringen, daß ihr Ältester, ihr Stolz, die Hoffnung Israels, in diesen Philistern von nun ab Vater und Mutter sehen würde,

und die Braut vermochte sie gar nicht anzusehen. Frauen betrachten einander anders als heißblütige Männer sie ansehen, und Mütter sehen besonders scharf, wenn sie für ihre Söhne sehen. Aber sie hielt sich tapfer, und da es einmal sein sollte, wurde die Hochzeit für die nächsten Wochen verabredet. Sie sollte besonders groß gefeiert werden.

So kehrten sie heim. Geredet wurde nicht viel auf dem Wege, auch daheim nicht. Jedes war zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, und Bauersleute leben überhaupt mehr nach innen. Erst die Bildung meint nach außen leben zu müssen. Darum verflacht sie meistens.

Schweigsam und ernst reisten sie wieder zur Hochzeit. Da war's dem Jüngling zu viel. Kurz vor Thimnat trennte er sich von der Gesellschaft und dachte: Ich will doch sehen, was aus meinem Löwen geworden ist. Er fand das Aas im Dickicht. Die südliche Sonne hatte es zusammengedörrt, aber siehe! es war wieder lebendig geworden. In der Leibeshöhlung hatte sich ein Bienenvolk eingenistet und an den Rippen des Untiers seine Waben befestigt. So flogen sie munter ein und aus. Der starke Fresser barg seine Speise.

„Wart, Löwenkind, du sollst mich noch erquicken," rief der junge Held. Dann trat er gleichmütig an die wunderliche Honigbeute und brach die schneeweißen Waben des köstlichsten Jungfernhonigs aus, trotz des wütenden Widerspruchs seiner Besitzer.

Lachend kam er wieder zur Gesellschaft und reichte den Goldhonig seiner Mutter: „Eisklare Honiggoldwaben! Sie bringen Glück, Mutter!“

„„Gott geb's, lieber Sohn!““ —

Die Philister wußten wenigstens den Ankömmling zu ehren. Dreißig auserlesene Jünglinge der besten Familien wurden seine Brautgesellen. Sieben Tage sollte die Hochzeit währen, so war's Brauch bei den echten, rechten Bauernhochzeiten der guten, alten Zeit. Sieben Tage der Kurzweil und des Frohsinns.

Der Bräutigam ließ seine Augen über die 30 Genossen schweifen. Das waren doch seine Feinde. Von diesen übermütigen Tyrannen sollte er Israel erlösen, und nun saß er und tafelte mit ihnen. Da packte ihn grimmer Zorn, er erhob sich, strich die lange Mähne zurück und rief: „Ihr Brauthelfer, ich habe euch etwas zu sagen!“

„„Stille, der Bräutigam spricht““ — und sie scharten sich dicht um ihn.

„Wir sollen jetzt sieben Tage beisammen bleiben zur Hochzeit. Da will ich euch zur Kurzweil eine Aufgabe stellen. Ein Rätsel sollt ihr raten. Alle zusammen. Ihr seid ja doch gewiß die Gescheitesten unter den Philistern. Wenn ihr's ratet, gebe ich jedem von euch je ein Hemd und ein Feierkleid, ratet ihr's nicht, so gebt ihr mir jeder ein Hemd und ein Feierkleid. Einverstanden?“ —

„„Es gilt!““ jubelten die Jungen, und die Alten hinten nickten sich zu und steckten die Köpfe zu-

sammen, winkten dem Brautvater und sagten: „Dein Schwiegersohn, das ist keiner von den Dummen!“

„Also, was ist das! Ein Fresser war er, aber er schaffte Speise, ein Starker, aber Süßigkeit ging von ihm aus.“

An einem Worte hängt zuweilen ein Menschenleben. An diesem hing das Leben und Sterben vieler. Schwerlich ahnte der Sprecher, daß dieses Wort das Rätsel seines Lebens enthielt, und geheimnisvolle Fäden sich woben und sich in sein Dasein verstrickten von einem einzigen Worte aus. Wunderliches Rätsel!

Die Hörer machten lange Gesichter! Die Jungen fragten die Alten, aber die wußten's auch nicht. Auf die ausgelassene Festfreude fiel ein Dämpfer der Enttäuschung. Das Rätsel bildete den einzigen Gesprächsstoff. Einer sagte dies, der andere das, jeder ließ Witz und Klugheit spielen, aber die Lösung fand niemand.

Leuchtenden Auges trat seine Liebe am ersten Abend vor ihn. „Stolz bin ich auf dich. Niemand kann dein Rätsel raten. Ich auch nicht. Darum sag's mir.“

„„Nächstens,““ entgegnete der junge Mann mit freundlich überlegenem Lächeln, dann küßte er sie und sagte: „Mein Rätsel ist meine Aussteuer. Mit dreißig Feierkleidern kann man oft wechseln.“

Am nächsten Tag ging's nicht so leicht. Das junge Weib schmollte und muckte den ganzen Tag.

Da gab's den ersten Verdruß in der jungen Ehe. Er kommt gewöhnlich am zweiten Tage. Ist die Brautzeit lang, so pflegen sich vorher schon schwere Ungewitter zu entladen. Aber nun sagte er's grad nicht. Ganz junge Ehemänner, die noch sehr wenig Erfahrung haben, machen nämlich den Versuch, ihre Frauen zu erziehen, weil sie's so in guten Büchern gelesen haben, daß es nützlich sei. Heimlich wünschte er aber, die Hochzeit wäre vorbei, denn seine dreißig Gesellen sprachen und dachten auch weiter nichts als den einen Gegenstand, der seinen ersten häuslichen Verdruß verursacht hatte.

Am dritten Tage fingen sie an, in die junge Frau zu dringen. Sie standen ihr ja alle nahe, die meisten waren ihre Vettern und Brüder, alle waren ihre Kameraden von klein auf. Ob sie wirklich diesem langhaarigen Gesellen gegenüber ihre Freundschaft und Familie verleugnen wolle? Da fing sie an, vor ihm zu weinen.

Je stärker ein Mann, desto unangenehmer sind ihm Tränen, oder vielmehr, desto mitleidiger ist er gegen Tränen. Er weiß nicht, daß auch Tränen Stärke und Kraftentfaltung bedeuten. Im Manne liegt unendlich viel Kraft, deren das Weib bedarf. Auf den Mann sucht es sich zu stützen. Man kann sich freilich auf nichts stützen, was sich durch Tränen beständig erweichen läßt. Aber wer Tränen nachgibt, wird sich bald vor Regenwetter nicht mehr schützen können.

Schlimme Aussicht auf noch vier tränenreiche Hochzeitstage! Fast verwünschte der junge Mann seinen Einfall. Aber nachgeben durfte er nicht. Die dreißig Schlingel neu kleiden mochte er nicht, es kostete auch ein Vermögen, und obendrein wäre er noch ausgelacht worden.

So hielt er aus. Aber der bange Zweifel wachte doch in ihm auf: War dieses schmollende, junge Weib, das um solche Kleinigkeiten solche Tränenfluten vergießen konnte, wirklich das Weib, dessen er bedurfte? Würde sie seine Lebensaufgabe je teilen können, verstand sie ihn überhaupt, würde sie ihn je verstehen? —

Es ist eigentlich gut, wenn solche Zweifel nahe bei der Hochzeit liegen. Kommen sie später mit plötzlicher Wucht, so verdanken sie bitteren Erfahrungen ihre Entstehung. Meistens ist dann schon ein Schaden geschehen, der kaum auszuheilen ist.

Über der Hochzeitsgesellschaft breitete sich mehr und mehr eine gereizte Stimmung aus. Der langhaarige Jude schien sie wirklich zum besten haben zu wollen. Das erlaubte aber die Ehre dieser Philister nicht. Der schneidigste unter ihnen trat also am Morgen des siebenten Tages vor die junge Frau und sagte: „Höre du, treib den Scherz nicht zu weit. Hast du dich wirklich ganz von diesem Manne einnehmen lassen, daß du alle alten Beziehungen verleugnest?“

„„Ich weiß es ja selber nicht,““ heulte das Weib.

„So?“ entgegnete kalt ihr Gegenüber, „dann will ich dir nur eines sagen. Wenn ihr uns hier ausrauben wollt, und euch an euren Gästen schadlos halten, so werden wir dich und deines Vaters Haus mit Feuer verbrennen. Bitte, richte dich danach. Du weißt, ich spaße nicht.“

Wie keck er das herausbrachte! Wie ein trotziger Sieger. Und wie gut stand ihm dieser kalte Stolz! Wenn ihr Lieber doch etwas mehr davon gehabt hätte! Daß er seine Drohung wahrmachen würde, war ihm zuzutrauen. Die Kleider würden ihrem Geliebten und ihren Eltern teuer zu stehen kommen. Überhaupt! War ihr Freund nicht die persönlich dargestellte Wunderlichkeit! Wenn's nicht gelang, ihn zu erziehen, mußte er ihr ewig unverständlich bleiben. Sie hatte in ihm die Kraft geliebt, das Israelwesen mutete sie fremd an. Und seine Wunderlichkeit war im Augenblick eine große Gefahr für ihn selbst und ihr ganzes Haus. Daß ihr Starker auch mit dreißig solchen Schlingeln fertig werden könnte, war ihr natürlich nicht aufgegangen. Sie sah nur die Gefahr. Diese wollte sie abwenden und beschloß zu handeln. Ganz gerührt wurde sie, als sie die Wendung zum Edelmut gefunden hatte.

Wenn ein Weib das Geschick des Hauses in die Hand nimmt ohne Einverständnis mit ihrem Manne, kann's leicht verhängnisvoll werden. Ein Ehepaar, das in sich einig ist, vermag keine Gewalt umzureißen, und kämen noch so viele

Philister dagegen. Aber das bedachte sie nicht.

Sie zog ihr schönstes Kleid hervor, das ihr am besten stand, und schmückte sich mit aller Kunst ihrer Zeit. Ein leichter Tränenflor legte einen Ausdruck von Innigkeit und Zärtlichkeit auf ihr Antlitz, wie von durchgeistigter Weiblichkeit. So trat sie ihrem Freunde entgegen. Dann legte sie priesterlich beide Hände auf sein Haupt, sah ihm lange tief in die Augen und sagte sanft: „Lieber, laß alles Schwere dieser Tage vergessen sein. Ich weiß, du hast's schwer. Niemand versteht dich. Auch ich habe dich unnütz beschwert. Aber ich bin jetzt in dein Leben hereingetreten und zu dir gesandt, all deine Not mit dir zu tragen, das Schwere für mich, für dich nur Gutes, ein Freund deines Lebens, ein Geschenk des Vaters. Aber laß zwischen uns nichts stehen, nimm dieses trennende Geheimnis weg!"

„„Aber meinen eigenen Eltern hab ich's verschwiegen. Wie sollte ich's dir sagen!""

„Weil ich dein Weib bin, die dir noch näher steht als selbst die Eltern. Dein Sein ist mein Leben geworden, auch dein Gott, dein Glaube ist mein Gott und mein Glaube. Nein, du mußt es mir sagen, gerade jetzt als Zeichen deines unbegrenzten Vertrauens."

Da ward der Mann überwunden. „„Du hast recht, aber laß uns nun fest zusammenstehen und einig sein.""

„Einig,“ flüsterte sie. — —

Am Abend sollten sich die Hochzeitsgäste verabschieden. Ein letztes Mahl vereinte die Genossen der Hochzeitsfreude. Einer der Brautgesellen erhob sich, dankte feierlich im Namen seiner Kameraden dem Hochzeitsvater und der Hochzeitsmutter für die gütige Aufnahme. Dann setzte er nachlässig hinzu: „Es war meinen Freunden und mir auch eine Ehre, die Schaffer des jungen Ehemanns sein zu dürfen. Übrigens, beinah hätt' ich's vergessen, eine Frage möchte ich diesem Herrn doch vorlegen. Er glaubt doch wohl selbst nicht, daß es einen Stärkeren gibt als einen Löwen. Wir wissen's, denn vor einiger Zeit machte einer unsere Weinberge unsicher. Und er kennt doch wohl auch nichts Süßeres als Honig?“ —

„„Bravo,““ grölte die junge Philisterbrut, während die Alten schmunzelten: „„Das hat er gut gegeben. Unsere Jungen sind auch nicht auf den Kopf gefallen.““

Simson erbleichte. Er fühlte einen Schmerz, als wollte sein Herz zerspringen. Nur er wußte, was für Werte ihm verloren waren. Aber er faßte sich und sagte: „Ihr habt mein Rätsel geraten. Aber ihr hättet's nicht geraten, wenn ihr nicht mit meinem Kalbe gepflügt hättet. Euren Lohn sollt ihr aber erhalten.“

Dann mischte er sich ernst unter die Aufbrechenden und traf auch seinerseits die Vorkehrungen zum Aufbruch.

„Du gehst auch?“ fragten verwundert die Schwiegereltern.

„„„Gewiß. Ich habe eine Angelegenheit zu erledigen. Ich muß ja jedem dieser Gesellen ein Hemd und ein Feierkleid besorgen.““

Das junge Weib blieb unsichtbar. War's Furcht, die sie zurückhielt, oder ein letzter Rest von Scham, daß sie durch Heuchelei den Starken bezwungen? Sie hatte für ihn kein freundliches Abschiedswort. Er sah sie auch nie wieder. Seine Hochzeit war das Grab seiner Liebe. Bald sollten andere Gräber folgen und nicht wenige.

3. Verirrt.

„Daß es Süßeres gäbe als Honig, hatte ich wohl geglaubt“ — murmelte düster der junge Mann im Wegreiten, „aber darin werdet ihr wohl recht behalten. ‚Daß es aber einen Stärkeren gibt als den Löwen, das will ich euch beweisen.‘“

Damit wandte er sein Tier nach der großen Philisterstadt Askalon. Dort loderte sein großer Zorn auf, und der Geist der Kraft überkam ihn. Wer ihm von den Vornehmeren, die einen besseren Rock trugen, vorkam, dem trat er entgegen und schlug ihn nieder. Dann zog er ihm Rock und Hemd aus und legte beides gleichmütig auf sein Tier. Er zählte. Zuletzt waren's dreißig Mann, die erschlagen dalagen: „Soviel brauche ich ja gerade.“

Unbehelligt wandte er sich aus der Stadt. Der Schrecken vor dem Gewaltigen lähmte jeden Widerstand. Einsam zog er sein Lasttier durch die menschenleeren Straßen, durch's Tor, immer weiter, zu jedem seiner Brautgesellen. Dort lieferte er je einen Rock und ein Hemd ab — Feiertagskleider. Aber sie hatten sämtlich rote Flecken. Philisterblut.

Dann zog er heim. Fort, weit fort aus dem Philisterlande, heim zur Mutter. Dort blieb er still und schweigsam. Die Mutter verstand ihn schweigend. Mit keinem Worte rührte sie an die schmerzende Wunde. Es kamen auch keinerlei Folgen. Sein Schrecken lastete über den Philistern.

Es vergingen Monate. Der Frühling zog ins Land mit aller Pracht und aller Arbeitsfülle, die er dem Landmann mitbringt. Schnell erhob sich im Spatregen das Getreide, und bald sah man die ersten Zeichen, daß die südliche Sonnenglut die Halme bleichen wollte.

Soll der Groll des Menschen ewig währen? Warum eigentlich? — Seine Gesellen hatten ihren Lohn. Süßer als Honig ist die Rache, und stärker als ein Löwe ist der Mann. Aber das Weib? — Warum sollte ihr nicht verziehen werden? Freilich, ob sie je sein Vertrauen wieder bekommen würde? — Darf man sich einem Weibe, oder irgend einem Menschen überhaupt anvertrauen? —

Einerlei. Ich gehe zu meinem Weibe! — Er wählte ein schönes Böckchen aus der Herde und

machte sich auf den Weg. Die Last dünkte ihm leicht. Eile beflügelte den Schritt.

Als er ankam, trat er in ein fremdes Haus. Sie war das Weib eines andern geworden. Desselben, der die Abschiedsrede gehalten. Das Weib folgt immer dem, der ihr der Stärkste dünkt. Das ist ihr Verhängnis. So setzt sie die Rasse fort, daß sie nicht verartet. Das muß wohl so sein. Ob aber jener wirklich der Stärkere war? — Ob er wohl an Feiertagen die Gewänder mit den roten Rosen trug? —

Also an diesen großmäuligen Philister hatte sie ihn verraten! Weil sie gehofft hatte, dadurch sein Weib zu werden, daß sie ihn verriet. Dazu hatte sie also vor ihm geheuchelt und die süßesten Töne der Liebe und der Frömmigkeit angeschlagen. Und dieser Katze hatte er tiefes Verstehen zugetraut, die sich dem nächstbesten Philister an den Hals warf! Er meinte vor Scham vergehen zu müssen. Er schämte sich für sie, für sich, für die Menschheit und wußte mit einem Schlage, wie er künftig zu diesen Philistern stehen würde. Mochte sie immerhin jenem Manne gehören. Sie verstand den Philister ja viel besser, und war seiner wert. Schade nur, daß er's nicht früher erkannt und sich so schauderhaft weggeworfen hatte! —

Ängstlich beobachtete der Vater des jungen Weibes das Wetterleuchten, das über des Starken Antlitz zuckte. Als er sah, daß die Verachtung

die Oberhand über den Zorn gewann, flüsterte er: „Vergib uns! Wir glaubten, du seiest ihr gram geworden. Ursache hattest du ja genug. Wir haben's erst später erfahren. Aber“ — und damit trat er dem Recken näher, während seine Stimme noch leiser wurde — „ich habe noch eine Tochter, die ist jünger und schöner als sie; die laß dein sein für diese.“

Er prallte schnell zurück. Das Blut erstarrte ihm vor dem Blick, mit dem der Weggehende ihn maß.

„So steht's also mit dem Gesindel! Geschieht mir schon recht, daß ich mich damit eingelassen habe. Aber jetzt weiß wenigstens jedermann, daß ich eine gerechte Sache zu diesen Philistern habe!“

So sprach der Wegeilende laut vor sich hin. Dann verschwand er in der Einsamkeit der Berge. „Jetzt wollen wir also Krieg führen. Ich kämpfe allein und werde mit dem Pack ganz allein fertig.“

Tag und Nacht lag er auf der Lauer. Das Gefilde der fruchtbaren Weizenebene Philistäas war weiß zur Ernte. Aber oben in den Bergen hauste ein einsamer Jäger. Er grub Füchse aus, die um jene Zeit gerade reif sind, den Bau der Alten zu verlassen. Je zwei Füchslein band er an den Schwänzen zusammen und belastete ihren Rücken mit trockenem Stroh, befestigte es gut und steckte es an. Dann jagte er die entsetzten Paare in die ausgedörrten Weizenfelder.

Das tat er bald hier, bald da. Im ganzen waren's 150 Paare. Das gab auf fünf Philistergaue je dreißig Paare. Er zählte genau nach. So viel mußten's ja sein. Bald lagerten schwarze Rauchwolken über der fruchtbaren Ebene und bezeugten dem Kriegführenden, daß seine Füchse vollständige Arbeit getan hatten. Sie waren seine Kriegsmannen.

Die überall gleiche Ursache des ungeheuren Brandes ließ auf den gleichen Brandstifter schließen.

„Wer ist der freche Unhold?" —

„„„Das ist Simsons Arbeit, des Eidams in Thimnat. Man hat ihm sein Weib genommen und seinem Freunde gegeben. Nun rächt er sich."" So flog's aus Thimnat durchs Land.

„Das soll der Thimniter büßen. Er ist schuld am Unglück des Landes."

Dann kam doch, was das voreilige Weib hatte verhüten wollen. Die Philister kamen zuhauf und verbrannten sie samt ihres Vaters Haus mit Feuer. Der Mann ihrer Wahl entkam auch nicht. Sie war doch nicht des Stärksten eigen geworden.

Als die Brandsäule aufloderte, stand plötzlich unter den Brandstiftern ein langhaariger Riese. Entsetzt wichen sie vor ihm zurück. Er aber rief: „Jetzt bin ich erst noch Bluträcher geworden, ehe wir Frieden schließen!"

Damit warf er sich wütend auf die Fliehenden

und erschlug, wen er traf. „Wißt ihr nun, wer stärker ist als ein Löwe?“ —

Dann zog der Starke in die Berge Judas und verschanzte sich grollend in einem Felsenneste in Etham. Von dort aus richtete er sein Volk. Seinem Richterspruche wagte niemand zu widerstehen. Man liebte ihn nicht. Man gehorchte, weil man ihn fürchtete.

Ein rechter Befreier sollte doch anders auftreten. Mit seinem Volke hatte der grollende Riese keine innere Fühlung. Er war ihr Tyrann, nicht ihr Retter.

Auch die äußeren Feinde ruhten nicht. Sie belagerten eines Tages die nächstbeste Stadt Judas.

„Warum seid ihr heraufgekommen?“ jammerten die geängstigten Juden.

„„Wir suchen euren Simson. Schafft uns den gebunden, daß wir an ihm tun, wie er uns getan hat. Dann wird sofort Friede.““

Da machten sich dreitausend Mann seines Volkes auf und zogen vor sein Felsennest. Als der Recke das Regiment anrücken sah, ging er ihm unbewaffnet entgegen. Lächelnd musterte er die dreitausend Helden, die wider den Einen ausgezogen waren: „Und ihr wünscht, meine Freunde? — —“

Stockend berichtete der Anführer der Reisigen von der Not des Landes im allgemeinen und der Kriegsmacht der Philister im besonderen. Ein

leiser Vorwurf schloß die Rede des über seinen Worten mutig gewordenen Sprechers: „„„Warum hast du uns das getan?“““

„Aber ich habe den Philistern ja nur wieder getan, was sie an mir verübt. Ich führe Krieg mit ihnen, versteht ihr? Aber was wünscht ihr wohl, ihr Kinder meines Volkes?“ —

„„„Wir — ja eigentlich — verzeih schon, aber wir wollten dich eigentlich gefangen nehmen, aber — —“““

„So so, gefangen nehmen wolltet ihr mich,“ und sein Blick flog behaglich über die schlotternden Tausende, als wollte er sagen: Warum tut ihr's eigentlich nicht? Dann fuhr er ernster werdend fort: „Freunde, es ist ja nichts leichter als das. Ich gebe mich euch gefangen. Aber schwört mir eins. Tut mir sonst kein Leid, außer daß ihr mich gebunden den Philistern ausliefert.“

Gerne versprachen die Wackeren alles, wenn sie nur nicht mit ihm kämpfen müßten. Sie banden ihn mit zwei nagelneuen Hanfseilen und wurden nun sehr mutig, indem sie ihren Gefangenen den Feinden entgegenführten. Die jauchzten.

„Es geht doch nichts über die Treulosigkeit, wenn ein Volk seinen besten Mann selbst gefangen den Henkern ausliefert. Mit den übrigen Helden wollen wir dann schon fertig werden.“

Sie musterten den Gebundenen: „Der ist gut verseilt!“ Aber der erste, der ihn betasten wollte, fuhr jäh zurück vor dem Blick, der aus der schwar-

zen Mähne herausfunkelte. Dann hob sich tiefatmend die mächtige Brust, die sehnigen Arme rieben an den Fesseln und streckten sich, und eh' die Erbebenden es gedacht, kam der Geist der Kraft über den Starken, er zerriß die Bande und stürmte auf die entsetzten Feinde ein. In wilder Flucht wandten sich die Philister.

„Schade, daß keine Waffen da sind! Doch halt, da liegt wenigstens ein Knochen." Den schwang der Kühne und stürmte den Fliehenden nach. Wen er traf, der vergaß das Weiterlaufen. Der Kampfeszorn schien keine Grenzen zu kennen. Zahllose Feindesleichen bezeichneten den Weg, auf dem der Gewaltige seinen Knochen schwingend dahineilte. Endlich hielt er ein und besah seine Kriegskeule. Es war ein Eselskinnbacken. „Gerade gut genug für Philister."

An einer Quelle labte sich der ermattete Sieger. Der Kampfeszorn machte tiefer Ermüdung Platz. Dann seufzte er tief auf: „Ein frischer Trunk ist doch besser als heißer Zorn, und Honig doch süßer als Rache. Die Philister hatten recht; aber nun soll auch Friede werden." —

Einen Haß behielt er lebenslang. Er haßte das Weib. Er haßte es, weil's seine Schwäche war. Ein Weib hatte sein Leben zerstört. Sein Leben war eine Kette von Mord und Totschlag geworden. Aber schuld war nicht sie, sondern er selbst.

Er hatte sich durch glatte Reden betören lassen.

Wäre er nicht im innersten Grunde so grenzenlos einsam gewesen, es wäre der schönen Heuchlerin nicht gelungen, sich in sein Vertrauen einzuschleichen. Aber wer sehnt sich nicht nach einem Freunde und Kampfgenossen! Es ist schwer, ganz allein Großes durchzusetzen, das eine ganze Welt nicht versteht. Wer's aber nicht allein vermag, gewinnt's nicht. In göttlichen Dingen ist einer stärker als zwei. Da muß jeder für sich ganz allein stehen, wenn Neues werden soll.

Er aber suchte die eigentliche Schuld am unrechten Orte. Da ging er hin in die größte Philisterstadt, nach Gaza. Furcht kannte er nicht, sein tiefer Groll leitete ihn. Dann suchte er sich die Niedrigste ihres Geschlechts aus, die ihm begegnete, setzte sich zu ihr und sagte: „So, das ist also ein Weib! So ist das Weib, ich wußte es längst!"

Draußen wußte inzwischen die ganze Stadt, daß der grimme Riese angekommen sei. Die ganze streitbare Philisterschaft wurde aufgeboten, die Tore geschlossen, und mutige Reden ausgestoßen: „Dieses Mal werden wir ihn fangen." Allein als Simson spät am Abend aufbrach, waren die Wächter zufällig nicht da. Durch menschenleere Straßen gelangte er ans Stadttor. Es war verschlossen: „Halloh! Aufgemacht da!" Aber die Wachtmannschaft war weggeschlichen. „Wahrscheinlich haben sie den Schlüssel verloren," lachte der Starke. „Da hilft's schon nichts." Er

stemmte sich und hob sich in Kraft, bis sich das Tor in den Angeln und Pfosten hob. Dann nahm er's mit. Man fand's später säuberlich auf einer Anhöhe aufgestellt.

Es lag Humor in den Kraftäußerungen des Starken. Es war auch noch die schöne Zeit, in der der einzelne Gewaltige sich äußerlich durchsetzen konnte. Aber ihm fehlte die zielbewußte Einheitlichkeit. Er sollte ein Held Jehovahs werden, sein Volk freimachen und emporheben. Seine Kraft verzettelte sich in nutzlosen Proben und Streichen. Das wurde zuletzt sein Verderben.

4. Verdorben.

Zwanzig Jahre waren vergangen, seit seine erste Liebe erstorben war. Nicht immer reift und klärt das Alter den Menschen. Die meisten trifft es unfertig und müßig. Wenn die Last der Jahre zu den übrigen Lasten tritt, sind sie erst recht nicht widerstandsfähig. Namentlich wer zu früh Erfolge erlebt hat, wird leicht unbrauchbar, wenn in der Vollkraft des Lebens die reifen Früchte gepflückt werden sollten. Ältere Leute bekommen dann leicht einen Stich ins Lächerliche.

Auch Simson entging diesem Schicksal nicht. Ein neuer Liebesfrühling erwachte ihm plötzlich wie ein Johannistrieb. Solche Spätlinge verlieren immer die Herrschaft. Delila hieß seine Holde. Die Geschichte hat ihren Namen aufbewahrt, offen-

bar weil schon in seinem Klang der Liebreiz schaukelt. Auch Delila gehörte zu den Philistern.

Die Verlobung wurde nur bekannt, als auch schon die Obersten der Philister ihre Stammesgenossin aufsuchten. Philister rechnen in solchen Dingen immer richtig. Sie brauchten weder Vorsicht noch Zurückhaltung: „1100 in bar von jedem von uns, wenn du das Geheimnis seiner Kraft enthüllst und ihn auslieferst."

Es sind edlere Menschen für billigeres Geld verraten worden. Warum sollte eine Delila nicht auf das glänzende Anerbieten eingehen? Sie wurde dann jedenfalls in zweiter Ehe eine wahrhaft glänzende Partie. Die zweite Ehe ist für viele die lockendere und lustigere. Noch mehr die folgenden.

So setzte Delila ihre Überredungskünste an. Erst log er ihr. Sieben Seile von frischem Bast könnten ihn zwingen. Da ließ sie ihn im Schlafe binden; aber er zerriß die Seile. Nun drang sie weiter in ihn. Er wußte doch, daß sie ihn verderben würde. Aber was vermag ein alternder Mann gegen ein begehrliches Weib! Er belog sie öfters, aber sie gab nicht nach, bis seine Seele matt ward bis in den Tod. Da sagte er der Schlange sein ganzes Herz, sein tiefstes Geheimnis. Das Geheimnis seiner Kraft und seines Lebens war Jehovah.

Schauerlich, wenn ein Mensch sein letztes preisgegeben hat. Ein Mensch darf vieles her-

geben und mitteilen, darf auch Fehler dabei machen. Es wird ihm sogar verziehen, wenn er auch einmal eine Perle vor die Säue geworfen hat. Aber wenn er alles weggibt, noch dazu an eine Delila, dann ist freilich seine Kraft entflohen.

Man sagt oft, seine Kraft habe in seinen Haaren gelegen und beruft sich auf Simsons eigene Worte, die scheinbar so lauten. Wie oberflächlich ist das geurteilt! Aber die sieben Locken seines Hauptes waren das Zeichen seiner Zugehörigkeit zu Jehovah. Ihr Verlust zog nach sich das Bewußtsein, aus seiner Ehre und seinem Lebenszusammenhang gefallen zu sein. Das mußte den Mann zerdrücken und seine Kraft von ihm reißen.

Es kam, wie's kommen mußte. Durch die Ränke seines Weibes oder vielmehr seine unglaubliche Mattherzigkeit verlor er sein Bestes. Jehovah war von ihm gewichen.

Da fesselten ihn die Philister und stachen ihm die Augen aus. In Gaza mußte er Mehl mahlen im Gefängnis, die schlimmste Arbeit im Altertum, weil man noch nicht verstand, das harte Korn mit geeigneten Maschinen zu verarbeiten. Die ungeheure Kraft der Mühlsteine wurde durch Sklavenarbeit ersetzt. So wurde Simson Philistersklave, der Gewaltige ein geblendeter Krüppel, Spott seiner Feinde.

Er verdient aufrichtiges Mitleiden. Seine Einsamkeit wurde sein Fall. Hätte er einen Freund gehabt, einen Zeitgenossen, bei dem er sinkende

Geisteskraft hätte auffrischen können, er wäre einer großen Befreiung Werkzeug geworden. Aber ganz allein und von sich selbst nur halb verstanden einer Welt gegenüber die Sache Jehovahs zu vertreten, ist viel schwerer als Menschen ahnen. Das können nur Leute, die in sich ganz klar sind. Das war Simson nicht. Darum fiel er.

Das Gefängnis in Gaza samt seinen Philisterketten war eine grausame Ernüchterung für den Liebetrunkenen. In den langen Monaten der Schmach und der Qual, als der Mann ehelos und ehrlos war, da kam ihm sein Leben zum Bewußtsein. Als er sein Augenlicht verloren, war ihm kein Weib mehr gefährlich.

Da besann er sich auf die Quelle seines Lebens und seiner Kraft. Da fühlte er auch, wie die Kraft langsam wiederkehrte, als wüchse sie in ihn hinein, nicht schneller als Haare wachsen. Es gibt nichts, was einem Menschen nicht verziehen werden könnte, und wer auch von Gott verlassen ist, bleibt's doch nicht ewig, wenn er sich nicht selbst verloren gibt.

Wonnig fühlte Simson in der Stille des Kerkers die neue Lebensflut in ihm aufsteigen. Was ist schwer, wenn ein Mensch nach Jehovah zunimmt! Er ahnte, sein Tag komme noch.

Und er kam. Ein großes Religionsfest beging man. Philister fühlen sich besonders gehoben, wenn sie sich religiös vorkommen können. Ein feierliches Opferfest fand statt. Es ging sehr

fromm zu: Unser Gott hat uns unsern Feind Simson in unsere Hände gegeben!

Wie nett, wenn man ganz behaglich priestermäßig beschließen kann, was Gott alles getan haben soll! Das geht bei allen Göttern, die keine Antwort geben. Sie machen's nicht nur bei Dagon so, sie versuchen's auch bei Jehovah, und es geht, solange sein Schweigen auf uns lastet.

Und alles Volk lobte Gott und echote: Unser Gott hat uns unsern Feind Simson in unsere Hände gegeben, der unser Land verderbte und unser viele erschlug.

Er muß doch einen ungeheuren Eindruck gemacht haben, der Mann, der seine Kriege ganz allein führte.

Wenn aber die Menschen eine Weile ihren schweigenden Gott gelobt haben und an einer guten Opfermahlzeit teilgenommen, dann verlangen sie nach einer Abwechselung, denn sie werden dann besonders guter Dinge. Es ist ja alles so schön, genau so, wie sie's beschließen. Religion schafft erst die wahren Freuden!

Da führten sie den gefangenen Feind vor. Er sollte Spielmann werden. Das Religionsfest ging in ein Volksfest über. Und er spielte, und die Fürsten und ihre Damen sahen zu und wunderten sich, daß dieser geblendete Sklave mit den ergrauenden Locken wirklich einst hatte des Landes Schrecken sein können. Tausende erfüllten das mächtige Gebäude.

Simson kannte es von früher. Des Innenhauses Last wurde von zwei Säulen getragen, die nicht weit voneinander standen. Zwischen ihnen stand der Spielmann. Da erwachte die alte Kraft, er tastete an die Säulen und bog sich und reckte sich vorwärts und rückwärts: „Ach, Herr, stärke mich, Gott, diesmal.“ Da schwankten die Säulen, die Decke stürzte ein, und die Tausende fielen in die Trümmer des zusammenbrechenden Baues. In ihnen fand auch Simson sein Grab.

Der Erzähler setzt hinzu: „Es fielen bei seinem Tode mehr als bei seinen Lebzeiten.“ Dadurch wurde sein Volk tatsächlich frei von einer lästigen Fremdherrschaft. Er hatte ihre Kriege allein geführt und ihre Schlachten selbst geschlagen lebenslang. Sein Volk war dazu nie sonderlich brauchbar.

In Jehovah liegen beide Seiten, das Ja und das Nein. Simson fand nur das Nein. Darum wurde seine Befreiung keine Erlösung, seine Siege töteten nur und machten nicht lebendig. Darum versank auch sein Leben mit in seinem letzten Siege. Es gehört zu dem Schwersten, das der Vater zu tragen hat, immer mißverstanden zu werden. Halten ihn die Menschen für den Rachegott, so setzen sie ihn mit ihrer Kraft als solchen durch, und ihre geheime göttliche Kraftzufuhr wird in Rache verkehrt. Das alles duldet der Vater, weil er weiß, daß seine volle Wahrheit doch noch einmal

durchdringen muß. Der Lohn für ihn ist, wenn die Menschen ihn in steigender Entwickelung gefunden haben werden. Er ist Liebe und Einheitlichkeit. Einmal werden alle göttlichen Kräfte, die in Menschen walten, in diesem Dienste stehen.

Leute wie Simson erstehen in Zeiten, die nach großem Lichte allmählich der Finsternis anheimfallen, in denen die unmittelbaren Beziehungen zu Gott in Religion erstarren. Dann stellen sie die einzige Lebensform dar, die die schwächliche Zeit allenfalls zuwege bringt. Ihre Verirrungen und ihr Untergehen kommen her von ihrer Vereinsamung. Simson hat viele Nachfolger gehabt. Die Geschichte schätzt sie weg und ihre Zeitgenossen verstehen sie gar nicht. Vor Gott werden sie doch als Gottesdiener gerechnet, die im Dunkel Schwereres getragen und Größeres geleistet als manche, denen lichtere Gotteszeiten lachten.

Lhotzky.

DAS ARMENEVANGELIUM.

Mag sein, daß ich mich täusche. Aber schon lange fühle ich, daß dem Evangelium für die Armen sein volles Recht nicht wird. Vielleicht erklärt sich daher auch die Kirchenflucht. Es ist zu enge geworden im Gotteshause, das doch die ganze Welt fassen will und soll. Gewiß ist prinzipiell niemand ausgeschlossen, aber wir haben ganz allmählich feste Schranken aufgerichtet oder besser, wir haben sie von alters her übernommen und gelassen, wodurch die Armen abgeschreckt und entmutigt werden bis auf den heutigen Tag.

Erstlich ist uns schon jeder anständig gebliebene Mensch, der fleißig und ehrlich von Jugend auf gelebt hat, lieber als einer, der seine Zeit unnütz vertändelte und seine Hand in törichte, schädliche Dinge mischte. Und wenn einer nur einmal im Leben seinen Namen befleckte, so steht er für uns eine Stufe tiefer als vorher.

Aber ist das nicht selbstverständlich, ja, muß das nicht sein, wenn uns nicht der Maßstab von gut und böse verloren gehen soll? Und wie könnte ohne ihn die Welt bestehen? Ich will's auch für

die Erde zunächst gelten lassen. Aber ist's recht, daß wir die Menschen, wenn sie ins Himmelreich, zu Gott, zum letzten Wahrheitsgrund wollen, auch danach richten? Oder halten wir nicht alle ein gutes, braves, pflichttreues Leben für einen Vorzug, für eine bessere Einlaßkarte als Schuld- und Sündenlumpen? Würden wir nicht der Kirche den Preis zuerkennen, die es fertig brächte, lauter Leute zu erziehen, an denen selbst die schärfsten Weltbrillen kein Untätchen entdecken könnten, die niemals eins angehängt bekamen?

Und wenn ich das wünsche, daß die Menschen lieber rein an die große Pforte treten als beschmutzt, und wenn meine Arbeit zum Teil darin aufgeht, Seelen zu behüten, daß sie nicht straucheln, und wenn ich meine besondere Freude habe, daß mir je und je solche Früchte zuteil werden, ist damit nicht schon das Urteil über die Zurückgebliebenen und Gestrauchelten gesprochen? Sie haben sich den Zugang zum Vater erschwert, sie sind abgewichen vom rechten Wege, sie haben's schwerer zurecht zu kommen. Ihr tut uns leid, wir wollen euch auch helfen, daß ihr euch wiederfindet, aber schade ist's immer, daß ihr eure Menschenwürde mißachtetet; besser war's für die Seligkeit der Seele, wenn sie nie den Staub der Erde berührte, und viele Schmerzen und Kämpfe wären euch erspart geblieben.

Das ist aber der eine Fundamentalirrtum, in den wir immer wieder hineingeraten, und durch

den wir den Armen den Eingang in die große Gottesgemeinschaft verbauen oder doch erschweren. Herr Jesus, komm und erzähle den Menschen noch einmal die Geschichte vom verlorenen Sohne, der nach Weltmeinung zum Menschen zweiter Klasse degradiert war, und dem seine Vaterhausferne und sein liederliches Leben nicht im mindesten schadete, als er sich aufmachte und nach Hause eilte, ja, der nachher dem Vaterherzen näher stand, als der im Hause gebliebene, ältere Bruder; kommt, ihr Zöllner, ihr Ehebrecher, und erzählt dieser Welt, daß einmal einer zu euch gesprochen hat, ihr kämet eher in das Reich Gottes als die Pharisäer und Schriftgelehrten, die doch Leute von gutem Rufe waren; komm, Saulus, du Christenmörder, und predige uns, daß man zu deiner Zeit noch armen Sündern solche Gnade zutraute, daß sie heilige Apostel werden konnten; komm, du großer Lasterknecht Augustinus, und sage uns, damit wir den Armen ohne Vorurteil das Himmelreich aufschließen und ihnen volle Gleichberechtigung mit den Gerechten zugestehen lernen, daß damals selbst ein aus dem Feuer gerissener Brand noch Bischof und Kirchenvater werden konnte! Heute ist das nicht mehr möglich.

Sind wir dadurch besser geworden? Ängstlicher, empfindlicher gewiß und noch vieles andere, christlicher aber nicht. Die Freudigkeit, die Armen aufzunehmen, ist uns um ein gut Teil verkürzt wor-

den. Was ist aus dem Kranken- und Armenhause geworden, das Jesus bauen wollte, um das Elend zu heilen! Lieber ist es uns, wenn wir keine Kranken und Armen in der Kirche haben, und wir seufzen oft recht tief über den Schaden Josephs, anstatt als rechte Ärzte zu trauern, wenn nicht alle Betten belegt sind. Es ist ein Zeichen messianischen Zeitalters, wenn gerade den Armen das Evangelium gepredigt wird. Wahrheit und Liebe reichen sich dann die Hand und beherrschen das Leben.

Die Wahrheit verlangt von uns, daß wir diesen christlichen Standpunkt wieder einnehmen. Wir tun immer so, als gäbe es gute und böse Menschen. Wir sind alle auf der Werdelinie. Der Beste hat noch Fühlung mit dem Bösen, und der Schlechteste berührt sich mit dem Guten. Und wenn man fragt, woher hat der Gute sein Gutes und der Böse sein Böses, so verliert man die Lust, dem ersten das Verdienst und dem zweiten die Schuld zuzuschreiben. Der eine kann für seine Tugend soviel wie der andere für seine Fehler. Der mehr leistet, von dem konnte man auch mehr verlangen. So kommt schon etwas Gleichheit zustande, wenn man jeden in seiner eigenen Verantwortung besieht. Weiter ist zu bedenken, daß bei der Ungleichheit der Menschen, der Naturen, der Temperamentsmischungen nichts ungerechter ist, als einen für alle Menschen gleichlautenden Katechismus aufzustellen, wie wir's unwillkürlich

tun, und die Menschen auf Gesetze und Ordnungen ohne Unterschied zu verpflichten. Dabei fahren z. B. die kaltblütigen Verstandesmenschen immer am besten, während die heißblütigen Gemütsmenschen regelmäßig zu kurz kommen. Aus ihnen rekrutiert sich zum größten Teil die Schar der Verbrecher, der sogenannten Minderwertigen. Sie spielen mehr mit dem Leben und seiner Kraft, ihnen ist das Mein und Dein nicht so wichtig, sie heißen drum Friedens- und Ordnungsstörer, und wir nennen es doch die wichtigste Erziehungsaufgabe, alle Menschen gleich treu, fleißig, ehrlich, ernst und strebsam zu machen. Wo es uns nicht gelingt, da heißt es: Ihr habt nicht gewollt!

Ahnen wir, welche Lasten wir den Andersgearteten auflegen, und was für arme Leute das sind, die da gehetzt und in ein fremdes Joch gezwängt werden, sollen ihre Natur wenden und umkehren, wo andere sich nur gehen zu lassen brauchen oder mit leichtem Schenkeldruck zu regieren sind, und müssen zu ihrer Qual und Mühe sich noch schelten lassen, daß sie nichts taugen, schlechter sind als andere, und weil's ihnen von allen Seiten gesagt wird, so glauben sie es schließlich selbst, daß sie elende, durch eigene Schuld zurückgekommene Seelen sind? In Wahrheit sind sie gar nicht schlechter als die anderen. Aber ihre guten Seiten liegen an unbeachteten Stellen. Ihre etwaige größere Offenheit, ihr bereitwilliges Geben und

Bekennen, ihre ehrliche Reue, ihr tiefes Sehnen nach Erlösung, ihr opferfreudiges Dransetzen der besten Güter für das allgemeine Wohl oder auch nur für vermeintliches Recht wird meist nicht verstanden und gewürdigt. Bei den anderen liegen die Fehler an verborgenen Plätzen. Sie sind nur hochmütig, nur selbstsüchtig, nur rechthaberisch und geizig. Wer fragt danach, wer nennt die arm, wer schilt die schlecht? Dann wäre ja keiner gut. Aber da sie nach der landläufigen Anschauung brave und anständige Menschen sind, so muß das andere nichts sein. Wie schnell ist da die ungerechteste Ungleichheit konstruiert! Aber mit welchem Recht nennt man Sünden groß und klein? Sind die Sünden groß, welche den andern am wehesten tun, und die klein, die ich nur selbst fühle, oder aus denen nichts gemacht wird, weil sie jeder hat? Ich denke, daß kein Unterschied ist. Sie sind in Wahrheit alle groß, und es sitzt eine so fest wie die andere, und es macht eine so unglücklich wie die andere, und die sogenannten bessern Menschen sind um kein Haar besser dran, denn sie haben stets die größere Verantwortung und die größeren Aufgaben, weil sie die glücklichere Gabe besitzen.

Ja, wir begreifen nun auch, daß die Armen leichter zum Evangelium kommen werden als die andern. Sind die Armen alle die, welche durch ihre Eigenart, durch geschichtliche und soziale Verhältnisse hinter den übrigen zurückbleiben und

nun am meisten unter moralischem Druck stehen, ohne den Ausweg zu finden, so gibt es keine aufmerksameren Hörer als sie, wenn gesagt wird: „Es hat niemand mehr das Recht, euch vor anderen zu binden und zu knechten. Vor Gott, vor der Wahrheit seid ihr alle gleich und alle frei und alle willkommen!“ Bis dahin hatten sie ja nur das Ausgestoßensein empfunden; der Tadel des sogenannten moralischen Durchschnitts machte sie vor sich und andern stets geringer. Sie seufzten über ihre Natur, die mit den andern nicht Schritt halten konnte oder, wie sie dachten, wollte, beneideten die Bevorzugten und murrten über sich und über Gott, der sie so werden ließ.

Solche müssen doch ganz anders aufleben als die sogenannten Gerechten, die viel geringeres Schuldbewußtsein aufweisen, weil ihnen nie so viel aufgerückt ward, da sie normal, d. h. wie die meisten anderen waren und dadurch zu der Täuschung verleitet wurden, daß sie Menschen erster Klasse seien, die den andern zum Muster dienen könnten. Die steigen beim Evangelium herunter auf die arme Sünderbank, die andern aber hinauf zur Gleichheit mit den sogenannten Gerechten. Wer mag da freudiger zugreifen? Und wem wird man sich lieber zuwenden als eben den Armen, wenn man sieht, daß ihnen die Rede von der Gleichheit der Sünder nur Freude, nur Erhöhung bringt?

Aber nun wachsen auch die Aufgaben zu, die wir bis jetzt kaum angerührt haben, obwohl das

bisher Gesagte absolut nichts neues ist. Nun habt nur den Mut und tretet der bisher kaum erschütterten Lehre von der moralischen Ungleichheit und dem verschiedenen Werte der Menschen entgegen! O, das sitzt so zähe in dem Herzen der Menschheit, und selbst die Freunde des Evangeliums, auch die den Armen helfen wollen, blasen munter in dasselbe Horn. Ihr habt die göttliche Pflicht und das göttliche Recht, auch wenn's euch die Besitzenden übelnehmen, zu erklären, daß Diebstahl nicht schlimmer ist als die Sucht nach Besitz, wodurch sie reich wurden; ihr habt Pflicht und Recht, auch wenn's euch die Eltern verargen, zu sagen, daß ein langsames Kind soviel wert ist als ein munteres, ein verschlossenes dem offenherzigen nichts nachgibt, ein zärtliches, allen gefälliges dem alle Liebkosungen abweisenden nicht vorzuziehen ist, daß es nicht artige und unartige Kinder gibt, sondern, daß alle werdende Menschen mit gleichwertigen Mängeln und Gaben sind, und daß wir die am meisten zu hegen haben, an denen am meisten getadelt wird. Auch die Schule muß es hören, daß der ehrgeizige Schüler genau so strafwürdig ist wie der faule, auch wenn der Ehrgeiz dem Lehrer das Leben erleichtert. Und der Staat muß es erfahren, daß wir Christen nicht Hüter des Gesetzes in dem Sinne sind, daß wir vor den Verbrechen am meisten warnen, auf welche er die härtesten Strafen gesetzt hat, und daß wir die in Frieden lassen, welche unter dem Schutz

des Gerichts als solide Bürger sich sicher fühlen. Dem Vaterland ist zu erklären, daß wir die Franzosen auch für Menschen halten, und daß wir ihm nicht überall begeistert zustimmen können, und daß es auch Vaterlandsfeinde gibt, die viele Patrioten in den Sack stecken; der Kirche ist vorzuhalten, daß fromme Heuchelei mindestens so schlecht ist wie ausgesprochener Gotteshaß, und daß intolerante Rechthaber mit den Spöttern auf einer Bank sitzen. Vor allem aber müssen wir es uns selbst sagen, daß wir nicht den Beruf haben, der Menschheit, wie sie ist, passende Leute zu werden und heranzuziehen, wie das so oft mit schwülstigen Worten verkündet und als Segen der christlichen Religion gepriesen wird. In dem Augenblick, wo wir das täten, ließen wir die Armen fallen, verleugneten wir die ihnen zugedachte Gottesbotschaft.

Ich gebe zu, daß wir hier Berge zu versetzen haben. Ach, wären wir doch nur selbst erst ganz frei von der falschen Menschenbeurteilung, die wie ein furchtbarer Tyrann auf der Welt lastet, uns mit hinabzieht und jede andere, armenfreundliche Regung erwürgen will. Wie würden die Armen heute aufjauchzen! Dann gäb' es solche einzigartigen Gastmähler wieder, wie Matthäus der Zöllner eins hatte, wo Jesus unter Zöllnern und Sündern saß, und alle gleich vor Gott waren, der große Heiland um der hohen, anvertrauten Gabe und Verantwortung willen so demütig, und die schuldbeladenen Seelen so gering belastet, daß alle

einmütig dem gnadenreichen Gott die Ehre gaben!

So sollen wir denn nicht mehr im Namen Gottes sagen: „Seid ehrlich, treu, gerecht, wahrhaftig und hütet euch vor der Sünde und ihren Brandmalen!"? Wer sagt das? Wird die Moral abgeschafft, gilt die Tugend nicht, wenn es heißt, daß alle Menschen gleichwertig sind, wird nicht vielmehr das Ziel erhöht und die Tugendklasse erweitert, daß alle darin Platz haben? Gewiß. Aber das ist unsere Sache nicht, daß wir eine Moral unterstützen, durch welche die Armen unterdrückt werden oder irgend an Wert einbüßen. Unsere moralische Vorarbeit im Blick auf Gott ist Bußpredigt, arm machen sollen wir die Menschen, bis sie es in ihrer Armut nicht mehr aushalten können, bis sie alle vor Gott auf den Knieen liegen und rufen: Herr, erbarme dich über uns! Fragen wollen wir: Seid ihr keusch, selbstlos, gut genug? Unzufrieden, hungrig nach Gerechtigkeit wollen wir sie machen, und die es geworden sind, denen ist das große Wort zu sagen, daß sie satt werden sollen, und daß ihnen das Himmelreich gehört. So hat einst Jesus angefangen. In der Bergpredigt zeigt sich das Vorbild eines echten, evangelischen Religionsunterrichts, der nicht darin wesentlich besteht, daß man die heiligen Geschichten, Sprüche, Lieder und Gebote erklärt, lernen läßt und ans Herz legt. Das alles ist nur der Rahmen zum Bilde. Erster Zweck echt christlichen Unterrichts ist, arme

Leute zu machen und armen Leuten klarzumachen, daß sie willkommene Gotteskinder sind. Der ist der beste Missionar von der Kanzel und unter vier Augen, nicht, wer die Leute an Pflichten erinnert oder gewöhnt, die sie ihrer Familie, ihrem Stande, ihrem Volk schuldig sind, sondern, wer sie zur Armut führt, daß sie vom hohen Roß hinuntersteigen, und wer armen Leuten auf die Schulter klopft, daß sie das gute Teil erwählt haben.

Was habt ihr denn aber von eurem Armesündertum? Liegt euch denn so viel am Bettlergewand? Nein, wahrlich nicht, aber es ist ja die Wahrheit, die ans Licht kommt, es ist die erste Dämmerstunde der Seele, wo die Nacht des Scheins dahinsinkt. Frostig kühler Morgen — es durchschauert mich bei erster Selbsterkenntnis — und doch, wie begrüße ich das Licht! Ich weiß nun wirklich, wie ich bin, nicht schlechter als andre auch, und kann mich nicht besser machen als ich bin, aber darf ich nicht glauben, daß der Gott der Wahrheit, der zugleich die Liebe ist, Freude hat an der Wahrheitsgestalt, und gliche sie einem elenden Gerippe? Die Wahrheit ist des Menschen erster, heiliger Schmuck, das Kleid der Gerechtigkeit, das vor Gott gilt. Es wird Freude sein im Himmel über einen Menschen, der Buße tut.

Bei solcher Betrachtung bleibt das Wort Jesu voll bestehen: Kommt her zu mir, ihr Mühseligen und Beladenen! Da kommt niemand zu kurz,

und die Ärmsten sind die Nächsten und die, um welche wir uns am meisten zu kümmern haben. Das, was ihnen Schaden und Zurücksetzung schien, wird nun vielmehr ein Vorspann, um sie desto sicherer und schneller in das Haus der ewigen Erbarmung zu geleiten.

Es wird freilich lange dauern, bis wir zur Seligsprechung der Armen volle Kraft und Freudigkeit finden, und es wird auch lange dauern, bis die Armen glauben, daß in zusammengedrückter Seele mehr Himmelreichsanwartschaft liegt, als wenn sie mit gekrönter Wirksamkeit durch das Leben gehen. Aber es wird dahin kommen, wenn erst einige Arme den Mut hatten, für sich das einzig freie Plätzchen in der Welt in Anspruch zu nehmen und dort angesichts einer ihnen feindlichen Weltentwicklung sicher zu wohnen. Dann wird das Himmelreich, wie einst zu Jesu Zeiten, Gewalt leiden vor Andrang der Armen, die jetzt alle schüchtern zur Seite treten, weil sie sich von den Gerechten beiseite gedrängt sehen und meinen, daß ein besseres Leben vor Gott höher stehe, als ein verfehltes.

Was sollen wir nun vom Evangelium halten? Es ist nicht die Stelle, wo gefragt wird: Was hast du geschafft an Kultur- und Bildungswerten, wie weit hast du dich angepaßt und abgeschliffen, wieviel Freude erlebte dein Elternhaus, deine Schule, dein Stand, dein Herz an dir, welchen moralischen Standpunkt nimmst du ein, sondern

hier ist die große Freistatt, wo der Schöpfer unmittelbar zu dem Geschöpf redet, wo der Mensch herausgenommen ist aus allen Zusammenhängen, die ihn nicht zu Gnaden kommen lassen, wo er nicht Bürger, Zeitgenosse, Volksteil, Familienglied, Berufsmensch, sondern Mensch ist, als wäre nie ein Mensch vor ihm gewesen und hätte auch nie ein Mensch neben ihm zum Vergleich oder Vorbild gelebt, wo die Ewigkeit wesenhaft in die Zeit hineingeht, wo niemand hineinzureden hat, und wenn er sonst in alles hineinreden dürfte, wo alle Unterschiede nicht mehr bedeuten, als die Berge und Täler der Erde vom Sirius aus gesehen. An der Stelle steht der Gott und Vater Christi mit geöffneten Liebesarmen und rechtfertigt alle seine Kinder. Und die laufen am schnellsten hin, verstehen ihn am besten, die anderswo am wenigsten zum Recht kommen, die Armen. Wir fragen so oft: Wo lag das Paradies, wo ist der Himmel, wo ist die Ewigkeit? Im Evangelium der Sünder ist klare Antwort: Wo ein Mensch sich getraut, aus Zeit- und Lebensfesseln sich loszumachen und so wie er ist ohne Rücksicht auf Wunden und Narben sich Gott lieb und wert zu wissen, da ist der Himmel, da ist das Werden und Gewordensein, dem sonst alles unterworfen ist, ausgeschaltet und das reine Dasein Grund zur Freude. Hier in der Flut des Lebens geht es über mich hin, hier kommen Forderungen, Ansprüche, die ich nicht erfüllen kann, hier stehen Hindernisse, unübersteiglich

groß, hier treffen Schläge, die für mich gar nicht bestimmt waren. Da treibt es mich hinaus, fort an das Herz, das mich gemacht hat, das einzige, was mich versteht und liebt, denn sonst wäre ich ja nicht da mit dem großen Erkenntnis- und Liebeshunger. Da habe ich denn Frieden und komme zur Ruhe.

So ist die christliche Religion die volle, sichere Heimat der Einzelseele und zwar, wie sie ist, nackt und bloß, und wenn sie nackt und bloß ist, abgesehen von äußerer Umgebung und jeweiliger innerer Entfaltungsstufe.

Aber was will man nun mit dieser Ewigkeitsluft in der irdischen Atmosphäre, was will der Ruheort in aller Bewegung? Muß das nicht wie Sprengpulver in der Welt wirken? Welcher Staat kann bei solcher Religion bestehen, die einen Schutzaltar errichtet für alle, die ihm nicht genügen, und die als volle Menschen rechnet, die seine Achtung verscherzt haben? Ist das nicht noch staatsgefährlicher als die Sozialdemokratie und der Anarchismus? Wo bleibt da der Respekt vor dem Gesetz, wenn das Evangelium den Sünder freispricht, den die Obrigkeit verdammt? Möchte man nicht sagen: Gott sei Dank, daß die Kirche das Sünderevangelium mehr oder weniger eingeschränkt und den Gehorsam gegen die Obrigkeit nicht bloß zur ersten Bürger-, sondern auch zur heiligsten Christenpflicht gemacht hat!? Ist es zufällig, daß Leo Tolstoi im Namen der Religion

die vollendete Anarchie fordert? Liegt es nicht im Sünderevangelium klar ausgesprochen? Das kann doch keine Staatsreligion werden! O, die Hüter des israelitischen Staates bewiesen ein feines Gefühl, daß sie Jesus mit seiner religiösen Anschauung bei sich nicht dulden wollten! Und wir wollen Schutz und Förderung vom Staate, der uns, wenn er uns kennte, und wir uns selbst recht verstünden, als Fremdkörper ausstoßen müßte, da wir ihm mit unserm Christentum beständig in den Arm fallen?

Und wer will uns sonst Gastrecht gewähren, wenn wir ihm mit dieser Losmachung der Menschheit kommen? Sind wir nicht Hemmschuhe aller Kulturentwickelung, die doch hocharistokratisch ist und eine Zuchtwahl unter den Menschen vornehmen möchte, bei der jeder wesentlich Zurückbleibende freiwillig oder unfreiwillig die Welt räumen müßte? Sagen wir der Kultur nicht ins Gesicht: Du hast keinen Wert für uns, denn jeder Kaffer, der zum ersten Male sich seines Schandfleckendaseins schämt, gilt uns soviel als ein feingebildeter Kulturmensch, dem Christus wertvoller wird, als aller Kunst- und Bildungsschmuck der Welt, und wäre er von der Bedeutung eines Schiller oder Wagner?

Und was werden erst die Ethiker sagen, wenn wir ihnen erklären, daß uns Abraham mit seiner Vielweiberei und seinen Notlügen doch um seines Glaubens willen innerlich genau so hoch steht

als ein guter, evangelischer Christ von heute, dem jede Lüge ein Greuel ist, und der eine Doppelehe als Verbrechen ansieht, oder daß David, der Ehebrecher und Frauenräuber, weil er Buße tut, uns so achtungswert ist wie einer, der schon einen unreinen Blick als einen häßlichen Fall sich anrechnet und Gottes Hilfe dafür sucht? Lähmen wir ihnen nicht den Mut, die Menschheit zu veredeln und zu verfeinern, wenn wir die Arbeit von Jahrtausenden in der Sittenkultur für nichts achten und den Frevler, der nach seiner Lebenshaltung nicht einmal in die Welt vor tausend Jahren gepaßt hätte, als ebenbürtigen Bruder begrüßen, wenn er zum ersten Male den sehnsüchtigen Blick nach reineren und höheren Gefilden erhebt?

Und nun wollen wir gar Königinnenstellung für unsre Religion beanspruchen, wollen Staat, Kultur, Moral damit beherrschen und bilden uns ein, ihnen die wertvollsten Dienste zu leisten, die brauchbarsten Kräfte zu reichen?

Kein Wunder, wenn die Christen, um sich mit ihrem Sünderevangelium nicht alle Welt auf den Hals zu hetzen, vielmehr ihre Unentbehrlichkeit für ihre Zeit voll darzutun, an dieser Stelle immer wieder auf eine neue Klippe geraten! Sie sagten und sagen nämlich: „Wir tun euch den größten Gefallen, wenn wir uns der Verlorenen annehmen und die Armen in die geistliche Schule hineinrufen. Denn wir setzen sie in den Stand, binnen verhältnismäßig kurzer Zeit, brave, der übrigen

Gesellschaft passende Glieder zu werden. Wir sind, was Repetitoren an der Universität für faule Studenten sind, und sind in der Lage, durch fromme und ewige Wahrheiten verdorbene Menschenseelen so gesund zu machen, daß sie treue, fleißige Bürger, sittlich hochstrebende Leute und den andern bessern Durchschnittschristen so ähnlich werden, daß das frühere Defizit vollkommen ausgeglichen ist. Sie müssen sich nur ganz in Gottes Hände geben, und die ehemaligen Gefäße des Zorns werden nicht bloß Gefäße der Gnade, sondern auch aller guten, echten Tugenden werden. Kommt, ihr Sünder, wie ihr wollt, aber dann holt nach, was ihr versäumt, legt ab alles Böse! Je treuer ihr wacht und betet, desto schneller erreicht ihr das Ziel."

Das ist der zweite Fundamentalirrtum, gegen den wieder vom Sünderevangelium aus ganz entschieden Protest zu erheben ist. Denn so vielverheißend das Obige klingt — es ist so verheißungsvoll, daß es immer wieder und wieder gehofft wird, und daß die Menschen ihre ganze Kraft jahrzehntelang daran rücken — es ist doch in der Wirklichkeit ganz anders, und dem ehrlich sich prüfenden Menschen erweist es sich als eine schreckliche Selbsttäuschung, dem Schwachen aber wird es eine unerträgliche Last. Er ist vor der Hetzpeitsche geflohen, hat einen Augenblick Rast und Erquickung gefunden, und dann geht das Jagen toller weiter als vorher; er war eine

Sekunde frei, um dann aufs neue unter das schwere Joch des Gesetzes sich beugen zu lassen. Aber der Glaube gibt ja Kräfte zur Heiligung, sagt man. Das ist wahr, aber die Zauberkräfte, die man ihm zutraut, hat er doch nicht. Verwandeln kann er die Menschennatur nicht, und wenn sich in der ersten Freude der Himmel gewissermaßen vorwegnehmen läßt, die Erde ist bald wieder da mit ihrer bleiernen, herabziehenden Schwere, und dann wird's so sauer und hoffnungslos, die Kräfte lassen nach, der Sporn wird gebraucht, und bald möchte man kein Glied mehr rühren. Von der frohen Botschaft wird nichts mehr gespürt, und zumal, wenn man ein armer Sünder ist, d. h. wenn man Last an sich trägt, die in der Welt als besonders häßlich und gemein empfunden wird, und fühlt nun die Aufforderung, das alles mit übermenschlichem Ruck abzuwerfen, um sich wieder zu den Anständigen und Gerechten zählen zu können.

Dann kommt's zu merkwürdigen Erscheinungen. Entweder wird man ein elender Heuchler, der es nur mit den Worten hat und einige Scheintaten sich als Feigenblätter vorbindet, aber innerlich sich gehen läßt und so eine erbärmliche Zwitterrolle spielt, oder man wird ein gebändigter Löwe, verleugnet in großer moralischer Selbstbeherrschung sein ganzes inneres Leben und läuft in Angst um seinen Halt an tausend guten Dingen achtlos oder sie zertretend vorbei, um eine einzige häßliche Neigung beständig zu beobachten

und zu zügeln. Wer das Leben zwingen will, und wär's in bester Absicht, wird's unfehlbar zur Karikatur machen. Wie oft sind wir darüber schon zuschanden und totunglücklich geworden! Von dieser innern Not wegen der übergroßen Aufgabe führt kein Weg zum Frieden, am wenigsten für arme Leute.

Mich dünkt, daß wir folgendes mehr beachten müssen, um die Ärmsten in Freude zu erhalten. Wir müssen ihnen zuerst sagen, daß Gott gar nichts von ihnen verlangt, bis er gegeben hat. Wem nichts gegeben ist, von dem kann man auch nichts fordern. Gottes Geschenk aber ist Gnade, ist Vergebung und Liebe. Versuche, ob es wahr ist! Da steht ja die Erde mit Luft und Licht, mit Sommer und Winter, mit Liebe und Haß, mit Leben und Tod, mit Schuld und Unschuld. Siehst du die Liebe? Leicht wird das Lachen und das Leben verstanden, schwer die Sünde und der Tod. Das soll alles Gnade sein, auch was weh tut und elend macht? Ja, laß dir die Gnade schenken, die im ganzen Leben als einziger Geist dich anhauchen will, sieh nur noch Gutes in der Welt, versöhne dich mit allem, was die Welt an Gesichten zeigt. Sieh die bösen Menschen und laß bei ihrem Anblick deine Barmherzigkeit, deine Geduld, deine Lust zu helfen erwachen, und du hast das Gnadengeschenk durch die bösen Menschen; sieh die Brandmale im Gewissen und danke Gott, daß er Feindschaft setzte zwischen dir und der

Schlange, du würdest sonst in der Sünde die ewige Heimat suchen; siehe die Versuchungen und das trübselige Straucheln, und wenn du dann bescheidenere Ziele dir steckst und demütigere Wege gehst, die abseits vom Selbstvertrauen führen, so fandest du das Gnadengeschenk; siehe den sogenannten Pfahl im Fleisch, der sich nicht will herausziehen lassen, und wenn du dabei andere Sünder milder beurteilen lernst, die in gleicher Verdammnis sind, nun so ist auch da reiche Gnade, die Versöhnung und Ergebung bewirkt; siehe den Tod mit seinem unendlichen Marterheer, und wenn dabei Lebenshoffnungen aufsteigen und mit den Grabesgewalten ringen, und wenn der Tod eigentlich nur das Leben vertieft, anstatt es zu verderben, und das sogenannte Vegetieren durch all das Wehren gegen seine grause Macht abgeschafft hat, so muß doch wohl auch hier nur Gnadenbotschaft sein von einem durch den Tod aufwachenden Leben, das ihn zuletzt bezwingt.

Ja, Christusglaube ist ein anderes Sehen, ein Sehen der Liebe, ein herrliches Ahnen vom Licht im Dunkel, und dieses Sehen der Gnade ist Seligkeit und Heiligkeit. Denn Gutes sehen macht fröhlich und gut. Alle unsre Sünde und Traurigkeit und Heiligkeit. Denn Gutes sehen macht rechtigkeit und Besserung vom zunehmenden Sehen. Soviel Gutes du siehst, soviel verlangt Gott von dir, und soviel kannst du auch. Sieht einer zuerst nur den Haß, dann haßt er, wo er

den Haß sieht. Sieht er, was für ein Jammer es um solchen Haß ist, dann regt sich das erste Erbarmen; sieht er, wie wenig der Mensch schuld ist an solchem Haß, und wie viel an ihm gesündigt ward, um ihn so werden zu lassen, und wie er selbst darunter leidet, dann wird der Haß schrittweise in Liebe verwandelt; sieht er zuletzt, wie eine solche Sünde eine Flut von Mitleid braucht und hervorbrechen läßt, um alle bösen Spuren zu tilgen, und wie die Liebe am Haß sich stets nur reinigt und adelt, so triumphiert endlich die reine Liebe in ihm.

Man sieht aber nicht mit einem Male, sondern das Sehen ist immer die Frucht der langen Erfahrung, man sieht Dinge hundert- und tausendmal, fühlt die Schmerzen, kämpft mit ihnen, arbeitet, stirbt an ihnen, bis endlich das Gute an den Tag kommt, nach dessen Anblick man sich lange gesehnt. Die Stufen der Erkenntnis sind die Stufen der Heiligung. Hier kann man nichts vorwegnehmen, nichts im Sturm erobern. Es wird Dinge geben, die uns zufallen, weil unsre Natur uns Hände für sie gab, und es wird Dinge geben, über die wir sehr lange immer wieder hinwegfallen, weil uns die Selbstsucht hindert, sie anders zu sehen, als sie scheinen. Wir werden nicht klug daran, weil wir uns sträuben, klug zu werden, weil der falsche Schein für eine Seite unsres Wesens so viel Bestrickendes hat. So finden wir ergebene Menschen, die ihr Schicksal heroisch ertragen,

große Verluste verschmerzen; nur Menschen dürfen ihnen nichts tun. Ein Dachstein, der ihrem Kind den Kopf zertrümmert, läßt sie sprechen: „Der Herr hat's genommen", aber ein Beilhieb aus Mörderhand macht sie wild und grausam ohne Maßen und läßt sie unerbittlich das Rachewort rufen: „Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll auch durch Menschen vergossen werden."

Ja, es wird Dinge geben, die wir lebenslang nicht sehen lernen, und wenn wir sozusagen mit der Nase darauf gedrückt werden, weil uns durch eigne oder fremde Schuld, durch Natur oder gewordene Verhältnisse der Sinn versagt blieb. Ist das ein unbedingter Mangel, über den wir klagen müßten? O, er kann uns sehr fühlbar werden, er kann uns unser Lebensglück, unsre Selbstständigkeit nehmen, aber wenn man das sieht, daß man nichts sieht, so hilft doch auch die Einsicht und das Sich-fügen in das Nicht-sehen-können zur Bescheidenheit und Selbstbeschränkung, zum Anschluß an solche, die sehen und führen dürfen, und zur immer dringenderen Frage, ob das Gesicht nicht zu erlangen sei, oder doch irgendwie ersetzt werden könne. Das sind die Kräfte der Blindheit und Schwachheit, die fast durchweg unbeachtet bleiben, und die doch als negative Mächte mindestens den Menschen so fördern als die positiven. Indem sie ihn nämlich eingrenzen, betreiben sie seine Entfaltung da, wo ihm die Kräfte

reichlich strömen, helfen ihm zu einem charaktervollen Einzeldasein und machen ihn zugleich zum Gemeinschaftsmenschen, der für seine Mängel die Arme der andern nötig hat.

Ja, die Religion als Anschauen der Liebe Gottes bessert den Menschen. Und es steht nicht so, als hätte er sich durch die Religion zu bessern und sich aus Dankbarkeit für erhaltene Vergebung soweit zusammenzunehmen, daß er ein Vorbild für alle werden oder doch neben dem guterzogenen Durchschnittsmenschen sich sehen lassen kann. Vielmehr ist Religion Hunger nach Liebe. Hat man diese aber einmal gesehen, so will man sie wiedersehen, will mehr sehen und will so lange sehen, bis man alles im Licht der Liebe sieht. Die Eindrücke und Einstrahlungen solcher Liebe setzen sich um in moralische Kräfte, die sich alle mit dem Wort „Liebe" zusammenfassen lassen. Wollen wir erst sehen, dann wirken auch diese Kräfte gewissermaßen mit Naturnotwendigkeit in uns und durch uns. Von eignem Wollen und Vollbringen ist da kaum etwas zu sagen. Weiß man doch selbst von dem ersten Sehen, daß man nichts dafür kann. Man sah eben, oder es arbeitete in uns so lange, bis es sah. Die Augen, oder die Augenanfänge hatte man nicht gemacht. Als sie fertig waren, lernten sie sehen und sahen immer besser. So haben wir uns auch den Hunger nicht gegeben. Wir fingen an durch irgend eine Veranlassung zu hungern, und dann boten sich die

ersten Früchte der Gerechtigkeit dar, und das Sattwerden stellte sich ein.

Sollte sich dabei ein Armer nicht zufrieden geben können? Man hat ihm eigentlich nur zu sagen: Komm und siehe, siehe die Liebe und wachse! Das sind Forderungen, die an jedes Kind gestellt werden. Wem das zuviel ist, dem darf man auch sagen: Du darfst sehen und darfst wachsen, bis durch dein Auge soviel Lichtstrahlen ins dunkle Herz dringen, daß alles hell und rein wird.

So! damit ist alle Last herunter, dann bleibt nicht die Spur von Forderung übrig, dann ist alles freies Wachsen und Werden, dann ist das Evangelium den Armen bis an ihr Lebensende voll gesichert. Sorge nicht, wie weit du kommen mußt, um vor Gott und Menschen zu bestehen, sondern warte, wie weit dich Gott mit dem gegebenen und zunehmenden Licht wachsen lassen will. Es ist nicht nötig, daß du in allen möglichen Vollkommenheiten strahlst, daß du Luthers Glaubensmut, Wicherns Liebeseifer, Tersteegens Innigkeit in dir vereinst. An vielen moralischen Gütern der Menschen wirst du nur Freude haben können, ohne sie zu erlangen, weil dein Licht nicht langt, weil Gott dir etwas anderes zugedacht hat. Es ist nur nötig, daß du willst, daß du dir alles zum Guten dienen lassen willst, was dein Leben alle Tage von außen und von innen an dich heranbringt. Das als göttlichen Sonnenschein und

Regen erkennen, wodurch die göttliche Art und das göttliche Liebesleben in uns geweckt und gekräftigt wird, oder wie Jesus sagt, mit Demut und Sanftmut sich in die Welt schicken, um aus ihr die Kräfte zu ziehen, die den inwendigen Menschen, den Charakter, heranbilden sollen, das ist unsre Pflicht. Aber eine eigentliche Pflicht ist das nicht, sondern nur ein Rat, ein ärztlicher Beistand, um uns zu helfen, ein Wegweiser, uns zu orientieren und fröhlich unsre Straße ziehen zu lassen.

Wie ganz anders liegt da die ehedem so dornenvolle Straße der Heiligung und moralischen Erneuerung vor uns! Jeder geht für sich nach der ihm zugewiesenen Kraft die Strecke seines Weges. Keiner darf ihm sagen: Du mußt hier anfangen, du mußt dorthin kommen. Der Schächer am Kreuz konnte nicht mehr weit laufen, als ihm das Licht aufging, aber es war genug, um ins Paradies zu gelangen.

Aber wie stimmt das zum Sittengesetz? Geht damit nicht die ewige Gültigkeit der moralischen Gottesordnung verloren? Ist das nicht gerade die Macht und Herrlichkeit der Moral, daß sie von jedem ohne Unterschied strengste Anerkennung und Befolgung verlangt, wer er auch sei, woher und mit wie viel Kräften er komme? Ja, so rühmen wir oft und merken nicht, wie falsch das ist, und welche elende Heuchelei wir dabei treiben. Wohl gibt es nur eine Moral, nur ein Ziel der Menschheit, und das ist die Liebe, aber diese

Liebe ist eine Pflanze, die sich entfaltet und gedeiht und mit jedem Geschlecht und in jedem einzelnen Menschen neue Blätter und Blüten treibt. Sie ist kein Zentner, dem Schwachen auf die Schulter gepackt, sondern ein Samenkorn, das ins Herz gepflanzt wird und von da aus dem Lichte zustrebt, bis es die Sonne erblickt und dann wächst und blüht und Frucht bringt, und das einer ewigen Entwicklung fähig ist. Und weil doch über allen Menschen dieselbe Sonne steht, und sie alle von einem Vater kommen und unter ähnlichen Bedingungen als da sind Familie, Volk, Geschlecht, Schicksale, Anlagen aufwachsen, so wird und muß eine gewisse Einheit durch die ganze moralische Geschichte der Menschheit gehen, so werden gleiche Grundzüge aus dem königlichen Gesetz der Liebe zum Vorschein kommen, und ein Gesamtgewissen bildet sich, um das Verhältnis zwischen Gott und Mensch, zwischen Eltern und Kindern, Mann und Weib, Nachbar und Völkern, gemäß der verstandenen Liebe, zu regeln, und so werden viele einzelne auf ungefähr gleicher moralischer Stufe stehen, aber es gibt nun doch auch unendliche Verschiedenheiten und Abstufungen im einzelnen. Anders blüht die Blume im schattigen Walde, anders auf sonniger Heide, und es gibt nicht zwei Menschen, die einander gleichen. Und jeder hat sein bestimmtes Maß. Das kann er nicht überschreiten. Und jeder hat seine besonderen Vorzüge und seine

besonderen Mängel. Die Vorzüge und Mängel pflegen einander zu entsprechen und sind aneinandergeknüpft. Man kann drum nicht das gleiche von allen verlangen, nicht die höchste liebende Tatkraft vom Bedenklichen und nicht die weiseste Besonnenheit vom rasch Handelnden erwarten. Die starke Liebe eines Paulus zeitigt andere Früchte, als die schüchterne, hingebende Weise des Timotheus. In einigen Dingen läuft man voraus, in vielen bleibt man weit hinter andern zurück. Mündigkeit und Unreife, Meisterschaft und Stümperei wohnen in einem Menschen dicht beieinander. Hat er die Pflicht, in allem Meister zu werden? Nichts ist falscher als das. Wird ein Unmusikalischer arbeiten sollen, daß er einem Bach ebenbürtig an die Seite treten kann? Er hat genug getan, wenn er Freude an dessen Meisterschaft findet, ja, wenn er nur ahnt, daß hier ein Meister lebt, der der Welt an seinem Teile dient. Auf allen Gebieten Meister werden wollen ist Kraftzersplitterung, die den Menschen aller Vorzüge und jeglichen Charakters beraubt. Wir haben meist nur eine Aufgabe, weil eine starke Gabe, die wir entfalten, mit der wir unser Leben zum Nutzen der andern betätigen sollen, und durch die wir vollen Anteil am Dasein gewinnen können. Und so loben wir des einen Ordnungssinn, des andern Enthaltsamkeit, des dritten Barmherzigkeit, des vierten Pflichttreue. Aber niemandem ist alles gegeben, und vom moralischen Ideal sind wir alle

weit entfernt. Und so wollen wir denn keinem Menschen Lasten auflegen, die er nicht tragen kann. Es ist niemand von Gott zu mehr verpflichtet, als in der Berührung mit der Welt seine Kräfte eben zulassen. Die Liebe aber gibt uns das Ziel an.

Doch wird dadurch nicht eine laxe Auffassung der sittlichen Begriffe eintreten? Darf man das den Leuten im Ernst sagen? War nicht das die Rettung vieler, daß von ihnen stets mehr verlangt wurde, als sie leisten konnten? So leisteten sie in der Furcht vor der großen Verantwortung doch etwas! Ich meine, daß es gerade umgekehrt ist. Gerade die große Verantwortung macht stumpf und unlustig. Der Eifer mag anfänglich sehr groß sein, aber die Abmattung kommt, und alle gute Lebensfreude schwindet. Wer zuviel tun soll, tut zuletzt gar nichts mehr. Wer alle christlichen Vorzüge in sich vereinigen will, wird unfehlbar verunglücken und zum Schwätzer werden, um den Schein zu retten. Die Unnatur rächt sich. Gott hat die Menschheit geschaffen, damit die Menschen in gegenseitiger Ergänzung voneinander gewinnen. Es soll jeder etwas zu nehmen und jeder etwas zu geben haben. Dann nur kann der Organismus bestehen und gedeihen. Wo deine Kraft liegt, da brauche sie aufs beste und gib ein gutes Beispiel, und wo deine Schwäche liegt, da werde ein Jünger und laß dich führen, freue, demütige dich an anderer Menschen besserem Kön-

nen, so hast du damit auch Teil an ihren Gütern und weckst vielleicht in dir neue Gaben.

Wer trotzdem aufhört, sittlich zu streben, den soll man ruhig gehen lassen. Er wird nicht weit kommen. Er sieht ja dann keine Liebe mehr in der Welt und übt dann keine Liebe, und dann wird das Leben hart und böse. Die Strafe findet ihn, der Hunger nach Liebe wacht auf, und mit der gefundenen Liebe kommt auch das sittliche Streben wieder.

Aber wird die Welt es vertragen können, wenn sie jeden Menschen in seinem von Gott ihm gewiesenen Gleise gehen lassen soll? Muß sie nicht, um zu bestehen, uniformieren und allen ein und denselben Weg zudiktieren? Bequem mag es sein, das zu erlangen, aber erlangt hat sie es niemals bisher. Gedrückt und gequält hat einer den andern damit, das Leben haben sie sich verbittert, Todfeindschaften hat's darüber gegeben, weiter nichts. Laßt die Menschen in ihren Unterschieden, erkennt sie an in ihren Verhältnissen, tragt die Schwachen, tut ihr für sie und vor ihnen, was sie vielleicht noch lernen könnten, freut euch, wenn ein Kind aufsteht und gehen lernt, schaut auf zu den innerlich Großen, die einen guten Kampf gekämpft haben, und die Welt wird darüber eine echte Bruderschaft werden!

Freilich, Mut gehört dazu, viel Mut, wie Jesus ihn besaß, als er seine Sündlosigkeit und Gerechtigkeit in dem bloßen Liebesgehorsam gegen Gott

sah. Sich behaupten in dem Glauben, daß es genug ist, wenn man Liebe in der Welt sieht und sich auf die Liebesbahn drängen läßt, und müßte man noch Jahrzehnte warten, ehe auch nur einer Freude an uns hat; nicht an sich irre werden, auch wenn uns niemand versteht, und stille warten, bis Gott zu besseren Schritten Kraft gibt und nicht um des Scheins willen zum Heuchler werden, der Mund und Hand zu Dingen zwingt, die nicht von Herzen kommen, aber Anerkennung schaffen, wahrlich, das ist eine unendlich schwere, demütigende, aber sehr heilsame Prüfung. Sie ist nicht immer bestanden worden. Werden wir es wagen? Aber sollte uns das Freibleiben von aller Last nicht doch locken?

Und Mut gehört für die Menschheit dazu, die Rückständigen und Schwachen, die langsam nachkommen, nicht zu verstoßen, sondern zu tragen. Wenn man immer wieder auf andere warten muß, wenn man durch Vorbilder wirken soll, wo ein strafend Wort oder Werk äußerlich sofort kräftigere Wirkung hätte, wenn man die alle gehen lassen soll, bis Gott sie zu uns heraufbringt, wie lange sollen wir denn da warten? Darüber wird ja so viel versäumt! Wahrlich, die Leute müssen erst noch sehr viel lernen, bis sie sehen, daß solch Warten, solch Nachgeben gar kein Stillstand, geschweige denn Rückschritt, vielmehr der beste Weg ist, um bleibende Menschheitswerte zu schaffen.

Ist aber erst der Mut da, der uns jetzt noch fehlt, und uns, wie's scheint, nur allmählich zuwachsen soll und wird, dann wird's leichter sein, am Evangelium sich zu freuen, dann werden die Armen allseitig zu ihrem Recht kommen, das ihnen jetzt noch geschmälert ist. Selig, wer jetzt schon ein wenig nach dem Armenevangelium zu leben sich getraut, er ist in Kampf und Fesseln, in Schuld, Sünde und Gesetz ein freier Mensch, den die Liebe Gottes vom Anfang bis zum Ende trägt. Sein heißester Wunsch ist: Möchte überall die Bahn frei werden für das alte, echte Evangelium der Armen!

F. Werner.

ERLÖSUNG.

Wer will etwas sagen über das, was Erlösung ist? Ich denke der, der sie erlebt hat. Und nun, frage einmal um dich herum bei ihnen allen, die durch die Taufe in die Christenheit und damit in die Sphäre der Erlösung versetzt sind, frage sie nach ihrem Erlösungserlebnis: ohne Zweifel, sie werden dir eine Fülle von Erlösungen nennen können. Denn alle haben zahlreiche Momente und Zustände durchgemacht, Momente und Zustände der Sorge, der Angst, der Sehnsucht, psychische und psychisch-physischen Spannungen der Seele, die sich in jauchzende Lust oder stilles Aufatmen gelöst haben. Aber vergebens wartest du, das zu hören, was du hören willst. An solchen Erlösungen ist freilich jedes Menschenleben reich. Aber du willst etwas hören von religiöser Erlösung.

Werden davon nicht die Frommen etwas zu sagen haben? Aber gerade die Leute mit schlichter und unreflektierter Frömmigkeit — frage sie nur: auch sie werden anfangen zu erzählen von der mancherlei Durchhilfe ihres Gottes in den Zeiten

der Not, der äußeren und inneren. Sie erzählen gern davon, wenn sie ein teilnehmendes Herz finden, das ihnen für ihre kleinen und unscheinbaren Erlebnisse stillehält. Aber wenn du sie unterbrichst mit deinem größeren Anliegen, daß du wissen möchtest von jener Erlösung, die zur Grundtatsache ihres Lebens geworden ist, von der Erlösung als der Voraussetzung ihres ganzen inneren Zustandes und Quell ihres Seins, ohne die sie sich überhaupt ihr Leben nicht denken können — wenn du von ihnen *die* Erlösung beschrieben haben willst: entweder, sie werden nicht begreifen, was du meinst, weil sie von dieser einen und ausschließlichen Geburt ihres inneren Menschen kein Bewußtsein haben. Oder, sie haben gelernt, in solchem Falle nach allbekannten und doch fremden Sätzen zu greifen, die ihr Gedächtnis sammelt und ihr Mund stammelt, als rede er die Laute einer fremden Sprache. Es sind jene Sätze, die in der Tat einst in griechischer Sprache und griechischem Geist eine Spekulation über die Menschwerdung Gottes zur Erlösungslehre gemacht oder in römischer Sprache und römischem Geist eine Theorie vom Tode des menschgewordenen Gottes ausgesprochen haben, die das Schicksal hatte, der maßgebende und gültige Erlösungsglaube für alle Folgezeit zu werden. Und nun reicht dir heute noch die einfache Frömmigkeit die Brocken einer griechischen und römischen Erlösungslehre in unbedenklichem Gemisch als ihren Glauben dar.

Was ergibt sich aus diesem Tatbestand, den du bei deinem Fragen festgestellt hast? Zweierlei Möglichkeit:

Entweder: Der Zustand des Erlöstseins ist die Grundlage des inneren Lebens, die religiöse Atmosphäre, in und von der jeder lebt, ohne sich dessen bewußt zu werden, und nur der Forscher kann von seinem Vorhandensein Rechenschaft geben. Wer vermag sich denn auch auf die Geburt seiner geistigen Existenz überhaupt zu besinnen! Wir stehen alle in Abhängigkeit von und im Zusammenhang mit dem allgemeinen Dasein auch auf dem Gebiete der geistigen Welt, und selten denkt einer daran, diesem Tatbestand mit Bewußtsein nachzugehen.

Oder: Der Zustand des Erlöstseins gehört in das Reich der bloßen Theorie, wo mit Begriffen und Titeln nach Art der „großen Kunst" des Raymundus Lullus ein freies Spiel der Gedanken getrieben werden kann, ohne daß das innere Leben ihre Wirklichkeit verbürgt, in der doch allein die Pfeiler und Träger des geistigen Personlebens feststehen können. Dann ist auch eine erfahrungsmäßige Aussage über das Erlebnis der Erlösung ausgeschlossen.

Fast sieht es so aus, als hätten, um dieser Konsequenz vorzubeugen, die Theoretiker das kluge Mittel gebraucht, den Vorgang der Erlösung jenseits der menschlichen Erfahrungswelt zu verlegen. Tatsächlich machen sie daraus eine Be-

gebenheit zwischen Himmel und Erde, an der allein der menschgewordene Gott, Gott der Sohn, und der gottgebliebene Gott, Gott der Vater, beteiligt sind. Gott der Vater wirkt die Menschwerdung des Sohnes, und der Sohn nimmt den Tod auf sich, um den Vater zu versöhnen: damit ist die Erlösung geschehen und vollendet. Sie wird für eine objektive Tatsache erklärt, damit ist jeder Anspruch des Menschen, von dieser Erlösung etwas zu erleben, von vornherein abgelehnt. Nur ihrer Folgen wird er teilhaftig gemacht, und als Mittel dazu gilt der Glaube an die vollendete Tatsache des Heils. Dabei bleibt aber die Frage offen, ob denn nicht erst im Glauben sich die Erlösung vollzieht, oder ob nicht gar erst aus dem persönlichen Erlebnis der Erlösung der Glaube entsteht.

Jedenfalls kann es niemand wundernehmen, daß jene Erlösung eine tote Sache bleibt, die kein Leben weckt. Ein warm empfindendes Herz läßt sich nicht mit objektiven Tatsachen abspeisen, und ein realitätenhungriger Geist wird von Theorien nicht satt. Und wenn dagegen die Wirkung auf das Gewissen betont wird, so frage ich, ob denn das sensitive Gewissen, ob denn auch nur das gerade, schlichte Gewissen durch jene Spekulationen sich zur Ruhe weisen läßt, wenn einmal die große Lebensfrage nach Gott ihren Abgrund auftut, über den keine Theorie und kirchlich sanktionierte Lehre von himmlischen Ereignissen eine Brücke

spannt, der man sein Leben oder gar seine Ewigkeit anvertrauen möchte.

Darum ist es wohl zu verstehen, daß mancher sein Heil sucht bei Religionsformen, die weniger Wert auf ein Lehrsystem, aber allen Wert auf das persönliche Erlebnis legen, die auf die Empfindung ihre starken Eindrücke einhämmern und den Menschen eine Bekehrung wirklich erfahren lassen, sei es auch mit Trommelklang und Hallelujahgesang. Das Knien auf der Bußbank vergißt niemand so leicht wieder, und für manchen datiert seit diesem Augenblick eine Erlösung, die eine tatsächliche Befreiung von seelischen Fesseln und den Anfang eines neuen Lebens bedeutet hat.

Die große Mehrzahl der Menschen ist geschichtslos. Sie haben nichts von einer Erlösung, die sich einmal in der Geschichte vollzogen haben soll. Sie begehren Gegenwart. Denn in der Gegenwart leben sie. Und schließlich sind wir alle geschichtslose Menschen, wenn es sich um unser eigenstes, persönlichstes Leben handelt. Das kann nur leben von der Gegenwart. Wenn die Geschichte uns etwas bedeuten soll, dann kann es nur die Geschichte sein, die heute geschieht, die an uns geschieht. Denn nur sie kann uns ein Erlebnis werden. Was vorher war, das mag die historische Wissenschaft ergründen, und sie mag daraus allerlei Lehren extrahieren. Aber von Lehren können wir nicht leben und lebt im Grunde auch niemand.

Was heute ist, was heute an uns geschieht — das ist die Frage, die uns interessiert. Also Erlösung, die heute wird, Erlösung, die heute an uns geschieht, die Erlösung als subjektive Tatsache — das wollen wir haben.

Es gibt eine subjektive Tatsache, die mir ohne weiteres zugänglich ist, die mir gewiß ist ohne alle Beweise, denn sie ist die Voraussetzung und Bedingung meines ganzen so beschaffenen geistigen Daseins, das — bin ich selbst. Oder vielmehr, das ist das Bewußtsein davon, daß ich bin. Ich bin — und wenn ich mir meine Existenz einbilden sollte, so bleibt immerhin die Tatsache des Selbstbewußtseins, das die Existenz sich einbildet.

Was ist das: Bewußtsein? Ich habe gelehrte Bücher zu Rate gezogen. Sie sagten das eine dies, das andre das darüber aus, sie stritten mit ihren Aussagen wider einander. Und ich war so klug als wie zuvor. Ich denke, das Bewußtsein ist so unerklärbar wie das Leben. Keine Theorie reicht an sein Wesen heran. Am wenigsten, scheint mir, die materialistische. Wenn es ihr wirklich gelungen sein sollte, alle geistigen Vorgänge im Menschen auf mechanische Gehirnfunktionen zurückzuführen, so scheitert der Versuch schließlich doch an der Unmöglichkeit, zu erklären, warum diese geistigen Vorgänge bewußt werden und um ein Ich sich kristallisieren. Und dieses Ich ist das Subjekt alles Welterkennens,

auch der Urheber und Träger jeder Weltanschauung. Also scheint es sich mir mit sich selbst in Widerspruch zu setzen, wenn es den Schlüssel, der das Wesen alles Seienden aufschließt, in dem Satz finden will: Alles ist Materie. Viel eher würde es mit sich selbst übereinstimmen, wenn es von seinem eigenen Wesen aus die Welt begreifen wollte und sagte: Alles ist Bewußtsein. Vielleicht aber handelt es sich überhaupt bei der Frage nicht um ein Entweder—Oder, sondern um ein Weder—Noch. Materie und Geist, Denken und Ausdehnung sind die Funktionen oder Erscheinungsweisen eines Dritten, in dem beides zur Einheit sich zusammenfindet. Nur ist es menschlichem Erkennen nicht zugänglich. So mag die letzte Wahrheit eine monistische Welterfassung sein, aber menschlichem Erkennen erreichbar bleibt nur ein Dualismus.

Diesen Dualismus hat die neuere Zeit noch viel weiter in die Natur hineingetragen, als es früher geschah, und ist endlich bei der Annahme einer Allbeseelung angelangt. Eine Annahme, die viel sympathische Züge aufweist, wenn sie sich von Übertreibungen fernhält und nicht etwa auch der Landschaft oder dem Backstein gleich eine Seele zuschreibt. Sie schließt gleichsam eine Erlösung der Natur aus der Erstarrung der Materie zu höherem Leben in sich.

Aber wie dem auch sein mag, bewußtes Seelenleben hat man bisher nur erst im Menschen zu

konstatieren vermocht. Und alle klugen Hänse beweisen nichts dagegen. Denn was die Natur in langer Entwickelung erst spät im Menschen hervorgebracht hat, meint man im Ernst, man könne es durch eine kurze Zeit der Dressur erzeugen oder ans Licht stellen? Was die höheren Tiere auszeichnet, ist ihr Gattungsinstinkt. Aber das Selbstbewußtsein hat der Mensch allein. Und durch diesen Besitz hebt er sich aus dem übrigen Leben heraus. Im Menschen hat sich der Geist von der Natur gelöst und als eine andere Welt neben die Welt der Natur gestellt. Wir brauchen nur einmal hineinzuschauen in das Leben und Weben der Natur, sofort beschleicht uns das Gefühl, daß wir ihr und sie uns fremd geworden sind, daß wir nicht mehr hineingehören. Und über solches Gefühl hinaus werden wir uns der Tatsache inne, daß wir unter anderen Bedingungen und Verhältnissen leben, als sie die Naturwesen und -Dinge haben. Der Mensch ist nicht bloß in seinem Bewußtsein, sondern tatsächlich von der Natur geschieden. Es ist freilich wahr, mit tausend Fäden sind wir noch an sie gebunden und die Nabelschnur zwischen Mutter und Kind ist noch nicht zerschnitten. Aber das Entscheidende ist, daß das Kind es fertig gebracht hat, sich eine außernatürliche Seinsweise zu schaffen. Was den Menschen von der Natur unterscheidet, der bewußte Geist, er hat in der Welt eine neue, ihm angemessene Form des Da-

seins hervorgebracht: die Kultur. Damit hat er einen entscheidenden Schritt über die Natur hinaus getan. Und wie groß der Schritt ist, das zeigt sich gerade darin, daß er nicht seine Welt aus dem Nichts geschaffen hat, sondern die Natur gezwungen hat, ihm den Stoff für die neue Form zu liefern. Er hat die Natur in Kultur verwandelt. Nicht bloß, daß die Natur ihre Meisterschaft über den Menschen verloren hat, er ist ihr Herr geworden und hat ihre Kräfte in seinen Dienst gestellt. Was allgemeine Geltung zu haben scheint, die Gesetze, die durch das Weltall gehen und denen sich kein Wesen und kein Ding und kein Vorgang der Natur entziehen kann: Der Mensch hat sich zur Ausnahme von der Regel gemacht. Maeterlinck sagt: „Der Mensch hat das Vermögen, sich den Naturgesetzen nicht zu fügen." Er hat es so sehr, daß er wider sie handeln kann. Sein Wille unterbricht den regelmäßigen Ablauf des Geschehens und ist in der Reihe von Ursachen und Wirkungen ein selbständiger Faktor geworden, der als freie Ursache neue Wirkungen hervorrufen kann. Und nicht zuletzt sein Geist — er hat mit freier, schöpferischer Kraft sich seine eigene, unabhängige Welt gebaut, die ihm allein untertan ist.

Das ganze geistig-geschichtliche Leben der Menschheit, man kann sagen, es läuft nicht bloß der natürlichen Entwickelung parallel, vielmehr es hat in immer mehr zunehmendem Abstand den Menschen von der Natur entfernt.

Also, das ist keine Frage mehr: Der Mensch hat den Bruch mit der Natur vollzogen und nimmt täglich zu an Selbständigkeit und Freiheit. Allein das wird sich fragen: Bedeutet diese Loslösung von der Natur und Heraushebung aus dem unbewußten in das bewußte Leben eine Erlösung für den Menschen?

Wer so fragt, der gibt damit zu erkennen, daß er alle Erlösung als ein Gut betrachtet. Und das wird sie dann für den Menschen sein, wenn es sich in ihr um die Befreiung von Schranken und Bindungen handelt, die den Menschen an der Entfaltung seines eigensten, tiefsten Wesens gehindert und die Tür zu ungekannten Lebensmöglichkeiten und Schöpfungsherrlichkeiten verschlossen gehalten hätten.

Aber die Antwort auf die Frage ist nicht ohne weiteres gegeben. Sie wird von dem Ideal abhängen, das jeder sich von dem bildet, was er unter Leben und Glück versteht. Denn das Lebensideal liegt in der Zukunft und ist nichts anderes, als das erfüllt geschaute Ziel, dem Wunsch und Wille des Menschen zustrebt. Es ist der Mensch selbst, wenn er sein tiefstes Wesen vollendet und sich in den ihm zusagenden Zustand versetzt denkt. Darum fällt er das Urteil nicht nach allgemein anerkannten Maßstäben, sondern nach seiner individuellen Gefühlsrichtung. Man kann geradezu sagen: Das Urteil wird wie alle Werturteile die Sache des persönlichen Geschmacks sein.

Wen wird es daher wundernehmen, daß die gestellte Frage nicht überall eine bejahende Antwort findet! Nicht jedem gilt der Augenblick, wo der Mensch sich von der Natur löste, als eine glückliche Stunde, in der sich die Erlösung auftat.

Man könnte daran erinnern, daß immer wieder in der Geschichte Stimmen laut geworden sind, die den Menschen zurück zur Natur riefen. Aber es ist nicht gesagt, daß mit diesem Rufe dem Willen Ausdruck gegeben wird, das menschliche Leben bis auf die Stufe des unbewußten Lebens zurückzuführen. Wenn Rousseau als der typische Herold dieses Rufes gelten darf, so sind die gewiß weit zurückgeblieben in der Befolgung seines Rufes, die seine Idee in nichtige Spielereien verzerrten und aus ihrem Leben ein Schäferidyll künstelten. Aber die gehen ebenso gewiß für seine Meinung zu weit, die einen Rückgang bis auf die Stufe des Naturwesens fordern, ja gleichsam eine Rückkehr in den mütterlichen Schoß der Natur ersehnen. Für Rousseau ist der Mensch rein und gut aus den Händen Gottes hervorgegangen und hatte alle Aussicht, glücklich zu werden. Die Menschwerdung der Natur ist nicht der Anfang vom Übel gewesen. Die Wurzel des Menschendaseins ist gesund und das Wachstum aus der Wurzel notwendig. Aber der Baum der Menschheit ist nicht naturgemäß gewachsen, sondern hat sich in Verbildungen und Unnatur gefallen und künstliche

Verschneidung und Aufpfropfung gefallen lassen müssen. Nicht dem geschichtlichen und kulturellen Leben überhaupt hat Rousseau seinen Absagebrief geschrieben, sondern dem Zustand, wie er tatsächlich geworden ist. Nun gilt es, den Baum bis auf die Wurzel abschneiden und von neuem wachsen zu lassen, ihn wirklich wachsen lassen so, wie er wachsen will. Denn er hat seine eigenen Gesetze. Und was dann sich aus der ursprünglichen Anlage, der Natur gemäß, entwickelt, das wird gut sein und glücklich werden. Ein Wachstum in Freiheit, weil nach angeborener Natürlichkeit — das hat Rousseau gewollt. Aber fern lag ihm der Gedanke, die Existenz des Menschen überhaupt zu verwünschen.

Der Klageruf: es wäre besser, nie geboren zu sein — ertönt von anderer Seite. Da, wo den Menschen harte Schicksalsschläge getroffen und in trübe Schwermut versetzt haben, die er nicht überwindet, sondern zum Ausgang seiner Weltanschauung nimmt, indem er die Überzeugung von dem Unwert des menschlichen Daseins überhaupt gewinnt. Hier handelt es sich um persönliche Erfahrungen, denen schwer beizukommen ist. Ich muß sie sich selbst überlassen und sie auf sich selbst beschränken, damit das düstre Feuer der Trübseligkeit nicht seinen Herd verläßt und Herzen ansteckt, die von selbst nie der Schwermut verfallen wären. Aber Zündstoff zur Melancholie liegt in jeder Menschenseele gehäuft. Und es be-

darf nur der Kunst eines geschickten Brandstifters, um eine ganze Welt in Brand zu stecken.

So ist es zu begreifen, wenn der Pessimismus plötzlich zur Herrschaft gelangt und um sich greift und schließlich auch in den Salons und Boudoirs die Rede variiert wird: Es wäre besser, nie geboren zu sein. Aber in dieser parfümierten Luft oxydiert der Pessimismus und verliert den Schimmer der Echtheit. Und in dem dünnen Wasser der Phrase löst er sich auf und verliert seine ätzende Kraft:

All euer girrendes Herzeleid
Tut lange nicht so weh,
Wie Winterkälte im dünnen Kleid,
Die bloßen Füße im Schnee.

All eure romantische Seelennot
Schafft nicht so herbe Pein
Wie ohne Dach und ohne Brot
Sich betten auf einen Stein.

Es sind alte Klänge, die in der Weltanschauung des modernen Pessimusmus ein neues Klagelied anstimmen. Aber sie haben ein gut Teil ihrer ursprünglichen müden Schwermut abgestreift, als sie zu unserer Zeit aufs neue erwachten.

Es ist doch einUnterschied, ob ein im Unglück Schwergeprüfter, wie der Königssohn Siddhartha, den sie später den Erleuchteten, den „Buddha" nannten, die Saiten der Seele stimmt zu der Weise: Leben ist Leiden — und die Vernichtung der Exi-

stenz als Erlösung preist, den Eingang zur ewigen Ruhe und Fühllosigkeit, zum ewigen Erlöschen des persönlichen Lebens in Nirwana. Oder ob der Denker in seiner Studierstube den Satz herausspekuliert: Die Welt ist das Produkt des unvernünftigen Willens — und seine Erkenntnis womöglich in den Witz zusammenfaßt, daß diese Welt zwar die beste unter den möglichen, aber immer doch noch so schlecht sei, daß es besser wäre, es gäbe überhaupt keine Welt. Da wird man denn auch wenig von Ertötung des Leibes und praktischer Askese hören und statt dessen die Erlösung der Welt ins Gebiet des Gedankens, in die Verneinung der Illusionen des Lebens verlegt finden.

Charakterisiert es nicht unsere an Widersprüchen so reiche Zeit, an Widersprüchen, die oft in demselben Kopf friedlich zusammen Platz haben, wo freilich leicht beieinander die Gedanken wohnen, daß sie zugleich einerseits die Notwendigkeit und Folgerichtigkeit und Gesetzmäßigkeit des Weltenlaufs betont und andrerseits die Naivität besitzt, diesen selben Weltenlauf zu meistern und zu schelten, daß er den Menschen in diese schlechteste aller Welten gesetzt hat — und beides geschieht notabene im Namen der Wissenschaft oder gar der Philosophie. War denn nicht die Menschwerdung ein notwendiger Geburtsakt der Mutter Natur als ihre Zeit gekommen war, und mußte nicht der Allgeist das bewußte Leben zeugen? Was hat es für einen Zweck, darüber zu jammern und

zu klagen! Wenn die Kinder dann etwas taugen, so bedeuten sie eine Bereicherung für das mütterliche Leben. Und der Vatergeist wird den kleinen Geistern, die ihm Vorwürfe machen, daß er ihnen das Leben gegeben habe, Leben, das sie gar nicht hätten haben wollen, weil sie im ungeborenen Zustande sich viel wohler gefühlt hätten — das heißt: gefühlt haben sie eben nicht, und darum preisen sie den unbewußten Zustand als den schöneren — der große Vatergeist könnte ihnen mit Gleichmut erwidern, daß sie augenscheinlich nicht verstanden haben, wozu sie da sind, und nicht erkannt haben, was man aus seinem Leben machen kann. Zum Klagen und Jammern habe er ihnen nicht die Sprache geschenkt und nicht den Verstand zum Kritisieren und Verdammen und nicht zum Träumen und Hindämmern das Bewußtsein. Wer diese Gaben nicht gebrauchen wolle und könne, wozu er sie gegeben habe, der möge zusehen, ob die Schuld nicht an ihm selber liege, statt auf den Weltlauf zu schelten.

Im Ernst: es kommt schließlich auf eine Geschmacksfrage hinaus, ob einer lieber im Mutterschoß bleiben will und ungeboren sterben, oder ob er das Licht des Bewußtseins erleben und dieses Erlebnis als den Schritt in die Freiheit hinein begrüßen will. Ich kann in der Loslösung des Menschen von der Natur nur eine Erlösung sehen und danke dem Schöpfer, daß er mich solcher Erlösung hat teilhaftig gemacht. Diese Erlösung ist

die Grundtatsache meiner ganzen Existenz, sie ist mein persönlichstes, eigenstes Erlebnis, denn täglich und stündlich freue ich mich ihrer. Und ich ziehe die Konsequenzen, die sie haben kann und soll. Es ist unter meiner Manneswürde, anders zu denken, und die Verwünschungen des Pessimismus gehören in die Kinderstube.

Aber in dieser Form, den unvernünftigen Willen zum Weltenschöpfer zu machen und die Weltentstehung und -Entwicklung zu meistern, hat sich der Pessimismus eigentlich schon erledigt. Nur daß damit nicht überall eine Aussöhnung mit der Existenz geschehen ist. Da klingt es aber in der höheren Tonart: Das Leben ist der Güter höchstes nicht. Die Welt ist keine selbständige Größe, sondern nur die Erscheinung einer tieferen Realität. Sie ist wie der Mensch gekommen aus dem Einen ewigen Urquell, und dahin zurückzusinken ist Erlösung. Zurückzukehren aus dem hellen Licht des Bewußtseins und individuellen Daseins in das tiefe, stumme, bewußtlose Leben der Allseele.

> *Im Grunde, wo kein flackerndes, notdurftgebundenes „Ich", wo ohn' Zweck und Namen eine freie Allkraft, ein freies Wachstum, eine freie Tat „selbst"-vergessen lebt, da ist immer Erfüllung.*

Wenn sie es könnten, sie möchten den Schritt der Welt- und Menschwerdung wieder zurücktun,

zurücktun für die ganze Menschheit. Aber sie wissen, es hängt nicht von dem menschlichen Willen ab, das bewußte Dasein zu verlieren oder zu behalten. Der Gedanke, nicht zu denken, und der Wille, nicht zu wollen, ist ein Widersinn. Sie wissen, es werden immer wieder Welten sich sondern aus dem Weltgrund und immer wieder Seelen sich gebären aus der Allseele. Aber das wird dann auch immer wieder geschehen, daß die Welten und die Seelen zurückgenommen werden in das Eine Sein. Und das ist die Erlösung.

Eins bleibt dem Menschen inzwischen, die Hoffnung: Er wird wieder in seiner Mutter Leib gehen und — nicht mehr geboren werden. Und ein Andres bleibt dem Menschen inzwischen: Er kann Hand und Herz in Sehnsucht ausstrecken und bitten, wieder eins zu werden mit dem tiefen Allleben. Und er kann seine Hoffnung und Sehnsucht „in irren Liedern“ singen:

Der tiefe Brunnen weiß es wohl,
Einst waren alle tief und stumm
Und alle wußten drum.

Wie Zauberworte, nachgelallt
Und nicht begriffen in den Grund,
So geht es jetzt von Mund zu Mund.

Der tiefe Brunnen weiß es wohl,
In den gebückt, begriff's ein Mann,
Begriff es und verlor es dann

Und redet irr und sang ein Lied.

Es ist das alte Lied der Mystiker. Angestimmt schon in uralter Zeit in Indien, bevor noch Buddha seine melancholische Weise vom Weltleid sang, das Lied von „Tat twam asi“, von „du“ und „das“, von Brahm und Atma.

Dieses Weltall ist Brahm. Brahm, welches die Wahrheit, Erkenntnis und Ewigkeit ist, rein, selbstexistierend, gleichförmig, ungemischte Seligkeit, stets über alles erhaben. Wenn alle die Verschiedenheiten, welche Maya erzeugt hat, verschwunden sind, so bleibt ein von sich selbst erleuchtetes Etwas, welches ewig, feststehend, fleckenlos, unermeßlich, formlos, nicht offenbar, namenlos und unzerstörbar ist.

Verstehe, daß dein Selbst (Atma) das edle, selbstexistierende Brahm ist. Brahm und Atma — „das“ und „du“ — sind Eins.

Wisse, daß du „das“ bist — absoluter Friede, fleckenlos, groß, Brahm ohnegleichen.

Verwirkliche, daß du bist „das“ — Brahm, welches die einzige Wirklichkeit ist, der Grund der Vielheit, der Grund, welcher allen Ursachen zu Grunde liegt.

Verwirkliche, daß du bist „das“ — Brahm, welches das Aufhören aller Vielheit ist, welches seine Natur nie verändert und so unbewegt ist wie ein wogenloses Meer, ewig, unbedingt und ungeteilt.

Wenn du als das „Ich“ dasjenige Brahm verwirklichst, in welchem dieses Weltall wie eine Stadt in einem Spiegel reflektiert ist, so wirst du dein Endziel erreichen.

Wer Selbsterkenntnis erlangt hat, indem er den immerwährenden Kreislauf von Tod und Geburt überschreitet, wird frei von allem Leiden und erlangt den ewigen Frieden.

Was dich hier eigenartig anmutet, ist nur die Sprache und Ausdrucksweise, der Inhalt ist immer derselbe und kehrt bei allen Mystikern wieder, nur in anderem Kleid. So sagt es dir der deutsche Mystiker so gut wie der indische oder hellenische:

Auf denn, edle Seele, so geh denn aus dir, so weit, daß du gar nicht wieder zurückkommst, und geh ein in Gott, so weit, daß du gar nicht wieder herauskommst. Dort nur halte dich, daß du gar nicht wieder in die Lage kommst, dir mit „Kreaturen" zu schaffen zu machen.

Und alles, was dir geoffenbaret wird, damit belade dich nicht, und alles, was dir vor Augen steht, daran beirre dich nicht. Hindere dich auch nicht selber durch irgend welchen Dienst, den du dir auferlegst. Nur deiner reinen Natur gehe nach und dem unbedürftigen Nichts und suche keine andere Stätte: Gott, der dich aus dem Nichts erschuf, der wird als dieses unbedürftige Nichts selber deine Stätte sein, und an seiner Unwandelbarkeit wirst du unwandelbarer werden als das Nichts!

So ganz soll die Seele als Ich zunichte werden, daß da nichts mehr bleibt als Gott, ja daß sie auch Gott noch überstrahle wie die Sonne den Mond und mit derselben Alldurchdringlichkeit wie er einströme in alle Ewigkeiten der Gottheit, wo in ewigem Strome Gott in Gott verfließt.

Wie Zauberworte — und der einfache Verstand wird fortfahren müssen: nachgelallt und nicht begriffen in den Grund, erscheint uns nicht so die Rede des Mystikers? Und fragst du ihn, ob er denn schon selbst etwas von der von ihm gepredigten Erlösung erlebt habe, so kann er dich hinweisen auf jene Augenblicke seines Lebens und freilich seltenen Zustände seiner Seele, wo er allen Eigenwillen und alles Eigenbewußtsein aufgegeben und in Bewußtlosigkeit und ekstatische Verzückung versunken war. Und er deutet es dir als die Vereinigung mit der Gottheit und den Eingang in den ewigen Grund. So sagt es dir der Grieche Plotin. Und auch der Christ Paulus weiß von dem Momente, da er in das Paradies entrückt ward und hörte unaussprechliche Worte, und er weiß nicht, ob er in oder außer dem Leibe gewesen ist. Aber das Höchste, von dem der Mystiker zu sagen hat, scheint er doch nicht erlebt zu haben, er hat nicht das völlige Außersichsein und das völlige Insichsein, den Eingang in den bewußtlosen Zustand erlebt, wo dann Gott alles und der Mensch nichts mehr ist.

Dieser bei Lebzeiten erreichte Zustand ist der Vorgeschmack der Seligkeit, und sie wird vollendet sein, wenn einmal die Seele ganz eingegangen ist in Gott und nicht mehr zu sich selbst kommt, wenn das Ich untergegangen ist in dem großen Du und nicht wieder auftaucht. Das wird die Erlösung sein.

Wer Freiheit liebt, liebt Gott:
Wer sich in Gott versenkt
Und alles von sich stößt,
Der ist's, dem Gott sie schenkt.

Vergleicht man Pessimismus und Mystik, die in ihren Zielen stark verwandt sind, so verdient diese ohne Zweifel den Vorzug. Sie hat das Problem, um das es sich handelt, vertieft, denn sie empfindet es nicht als eine Frage des philosophischen Denkens, sondern erfährt es mit heftiger Erschütterung des ganzen Menschen auf dem Gebiete des persönlichen Lebens. Es ist ihr eine religiöse Frage. Und weil sie nicht vergißt, daß sie es mit Gott zu tun hat, darum wahrt sie die Ehrfurcht vor dem, was sie als Gottes Werk beurteilt: die Welt und das Leben. Sie denkt nicht daran, die Wirklichkeit zu kritisieren und das Vorhandene und Entstandene zu verwünschen. Sie erkennt die Weltentwicklung als notwendigen Prozeß an. Und sie weiß, er wird ewig sein. Die Welt ist so ewig als Gott. Nur das behält sie sich ihrem Urteil vor: In dem Auf- und Niedersteigen der Weltentwicklung und Weltvernichtung ist immer der aufwärtsgehende Weg, der den Menschen ans Licht bringt auf die Hochebene des ausgebreiteten Daseins, der Weg in die Fremde, und erst wenn es wieder hinuntergeht an den Ort der Ausfahrt, dann erreicht die Seele die Stätte, wo ihre Heimat ist und sie sich zu Haus fühlt. Darum sollst du gesinnt sein wie Till Eulenspiegel und

beim Aufstieg dich freuen, daß es bald wieder bergab gehen wird.

Der Mensch hat eher nicht
Vollkommne Seligkeit,
Bis daß die Einheit hat
Verschluckt die Anderheit.

Mit dieser Darstellung der Mystik sind wir an den Punkt gelangt, wo es unsere Pflicht wird, Stellung zu ihr zu nehmen. Ich denke, wir müssen sie bei ihrem eigenen Worte nehmen: Sie verheißt vollkommene Seligkeit in dem Augenblick, wo die Ichheit untergeht in der Allheit. Wird der Mensch diese Seligkeit wirklich empfinden? Liegt die Erlösung innerhalb der Erfahrung? Ganz gewiß nicht. Sie vollzieht sich in der übersinnlichen Sphäre, und niemand kann sie wirklich erleben. Mag das Organ, mit dem der Mystiker die Vorgänge und Zustände seiner inneren Welt registriert, noch so fein und empfindlich sein — und sie haben feine Organe, diese Mystiker — es gibt doch eine Grenze für die Innenschau, hinter der das aufhört, was man „Erleben" nennt. Das ist die Grenze zwischen der bewußten und unbewußten Innerlichkeit. Wo das Bewußtsein aufhört, hört auch das persönliche Erleben auf und damit das Erleben überhaupt. Denn wenn kein Ich mehr ist, ist auch kein Subjekt des Erlebens mehr.

Und darin soll ja gerade die Erlösung bestehen, daß das Bewußtsein aufgehoben wird in der

großen Unbewußtheit, wo kein Wissen und Erkennen, kein Denken und Schauen, kein Wollen und Fühlen mehr ist. Wenn das aber der Zustand der Seligkeit sein soll, dann kann er eben nicht als solcher erfahren werden, weil das Ich, der Träger der Erfahrung, vergangen ist.

Aber zugegeben, das Gefühl bedarf nicht so wie das Denken des Bewußtseins, um da zu sein, und die ekstatischen Zustände zaubern den Ergriffenen in steigendem Maße in ein Meer von Wonneempfindungen hinein dem Ertrinkenden gleich, den die Wasser mit süßen Melodien umschmeicheln sollen — wer in aller Welt garantiert dem Mystiker, daß in diesem Lustgefühl die Vereinigung mit der Gottheit sich vollzieht? Es kommt also wesentlich auf die Deutung an, die dem mystischen Traum gegeben wird. Und dabei wird es niemand verwehrt sein dürfen, das, was jenem ein religiöses Erlebnis zu sein dünkt, als eine pathologische Erscheinung zu beurteilen. Die Religionsgeschichte lehrt, daß die Menschen einer naiven Stufe des Weltverständnisses sehr schnell bei der Hand waren, abnorme und vom Gewohnten abweichende seelische Zustände mit der Gottheit in Verbindung zu bringen. Danach wird man geneigt sein, die Mystik als ein Überbleibsel einer alten Religionsform zu betrachten. Damit ist nicht behauptet, daß die Mystik einen Rückfall auf jene primitive Religionsstufe darstellt. Vielmehr hat sie sich zu einer tiefsinnigen Weltanschauung ausge-

bildet. Aber das konnte sie nur, indem sie die Erkenntnisse des philosophischen Denkens zu Hilfe nahm.

Die Philosophie hatte im Verlaufe ihrer Geschichte über die Feststellung des empirischen, sinnlichen Ichs hinaus zu der Annahme eines überpersönlichen Allichs geführt. Anders glaubte sie nicht imstande zu sein, die Tatsache zu erklären, wie der Menschengeist die Welt sich ins Bewußtsein ruft. Das vermag nur der Gesamtgeist, sozusagen, der Menschheit, nicht die Vernunft des einzelnen, beschränkten Menschenwesens, sondern die Allvernunft, die Vernunft überhaupt. Von da war es nur ein kleiner Schritt, diese Allvernunft mit dem Geist der Gottheit zu identifizieren. Was im Menschen denkt, das ist die göttliche Vernunft oder Gott selbst. Und umgekehrt, wenn die menschliche Vernunft in der göttlichen Vernunft aufgeht, dann erst wird sie der höchsten Wahrheit teilhaftig.

Mit dieser philosophischen Denkweise hat sich das mystische Erleben verschwistert und hat von dort her die Mittel entlehnt, die ihm gewordenen Offenbarungen zu deuten. So ist die Mystik nicht reine Religion geblieben, sondern zur Gnosis geworden. Ich leugne nicht, daß der Mystiker in der Tiefe der religiösen Erfahrung zu Haus ist, aber er ist dann die Wege der denkenden oder schauenden Spekulation gegangen, um über jene zur Klarheit zu kommen.

Dagegen wird es ewig denkwürdig bleiben, daß der eine, der auch nach dem Zugeständnis der Mystiker das tiefste Bewußtsein der Einheit zwischen sich und der Gottheit, ja des Einsseins mit ihr gehabt hat, daß Jesus nicht einer der ihrigen war. Das macht, er fragte nichts nach philosophischer Welterkenntnis, sondern blieb im besten Sinne des Wortes ein naiver Mensch und war doch der Gottmensch. Hier war wirklich nichts als Religion.

Anders die Mystik. Denn für sie ist es bezeichnend, daß es tatsächlich in der Geschichte nicht die schöpferische Muttererde lebendiger Religion gewesen ist, auf der sie erwuchs, sondern die Kreise der spekulativen Philosophie, wo sie gehegt und gepflegt wurde. So bei den Indiern, so bei den Griechen, so bei den Arabern. Und was die deutsche Mystik angeht, so hat ihr jüngst ein Denker, der der mystischen Weltanschauung nicht fern steht, keinen guten Dienst erwiesen, wenn er sagt: „Es ist die Anschauung Eckeharts und der übrigen großen germanischen Mystiker, die bei Hegel zutage tritt.“ Ich weiß nicht, ob der Philosoph sich gern in diese allerdings gute Gesellschaft versetzt sehen wird, jedenfalls werden die anderen wenig erbaut davon sein, ihn zu ihrem Gesinnungsgenossen gemacht zu sehen. Denn damit ist der Mystik als Religion das Urteil gesprochen und sie aus dem heiligen Bezirk unmittelbaren Gottlebens und Gotterlebens verbannt.

Denn wer wird behaupten wollen, daß Hegels mit dialektischer Denkmethode gewonnene Höhe der Abstraktion dem tiefen Quell, daraus die lebendige Religion fließt, benachbart läge. Was sich uns ergeben hatte, wird hier bestätigt: die Mystik gehört zum großen Teil auf die Seite der metaphysischen Spekulation.

Wenn weiter der Satz aufgestellt wird, daß in Hegels Philosophie sich „die eigenste religiöse Denkweise unserer Rasse“ ihren Ausdruck zu geben versucht, nämlich die Denkweise, die sich auch bei den großen germanischen Mystikern findet, so scheint mir dabei die Tatsache übersehen zu werden, daß die Mystik keineswegs an Zeiten oder Rassen gebunden erscheint, sondern international und intertemporal in Indien so gut wie in Hellas und in Deutschland ihren Tempel erbaut hat, wo ihre Priester alle zu derselben Gottheit die Hände aufheben. Denn „die Mystik ist immer dieselbe“. Und ihre Gottheit ist im Grunde die alte Gottheit der Natur, deren Thron der Mensch da draußen umgestoßen hat, um ihn in sich selbst in der Tiefe eines mystischen Grundes wieder aufzurichten.

Zugegeben, es gibt eine deutsche Mystik, und die religiöse Denkweise, die Meister Eckehart und Hegel gleicherweise bieten, ist eine „von den fremdrassigen Elementen des Christentums gereinigte“. Aber damit ist noch nicht gesagt, daß der deutsche Geist in ihr sich den reinsten Aus-

druck gegeben hat. Doch auf einen Streit darüber sich einzulassen, würde kaum zu einem Resultate führen. Auch halte ich ihn nicht für notwendig. Denn darüber kann kein Streit sein, daß das deutsche Wesen auch anderswo eine genuine Ausprägung erlebt hat. Und da nenne ich drei anerkannte Namen: Luther, Goethe, Schleiermacher. Ihnen wird man die deutsche Rasse, oder — wenn das nicht festgestellt werden kann, da niemand mehr das in ihnen fließende Blut auf seine Reinheit hin untersuchen kann — wenigstens die deutsche Art nicht absprechen wollen. Und doch finde ich bei ihnen nicht das spezifisch Mystische. Vielmehr, was ihr Wesen konstituiert und bei aller gegenseitigen Verschiedenheit charakterisiert, scheint mir ein ausgeprägter Individualismus, fast möcht' ich sagen: Egoismus, im eigentlichen Sinne des Wortes, zu sein. Und der wird sich auch in ihrem Verhältnis zu Gott und zur Welt nicht verleugnen. Weshalb ihnen auch die Preisgabe der eigenen, starken Persönlichkeit zugunsten des alles Eigentümliche und Besondere aufhebenden Einen Seins in alle Ewigkeit unmöglich sein wird. Und wenn über künftige Möglichkeiten oder Unmöglichkeiten kein menschlicher Wille entscheidet, der über sich ergehen lassen muß, was von einer höheren Macht verhängt wird, so wird keine Macht einen ausgesprochenen Individualisten, der den Wert seiner Persönlichkeit hoch genug zu schätzen weiß, zwingen können, ihren glatten Verlust beim

Untertauchen in das Meer der Ewigkeit als einen Gewinn anzusehen, als ginge es damit in Wonne und Seligkeit hinein. Ich traue ihm zu, er wird, wenn er sich über die Bedeutung persönlichen Lebens klar ist, hier keine Erlösung entdecken können.

Nun scheinen freilich, ich kann es nicht leugnen, Schleiermacher sowohl wie Goethe schlechte Bundesgenossen gegen die Mystik zu sein, da sie beide einem bösen Pantheismus verfallen sind, der doch wohl wegen der verwandtschaftlichen Beziehung lieber mit der Mystik geht. Aber, wenn dann doch Goethe die Treue hält, so wird er um so wertvoller sein. Und bei Goethe möchte ich stehen bleiben, weil er am wenigsten dem Verdacht ausgesetzt ist, sein deutsches Wesen mit den „fremdrassigen Elementen des Christentums" versetzt zu haben. Denn ihm ist die Natur die große Gottheit und er weiß keinen Grund, warum er nicht auch zur Sonne beten sollte. Er selbst vergleicht sich mit jenem Goldschmiede zu Ephesus, der in seiner Bude bleibt, wenn auch auf den Gassen die neue Religion gepredigt wird,

Als gäb's einen Gott so im Gehirn,
Da hinter des Menschen alberner Stirn,
Der sei viel herrlicher als das Wesen,
An dem wir die Breite der Gottheit lesen.

Goethe war kein Christ. Aber was war er doch für ein religiöser Mensch! Was für ein unauf-

hörliches Gotterleben hat er gehabt! Wird er nicht das Bedürfnis gekannt haben, er möchte in diesem seinem Gott, in der großen Gottheit, die er glaubte, verschwimmen wie ein Lichtlein in der Fülle ihres Lichts? Wie steht's denn mit jenen poetischen Selbstäußerungen, von denen einer gesagt hat, daß man in diesen fast mystischen Gedichten auf Erklärungen verzichten müsse? Sie werden demnach den geheimnisvollen, unerklärbaren Grund seiner Seele und den Tiefsinn seines Wesens am reinsten spiegeln.

Im Grenzenlosen sich zu finden,
Wird gern der einzelne verschwinden.
Denn alles muß in nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will.

Wenn das der echte Goethe ist, dann dürfen ihn die Mystiker getrost als einen der ihrigen reklamieren. Denn ganz in ihrem Sinne ist die Erlösung, die er singt:

Da löst sich aller Überdruß.
Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
Statt läst'gem Fordern, strengem Sollen
Sich aufzugeben, ist Genuß.

Aber es muß doch ein Augenblick der Schwäche gewesen sein, als er so den Mystikern entgegenkam. Denn zu andrer Zeit ist er im Gegenteil geneigt, ihnen die Daseinsberechtigung abzustreiten:

> *Christliche Mystiker sollte es gar nicht geben, da die Religion selbst Mysterien darbietet. Auch gehen sie immer gleich ins Abstruse, in den Abgrund des Subjekts.*

Und damit nicht genug. Er hat geradezu jene schwache Stunde bereut. Wenigstens erzählt Eckermann: „Goethe liest mir das frisch entstandene, überaus herrliche Gedicht: »Kein Wesen kann zu nichts zerfallen«. Ich habe, sagte er, dieses Gedicht als Widerspruch der Verse:

> *Denn alles muß zu nichts zerfallen,*
> *Wenn es im Sein beharren will —*

geschrieben, welche dumm sind." Fürwahr eine scharfe Selbstkritik! Und vor allem eine Kritik der dort vorgetragenen Anschauung. Ich will sie nicht ohne weiteres mit der Mystik identifizieren, aber mitgetroffen ist diese auch. Und das steht außer Frage: Goethe war kein Mystiker.

Man kann vielmehr sagen: Goethes Art, Gott zu erleben, und die der Mystik sind genaue Gegensätze. Nicht darin besteht für ihn das religiöse Erlebnis, wie es die Mystiker beschreiben, daß der Mensch selig untertaucht in dem Allleben der Gottheit, sondern in der heimlich strömenden Empfindung für das aufquillende Leben Gottes, das sich in alles ergießt.

> *Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,*
> *Natur in sich, sich in Natur zu hegen,*
> *So daß, was in ihm lebt und webt und ist,*
> *Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.*

Die göttliche Kraft ist überallhin verbreitet und die ewige Liebe überall wirksam. Gottes Atem belebt die Welt und sein Geist beseelt die Kreatur. In allem Lebendigen kommt dir Gott entgegen, in allem Werdenden spürst du seine schaffende Hand.

Da rühren wir an die Gottheit, die sich in Urphänomenen, physischen wie sittlichen, offenbart, hinter denen sie sich hält und die von ihr ausgehen. Sollten wir im Blitz, Donner und Sturm nicht die Nähe einer übergewaltigen Macht, im Blütenduft und lauen Luftsäuseln nicht ein liebevoll sich annäherndes Wesen empfinden dürfen?

Und nicht zuletzt ist es der Mensch, in dem Gottes Leben wie in einem Becher sich sammelt. Alles Große, was der Mensch schafft, schafft er in Gottes Kraft. Der Mensch und sein Werk sind nichts anderes als eine Manifestation der Gottheit.

Versuche es doch nur einer und bringe mit menschlichem Wollen und menschlichen Kräften etwas hervor, das den Schöpfungen, die den Namen Mozart, Rafael oder Shakspeare tragen, sich an die Seite setzen lasse. Ich weiß recht wohl, daß diese drei Edlen keineswegs die einzigen sind, und daß eine Unzahl trefflicher Geister gewirkt hat, die vollkommen so Gutes hervorgebracht als jene Genannten. Allein, waren sie so groß als jene, so überragten sie die gewöhnliche Menschennatur in ebendem Verhältnis und waren ebenso gottbegabt als jene . . . Gott hat den Plan gehabt, auf der materiellen

Grundlage der Welt eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen. So ist er nun fortwährend an höheren Naturen wirksam, um die geringeren heranzuziehen.

Immer reicher entfaltet Gott sein Leben und immer höher steigt er herauf aus der Tiefe, und die Brunnen, in denen er aufsteigt, das sind die Dinge und die Menschen. Sie sind und werden seines Lebens voll.

Das ist der Pantheismus Goethes. Und weil gewonnen durch innigste Berührung mit der lebendigen Wirklichkeit und erfahren im tiefsten Gemüt, ist er sein religiöses Erlebnis. Nichts anderes kann daher für ihn Erlösung heißen, als das nahe Gefühl der Gegenwart Gottes, von dessen Kraft und Geist er die Welt und sich selbst getragen spürt.

Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare,
das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden.

Nicht in den Allgeist aufzugehen, sondern den Allgeist als persönlicher Geist in sich selber zu individualisieren. Nicht auf der absteigenden, sondern auf der aufsteigenden Linie liegt die Erlösung.

Die Geburt Gottes in der Seele — davon haben auch die Mystiker geredet. Aber es ist für sie der Augenblick, wo das Allich das Einzelich verschlingt und dem Menschen das Bewußtsein nimmt. Dagegen wird das die Erlösung sein: die

Neugeburt des Ich in Gott, der Augenblick, wo der Mensch zum Gotteskind wird. Und dann wächst er heran zum Gottesmenschen.

Aber was soll es bedeuten, daß hier diese christlichen Laute erklingen, wo es sich darum handelt, das Schöpfungslied zu hören, welches das große Weltkind Goethe gesungen hat? Ich denke, es hat einen guten Sinn. Denn ich ahne, daß wir jetzt ganz in die Nähe des großen Gotteskindes, Jesu Christi, gekommen sind. Ein kleiner Schritt noch — und wir stehen vor ihm. Es ist keine unüberbrückbare Kluft befestigt zwischen dem „Heiden" und dem „Christ". Denn der Unterschied zwischen beiden ist kein grundsätzlicher. Bei Jesus herrscht die unmittelbare Empfindung vor, bei Goethe die ästhetische Betrachtung. Bei Jesus steht der Religiosus, bei Goethe der Künstler voran. Bei Jesus ist der starke Wille, das Leben mit sittlicher Kraft zu gestalten, bei Goethe die starke Eindrucksfähigkeit, die das Leben genießt, das Überwiegende. Damit hängt zusammen, daß Jesus sich gedrungen fühlt, sein Gotterleben in Wirkung an den anderen umzusetzen, während es Goethe im ruhigen Besitz seiner Seele beläßt und nicht immer das Bedürfnis hat, die anderen daran zu beteiligen. Jesus ist der innige Erleber, Goethe der tiefe Schauer.

Aber der Gott, den beide hatten, ist derselbe gewesen. Nur das muß gesagt werden, daß Jesus

Gott näher gestanden hat als Goethe. Darum steht er uns ferner als dieser. Von Goethe dürfen wir trotz allem behaupten: Er ist unsereiner. Von Jesus dagegen gilt es: Wir müßten erst seinesgleichen werden, wenn wir die Tiefe seiner Person ausmessen und beschreiben wollen.

So bleibt es die immer aufs neue versuchte und nie ganz geleistete Aufgabe, in das Heiligtum seines inneren Lebens zagende Schritte zu tun. Und wer davon Kunde geben will, der soll es mit einfachen, ungekünstelten Worten tun. Denn so allein entspricht es seinem einfachen, ungekünstelten Wesen.

Wunderbar! Dieser Mann, der das Herz Gottes an seinem Herzen schlagen fühlte, er hat sich nie in dunklen Rätselworten und andeutenden Tiefsinnigkeiten gefallen. Das macht, Gott war ihm nicht eine komplizierte, undefinierbare Größe voll schauerlicher Abgründe und schwüler Atmosphäre, er war ihm nicht die Allseele oder der Weltgrund, sondern er war ihm reiner, persönlicher Geist, er war ihm klarer, bewußter Wille, er war ihm beständige, unendliche Liebe. Von diesem Gott fühlte er sich ganz durchdrungen. Gott war ihm nicht näher oder ferner, denn er war in ihm. Er war sich bewußt, seinen Geist zu haben. Das war das Sicherste, was es für ihn gab. Jesus war einer von den wunderbaren Leuten, denen viel gewisser ist, was sie in sich haben, als alles, was sie mit Händen greifen und mit Augen sehen können.

Gott, den er nicht sah, den er glaubte, er war ihm die größte, er war ihm die einzige Wirklichkeit, die er kannte. Alles andere, Dinge und Geschöpfe, war ihm nur Offenbarung oder Abbild oder Kind Gottes. Nie ist ein Mensch gewesen, der so unmittelbar und eng sich und sein Leben mit Gott verbunden fühlte, ohne den Unterschied zwischen Gott und sich aufzuheben.

Und nie ist ein Mensch gewesen, der so unmittelbar und eng die Welt und alles, was darinnen ist, auf Gott bezogen hätte, ohne die Grenze zwischen Gott und Welt zu verwischen. Gott blieb Gott und die Welt blieb Welt. Einst hieß es: der Geist Gottes schwebte über dem Wasser. Jetzt ist Gott eingegangen in die Welt und bis an ihre Oberfläche ist er heraufgestiegen. Er ist da. Er ist gegenwärtig. Die Natur ist erfüllt mit seinen Kräften. Oder besser — Jesus kennt keine Zwischeninstanz zwischen Gott und Welt — Gott selbst ist es, der die Sonne aufgehen und regnen läßt. Er selbst nährt die Vögel unter dem Himmel und kleidet die Lilien auf dem Felde. Kein Sperling ist von ihm vergessen.

Jesus hat den Atem Gottes, der durch die Welt weht und sie belebt, gleichsam an seiner Wange gespürt. Draußen in der großen Natur, da hat er seines Vaters Auge gesucht und seines Vaters Herz. Und er hat in seines Vaters Aug' und Herz geschaut so tief wie kein anderer Mensch — in den stillen Stunden der Nacht, in der Einsamkeit

der Wüste, auf dem Berge. Er hätte sie nicht aufgesucht an all den Wendepunkten seines Lebens, wenn er nicht da in der Stille und Einsamkeit seinem Gott sich näher gefühlt hätte. Aber es war doch nicht so, als ob er gemeint hätte, da in der Natur offenbare Gott sich mehr als sonst. Für ihn war Gott ja mehr als der allmächtige Schöpfer und Erhalter, für ihn war er der Vater.

Draum erlebte er Gott gerade darin, wie er sich zu den Menschen stellte. Auch für sie war Gott zunächst der Schöpfer und Erhalter. Er gibt das Leben. Er gibt täglich Brot und Obdach und Kleidung dem Menschen. So hatte es Jesus bei sich selbst erfahren. Und auch hier bedarf Gott nicht immer des Mittels: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht — eine der kühnsten Anwendungen eines Bibelwortes Alten Testaments!

Aber über das natürlich-leibliche Leben hinaus reicht die Offenbarung Gottes. Jesus sah nicht bloß die Hand Gottes am Werke, sondern er spürte seinen heiligen Geist in dem Walten unter seinem Volke. Im geschichtlichen Leben offenbarte er sich, und da offenbarte er sich als gegenwärtiger Gott: Das Reich hat sich genaht, das Reich Gottes ist mitten unter euch.

> *Wenn ich mit Gottes Geist die Dämonen austreibe, so ist ja das Reich Gottes schon über euch gekommen.*

Hilfe in leiblicher Not ist das Symptom für das Dasein des Gottesreichs, nicht sein Wesen. Sein Wesen ist geistiger Art: Sündenvergebung und Gerechtigkeit, Gotteskindschaft und Vertrauen, Liebe und Seelenfriede. Denn Gott ist Geist. Gott ist da im geistig-geschichtlichen Leben. Sein Geist geht in die Menschen ein Sie sind von ihm getrieben.

Nicht ihr seid es, die da reden, sondern der Geist des Vaters, der durch euch redet.

So hat Jesus den naturhaft-mystischen Zug in Gottes Wesen beseitigt. Oder vielmehr, da er nichts davon gewußt hat, er hat Gottes Wesen in seiner ethischen Persönlichkeit gefunden. Wer darin eine Beschränkung und Verengung der unendlichen Gottheit sehen will, dem wird kein anderer Ausweg sich öffnen, als Gottes Wesen nur in negativen Prädikaten zu beschreiben, das heißt: immer nur zu sagen, was Gott nicht ist. Aber damit hört Gott überhaupt auf, zu sein, für mich zu sein. Denn so oft ich ihn als reale Größe fassen und halten will, entschlüpft er mir unter den Händen und rettet sich ins Negativ. Und ich behalte eine tote Abstraktion zurück.

Fern sei es, Gott hineinzuziehen in die sinnlichen und endlichen Formen menschlicher Erkenntnis. Und schwer mag es uns manchmal werden, durch alle verstandesmäßigen Bedenken hindurch nach dem pesönlichen Gott die Hände aus-

zustrecken. Nie auch wird eine adäquate Erkenntnis seines Wesens gelingen. Aber solange persönliches Leben für die Blüte des uns zugänglichen Lebens gehalten wird, sa lange wird der Glaube der höchste sein, der das Verhältnis zu Gott als eine persönliche Gemeinschaft faßt — und zu fassen vermag. Denn das vermögen nur die, die ihm ganz nahe gekommen sind und ihn innerlich, in ihrer eigenen persönlichen Geistessphäre erlebt haben. Nur wer ihn innerhab seines Personlebens erfahren hat, der wird ihn als Persönlichkeit glauben dürfen. Die anderen müssen sich damit begnügen, ihn mit philosophischen Allgemeinheiten zu nennen. Daher schauen wir — und wer weiß, wie viele von uns zu diesen „anderen" gehören! — zu Jesus auf als zu dem, der am tiefsten und nächsten Gott erlebt hat, weil er es gewagt hat, ihn Vater zu nennen. Er hatte mit Gott persönliche Gemeinschaft — das war es. Er wußte sich als den Sohn des Vaters. Er behielt sein Ich dem großen Gott gegenüber, weil er auf du und du mit ihm stand.

Über diese Höhe der Religion zu urteilen, steht niemand zu, dessen Gottesbewußtsein nicht auf gleicher Höhe steht. Denn das ist gewiß, daß Jesus der Majestät und Übergröße des göttlichen Wesens nichts vergeben hat. Er blieb selbst in ganzer Abhängigkeit von ihm. Ja, er hat seinen geheimnisvollen Willen schwer an seiner Person erfahren. Er hat seine dunkelsten Rätseltiefen

durchkosten müssen. Jesus hat nicht versucht, die Gottheit zu dem kristallklaren See zu machen, dem man mit leichter Mühe bis auf den Grund schaut. Es gab da für ihn unermeßliche Tiefen, wo es wogte und brauste. Und der dunkle Abgrund verlangte sein Opfer: das Opfer seines Lebens.

Und dennoch hat er einen naturhaft-mystischen Zug im göttlichen Wesen nicht bejaht und hat dennoch Vater zu ihm gesagt:

Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch von mir, doch nicht wie ich will, sondern wie du willst.

Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände.

Das ist Gottesglaube und das ist Erlösung! Gott nimmt den Menschen an sein Herz. Und wem soll auch nicht einmal bange werden in dieser Umarmung! Aber es ist doch tiefste Seligkeit. Denn Gott erdrückt den Menschen nicht. Er zieht ihn an sein Herz wie ein Vater sein Kind.

Das ist die Erlösung, die Jesus hat und bringt: Ein Einswerden mit der Gottheit, aber ein Einswerden von Ich und Du, kein Zerfließen und Vergehen.

Die Geburt des Gottesbewußtseins im Selbstbewußtsein — das ist die Erlösung.

Die Erlösung beginnt in dem Augenblick, wo der Mensch zum Bewußtsein erwacht. Darin wird uns kein Pessimismus und keine Mystik irre machen. Es ist das Erwachen aus dem traumhaften Zustand des unbewußten Lebens zu all den

Zukunftsmöglichkeiten, die in dem Worte „Menschheit" eingeschlossen sind. In ihrem Schoße barg sich eine neue Welt. Und sie ist ans Licht gekommen. Und wir leben wohl gar schon längst in dieser neuen Welt. Aber freilich, wir haben alle das Gefühl, sie ist noch nicht fertig. Die Menschheit wartet, und vielleicht schon recht lange, daß der Schlußstein endlich eingefügt werde in den Bau der neuen Welt. Aber warten wir nicht umsonst? Worauf warten wir eigentlich? Ich glaube darauf, daß wir uns wohnlich einrichten können. Denn in einem unfertigen Haus kann man das nicht. Wir warten darauf, daß endlich das Glück einziehen werde in die neue Behausung, die die Menschheit sich gebaut. Und manche trösten und reden uns gut zu: Nur Geduld! Es kommt noch. Nur Geduld! Nur noch ein wenig Fortschritt. Nur noch ein wenig technische Verbesserung und maschinelle Vervollkommnung. Nur noch ein wenig wissenschaftliches Vordringen und praktische Verwertung der wissenschaftlichen Errungenschaften. Nur noch ein wenig Adlerflug des Menschengeistes und Nachwandel des Menschenfußes — dann stehen wir auf der Höhe. Dann sind wir erlöst — so frei, so selig, meine Brüder! Warum so ungeduldig? Sind wir nicht auf dem besten Wege? Vielleicht wir selbst erleben es nicht mehr, aber die nach uns sind. Ja, die! Unsere Kinder, die! . . . .

So haben die Menschen zu allen Zeiten gesprochen. Und — nie, nie kam die Erfüllung.

Wer tiefer horcht, der vernimmt ein leises Lied, das durch die ganze Menschheit klingt, so alt und breit wie sie ist. Das ist wohl ein Lied vom Glück, aber ein Lied der Sehnsucht nach dem Glück, dem nie erreichten Glück:

Uns alle hat es belogen,
Uns alle hat es betrogen
Das sonnige Märchen vom Glück!

Und nun kommen sie, die klugen Leute — und ich glaube, sie sind wirklich klug, denn es sind die nüchternen und prosaischen Leute — und sagen der Menschheit: Dein Glücklichseinwollen das ist dein Elend! Wer hat's dir versprochen und zugesagt, daß du glücklich werden sollst? Du hast es geträumt! Nun wach auf und laß das Träumen!

Ach nein! Ich denke, ich bin recht wach gewesen. Ich habe gearbeitet, daß mir der Schweiß von der Stirn rann, daß mir der Rücken krumm geworden und die Glieder verbogen sind. Was habe ich erreicht? Ich bin um nichts reicher, ich sage dir: um nichts freier und glücklicher geworden. Ich habe vom Glück nicht geträumt, mit offenen Augen und ruhiger Hand habe ich es schaffen und erkämpfen wollen. Das war der Traum des Glücks!

Ich habe das Glück in den Außendingen ge-

sucht und in dem äußeren Aufstieg habe ich den Weg zum Glück gesehen. Das war der Traum des Glücks! Vorbei! — — —

Nur selbstverständlich war es, daß der Mensch, sobald er von dem Naturleben gelöst war, nun seine gewonnene Freiheit darauf verwandte, sich eine neue angemessene Lebensweise zu schaffen und sich wohnlich einzurichten auf Erden. Das war und ist die Bedingung seines Lebens. Erst da fing der große Irrtum an, als er das, was Bedingung des Lebens war, mit dem Leben selbst verwechselte. Damit begann die Veräußerlichung aller Lebenswerte. Und das wird so gekommen sein: Die Sicherstellung des leiblichen Lebens gegen die unheilvollen Angriffe und Eingriffe elementarer Gewalten, das war das erste Interesse des erwachten Menschenverstandes. Und das tief berechtigte Interesse. Denn es drehte sich um Sein oder Nichtsein. Aber aus diesem Interesse an dem äußeren Leben ist der Mensch nicht mehr herausgekommen. Dieses Interesse hat seine gesamten Fähigkeiten mit Beschlag belegt, zuerst der Not gehorchend, dann dem eigenen Trieb. Vor allem die Intelligenz des Menschen. Kein Wunder! Denn die Intelligenz hat sich an diesem Interesse überhaupt erst gebildet und ausgebildet. Das wäre nie geschehen, wenn die äußere Nötigung nicht gewesen wäre. Denn der Mensch ist träge von Natur und besitzt keinen spontanen Forschungstrieb.

Aber auch die tieferen Fähigkeiten der Seele, das Gemüts- und Gefühlsleben, der sittliche Wille und der Gemeinsinn, sind erst durch das harte Muß äußerer Notwendigkeit wie Funken aus dem Stein geschlagen worden. So verdankt ihm das religiöse Verhalten, gewiß eins der ursprünglichsten und ältesten Bedürfnisse des Menschengeistes, wenn nicht seinen Ursprung, so doch seinen ersten Inhalt: Sicherung des Lebens gegen diejenigen natürlichen Mächte, die wegen des Mangels naturgesetzlicher Erkenntnis dem Bereich der willkürlich handelnden Geisterwelt zugewiesen und als übernatürliche Mächte verehrt wurden. Auch die Religion wurde dem Arbeitsorganismus der Menschheit, zunächst der Sippe und des Stammes, dann des Volkes, einverleibt und in den Dienst der Kultur gestellt. Und darin ist sie wesentlich stecken geblieben und eher noch tiefer hineingeraten, als sie aus einer Angelegenheit des Volkes eine solche des Staates wurde. Ja, es fragt sich, ob sie heute schon aus dieser Erniedrigung erlöst ist und das Aschenbrödel seine königliche Würde empfangen hat. Ich fürchte, jenes sarkastische Wort hat recht, das sie „eine Erweiterung der Staatsgewalt ins Geistige, eine Ausdehnung der Macht das Staates über das Innere der Menschen“ nennt. Und der Staat kann sie nur demselben Zwecke unterwerfen, dem er selbst als Mittel dient, nämlich, die auseinanderstrebenden und widereinanderstrebenden Einzelkräfte in der ge-

meinsamen Richtung des Kulturfortschrittes festzuhalten.

Die eigentliche Seele des Staates ist freilich nicht die Religion, sondern das Recht. Mit ihm daher sucht er seine Tendenz zu verfolgen. Darum fällt es unter dieselbe Beurteilung. Es ist weder ein Produkt freier Vereinbarung, noch ein willkürliches Erzeugnis der Regierenden. Es entspricht demselben praktischen Interesse und empfängt von hier aus seinen Charakter, Zwangsmittel zu sein im Dienste des Arbeitsorganismus zur Erhaltung des Ganzen.

Mit dem Recht nahe verwandt ist die Moral. Was jenes für den Staat, ist diese für die Gesellschaft. Denn sie verdankt ihren Ursprung nicht einer innerlichen Nötigung des freien Menschen, sondern ist entstanden unter dem Druck der gesellschaftlichen Verhältnisse, einen Ausgleich zu schaffen zwischen den Lebensansprüchen der Einzelnen zugunsten der Allgemeinheit.

Aus dem primitiven Interesse der einfachen Lebenssicherung haben sich die höheren Interessen der Lebensverfeinerung und Lebensbereicherung entwickelt. Und nun gab es kein Aufhalten mehr auf dem eingeschlagenen Wege. Alle, auch die höheren Kräfte des Menschen, waren in der Richtung auf die Ausgestaltung des äußeren Daseins festgelegt. Nun konnte auch kein Augenblick mehr eintreten, wo die Menschheit des Erworbenen hätte wirklich froh werden können. Ein

wahrhafter Lebensgenuß ist immer nur wenigen beschieden gewesen. Und sie gelten als die Drohnen der Gesellschaft. Gewiß mit Recht, doch nur so lange, als alle anderen mit allen ihren Kräften eingestellt sind in die Arbeit an der Kulturerweiterung.

Aber deutlich tritt dabei zutage, daß irgendwo ein Fehler stecken muß in dieser Kultur, die wenigen zur Freude und den meisten zum Leide gereicht. Der Mensch ist Mittel geworden und nicht Zweck. Was ihm dienen sollte, dem muß er dienen. Was zur Freiheit führen sollte, hat sich in Knechtschaft verwandelt. Und selbst die, die das Leben auf die Höhe gestellt hat, sie werden schließlich Sklaven ihrer Bedürfnisse und Ansprüche. Denn mit der Vermehrung der Lebensgüter wuchs auch die Begierde danach. Die Menschheit ist dem Tantalus gleich geworden, dessen Hunger nie gestillt wird.

Und was dem zu widersprechen scheint, die Übersättigung, die sich eingestellt hat, ist nur ein Symptom dafür, daß das tiefste Begehren keine Befriedigung gefunden hat.

Denn alle Lust will Ewigkeit,
Will tiefe, tiefe Ewigkeit.

Und diese Kultur geht nirgends in diese Tiefe und ragt nirgends in die Ewigkeit. Man ist ihrer überdrüssig geworden, weil man zuviel davon hat und hat doch nichts davon.

Fragt doch den Krösus dort, der alles hat, was die Kultur zu bieten vermag: Paläste und Landhäuser, Automobil und Lustyacht, Bibliotheken und Kunstschätze, allen Komfort und alle Bequemlichkeit, die nur zur denken ist, der sich alles verschaffen kann, was das Herz sich wünscht und der Sinn begehrt — er hat keinen Wunsch mehr und kein Begehren. Da bringt er seine Tage in Kairo hin und schaut den Nil nicht an und gähnend hat er nur das eine Wort: Langweilig! Da hast du den vollkommenen Kulturmenschen! Und er ist typisch für die Höhe der Kultur, auf die wir kommen möchten: So sieht sie aus! Eine Anhäufung von Schätzen und Gütern des äußeren Lebens, denen der innere Wert fehlt. Denn wo sich die Schätze und Güter in Kräfte umsetzen, da schaffen sie nur neue Güter und Schätze und das Übel ist ärger denn zuvor. Der, der sie erwirbt, der Besitzende, hat nichts davon und der, der sie erzeugt, der Arbeitende, erst recht nichts. Für beide ist die Kultur eine Last: Sie erdrückt das Beste in ihnen, das wirkliche Menschentum. Sie überwuchert mit trügerischem Glanze die innere Hohlheit und wo einer sie bis in sein Herz dringen läßt, da saugt sie ihm die Seele aus dem Leibe.

Das ist der Zustand, der sich herausgebildet hat, seitdem der Mensch die Natur verlassen hat und seine eigenen Wege gegangen ist.

Ist das die Erfüllung seines Sehnens, die er

träumte? Ist das die Erlösung? Ach nein! Wer erlöst ihn von dieser Erlösung? Wer gibt dem Menschen ihn selbst wieder und befreit ihn von seinem Zerrbild?

Es scheint die höchste Zeit zu sein, daß eine Flucht aus diesem Kulturzustand gepredigt wird. Aber das ist das Heilmittel nicht! Denn nur einzelne können es anwenden. Die anderen, die große Mehrzahl, müssen bleiben und aushalten um ihrer Existenz willen, die an dieser Kultur hängt. Und so scheint doch der Pessimismus das letzte Wort zu behalten mit seiner dumpfen Frage: Wozu, wozu das alles? Wozu dieses ganze Leben und Menschsein?

Menschentum ist ein Verkehrtes,
Menschentum ist Ach und Krach.

Und so singt uns ein moderner Dichter die Ballade des äußeren Lebens:

Und Kinder wachsen auf mit tiefen Augen,
Die von nichts wissen, wachsen auf und sterben,
Und alle Menschen gehen ihre Wege.

Und Straßen laufen durch das Gras, und Orte
Sind da und dort voll Fackeln, Bäumen, Teichen
Und drohende und totenhaft verdorrte ....

Wozu sind diese aufgebaut? Und gleichen
Einander nie? Und sind unzählig viele?
Was wechselt Lachen, Weinen und Erbleichen?

Was frommt das alles uns und diese Spiele,
Die wir doch groß und ewig einsam sind
Und wandernd nimmer suchen irgend Ziele?

Hier taucht das große Selbstbewußtsein wieder auf und die tiefe Selbstbesinnung kommt zu Worte. Aber sie kommt zu Worte mit einer verklingenden Frage. Und hat keine Antwort.

Dagegen, gegen diese Resignation, verkündigt der größte Prediger unsrer Zeit das „letzte Evangelium in dieser Welt". Es heißt:

> *„Kenne deine Arbeit und tue sie. »Kenne dich selbst«, — lange genug hat dieses dein armes »Selbst« dich gequält. Halte es nicht für deine Aufgabe, dich kennen zu lernen. Wisse vielmehr, woran du arbeiten kannst, und arbeite daran wie ein Herkules!"*

Aber was besagt diese Predigt? Besagt sie nicht: Laß alles Fragen und Klagen! Übertäube deine innere Stimme, die Stimme deines Selbst, die nach Erlösung schreit! Vergiß dich selbst über deiner Arbeit!?

Und haben wir nicht gearbeitet? Gearbeitet mit allen Kräften unseres Menschen? Und gerade diese Arbeit war es, die uns hineingebracht hat in dies glänzende Elend der Kultur. Denn sie hat die Kultur geschaffen. Wie soll uns dasselbe Mittel erlösen, das uns in die Knechtschaft geführt hat? Arbeiten — ja arbeiten und nicht verzweifeln! Aber wenn es denn doch zum Verzweifeln ist? Denn das ist das Verzweifelte an der gegenwärtigen Situation, daß kein Ausweg zu sehen ist aus dieser Kulturentwicklung. Alle ge-

meinsame Arbeit trägt den Fluch, daß sie ihr dient und sie vermehrt, und alle isolierte Arbeit wirkt auf sie nicht ein. Alle, die arbeiten, arbeiten nur an dem Ausbau dieses Turmes von Babel. „Und haben das angefangen zu tun; sie werden nicht ablassen von allem, das sie vorgenommen haben zu tun." Und die Spitze des Turmes soll bis an den Himmel reichen. Das ist die Illusion der Kulturschwärmer. Und der Koloß erdrückt den Menschen und preßt ihm die Seele aus und erstickt sein persönliches Leben. Wahrlich, auf seiner Höhe wird nie die Fahne der Freiheit wehen und nie die Glocke läuten, die die Umschrift trägt: „Der Einzelne, der Einzelne.'

Aber arbeiten und nicht verzweifeln! Arbeiten! Das wird doch die Parole bleiben müssen. Denn es nutzt ja nichts, daß hin und her Stimmen laut werden, die vor einer Überschätzung der Kultur warnen. Die uns fragen, ob denn der Aufschwung der Lebenshaltung und äußere Wohlfahrt und Bequemlichkeit und Fortschritt, ob diese ganze Außenkultur irgend einen Wert hat, ja ob sie nicht vielmehr als Schaden, als der Krebsschaden zu erachten sei, wenn dabei die Seele verarmt und das Herz vertrocknet und das Gemüt verkümmert. Diese Predigt hilft uns nicht. Denn sie will uns zurückrufen zur Natur, heraus aus Menschenanhäufung und Güteranhäufung. Diese Prediger sind Rufer in der Wüste und in die Wüste. Aber in die Wüste können wir nicht zu-

rück und wollen wir nicht zurück. Es bleibt nur das Eine übrig: wir müssen hindurch, nicht zurück, sondern vorwärts. Wir werden uns nicht äußerlich von der Kultur trennen dürfen, wir werden sie innerlich überwinden müssen.

Wir werden sie wachsen lassen müssen, um ihre Blüte zu erleben, damit sie dann reif werde, reif zum Abfall. Wir werden alle die „Segnungen" der Kultur und ihren ganzen Fluch tragen müssen, damit wir alle nach Erlösung schreien lernen, wenn ihre Ketten uns ins Fleisch schneiden. Denn noch sind es viele, allzuviele, die sich wohl in ihr fühlen.

Dann erst geht's — wohin? Es wird sich nicht beschreiben lassen. Es gleicht jener Hoffnung der Frommen, die einst in alter Zeit auf die Freiheit warteten: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, werden wir sein wie die Träumenden." Wer weiß, es wird ganz anders sein als wir denken und dichten. Nicht taliter qualiter, sondern totaliter aliter.

Aber jetzt können wir nur wiederholen: Wir müssen hindurch, hindurch durch diesen Kulturzustand, um wieder zu Natur zu kommen, aber nicht zurück zur Natur, sondern zu höherer Natur. Auf eine Stufe müssen wir gelangen, wo der Mensch zum Menschen wird, wo er sich seines höheren Lebens bewußt wird und die tieferen Kräfte zur Entfaltung bringt, die in ihm liegen, zarte, feine Ansätze, die noch vor jeder Berührung

zurückbeben wie die Hörner der Schnecke, weil sie die harte Wirklichkeit dieser Welt nicht vertragen können, wo hart im Raume sich die Sachen stoßen, wo noch die Gesetze des Egoismus und der mechanischen Welterklärung das Leben gestalten, wo eigentlich für geistige Güter noch keine Stätte bereitet ist. Denn was der Mensch an Geistesgaben enthüllt hat, das sind die, die er brauchte, um seine Existenz zu schaffen und zu sichern und zu verbessern. Und was darüber hinaus davon ans Licht getreten ist, vornehmes, edles, hohes Geistesleben, das kam nur in einzelnen Persönlichkeiten an den Tag, die wie eine Weissagung auf kommende Zeiten unter uns sind.

Der Mensch ist zum Bewußtsein erwacht, zum Bewußtsein der Dinge, er braucht seinen Verstand. Aber sein Selbstbewußtsein schlummert noch, soweit es ein Bewußtsein seines Eigenwertes und Alleinwertes sein soll. Er hat noch nicht die Entdeckung gemacht, daß im Innern ist ein Universum auch, oder noch besser, daß sein Universum in seinem Innern ist. Und so wird die Erlösung sein, daß wir erlöst werden von der Außenkultur zur Innenkultur, zur Freiheit des inneren Menschen.

Der innere Mensch, wer ist das? Jedenfalls nicht der Verstandesmensch, der Wissensmensch, der Gelehrte und Geistreiche. Davon haben wir ja schon eine ganze Portion und sind doch noch

weit von der Innerlichkeit. Das ist nicht der Weg zur Erlösung, auf dem sie jetzt gesucht wird, dieser Weg zum Intellektualismus, den alle unsre hohen und niedrigen Schulen wandeln und darauf die Schüler an der Nase herumführen, weil sie das Heil von der Verstandesdressur erwarten. Was ist es für eine Irreführung, wenn heute laut oder leise das Schlagwort umgeschickt wird: Wissen macht frei! Wenn ich nur einen einzigen Menschen gefunden hätte, den das Wissen frei gemacht hat, ich wollte an diese Parole glauben und sie weitergeben als leuchtende Fackel, die uns den Weg zur Freiheit weist. Aber so ist sie nur ein deutliches Zeichen für die Verwirrung, die in den Köpfen herrscht, daß man stolz ist auf den Besitz des „gesunden" Menschenverstandes, der zum Herrscher und Richter und Deuter alles Seienden proklamiert wird, während man nicht merkt, daß er eine krankhafte Hypertrophie im menschlichen Organismus bedeutet. Wir sind geistes-krank. Wir leiden an Überverstand. Das ist es, was die Knechtschaft heraufgeführt hat. Denn alle kranken Organe beanspruchen, daß ihnen Achtung und Huldigung zuteil werde.

Als Mittel und Werkzeug hatte einst der Mensch den Verstand in seinen Dienst genommen. Er sollte ihm helfen, der Welt theoretisch und praktisch Herr zu werden. So ist die Wissenschaft entstanden im Dienste des Menschen. Aber sie ist dann übermächtig geworden und ihm über den

Kopf gewachsen. Sie wurde die Herrin und er der Diener.

Was der Verstand geleistet hat, ist groß und viel. Er ist wie an einem Hängegerüst auf- und niedergestiegen an dem Gebäude des Universums, von unten nach oben und von oben nach unten, und nichts ist ihm verborgen geblieben. Mit Teleskop und Mikroskop hat er gesucht und entdeckt. Er ist Anatom gewesen und hat den Weltenleib und den Leib der Kreatur seziert, das Leben und die Seele, und hat die Struktur festgestellt. Er ist Registrator gewesen und hat die Vorgänge in Natur und Geschichte und Geist genau beobachtet und gebucht. Band auf Band hat er die Diarien gereiht, in denen Seite auf Seite Einzelerscheinung neben Einzelerscheinung verzeichnet steht. Er ist Experimentator gewesen und hat die gefundenen Resultate durch eigene, willkürliche Versuche kontrolliert und repetiert. Er ist Ordner im Makrokosmus und Mikrokosmus gewesen und hat die unübersehbare Mannigfaltigkeit in übersichtliche Fächer geteilt und hat die eine Wissenschaft in Wissenschaften getrennt und hat in jeder Wissenschaft eine Fülle der Spezialwissenschaften erzeugt. Er ist Gesetzgeber gewesen und hat den Lauf der Welt und den Ablauf des geistigen Geschehens auf allgemeine Formeln und gemeingültige Regeln gebracht. Nun liegt alles Dasein und Sosein offen vor seinem sehenden Auge.

Vor wessen Auge? Vor des Verstandes Auge. Aber wer hat diesen Verstand? Niemand. Denn niemand hat das ganze Wissen. So unübersehbar ist der Bereich des Wissens geworden, daß der einzelne nur einen ganz geringen Bruchteil überschauen und beherrschen kann. Ein jeder muß sich beschränken auf sein Spezialgebiet, sonst bleibt er ein Halbwisser und verliert dadurch sein Bürgerrecht in der Gelehrtenrepublik. Was ich weiß, weißt du nicht und was du weißt, weiß ich nicht. Und damit ist die Trennung und Absonderung auf dem Gebiete der Welterkenntnis vollzogen und das gegenseitige Verständnis ist dahin. Jede Fakultät hat ihre besondere Wahrheit. Und darum: das ist das Ende vom Lied, daß keiner die Wahrheit hat. Denn die Wahrheit kann nur Eine sein. Der Wissenschaft letzter Schluß führt also zu der achselzuckenden Frage: Was ist Wahrheit? Der Skeptiker behält das letzte Wort.

Und wenn einer das ganze Wissen hätte, dann würde es doch heißen müssen: Niemand lebt davon, daß er viele Güter hat. Mag seine Gelehrsamkeit noch so umfassend sein, wenn er seinen Anteil am Leben haben will, dann sucht und findet er ihn in seiner Gelehrsamkeit doch nicht. Denn das gehört zum Wesen der Wissenschaft, daß sie, solange sie Wissenschaft bleiben will, alles Persönliche und Subjektive abstreifen und nach Objektivität streben muß. Sie hat ihren

Zweck in sich selbst und von jedem, der ihr als ein heiliger Priester dienen will, fordert sie das Opfer seiner Person, seiner persönlichen Wünsche, Neigungen und auch Überzeugungen. Denn sie bringen Voreingenommenheit an eine Sache heran, die nur gedeihen und überhaupt sein kann bei völliger Voraussetzungslosigkeit. Ob diese ganz erreicht wird, ist eine andere Frage. Aber je völliger sie erreicht wird, desto mehr wird der Zweck erreicht. So viel das Subjekt von sich selbst opfert, so viel gewinnt die Sache. Gerade die höchste Wissenschaftlichkeit hat die weittragende und schmerzliche Folge, daß das persönliche Leben zu kurz kommt. Das ist ein Segen für die Wissenschaft, aber ein Fluch für den Menschen, weil es ihn zur Unpersönlichkeit verdammt.

Und wenn einer das ganze Wissen hätte, mit dem Opfer der Persönlichkeit wäre der Besitz zu teuer erkauft. Was bietet die Wissenschaft für einen Ersatz? Sie gibt den Tod für das Leben! Das ist ihr Ersatz. Denn alles Wissen ist tot, das nicht von persönlichem Leben beseelt ist. Und umgekehrt: Keine Wissenschaft ist imstande, persönliches Leben zu zeugen. Ob wir etwas wissen oder nicht wissen, das ruft in unserer persönlichen Entwicklung nicht die geringste Veränderung hervor. Die Fülle des Wissens bereichert uns nicht, weil sie unsere Seele nicht bereichert. Es ist vielmehr wahr, was der alte Weise sagt:

Und sein Wissen zu bereichern
Heißt nur Gram sich aufzuspeichern.

Denn der Mensch muß dem Verlust des Besten, was er hat, seiner Persönlichkeit, Tränen nachweinen. „Was Nutzen hätte der Mensch, ob er die ganze Welt gewönne und verlöre sich selbst."

Und wenn einer das ganze Wissen hätte und er hätte sich selbst nicht verloren in der Arbeit des Erwerbens und im Besitze des Erworbenen, was hülfe es ihm? Bliebe nicht dennoch die tiefe Klage des Doktor Faust:

Habe nun, ach, Philosophie,
Juristerei und Medizin
Und leider auch Theologie
Durchaus studiert mit heißem Bemühn.
Da steh' ich nun, ich armer Tor
Und bin so klug als wie zuvor
Und sehe, daß wir nichts wissen können?

Ja, wenn das nur ein bloßes Geständnis des Nichtwissens wäre! Aber dieser herbe Schmerz des Nichtwissenkönnens! Er schließt eine tiefe Tragik ein. Denn dies Geständnis lebt gerade im Munde solcher, die im Reiche des Geistes und der Wissenschaft zu Haus sind, die die Welt durchforscht und das Leben erkannt haben. Vom griechischen Altertum her, wo es zuerst auftaucht, klingt es bis ins unsere Tage, wo der große Forscher sein, „Ignoramus, ignorabimus", Wir wissen nicht und werden Unwissende bleiben, spricht.

Und das ist um so bedeutsamer, als unsere Zeit das Gebiet des Wissens bis ins Unendliche, ins unendlich Große und unendlich Kleine, erweitert hat. Aber je weiter die Fackel der Erkenntnis leuchtete, desto tiefer funkelten Abgründe des Unerklärten und Unerklärlichen auf. Mit der Unermeßlichkeit des Erkannten ist die Unermeßlichkeit des Unerkannten und Unerkennbaren gewachsen.

Was die Wissenschaft geleistet hat, ist groß und viel. Aber fast will es scheinen, als sei sie trotz alledem immer noch erst am Anfang und gleichsam nur an der Oberfläche und Außenseite geblieben. Sie hat das Wesen nicht aufgedeckt und den Grund nicht enthüllt. Bis an die Quellen des Lebens, an denen Himmel und Erde hängt, ist sie nicht vorgedrungen.

Sie hat lernen müssen, die Grenzen ihres Erkennens einzusehen. Und wo sie anmaßend genug war, sich zur Richterin über die übersinnlichen Dinge aufzuwerfen oder gar Sein oder Nichtsein unsichtbarer Wirklichkeiten von ihrem Spruche abhängig zu machen, da hat sie sich selbst das Urteil gesprochen, daß man sie nicht mehr ernst zu nehmen brauche, weil sie selbst den wissenschaftlichen Ernst aufgegeben hatte, den ehrlichen Wahrheitssinn, der sich der Schranken bewußt bleibt. Und wo sie lächelnd die Lösung der Welträtsel in leichter Hand zu halten vorgab, stolz auf ihr Können und Wissen, da hat sie nichts

anderes getan, als ihren Stolz wegzuwerfen, und ist bescheiden, sehr bescheiden gewesen in ihren Ansprüchen, zufrieden mit Knochen, wo sie Fleisch und Blut zur Speise begehren sollte.

Aber wahrlich, nur die Lumpe sind bescheiden. Hier, wo es sich um die Wahrheit handelt, fordern wir mehr. Da lassen wir uns nicht abspeisen mit Oberflächlichkeiten und Einfällen und Hypothesen irgend eines Forschers, der die Ehrfurcht verloren hat vor dem, was über uns und unter uns und — in uns ist.

Der Wahrheit wollen wir uns beugen, sie soll unsre Herrin sein. Und wir glauben, daß die Wahrheit uns frei machen wird. Aber die Wissenschaft — welche Wissenschaft hat denn die Wahrheit, d i e Wahrheit? Sie umfaßt schließlich nur die Wirklichkeit, sie kann nur das sagen, was existiert, nie aber, was ist und warum es ist. Darum soll sie sich hüten, um ihrer eigenen Ehre willen, zur Gauklerin zu werden, die uns weismachen will, sie besitze die Wahrheit und gar die letzte Wahrheit.

Nehmt alles, was von Aristoteles bis Newton, von Baco bis Helmholtz, von Sokrates bis Kant, von Augustin bis Hegel an Welterkenntnis und Wissen dem Menschengeist zugewachsen ist — sind wir denn wirklich weiser geworden, weiser an jener Weisheit, für die die Welt kein Geheimnis mehr ist? Und sind es nicht gerade die Geheimnisse, von denen wir leben? Man darf hier den-

ken an ein Wort, das aus tiefster Ehrfurcht vor der Weltweisheit und dem Geheimnis des Lebens zugleich gesprochen ist:

> „*Man lege in Eine Wagschale alle Worte der großen Weisen und in die andere die unbewußte Weisheit dieses vorübergehenden Kindes, und man wird sehen, daß die Enthüllungen Platons, Mark Aurels, Schopenhauers und Pascals nicht um Haaresbreite die großen Schätze des Unbewussten überwiegen werden; denn das schweigende Kind ist tausendfach weiser als dieser redende Mark Aurel.*“

Wer hat die Runenzeichen des Lebens entziffert? Wer hat uns auch nur Einen Schritt der Lösung des Rätsels näher gebracht, des alten Sphinxrätsels: Was ist der Mensch? Wer will mir sagen, wer ich bin? Diese Fragen hat keine Wissenschaft beantwortet. Und wo sie echte Wissenschaft war, da hat sie die Fragen nur noch vertieft. Denn das Ich ist unableitbar und kein wissenschaftlicher Maßstab reicht heran. Mag auch der Menschengeist den Inhalt des Ich bis in seinen letzten Winkel zu erforschen und zu ergründen wähnen, er wird durch Addition der Einzelmomente zur Summe nie das erhalten, was Selbstbewußtsein heißt. Es bleibt immer ein inkommensurabler Rest: die Persönlichkeit. Und damit wird weiter gerechnet werden müssen. Und der Divisor wird in dem Dividendus nie aufgehen,

weil er selbst vor und über dem Rechnungsexempel sitzt.

Es ist umsonst gewesen, daß ihr den Menschen eingespannt habt in das Netz der Zusammenhänge alles Geschehens, daß ihr ihn erklärt habt als Produkt seiner Verhältnisse — immer hat sich das Ich der Gefangennahme entzogen und ist selbstherrlich geblieben. Denn das Ich hat aus sich ein eigenes Geschehen hervorgebracht, indem es neben dem Kreislauf des natürlichen Lebens die fortlaufende Reihe des geistig-geschichtlichen Lebens schuf.

Damit sind wir wieder bei der Kultur angelangt und bei der Frage, inwiefern die Entwicklung und Entfaltung des Ich in die Länge und Breite des kulturellen Lebens der Weg zu seiner Erlösung ist. Das Ich hat die Wissenschaft aus sich herausgeboren, aber sie war nicht der Strom, der den Menschen zur Freiheit trug. Sie entfaltete nur einen Teil seines Geistes und nicht einmal den wertvollsten, den Verstand, und das Ich kam dabei nicht zu seinem Recht und mußte sich gegen seine Übermacht wehren, um sich selbst zu behaupten und seine Selbstherrlichkeit nicht preiszugeben.

Ganz gewiß, auch die Wissenschaft hat dem Ich in seiner Erlösung weitergeholfen. Aber aus der Helferin ward sie die Tyrannin und führte auf Abwege und zu neuer Knechtschaft.

Als der Mensch zum Selbstbewußtsein erwachte, begann seine Erlösung. Aber wo zeigt sich ihr Fortgang? Wenn er doch nur zum kleinsten Teil besteht in der Erweiterung des Ich zum wissenschaftlichen Dasein! Wo hat der Mensch seine tieferen Anlagen zur Ausbildung bringen können?

Und wir sind nicht in Verlegenheit, das Gebiet zu nennen, wo es geschehen ist. Es ist das Gebiet der Kunst.

Man hört es immer wieder sagen: Die Kunst ist Nachahmung der Natur. Und man meint wunder was Feines gesagt zu haben, wenn man diesen Satz dahin erweitert: Gerade die Echtheit der Kunst bewähre sich daran, daß sie Nachahmung der Natur sei und an ihr kontrolliert werden könne. Darin habe sie ihr Prinzip und ihre Richtschnur, um sie vor Verirrung zu bewahren. Und in der Weise benutzt man dieses Prinzip, daß man sich weiterer Beweisführung für die Verurteilung eines Kunstwerks überhoben glaubt, sobald es unter das Tadelsvotum gestellt werden kann: Es ist unnatürlich. Und der endlich gilt als der große Künstler, der so ganz den Eindruck der Natur in seinem Werke wiedergibt.

Wäre diese Auffassung der Kunst die richtige, dann begreift sich die merkwürdige Erscheinung nicht, daß die Leute dumm genug sind, mit der Kunst, diesem Surrogat der Natur, vorlieb zu nehmen, statt die Natur selber aufzusuchen.

Allerdings unsre Kultur, die ja immer mehr die Natur im Menschen und um den Menschen verdrängt, mag es nötig gemacht haben, daß man in die Unnatur der Lebensbehausungen wenigstens ein Stückchen Natur hängt oder stellt oder sonstwie durch die Kunst einschmuggelt.

Doch es ist überflüssig, noch mehr ernste oder heitere Worte zu verschwenden. Ohne Zweifel ist diese Auffassung der Kunst verkehrt, so verkehrt, daß man sie eher wieder umkehren muß: Die Kunst ist das Gegenteil der Natur. Und darin ist soviel richtig, daß die Natur nicht der Zweck der Kunst ist. Vielmehr erschöpft sich die Beziehung der Natur zur Kunst darin, daß sie die Mittel darbietet, mit denen die Kunst ihren Zweck, ihren eigentümlichen Zweck erreicht.

Aber, wirft man ein, die Kunst hat keine Zwecke. Sie ist das freie Spiel menschlichen Wesens, nicht von vorn oder von außen her bestimmt, sondern von innen sich entfaltend wie die Blüte am Baum. In diesem Sinne kennt die Kunst allerdings keine Zwecke, im Sinne der von außen herangebrachten Tendenz. Aber das schließt nicht aus, daß der Künstler bei seiner Arbeit einen Zweck verfolgt, nämlich seine Idee so vollkommen als nur immer die Technik erlaubt, zum Ausdruck zu bringen.

Und hier wird es ganz deutlich, daß die Natur nicht der Ausgangspunkt der Kunst sein kann. Denn was dem Künstler als Ziel seines Schaffens

vorschwebt, ist die Herausgestaltung und Verkörperung dessen, was in ihm lebt. Der Mensch ist es, von dessen Seele die Kunst ihren Ausgang nimmt, und alles außer ihm Liegende wird ihm zum Symbol, durch das er zum Ausdruck bringt, was seine Seele erfüllt und erregt. Goethe sagt: „Gerade das, was ungebildeten Menschen am Kunstwerk als Natur auffällt, das ist nicht Natur (von außen), sondern der Mensch (Natur von innen)."

Ich weiß nicht, inwieweit die Anfänge der Kunst und vorhandenen Erstlingsschöpfungen sich dieser Erklärung ihres Wesens entziehen. Ob da nicht die Nachahmung der Natur, „von außen", das Maßgebende bedeutet. Jedenfalls spricht zugunsten unsrer Auffassung das, was schon die immerhin noch primitive Kunst etwa der Assyrer und Ägypter hervorgebracht hat. Ihre Bildwerke und Tempelfiguren und Sphinxe entstammen der freiwaltenden Phantasie und sind Äußerungen ihrer religiösen Innenwelt.

Wie will man überhaupt, wenn man einmal absieht von den geschichtlichen Erscheinungen der Kunstwelt, das gesamte Gebiet künstlerischer Betätigung umfassen, wenn man die oben gegebene Erklärung nicht gelten lassen mag! Sie allein läßt die Musik zu ihrem Rechte kommen, für die das Schlagwort: Nachahmung der Natur — doch nichts besagt, es sei denn, daß einer einen mühelosen Entwicklungsgang aufzuzeigen vermag, der

von den Naturlauten, von Vogelsang und Windesrauschen zu Beethovens oder Wagners Harmonien führt und den Vogelstimmenimitator zu ihrem Vorläufer macht.

Eins offenbar ist es, was der Rede von der Nachahmung der Natur Vorschub leistet, das ist die Landschaftsmalerei und das Porträt oder Standbild. Hier scheint alles auf „Ähnlichkeit" anzukommen. Aber wer das meint, der tut am besten, sich an den Photographen zu wenden. Der Künstler wird etwas anderes im Auge haben. Er will auch bei der Landschaft und dem Porträt das wiedergeben, was er an der Natur und an dem Menschen, an dem bestimmten Ausschnitt Natur und an dem bestimmten Ausschnitt Menschheit erlebt hat. Was ihn innerlich davon berührt hat. Zu ihm hat die Seele der Landschaft und der Geist des Menschen gesprochen. Damit hat sich ihm ihr Wesen offenbart. Das sucht er zur Anschauung zu bringen, die äußeren Formen und Farben, das Körperliche, das Sichtbare und Greifbare, auch Licht und Schatten als Ausdrucksmittel benutzend. Wenn er weiter nichts täte, als daß er das, was er so sieht, die sinnliche Wirklichkeit, auf die Leinwand oder in den Stein bannte, das wäre mir eine Kunst! Es wäre die Kunst, die der Tod übt: die Seele vom Leibe zu trennen und einen Leichnam übrig zu lassen.

Wahrlich, die Kunst, die das leistet, die soll sich nicht ferner die göttliche nennen! Denn sie

tut nicht das, was Gott tut, daß sie schöpferisch Leben zeugt. Aber nur der verdient den Namen Künstler, der Leben schaffen kann, nicht ein Schattenbild des vorhandenen Lebens, auch nicht bloß das Leben, wie es in Wirklichkeit ist, dies Leben, das eingespannt ist in tausend Notwendigkeiten und Abhängigkeiten, vielmehr: ein freies Leben, ein neues Leben, das Leben, wie wir es ahnen und träumen und wünschen. Ein Leben, das seine Gesetze in sich selbst trägt und sich aus seinem eigentümlichen Wesen heraus entfaltet. Solche Lebensoffenbarung ist jedes echte Kunstwerk, mag es der Dichter oder Maler oder Bildhauer oder Tonkünstler geschaffen haben.

Lebensoffenbarung — das ist die Kunst.

Aber nun: was hat denn das alles mit dem zu tun, von dem wir reden, mit der Erlösung des Menschen? Ich denke, sehr viel!

Wenn das der Anfang der Erlösung war, daß der Mensch zum Bewußtsein erwachte und dadurch frei wurde von dem bewußtlosen Naturleben, so kann ihr Fortgang nur darin bestehen, daß der Mensch immer weiter über die Natur hinauskomme. Das darf allerdings kein Sprung ins Leere sein. Die Erlösung wäre nur halb, wenn sie bloß nach rückwärts etwas bedeutete. Sie muß der Übergang zu höherem Leben, sie muß ein Sprung ins Volle sein. Aber das liegt nicht parat und wartet nur darauf, daß der Mensch davon Besitz ergreife, als führe der Mann sein junges

Weib in das reiche Erbe seiner Väter und mache sie zur Herrin darüber. Vielmehr ist es erst als Möglichkeit da, und der freigewordene Geist hat die Aufgabe, die Möglichkeit allmählich zur Wirklichkeit werden zu lassen. Die Bahn ist frei für das Wachstum neuen Lebens. Und in dem Menschen und durch den Menschen und aus dem Menschen wird es wachsen, indem er seine in ihm schlummernden Anlagen in ein selbständiges Dasein entfaltet und sich in ein persönliches Leben erhebt.

Das kann immer nur nach und nach und annäherungsweise geschehen. Denn nie wird die Abhängigkeit von der Natur ganz überwunden und nach seiner leiblich-sinnlichen Daseinsweise bleibt der Mensch ihr Kind, das ohne die Mutter nicht existieren kann und von der Mutter lebt.

Doch nach seiner anderen Seite hin hat er seine Freiheit, nach der Geistesseite hin, an der Stelle, wo er sich künstlerisch betätigt. Da schafft er sich das selbsteigene Dasein, das seinen immanenten Gesetzen folgt. Und während er schöpferisch seine Kräfte übt, schlägt in seliger Lust sein Herz. Denn das ist Seligkeit, wenn er sich selbst zur Entfaltung bringen kann.

Jedoch sind wir nicht alle Künstler, die große Mehrzahl ist es nicht. Also hätten nur wenige teil an dieser Seligkeit? Freilich, wir sind nicht alle Künstler, allein die Kunst gehört uns allen. Wenn wir auch nicht künstlerisch Schaffende sind,

so sind wir doch solche, die sich künstlerisch verhalten. Von den künstlerisch Schaffenden lassen wir uns fortreißen und in ihre Seligkeit hineinnehmen als künstlerisch Genießende. Wir erleben im Anschauen ihrer Schöpfungen dieselbe Erlösung, die sie selbst erfahren haben. Sie lösen in uns die Gefühle und Seelenbewegungen aus, die in ihnen selbst gewallt und gewogt haben, bis sie sich zum Kunstwerk verdichteten. So nehmen wir teil an ihrer Seligkeit.

Aber noch mehr! Bedarf es denn immer ihrer Vermittlung? Haben wir denn nicht Augen und Herzen, um selbst zu sehen und zu fühlen ganz unmittelbar die Schönheit dieser Welt, ehe sie unter fremden Händen im Kunstwerk wiedergeboren wurde? Immer wieder sind wir dabei, wir können gar nicht anders, die Natur mit den verzauberten Augen des Künstlers anzuschauen und sie zu beseelen mit wunderbarem Eigenleben, das mit unserem Leben sich in Beziehung setzt und in Beziehung steht! Wenn im Mai das Blühen anhebt, wer mag dann die Apfelbaumblüte mit den Augen des Botanikers oder Öbsters anschauen! Wir sind ja Menschen und haben eine Seele, tief die stille, keusche Schönheit zu empfinden, die uns da entgegenleuchtet. Und im Menschenleben, lesen wir da nicht oft wie in einem Roman und lassen das tragische Geschick der Sterblichen verklärend und reinigend auf uns wirken? Und wie von selbst vollendet die menschliche Einbildungs-

und Bildungskraft das Leben, Dichtung und Wahrheit mischend, zum Kunstwerk.

So sind wir künstlerisch selbst tätig, ohne Künstler zu sein, und erheben den Geist zur Erlösung aus dem Banne des wirklichen Lebens mit seinen Unvollkommenheiten und harten Gegensätzen, die Harmonie hineinwebend, die es nicht hat. Das heißt aber: Wir schaffen im Geiste eine andre als die existierende Welt, eine Welt, die über und hinter dieser irdisch-sichtbaren Welt liegt, und empfinden sie als die Heimat, in die unsere Seele gehört, weil sie da erst die Seinsweise haben kann, die ihrem Wesen angemessen ist. Es ist eine Welt des Scheins, und doch: sie offenbart uns das Wesen und den Sinn des Lebens.

Diese andere Welt — Böcklin, der Erleber und Verklärer der Natur, hat sie in seinen Farben aufleuchten lassen wie eine Stadt über dunklen Wassern, daß das Auge sie hinter den Schleiern der Wirklichkeit erschaut. Schiller, der Priester der unsichtbaren Welt, hat sie mit seinem großen „Dennoch" geglaubt und ans Licht gebracht:

Es ist dennoch: das Schöne, das Wahre.
Es ist nicht draußen, da sucht es der Tor,
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.

Und Beethoven, dem die Musik eine überirdische Wirklichkeit offenbarte, hat die Dissonanzen des Lebens aufgelöst in die Symphonie einer inneren

Unendlichkeit, in der alles schließlich zur Harmonie wird.

Sie empfanden die Kunst als die große Erlöserin und Tausende vor und nach ihnen.

Es gibt Menschen, die leben so ganz im künstlerischen Schaffen oder Genießen, daß die ästhetische Stimmung der Zustand ihrer Seele ist, in dem sie die Welt erleben und verstehen. Die künstlerische Betrachtung ist das heimliche Feuer, das sein Licht wirft über die Dinge und Begebenheiten und sie verschmilzt zur Einheit einer Weltanschauung. Darin finden sie dann die Wahrheit. Und diese Wahrheit macht sie frei.

Allein in Stimmungen kann auf die Dauer niemand leben, er müßte denn den Schauplatz seines Lebens mit Kulissen umstellen, die ihm nach der einen Seite die rauhe Wirklichkeit verbergen und nach der anderen eine Welt malen, die seiner Stimmung entspricht. Das Leben ist nun einmal kein Gedicht und wer es dazu macht, der wird wie ein Don Quixote seiner eingebildeten Romantik das Opfer seines gesunden Hirnes bringen müssen.

Es ist eine Täuschung, wenn man meint, eine Gestaltung und Ausstattung des Lebens nach künstlerischen Gesetzen, eine Erziehung des Menschen zu ästhetischer Kultur verwandle ihm die Wirklichkeit in Gold. Solange wir dieses nüchterne Dasein leben müssen und darin nicht von Gold, sondern von Brot leben müssen — und bis jetzt weiß ich nicht, wie der menschliche Orga-

nismus je von andrer Speise wird leben können — solange wird die Kunst nur für Momente die Erlöserin sein, die die Seele wie im Traume in eine bessere Welt entrückt. Was die Kunst erreicht, ist keine dauernde Erlösung und nur auf Augenblicke führt sie den Menschen in das Land der Freiheit.

Es gibt Zeiten, die das vergessen haben, Zeiten, die das Zauberlicht des ästhetischen Scheins zur Lebenssonne machen wollten. Es waren Zeiten, die Großes geschaffen und die Welt mit Werken der schöpferischen Phantasie beschenkt haben. Aber die Augen waren gehalten, daß sie nicht sahen, wie unter dem schönen Schein die wirkliche Menschennatur sich verbarg, bis sie hervorbrach und in wilden oder geheimen Ausbrüchen der Leidenschaften und des Lasters, oft unnatürlichster Art, für ihre Verkennung und Vernachlässigung sich rächte.

Als Beispiel einer herrlichen Epoche künstlerischer Kultur gilt das hellenische Altertum. Wie eine Insel der Seligen taucht die schöne Welt Griechenlands herauf aus den Fluten der Menschheitsgeschichte. So wenigstens erscheint sie uns, von ferne geschaut. Aber auch da ist nicht alles Gold gewesen, was glänzt. Es wird nicht ohne Grund gewesen sein, daß in den Schriften der Weisen immer wieder ermahnt wird, das zu verwirklichen, was uns als die bereits vom griechischen Volke erreichte Vollkommenheit gilt. Sie

zeichnen das Muster des Menschentums und der Lebensführung: Ausbildung aller wertvollen Seiten des Menschenwesens und Betätigung aller seiner gesunden Anlagen in harmonischem Ausgleich, in Selbstbeherrschung und Maßhaltung, und fordern zu einer Erziehung im Sinne und zur Verwirklichung dieses Ideals auf. Die rechte Mitte zu finden zwischen den unvernünftigen Extremen, zu denen das natürliche Triebleben führt, das wird als die wahre Tugend gepriesen.

Aber keine apollinische Lebensgestaltung in Schönheit und Ebenmäßigkeit ist imstande gewesen, die elementaren Naturgewalten, die in dem Menschenwesen schlummern, auf die Dauer niederzuhalten. Sie durchbrachen doch endlich die dünne Schicht des Gleichmaßes und der Harmonie, die als ästhetische Kultur darüber gebreitet war, und schäumten herauf aus der Tiefe in den orgiastischen Kulten des Dionysus und andrer Gottheiten.

Auch die sonnige Heiterkeit, unter der wir die hellenische Welt lebend denken, war begleitet von einem dunklen Schatten, dessen Dasein die homerische Weltanschauung nur verbergen konnte, indem sie ihn verschwieg, das war die unentrinnbare Aussicht des Hades. Wenn die Sonne Homers wirklich so göttlich lächelte, wie es uns versichert wird, so war dieses Lächeln oft nur ein gewaltsames und der griechische Ausdruck für die massivere Lebensstimmung: Laßt uns essen und

trinken, denn morgen sind wir tot. Ein tieferes Eindringen in die Seele des Hellenentums hat unter seinem anscheinenden Optimismus eine tiefe Schwermut entdeckt. Und wie wären ohne sie die Werke der großen griechischen Tragiker denkbar!

Die ästhetische Lebensauffassung hat der Wirklichkeit nicht standgehalten und die künstlerische Kultur des Hellenentums ist höchstens eine Episode in der Geschichte der Menschheit. Sie hat keine dauernde Erlösung schaffen können. Und sie kann es auch heute noch nicht. Denn wie es in der Menschheit war, so wird es auch im Leben des Individuums sein: Die Kunst hat die letzte Wahrheit nicht gefunden und ausgesprochen.

Wenn wir nach dem letzten Grunde dafür fragen, so wird es der sein, der auch für die wissenschaftliche Erkenntnis in Betracht kam: Die Kunst hat es schließlich gar nicht mit der Wahrheit, sondern nur mit der gegebenen Wirklichkeit zu tun. Das ästhetische Verhalten des Menschen richtet sich auf das, was existiert. Wohl arbeitet der Künstler mit freier Phantasie, aber er verarbeitet den Stoff, der ihm aus dem tatsächlichen Leben zufließt. Die neue Welt, die die Kunst schafft, ist nichts anderes, als die alte Welt, nur verklärt und verwandelt. Böcklin hat keine neue Natur gezaubert, sondern hat dieser Natur da Leben eingehaucht und ihr Leben in Gestalten verkörpert. Goethe hat keinen neuen Menschen

geschaffen, sondern sich selbst, wie er ist und empfindet und denkt und will, offenbart.

Die ästhetische Weltbetrachtung schaut das Existierende und läßt es auf sich wirken. Und wenn der schaffende Meister etwas daraus gestaltet, indem er es in dem Feuerofen seines Geistes umschmilzt und in neue Formen gießt, so ist es sein Bestreben und sein Ehrgeiz, etwas Fertiges zu liefern. Ein Kunstwerk muß ja, um ein Kunstwerk zu heißen, in sich geschlossen und vollendet sein. Der ästhetische Mensch kennt eigentlich kein Werden, er nimmt das, was da ist, und genießt es. Der Erlösung suchende Mensch kann sich nicht damit zufrieden geben, daß er eine schöne Welt oder ein Ideal schaut, daß er das Leben vor sich sieht, wie es vollendet gedacht wird. Er will vielmehr etwas werden. Er will sich finden auf dem Wege, der von der Gebundenheit zur Freiheit und zu immer höherer Freiheit führt. Die Kunst mag uns immerhin sagen, was da sein müßte und wie wir sein müßten. Aber sie schlägt nicht die Brücke zwischen mir Menschen von heute und mir Menschen der Zukunft, zwischen dieser und der übersinnlichen Welt, daß ich hinübergehen könnte.

Wenn es hoch kommt, dann weckt sie die Sehnsucht auf. Was ist es denn, was uns oft die Seele tief bewegt, wenn das Meer der Töne uns umflutet? Ist es nicht, als tauche die Nix' aus dem Grund und lockt und ruft uns, daß ein heißes

Sehnen uns durchglüht? Aber hinter dieser Sehnsucht lauert sofort der Argwohn, ob es nicht eben die Sehnsucht selber ist, der Wunsch gepaart mit der Phantasie, der jene andere Welt erzeugt, ob nicht die Gestalten der Kunst nur Wunschwesen sind, die nie lebendig werden. Wir möchten es nicht denken, wir wehren uns dagegen und wappnen uns wieder mit dem großen Dennoch: Es ist dennoch das Schöne, das Wahre. Du bringst es ewig hervor und in dir hat es sein Leben. Selbstherrlich aus dem Ich steigt es heraus. Das Selbstbewußtsein hat sich in der Kunst freie Bahn gemacht, daß die Tiefen der Menschenseele durch seine Vermittlung sich erschließen können. Aber dabei bleibt das Bedenken, ob diese Freiheit und Selbstherrlichkeit, die in der Kunst so königlich prunkt und glänzt, nicht eine Märchenkrone ist, die der Traum uns flicht. Und kommt die Morgensonne, vergeht's wie eitel Schaum. So lange bleibt das Bedenken, solange der Mensch nicht weiß, wer diese Krone ihm aufs Haupt gesetzt hat, daß er sie trage als rechtmäßiger Königssohn und Erbe eines wahrhaftigen, unverlierbaren Königtums.

Der nimmermüden Frage: Wer bin ich? korrespondiert immer die andere fast noch größere Frage: Wer bist du, du Andrer? Bin ich es selber, der ich mich herauslöse und herauslösen muß aus dem naturgebundenen Dasein, aus der Verflochten-

heit mit der umgebenden Welt, damit ich mein selbständiges Leben finde und nach meiner immanenten Bestimmung werde? Oder ist ein andrer, der mich hebt und trägt und errettet?

Wie die Wasserrose auf dem See schwimmt die Bewußtsein gewordene Welt, der Mensch, obenauf im Strome der Entwicklung als ihre Blüte. Er ist verwachsen mit der übrigen Welt, aber in seinem Bewußtsein fühlt er seine Freiheit. Woher kommt das? Was ist der Inhalt seines Bewußtseins? Ist es auch weiter nichts als Welt und Natur, vielleicht verklärte Welt und vergeistigte Natur, aber immer Welt und Natur? Oder spiegelt sich in dem persönlichen Leben ein Bild, dessen Reflex deutlich widerscheint und doch gewahrt niemand, woher der Schein stammt? Denn er geht aus von einem Lichtquell, da niemand zukommen kann, weil er nicht dieser bekannten Welt angehört? Und während wir so fragen, tritt ein Wort vor unsere Seele: „Nun aber spiegelt sich in uns allen des Herrn Klarheit und wir werden verklärt von einer Klarheit zu der andern als vom Herrn, der der Geist ist.“

Da redet einer von dem „Anderen“, den er den Herrn und den Geist nennt, also den Übermächtigen und Innerlichen.

Und immer wieder sind Menschen gewesen, die haben diesen Anderen, den Übermächtigen und Innerlichen, in ihrem Leben, in ihrem inneren Leben verspürt. Da hat er sie angefaßt mit

unwiderstehlicher, hinreißender Hand. Und sie fühlten sich wie zerschlagen in ihrem tiefsten Wesen und fühlten es doch wie Seligkeit aufquillen in ihre Persönlichkeit, als fülle sie sich mit neuem, süßem Leben. Es war etwas Fremdes, das in sie kam, und doch ihnen im Tiefsten verwandt. Und es füllte sie an bis oben hin. Da schwand ihr eigenes kleines Ich dahin. Aber doch nicht so, als ginge das Ich überhaupt verloren. Nur sein Inhalt wurde ein neuer, nicht mehr der selbst erzeugte, aus dem eigenen Ich sich ausbreitende, sondern ein aus der Tiefe strömender Inhalt, der Geist des Anderen, des Übermächtigen und Innerlichen. Und er stieg in ihnen auf, wie Wasser das Gefäß des Selbstbewußtseins füllend.

Und jedesmal, wenn das einem Menschen begegnete, dann empfand er es als Erlösung. Und er sagt: Der mich erlöst hat, das ist Gott.

In diesen Menschen besucht Gott die Menschheit. Und durch sie wird sein Besuch zur Erlösung der Menschheit. Denn von ihnen fließt das Gottesbewußtsein aus und springt über von Person zu Person. Ja sie breiten wie eine Atmosphäre göttlichen Geist um sich her, in dem atmend die Seele teilgewinnt an ihrem Leben, das Gottes Leben ist.

Nicht immer haben alle von ihnen ihr Erlebnis recht verstanden. Sie organisierten eine Kultgemeinschaft, sie errichteten Altäre, sie schufen Anbetungsstätten. Sie legten den Menschen auf,

Gott Tribut zu zahlen, Tribut der Habe, Tribut des Lebens, Tribut der Ehre. Dann würde er die Menschen erlösen. Als läge es noch in der Zukunft. Sie begriffen nicht, daß das Gottesbewußtsein selbst schon die Erlösung sei.

Erst sehr spät ist das Wort gesprochen: Das ist das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, erkennen. Gotteserkenntnis, das ist die Erlösung, nämlich ein Hineinkommen in neues, in ewiges Leben. Und der jenes Wort spricht, der hat es von dem Einen, der am reinsten und vollsten den Übermächtigen als den Innerlichen erlebt hat. Darum fügt er hinzu: daß sie dich — und den, den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen.

Als Jesus kam, da kam Erlösung! Wie fielen vor ihm dahin die äußeren Formen und Formeln! Tempel und Priester, Zeremonien und Opfer, Sabbath und Fasttage — sie haben ihren Abschied einreichen müssen. Wer Gott anbeten will, der bedarf ihrer nicht, der soll ihn anbeten, nicht zu Jerusalem und nicht an anderen Heiligtümern, der soll ihn anbeten im Geist und in der Wahrheit. Denn der Übermächtige ist der Innerliche. Jesus brachte eine solche Verinnerlichung der Religion, daß alles äußere Religionswesen verblaßte, verwelkte und zum Absterben reif wurde.

Ich mag nicht Jesum ein religiöses Genie nennen. Er ist es. Aber in dieser Bezeichnung liegt zu sehr der Ton auf der angeborenen Begabung

und dem ausgebildeten Talent, als sei er das in der Religion gewesen, was andere in der Musik oder Mathematik sind. Immerhin muß die Höhe, die mit dieser Bezeichnung beschrieben wird, für Jesus beansprucht werden. Er ist ein, nein, er ist das religiöse Genie. Er ist der Gipfel der Religion.

Ein Zeichen für die gegenwärtige Lage der Religion und den Tiefstand des Verständnisses für Religion auch bei den Hochgebildeten und gekrönten Häuptern im Reiche des Geistes ist es, wenn jüngst ein bekannter Denker es über sich gewonnen hat, mit ziemlicher Geringschätzung von dem „jugendlichen Schwärmer" zu reden, der wohl ein kleines Talent, aber kein Genie gewesen sei. Solche Einschätzung Jesu ist nur von einer Seite möglich, die den Menschen nach seinem philosophischen Befähigungsnachweis wertet und Religion mit Weltweisheit verwechselt. Das hat Jesus allerdings nicht besessen. Der Herr Kritiker hat ganz recht: Jesus war noch jung, voll von dem Feuer und der Kraft der Jugend, und noch nicht alt und grau im Denken geworden wie er. Er hielt, glaub' ich, überhaupt nicht viel vom Denken. Wenigstens hat er viel mehr die Gabe geübt, alle Abstraktionen zu vermeiden und in lebendigen Anschauungen sich zu bewegen. Seine Domäne, in der er souverän herrschte, war nicht der abstrakte Geist mit seinem kalten Denken, sondern der lebendige Geist, wo der Mensch Wille und

Gefühl ist. Daher kam es, oder auch: Das kam daher, daß sein Gott lebendiger Geist war, ganz Wille und Gefühl: der allmächtige Schöpfer und liebreiche Vater, der Lebendige. Wo die Denker mit manchem Schweißtropfen ihres Gehirns den „Absoluten" herausdestillieren, oder am Schreibtisch die Gottheit begrifflich konstruieren, da lebte Jesus ganz unmittelbar und unbefangen in der kraftvollen Wirklichkeit Gottes.

Und das ist es, was niemand vor oder nach ihm erreicht hat: dieses unmittelbare Leben in Gott. Das ist für alle, die wissen, was es um Religion ist, die Höhe der Frömmigkeit. An Jesus kann erkannt werden, was Religion ist. Denn nur an ihrem Leben kann sie erkannt werden.

Bekannt ist, wie man das Wesen der Religiosität darin gefunden haben will, daß sie das schlechthinnige Abhängigkeitsgefühl sei. Für das allgemeine religiöse Leben wird diese Erklärung ihre Geltung behaupten. Aber Jesus ragt aus der Allgemeinheit heraus. Er hat das religiöse Bewußtsein vertieft und ihm seinen besonderen Inhalt gegeben. Für ihn muß es heißen: Religion ist das Gefühl schlechthinnigen Geborgenseins in Gott.

Dieses geistige Einssein mit der Gottheit ist das Letzte, wozu der Mensch gelangen kann. Es ist zugleich die vollkommenste Erlösung, die er finden kann. Jesus hat in seiner Gottesgemeinschaft absolute Freiheit gehabt von allem, was

nicht Gott ist, eine völlige Unabhängigkeit des inneren Menschen, ein vollendetes Erlöstsein.

Wenn Jesus der Erlöser sein soll, dann ist er es dadurch, daß er sein lebendiges Gottesbewußtsein und damit seine innere Freiheit, seine geistige Erfahrung des Erlöstseins auf andere überträgt.

Wie das zugeht, das wird wohl nie ergründet werden. Denn wenn auch das Gesetz von Ursache und Wirkung für die seelischen Vorgänge und für die Beziehung von Person zu Person gilt, so bleibt es doch ein Geheimnis, in welcher Weise es da gilt.

Die Kirchenlehre hat den Versuch gemacht, hier Licht zu schaffen, aber sie hat das Problem nur dadurch zu lösen gewußt, daß sie gerade das, worauf es ankommt, die subjektiven Verhältnisse hintenan gesetzt hat. Sie sagt, um es mit Luthers Worten auszudrücken: daß Jesus Christus mich verlorenen und verdammten Menschen erlöset hat, und zwar mit seinem heiligen, teuren Blute und mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben. In diesem Satze, in dem jedes Wort Bedeutung hat und mit der langen theologischen Lehrtradition belastet ist, ist es der Tod Jesu, dem die erlösende Kraft zugeschrieben wird. Aber eben nicht so, wie zu erwarten wäre, daß die tiefe Erschütterung der Menschenseele, die das Haupt voll Blut und Wunden bewirkt, eine innere Klärung und Befreiung hervorruft. Nein, die erlösende Kraft des Todes Jesu soll nicht in der Beziehung zu den

Menschen, sondern in der Beziehung zu Gott liegen: Gott brauchte eine Genugtuung für seine durch die Sünde der Menschen verletzte Ehre. Ehe diese Beleidigung nicht gesühnt war, konnte er mit den Menschen nicht in sittlichen Verkehr treten. Sehr menschlich und juristisch korrekt gedacht! Diese Genugtuung konnte nur in Bestrafung des Beleidigers bestehen. Auf diese Majestätsbeleidigung aber stand Todesstrafe. Diese Strafe hat Jesus auf sich genommen, indem er, ohne als der Sündlose dem Verhängnis des Sterbens unterworfen zu sein — denn der Tod ist erst die Folge der Sünde — freiwillig als der Unschuldige starb: Jesu Leiden und Sterben ist unschuldiges Leiden und Sterben. Sein Leiden ist stellvertretendes Strafleiden, das er an der Menschen Statt auf sich genommen hat. Das konnte er, weil er wahrhaftiger Mensch war, und als wahrhaftiger Mensch mußte er es tun, denn der Mensch hatte beleidigt und der Mensch mußte daher die Strafe tragen. Weil er zugleich wahrhaftiger Gott war, konnte er eine der Größe der Beleidigung entsprechende Genugtuung leisten: Das Blut Jesu ist heiliges, d. h. göttliches und darum teures, d. h. wertvolles Blut. Nun ist der Zorn der beleidigten Gottheit beschwichtigt: Gott ist versöhnt. Und damit ist auch die Erlösung vollbracht, die Erlösung der Menschheit von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels.

Was für ein Gang durch theoretisches Gestrüpp, ehe der Mensch zu seinem Gott kommen kann. Und diesen Gott, der sich auf diese juristischen Formalitäten des römischen Privatrechts einläßt, den soll der Mensch womöglich lieben? Wo die Rechtssphäre anfängt, da hört das Reich der Liebe auf!

Aber glücklicherweise handelt es sich nur um menschliche, allzumenschliche Deutung eines objektiven Vorganges im Leben Jesu. Und zwar um eine Deutung, die kühn genug ist, sich auf den Standpunkt Gottes zu stellen, ja, sich anmaßt, in Gottes Seele Bescheid zu wissen wie in dem eigenen kleinen Gehirnkasten, seine Gedanken und Affekte zu kennen, zu sagen, was er will, was er kann und was er nicht kann. Wie sagt doch der Apostel Paulus: „Wer hat des Herrn Sinn erkannt? Oder, wer ist sein Ratgeber gewesen?" Diese Deutung gehört also dem Gebiete der Theologie, und zwar der scholastischen Theologie an und hat mit der Religion nichts zu tun. Kein Wunder daher, daß sie dem einfachen Sinne und religiösen Bewußtsein Jesu ganz fremd ist. Er hat uns das Herz Gottes in dem ergreifenden Gleichnis vom verlorenen Sohn, dem Paradigma seiner Religion, ganz anders gedeutet.

Keine äußere Tatsache an sich kann erlösende Kraft haben. Am allerwenigsten eine solche, bei der von der inneren Teilnahme der zu Erlösenden von vornherein abgesehen und das Heil als fer-

tige Größe bereitet wird. Die Wirkungskraft objektiver Fakta auf Menschenseelen kann nur da vorhanden sein, wo irgendwie Seele darin zum Vorschein kommt, und dieses Seelische ist es dann, das auf andere Seelen wirkt. Das Faktum übernimmt also gleichsam die Vermittlerrolle zwischen Seele und Seele. Vielleicht nicht einmal das, sondern es ist wie ein Merkzeichen für die Vorübereilenden, einmal stille zu stehen und auf den inneren Schatz zu achten, der dabei verborgen ruht.

Nicht anders ist es bei der Person Jesu. Die Tatsachen seines Lebens, zuletzt sein Leiden und Sterben, haben darin ihren Wert, daß sie Kundgebungen seines inneren Lebens sind. In ihnen tritt ans Licht sein unzerstörbares Gottesbewußtsein, das auch unter den härtesten Zumutungen des Schicksals triumphiert und im Kampf ihm die innere Freiheit wahrt und stählt. Was er innerlich war, das ist es, was die Erlösung in die Welt gebracht hat. Denn sein persönliches Leben ist als ein Strom neuen Geistes eingeflossen in die geistige Welt. Und überall, wo ein Mensch davon berührt und innerlich erfaßt wurde, da ist etwas von Jesu Wesen in ihm mächtig geworden: „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir.“ An die Stelle des eigenen Ich, das von Naturgebundenheit und Weltzusammenhängen nicht völlig gelöst ist, trat Jesus, oder vielmehr der Geist Jesu, das heißt aber: das Gottes-

bewußtsein und damit das Kraftgefühl der inneren Freiheit, deren Träger Jesus ist.

In dieser Ausbreitung der christlichen Religion oder, wenn dieser Ausdruck das nicht trifft, was Jesus gebracht hat und bringen wollte, des neuen Gotteslebens, des Reiches Gottes, hat nun das Kreuz eine unvergleichliche Bedeutung gehabt: es ist das Merkzeichen für die Vorübereilenden, einmal stille zu stehen und auf den zu achten, der daran hängt und auf das zu achten, was seine Person an innerem Leben offenbart, damit sie ihre erlösende Kraft üben kann.

Es wird nie gelingen, die tieferen Wege des geheimnisvollen Einflusses aufzudecken, den eine Persönlichkeit in anderen vollzieht. Alle Feststellung von Gesetzen, welche die psychologische Forschung hier bietet, erstreckt sich nur auf die äußeren Formen. Aber die Tatsache bleibt bestehen, daß vor der Gestalt Jesu, vor ihrer göttlichen Reinheit und Hoheit und wiederum an ihrer echten Menschlichkeit und Liebe der Mensch nachdenklich wird über sich selbst, in sich geht und zur Besinnung kommt.

Ach freilich, nicht alle, nein, nicht alle. Sie haben nichts gefragt nach göttlicher Hoheit und echter Menschlichkeit, sie haben seine Hoheit in den Staub gezogen und seine Menschlichkeit mit Füßen getreten, sie haben ihn zu Tode gebracht und ans Kreuz geschlagen. Wo bleibt da die Wirkung Jesu an den Menschenherzen? Ich sage dir,

er wirkt dennoch! Gerade als der Gekreuzigte. Das Kreuz erschien ihnen freilich als ihr Triumph. Da war ihr Haß erfüllt und gestillt. Was nun? Wenn Zorn und Wut gesättigt und verraucht sind, dann tritt der Augenblick ein, wo ein Umschlag sich vollziehen kann, der Mensch zur Besinnung kommt und die Frage erwacht: Was hast du getan? So darf man sagen: Die Kreuzigung Jesu ist der Augenblick, wo die Menschheit zur Besinnung kommt. Das Gewissen erwacht. Und seht: das erwachende Gewissen, das ist der Anfang der sittlichen Erlösung für den Menschen. So hat das Kreuz oder genauer: der Gekreuzigte erlösende Kraft. Denn das an ihm erwachende Gewissen ist der Anfang des Gottesbewußtseins. Das wird wachsen und sich kräftigen und so die Erlösung weitergehen, daß der Mensch frei wird in dem ganzen Umfang seines inneren Lebens.

Das erwachende Gewissen — aber ist das nicht ein Requisit aus der Kinderstube oder nur ein Überbleibsel altfränkischer Religiosität? Der moderne Mensch, der in der Entwicklungslehre den Schlüssel gefunden hat, der alle, auch die geheimen Türen schließt, kennt er nicht bloß einen stufenweisen Fortschritt von tieferem zu höherem Leben? Und mußte nicht der Fortgang so sein, wie er tatsächlich gewesen ist? Und gilt das nicht ebensogut von der Entwicklung, die der einzelne Mensch genommen hat? Da kann es kein Bedauern geben, wieviel weniger Reue und Buße.

Was heißt überhaupt „Sünde"? Sünde kann höchstens der zurückgebliebene Zustand, der auf einer unteren Stufe verharrt und nicht höher hinauf will, genannt werden. Das Gewordene ist das Gute — sonst wäre es nicht geworden. Und das Gewesene ist das Böse — sonst wäre es nicht vergangen. Damit sind die Maßstäbe der Beurteilung erschöpft. Es gibt keine absoluten Normen. Sünde ist nur ein relativer Begriff. Und wie man sich auch zu ihr stelle, jedenfalls ist ihr der Makel der Schuld abgestreift, sie ist nur Unvollkommenheit.

Soviel ist richtig: Die Wissenschaft kennt nicht die Sünde und die ästhetische Betrachtung weiß nichts damit anzufangen. Aber hat wirklich der moderne Mensch das Gewissen zum Schweigen gebracht? Und ob ihm auch die tiefere Einsicht in die Zusammenhänge alles Seins und Geschehens, als sie frühere Geschlechter hatten, ob ihm auch die Tatsache der Vererbung und der hypnotisierenden Macht der Umgebung tausend Entschuldigungen und Entschuldungen in die Hand drückt, er wird das Schuldbewußtsein nicht los. Es ist einer der Modernsten, der das Bekenntnis ablegt:

Oft in der stillen Nacht,
Wenn zag der Atem geht
Und sichelblank der Mond
Am schwarzen Himmel steht,

Wenn alles ruhig ist
Und kein Begehren schreit,
Führt meine Seele mich
In Kinderlande weit.

Dann seh' ich, wie ich schritt
Unfest mit Füßen klein,
Und seh' mein Kindesaug'
Und seh' die Hände mein.

Und höre meinen Mund,
Wie lauter klar er sprach,
Und senke meinen Kopf
Und denk' mein Leben nach:

Bist du, bist du allweg
Gegangen also rein,
Wie du gegangen bist
Auf Kindes Füßen klein?

Hast du, hast du allweg
Gesprochen also klar,
Wie einstens deines Munds
Lautleise Stimme war?

Sahst du, sahst du allweg
So klar ins Angesicht
Der Sonne, wie dereinst
Der Kinderaugen Licht?

Ich blicke, Sichel, auf
Zu deiner weißen Pracht.
Tief, tief bin ich betrübt
Oft in der stillen Nacht.

So trägt auch der moderne Mensch an dem Bewußtsein seiner Schuld. Und das macht die Last nur um so drückender, daß er kein Mittel der Befreiung kennt. Denn keine Wissenschaft, so machtvoll sie dasteht, und keine Kunst, so schön sie sein mag, kann das heilige Wort der Erlösung sprechen.

Keine Entwicklungslehre hat eine wirkliche Entschuldung gebracht. Denn wenn man genauer zusieht, kann man denn sagen: Alles, was sich aus dem Ich des Menschen entwickelt hat, ist geradlinige, aufsteigende Entwicklung gewesen? Und wir müßten alles gutheißen, was geworden und vorhanden ist? Mag sein, daß die Sünde als Durchgang zu höherem Leben verstanden werden muß. Aber dann ist sie eben das, was überwunden werden muß, wovon wir erlöst werden müssen! Wer auf der niedrigeren Stufe durchaus verharren will, der heißt mit Recht ein Sünder, und wird von dem höheren Standpunkt sich das Schuldurteil gefallen lassen müssen. Es wird nicht alles, was aus ihm geworden ist und wieweit es mit ihm gekommen ist, seine eigene Schuld sein, es wird Vater- und Mutterschuld, Voreltern- und Mitmenschenschuld sein, es wird ihm nicht voll angerechnet werden dürfen. Aber wird damit das Schuldurteil überhaupt aufgehoben? Es wird eher gesteigert, weil es über weiteren Umfang sich erstreckt. Und sollte der Mensch wirklich so ganz unfrei in seinem Willen sein? Sollte er wirklich so gar keine selbstständige, innere Kraft haben, sein Leben zu ge-

stalten? Sollten es immer nur Glücksumstand oder Zufall, glückliche Anlagen und günstige Verhältnisse sein, denen ein Mensch es verdankt, wenn etwas Gutes und Wertvolles aus ihm wird?

Jesus hatte einen absoluten Maßstab für die Sünde. Denn er bewertete sie im Verhältnis zu Gott. In diesem Sinne war sie für ihn ein „relativer" Begriff. Aber gerade darum ist er fast schneller mit der Sünde fertig gewesen, als der moderne Mensch. Denn er wußte im Unterschied von ihm ein Mittel, davon frei zu werden. Derselbe Gott, vor dem die Sünde Sünde war, hatte es in der Hand, daß die Sünde vor ihm nicht Sünde blieb.

Was war für Jesus letztlich Sünde? Nicht die Übertretung eines ein für alle mal gegeben, absoluten Gesetzes, sondern die Abkehr von dem persönlichen Gott. Im Gleichnis vom verlorenen Sohn legt er nicht den Finger auf das Lotterleben des in die Fremde Gezogenen und heftet daran den Makel der Sünde. Nein, das ist seine Sünde, daß er sich von seinem Vater abgewandt hat. Und sofort beginnt die Aufhebung dieses Sündenzustandes, als der Sohn sich aufmacht und zu seinem Vater heimkehrt. Wie tief auch der Sohn seine Schuld empfindet — wenn er es nicht täte, er wäre nicht umgekehrt — der Vater tut so, als wäre nie etwas zwischen sie getreten.

Hier feiert der Gottesglaube Jesu seinen

größten Triumph. Diese Religion kann nicht überboten werden: Nichts kann den Menschen von Gott scheiden, nur er selbst. Und nichts soll den Menschen von Gott trennen, auch seine Sünde, auch seine Schuld nicht. So, wie er ist, so darf er kommen. Mit seiner Sünde, mit seiner Schuld soll er kommen, und der Vater wird ihn annehmen und an sein Herz ziehen. Und Freude wird sein im Himmel über einen Sünder, der umkehrt, vor neunundneunzig Gerechten.

Damit hat Jesus das religiöse Recht des Menschen gesichert. Er hat die Religion aus naturhafter Stufe auf die Höhe der sittlichen Religion gehoben, indem er der Sünde ihren Platz in dem Verhältnis zwischen Gott und Menschen anwies. Aber in demselben Augenblick hat er die Moral aus der Religion verbannt, indem er es nicht den Menschen, sondern Gott befahl, die Sünde in dem Verhältnis zwischen Gott und Menschen abzutun.

Das ist Erlösung, Erlösung, wie sie nur die Religion geben kann, zuhöchst die christliche Religion, wie sie Jesus lebendig gehabt hat, er, der in Gott Erlöste und Erlöser zu Gott hin.

Es ist Erlösung, die nicht bloß rückwirkende Kraft hat, sondern Befreiung ist zu neuem Dasein. Denn darin besteht diese Erlösung, daß der Mensch seinen tiefen Zusammenhang mit Gott entdeckt und, seines Gottes froh, das sichere Gefühl des Geborgenseins in seinem Leben und in

seiner Liebe empfindet. Nun mag die Weltentwicklung ihren Gang gehen und das Schicksal ihn tragen, wohin es will. Nicht daß er tatenlos dem Treiben der Wellen auf dem Strome zuschaut. Er hat nun erst ganz einen festen Halt und eine unverrückbare Grundlage für sein Schaffen und Wirken. Er wird im Bewußtsein seiner Einheit mit Gott, dem ewig schaffenden Gott, um so freier und froher arbeiten und — nicht verzweifeln. Denn nun ist er eingeweiht in die Schöpfungstendenz Gottes, nun kennt er seine Arbeit und tut sie, weil er Gott kennt und seinen Willen. Mitarbeiter an Gottes Werk, wird er immer mehr Gott nahekommen und immer tiefer hineinwachsen in die Erlösung, von einer Erlösung zu der anderen: „Meine Brüder, ich schätze mich selbst noch nicht, daß ich es ergriffen habe. Eins aber sage ich: Ich vergesse, was dahinten ist und strecke mich zu dem, das da vorne ist."

Meine Brüder — ja, auch euch möchte ich einschließen in diese Erlösung, damit wir zusammen immer mehr Gott nahe kommen und immer tiefer hineinwachsen in die Erlösung, von einer Erlösung zu der anderen. Jeder, der selbst ein Erlöster ist, wird in Gottes Kraft und Jesu Geist ein Erlöser werden für vieles, was noch seufzt unter Ketten und Banden oder sich noch wohl darin fühlt: die Eltern den Kindern, das Weib dem Manne, der Freund dem Freunde, der Bruder dem Bruder, der Mensch dem Menschen.

Was kommen wird, wir wissen es nicht. Unser Wissen ist Stückwerk, und Stückwerk ist noch vielmehr unser Weissagen. Wir können es alles Gott überlassen. Der sitzt im Regimente und führet alles wohl. In diesem Glauben wären wir frei von allen Sorgen und Ängsten, aller Not und allem Übel — wenn wir ihn nur vollkommen hätten. Ach, auch unser Glauben ist Stückwerk. Die Sorgen dieser Welt und die Sünden, sie liegen uns hart an und verbittern uns das Leben. Aber ist nicht alles nur ein Übergang und Durchgang? Sie können die Entwicklung nicht im Ernst aufhalten. Denn sie sind die Unvollkommenheiten, deren Überwindung den Menschen innerlich weiterbringt und erlöst zu höherem und reiferem Leben.

Wem soll ich diese Erlösung vergleichen? Ich will sie vergleichen mit dem Knospen im Frühling. Da fängt die Hülle an sich zu lösen, die das Blütenherz gefangen hielt, da entfaltet der Baum seine Blätter und öffnet sie dem Lichte und wächst dem Licht entgegen.

Und er taucht mit allen Zweigen
In den schönen Frühlingstraum,
In den vollen Lebensreigen.

Friedrich Daab.

BR
45
.H2.
V.3
Waab.
Was suchen der zeit.
236830.

Volum

ume 4

DAS SUCHEN DER ZEIT

BLÄTTER DEUTSCHER ZUKUNFT, HERAUSGEGEBEN VON FRIEDRICH DAAB UND HANS WEGENER. IV. BAND.



DÜSSELDORF UND LEIPZIG. 1906.
KARL ROBERT LANGEWIESCHE.

 BUCHSCHMUCK:
TINE KÜHNER. DRUCK:
OSCAR BRANDSTETTER.

INHALT:

DER VERLAG VON
KARL ROBERT LANGEWIESCHE
BRINGT WENIGE, MIT SORGFALT AUS-
GEWÄHLTE WERKE UND BEMÜHT
SICH DER FREUDE AM EIGENBESITZ
GUTER BÜCHER DURCH GUTE AUS-
STATTUNG BEI MÄSSIGSTEN PREISEN
ENTGEGENZUKOMMEN.

INHALT

DES VORIGEN (III.) BANDES:

Hans WEGENER, Was ist die Bibel. — Heinrich LHOTZKY, Sonnig. — Fritz WERNER, Das Armenevangelium. — Friedrich DAAB, Erlösung.

DES ZWEITEN BANDES:

Friedrich NAUMANN, Die Selbsterhaltung des Ichs. — Hans WEGENER, Was ist Religion? — Friedrich DAAB, Die Seele Jesu. — Heinrich LHOTZKY, Das Mysterium. — Artur BONUS, Der Kulturwert der Renaissance. — Heinrich WEINEL, Vergib uns unsere Schuld. — Carl HAUPTMANN, Gedanken.

DES ERSTEN BANDES:

Artur BONUS, Unsere Hoffnung. — Friedrich DAAB, Die Sehnsucht nach Persönlichkeit. — Heinrich WEINEL, Maran Atha. — Friedrich NIEBERGALL, Das religiöse Denken der Gegenwart. — Hans WEGENER, Väter und Söhne. — Hermann GUNKEL, Die geheimen Erfahrungen der Propheten Israels. — Heinrich LHOTZKY, Übermensch u. Herdenmensch. — MEYER-ZWICKAU, Ein Hemmnis deutscher Zukunft. — Gertrud PRELLWITZ, Erfüllung.

DIE FURCHT VOR DEM DENKEN.

Es soll nicht meine Aufgabe sein, von den Regeln und Gesetzen zu reden, nach denen sich menschliches Denken vollzieht. Ich will mich nicht hineinbohren in die Technik des Denkens. Ich will keine Logik, auch keine Erkenntnistheorie schreiben. Ich will vielmehr einfach mit der Tatsache rechnen, daß der Mensch im Unterschiede von anderen lebenden Wesen die Gabe des Denkens besitzt; und ich will versuchen zu beschreiben, wie er diese Gabe gebraucht oder nicht gebraucht hat. Ich will versuchen, die Hindernisse zu beschreiben, die sich der Ausbildung und rechten Anwendung dieser Gabe in den Weg stellen. Vielleicht lassen sich sogar Möglichkeiten andeuten, zu denen gesundes, naturgemäßes Denken führt. Das wäre natürlich von vornherein ein nutzloses Unternehmen, wenn ich überzeugt wäre, daß die Menschen in ihrer Mehrheit die Gabe des Denkens in vernünftiger Weise gebraucht hätten.

Aber eben davon bin ich nicht überzeugt

und habe genügend Erfahrungsgründe, die meine schlechte Meinung von menschlichem Denken stützen. Trotz der vielen Entdeckungen und Erfindungen, die die Menschen in den Jahrtausenden gemacht haben, trotz des vielen Neuen, das fast jedes Jahr auf allen Gebieten der Technik bringt, trotz der Anhäufung von Kenntnissen aller Art und der zuviel bewunderten Verstandesschärfe kommt mir die Menschheit oft vor wie ein Schüler, der immer wieder in der alten Klasse sitzen bleibt und darum immer wieder aufs neue lernen muß, was er schon längst an den Schuhsohlen abgelaufen haben müßte. Dieses ewige Sitzenbleiben, dieses Stagnieren des Denkstromes ist aber gewiß auf die Dauer ein krankhafter, schließlich todbringender Zustand; denn er widerspricht schnurstracks der uns Menschen in unserer Herkunft eingepflanzten Bestimmung. Als die Menschheit wurde, war sie gerade durch ein urwüchsiges Denkvermögen von der übrigen Natur unterschieden. Eine Verkümmerung dieses Vermögens bedeutet also nichts weniger als ein Zurücksinken in die unbewußte, gedankenlose Natur, bedeutet den Untergang der Menschheit. Weil nun die Anzeichen dafür noch sehr schwach sind, daß man die Gefahr unserer Lage erkannt habe, und weil mancherlei Faktoren: Trägheit, Eitelkeit, Selbstberauschung an unserer vermeintlichen Größe eine geradezu krankhafte Furcht vor dem Denken gezeitigt haben, so meine ich, daß es Zeit sei, einmal von der Furcht vor dem Denken zu reden.

Das Werden des Denkens.

Die Gelehrten sagen uns, daß der Mensch aus einer im Vergleich zu seiner jetzigen Daseinsstufe tieferen Sphäre hervorgegangen sei, ja man verfolgt in kühnen Schlüssen unsere Herkunft bis zurück in die primitivste Lebensform, die Urzelle. In unermeßlichen Zeiträumen hat sich diese erste Lebensform, in der in unerbittlicher Gesetsmäßigkeit und unerschöpflicher Schaffensfreude sich Zelle an Zelle reihte, differenziert und eine Mannigfaltigkeit aus sich herausgesetzt, an die unser heutiges Begreifen noch nicht entfernt heranreicht. Jedes Wesen trug in sich die Kraft der Entwicklung und Fortpflanzung. Es war ein Lebenswille in den Dingen. In diesem Lebenswillen erwachte die Natur zu einem dämmernden Bewußtsein ihrer selbst. Dieser Lebenswille schuf den ewigen Wettstreit der Dinge untereinander, schuf den ewigen Kampf ums Dasein.

Was auf anderen Planeten, in anderen Welten an solchen Kämpfen sich abgespielt hat, können wir natürlich nicht wissen und geht uns nichts an. Wir können nur ahnen und raten, was unsere Erde davon gesehen hat. Aber darüber kann kein Zweifel mehr sein, daß in diesen Kämpfen alles gefallen ist, was nicht imstande war, sich in dem Gewimmel der Geschöpfe die nötigen Lebensbedingungen zu schaffen. Es war nicht immer die rohe, überlegene Kraft, die sich durchsetzte — sonst müßten jene antiluvianischen Ungetüme

noch am Leben sein —, sondern die größere Gewandtheit, die gezüchtete Schlauheit behielt die Oberhand. Das waren die ersten Anzeichen dafür, daß Stoffe und Kräfte allein nicht dazu berufen waren, das Leben auf unserem Planeten zu gestalten.

Daß der Mensch nach seiner ganzen körperlichen Beschaffenheit der Tierwelt angehört, ist vielen zuerst ein demütigender und — so schlecht diese Begründung auch war — darum unannehmbarer Gedanke gewesen. Aber wenn seine Herkunft nun einmal erklärt werden soll, so wird sich schwerlich eine andere Stammtafel aufstellen lassen, als die, die uns von behaarten und geschwänzten Ahnen erzählt. Auch die Bibel scheint gegen eine solche Herleitung des Menschen nichts einwenden zu wollen. Sie erzählt, daß der Mensch aus einem Erdenkloß geschaffen worden sei; und was ist schließlich ein Affe anderes als ein Erdenkloß!

Wir sehen aus hoher Perspektive dem Leben unserer tierischen Ahnen zu. Es wird uns um so leichter gemacht, als noch ein gut Teil ihrer Nachkommenschaft in ihrer rudimentären Beschaffenheit neben uns lebt. Sie hüpfen auf Bäumen herum, schneiden Grimassen, hängen sich am Schwanze auf, stimmen ein fürchterliches Gebrüll an, beißen und liebkosen einander, ganz, wie wir sie noch in der Wildnis oder in den zoologischen Gärten sehen können. Vielleicht war es die größere Geschicklichkeit im Erhaschen der Nah-

rung, die zunächst einzelne oder eine ganze Kategorie dieser springenden Gesellen aus der Masse heraushob und vornehmer erscheinen ließ als die anderen. Vielleicht — jeder dieser Sätze muß naturgemäß mit einem „Vielleicht“ beginnen — vielleicht hat in einer unendlichen Reihe von Generationen dieses unwillkürliche Vornehmsein eine Kluft befestigt zwischen jenem werdenden Adel unter den Tieren und der Masse derer, die auf jeden Fall so bleiben wollten, wie ihre Väter gewesen waren. Wie es auch gewesen sein mag, wir nehmen an, daß zu irgend einer unbestimmbaren Zeit die Beschaffung des Lebensunterhaltes für das sich weiterentwickelnde Wesen geregelt und gesichert war, so daß die Magenfrage nicht mehr ausschließlich die Kräfte und Interessen beanspruchte. Vielleicht — vielleicht auch nicht — war jenes uns völlig unbekannte Wesen damit in diejenige Periode eingetreten, in der unsere Gelehrten es als den Pithekanthropos bezeichnen.

Die Furcht vor dem Denken.

Ich sah vor einiger Zeit ein Bild, das eine Familie dieses von den Gelehrten so schmerzlich gesuchten Pithekanthropos, des geheimnisvollen Zwischenwesens zwischen Affe und Mensch darstellt. Der gelehrte Maler hat sich unsere Ahnherren als kleiderlose, von oben bis unten mit Haaren bewachsene Wesen vorgestellt, die in einer Art unbewußter Erinnerung an ihre äffische Vergangenheit, deren Spuren sie noch deutlich an sich tragen, und in ebenso unbewußter Vorahnung der Ära „Mensch“ dahinleben. Der Familienvater

hält es für unter seiner Würde, auf den Bäumen herumzusteigen, er biegt den früchteschweren Baum mit einer Stange nieder, so daß ihn der kleine Halbmensch mit der Hand erreichen kann. Einer der Buben aber spaziert, ein schwanzloses Äfflein, lustig, in großer Sicherheit an dem Baumstamm in die Höhe. Offenbar leben in ihm noch die Instinkte niedriger organisierter Ahnen. Am Fuße des Baumes sitzt die Mutter, an ihrer Brust ein Junges nährend. Die ganze Szene ist umgeben von einer weiten Landschaft, die das Werden und Wachsen dieser primitiven Menschen zu behüten scheint.

Wer sich doch in jene geschichtslose, von keiner Geschichtschreibung erreichbare Zeit zurückversetzen könnte, um in den schlummernden Seelen der werdenden Menschen zu lesen! Es fehlt uns jede Parallele, an der wir uns jene Phase der Entwicklung klarmachen könnten. Ein neugeborenes Kind, in dessen Seele der Mensch noch schlummert wie die Frucht in der Knospe, kann uns kein Abbild der Menschenkindheit sein, denn es wird ja herausgeboren aus einer uralten Zivilisation, die alle vererbbaren Instinkte beeinflußt hat, während die Urwesen, die wir meinen, in gerader Linie der Natur entstammten und noch keinerlei Zwang der Kultur an sich verspürt hatten. Und außerdem — was hülfe es uns, wenn der Säugling wirklich eine passende Parallele zu dem Seelenzustande des Pithekanthropos wäre! Die Psychologie des Säuglings wird stets ein dunkles

Land bleiben, in das kein Licht menschlicher Untersuchung hineinreicht.

Die Furcht vor dem Denken.

Wenn die Herkunft des Menschen aus dem Tierreich eine Tatsache ist, so muß der Übergang von der tieferen zur höheren Stufe in dem langsam sich vollziehenden Ausreifen des ersten Gedankens zu suchen sein. Und was mag der Inhalt des ersten Gedankens gewesen sein!

Die Periode der Affheit ist vorüber, instinktive Klugheit hat die Magenfrage gelöst, die Bedingungen der Existenz sind normale, gesunde. Einer weiteren Entwicklung stehen keine Hindernisse im Wege, so drängt sie mit unwiderstehlicher Gewalt vorwärts, Zelle baut sich an Zelle und führt in jahrtausendelanger Arbeit dem entwicklungsfrohen Wesen Kräfte zu, die der Ausnutzung harren. So wurde und wuchs die Fähigkeit zum Denken und wartete auf die rechte Gelegenheit, den rechten Anknüpfungspunkt, um aus dem tierisch-unbewußten Dasein eine Menschheit herauszuheben, deren charakteristisches Merkmal das Denken ist.

Wie das zuging? Wer will es wissen! Offenbar war, ihnen selbst unbewußt, aus der Fülle der Natur aus der Mannigfaltigkeit des Zusammenlebens irgend etwas in den Gesichtskreis jener Halbmenschen getreten, das ihnen wertvoller erschien als Klettern und Springen, wertvoller auch als ein fetter Bissen. Vielleicht war es der Blick, mit dem sich zweie anschauten, in dem sie einander erkannten als verwandte Wesen; vielleicht

ist das plötzliche Aufleuchten individuellen Verstehens die Wiege des ersten, bewußten Denkens gewesen. Wer will beweisen oder leugnen, daß in der geschlechtlichen Liebe dieses erste Verstehen geboren wurde! Hatte die Natur schon lange daran gearbeitet, aus dem geschlechtlichen Durcheinander die ausschließliche Zusammengehörigkeit zweier Wesen in der Einehe herauszulösen als den idealen Ort für die Fortpflanzung der Art warum soll nicht gerade auf diesem natürlichsten Gebiet, das uns den Reichtum natürlicher Schaffenskraft und fortschreitender Entwicklung am deutlichsten zeigt, der erste Gedanke erzeugt und geboren sein!

Es ist natürlich, daß wir diesem ersten Gedanken niemals eine bestimmte Form geben können. Man hat nachträglich glaubhafte Erklärungen für die Haarlosigkeit unseres Leibes und die Entstehung unserer Kleidung gefunden, aber bei der Geburt des ersten Gedankens oder gar bei der Fixierung seiner Form werden wir immer in der Vermutung stecken bleiben.

Stellen wir uns einmal vor, jener erste Mensch, der im persönlichen Erfassen eines anderen, in ausschließlicher Neigung sich selbst als ein Ich begriffen hat, sei im Urwalde dem ihm ähnlichsten Geschöpfe begegnet und habe ihm zugeschaut, wie es nach Affenart allerlei Allotria trieb. Wer weiß, er hat während solcher Betrachtung vielleicht verwundert nach der Stelle gegriffen, an der ihm, resp. seinen Ahnen, vor Jahrtausenden

Die Furcht vor dem Denken.

noch ein stattlicher Schweif wuchs! Wer weiß, der nie ganz erstorbene Nachahmungstrieb hat ihn vielleicht zu allerlei Springversuchen verleitet, die dann aber mißglückten. Warum mißglückten sie?

Warum? Ob diese aus Kindermund täglich tausendmal wiederholte Frage nicht auch die erste Frage gewesen ist, die sich in das noch ungeübte Denken der ersten Menschen hineingeschoben hat? Warum kann ich nicht mehr so springen wie der Affe! Warum finde ich kein Gefallen mehr daran! Und sinnend und suchend wandte sich der Unglückliche, Glückliche ab, um auf sein „Warum?“ eine Antwort zu suchen. Er sucht sie noch bis auf den heutigen Tag; denn er hat das große Geheimnis noch immer nicht verstanden, das ihn aus der gedankenlosen Natur herauslöste als ein Ich. Er hat es noch nicht verstanden und — oft fast vergessen.

Auf dem Baume aber saß damals der Affe und lachte, lachte seinen lieben Zeitgenossen aus, weil er nicht mehr so hoch springen konnte wie früher, lachte ihn aus, weil er mit seiner Schwanzlosigkeit so vornehm tat. Er lockte seine Kinder und Nachbarn herbei und rief: „Seht doch den Kerl da an! Was der sich einbildet! Will klüger sein als wir! Seinen Großvater habe ich noch gekannt, habe mich oft mit ihm gebissen. Der hielt noch was auf die gute Sitte der Alten. Aber heute meinen die jungen Burschen alle, sie müßten Neuerungen einführen. Ich pfeife auf das Moderne!

Die Degeneration fängt schon an, man sieht's deutlich, der Schwanz ist schon weg. Das gönne ich ihm. Wir aber bleiben beim Alten!"

So rief er, und die ganze Affheit, die ganze Welt hallte wider von dem heiseren Geschrei: „Wir aber bleiben beim Alten!"

So ist es gekommen, daß die Söhne jener wackeren Wächter der Väterart heute in den zoologischen Gärten gezeigt werden als die komischsten Zeugen uralter Vergangenheit, statt daß sie neben uns wandeln als ebenbürtige Genossen unserer Zeit. Das kommt von der Furcht vor dem Denken!

Der werdende Mensch ließ sich aber von den Tollheiten des Affen nicht stören; er ging seine stillen, inneren Wege weiter und wurde mit wachsender Freude seiner selbst bewußt. Ich glaube, er hat sich besonders gerade aufgerichtet, wenn er höhnendes Gebrüll aus dem Urwalde her hörte. Diese Vergangenheit mußte abgetan sein. Hatte vorher die Natur langsam und leise die Grenzlinie gezogen, die Mensch und Tier voneinander trennte, jetzt machte der Mensch selbst diesen Unterschied deutlich.

Daß überhaupt aus der unbewußten Natur ein seiner selbst bewußtes Wesen herauswuchs, daß das Denken einmal als höchstes Naturprodukt ins Dasein trat, und daß die Entwicklung bis zu dieser Höhe eine vernünftige, gesetzmäßige, notwendige war, weist darauf hin, daß in den Tiefen der Natur Kräfte wirksam sind, die wir kaum anders bezeichnen können als „Denkkräfte".

Die Furcht vor dem Denken.

Diese Denkkräfte haben sich durch den rohen, zähen Stoff hindurcharbeiten, hindurchwühlen müssen; denn der Stoff war nicht der Ort, an dem sie sich entfalten und auswirken konnten. Sie mußten sich in dem werdenden menschlichen Geiste eine Heimstätte schaffen, die ihrer würdig war. So ist das Werden des Denkens im Grunde ein Sichdurchsetzen ewiger Denkkräfte, ein von Stufe zu Stufe fortschreitendes Überwinden des Stoffes, eine Schöpfung im tiefsten Sinne des Wortes.

Es ist zu natürlich, daß den ersten denkenden Menschen das Geheimnis ihrer Herkunft verhüllt blieb. Einem neugeborenen Kinde sind die Wege seiner Geburt auch verborgen, und ein Verständnis für die Bahnen, auf denen ein neuer Mensch gebildet wird, erwacht erst, wenn im Menschen selbst geschlechtliche, schöpferische Kräfte keimen. So wird auch das große Geheimnis der Herkunft der Menschheit sich dem Menschheitsganzen nicht eher enthüllen, bis das menschliche Denken aufhört, ruhendes Resultat einer langen Entwicklung zu sein, und anfängt, selbst lebendig, der Ursprung neuer Entwicklungen zu werden. Das aber sollte es nach der ursprünglichen Absicht der schaffenden Natur ganz gewiß sein; das erste Denken war ein Überwinden. Im Denken lag das große, gewaltige Vorwärts der Menschen, im Denken sollte die Menschheit nicht nur Geschöpf, sondern Genossin des Schöpfers sein, sollte die unbedingte Herrin über den Stoff werden, und nicht minder

über die Hemmnisse, die ihre geistige Struktur selbst dem Denken in den Weg legte.

Wir wollen hier darüber nicht debattieren, ob das Werden des denkenden Menschen eine Schöpfung in dem gebräuchlichen Sinne des Wortes ist, oder ob es sich dabei um einen materiellen Vorgang handelt, in dessen Verlauf der Stoff auf irgend eine Art verfeinert, verdünnt, vergeistigt wurde. Denn erstens haben wir gesehen, daß Schöpfung und Entwicklung gar nicht einander ausschließende Begriffe sind, und zweitens würde das Resultat, der denkende Mensch, durch eine solche Unterscheidung in keiner Weise berührt. Endlich würden wir unserer Betrachtung vorgreifen und ein Urteil abgeben, das uns vorläufig nach der Gesamtlage, in der wir uns befinden, gar nicht zusteht. Vorderhand genügt uns die wohlbegründete Vermutung, daß der Menschheit in ihrer Entstehung der Weg gewiesen war, auf dem sie aus dem Geschöpf zu einem Schöpfer werden sollte.

Worin mußte nun diese schöpferische Arbeit bestehen? Jedenfalls nicht darin, daß der Mensch auf künstlichem, mechanischem Wege Dinge zustande bringt, die, an sich gut und schön, auf keinen Fall aber zu seinem Wesen gehörig, unentbehrlich sind, Dinge, die ebensogut auch anders sein könnten. Schaffen ist etwas ganz anderes als etwas machen. Die schöpferische Aufgabe des Menschen lag in der Fortführung der bei seiner Geburt begonnenen Entwicklungslinien. Die An-

Die Furcht vor dem Denken.

fänge waren Erlösung aus dem Sinnlichen, Loslösung aus der animalischen Welt, die Anfänge waren die Nobilitierung des dazu geeignetsten Wesens. Die Fortführung müßte also notwendigerweise darin bestehen, daß diese Erlösung vollendet, das Animalisch-Sinnliche unbedingt beherrscht würde, daß der Mensch in unbeschränkter Freiheit, in unantastbarer Vornehmheit seinen Adel bewahrte, nicht als ein Vorrecht allein, sondern als eine Aufgabe, eine Pflicht. Noblesse oblige!

Die Frage, ob der Mensch den begonnenen Weg fortgesetzt habe, wird sehr verschieden beantwortet. Die einen bejahen sie ohne alle Bedenklichkeit. Sie ergötzen sich an den ungeheueren Errungenschaften des menschlichen Geistes, weisen stolz auf Wissenschaft und Technik und behaupten, diese Dinge seien ein schlagender Beweis dafür, daß das menschliche Denken innerlich erstarkt und äußerlich gewachsen sei. Sie nehmen die Kunst noch hinzu und argumentieren, aus Wissenschaft und Technik und Kunst habe sich die Kultur gewoben, in deren sicherem Schutz der Mensch von heute geworden ist, und der Mensch von heute sei doch ganz etwas anderes, als der Wildling der Eiszeit oder der Steinzeit gewesen sei. Ich will dem gegenüber nicht wieder das Klagelied über die heutige Kultur singen. Die Spatzen pfeifen es schon fast von den Dächern. Ich will zugeben, daß der Mensch es verstanden hat, sich eine Umgebung zu schaffen,

die jedenfalls bequemer, eleganter und kostspieliger ist als die der Urzeit. Ich räume ohne weiteres ein, daß die praktische Anwendung der Ergebnisse der hygienischen Wissenschaft in unseren Wohnungsverhältnissen, in unserer Nahrung und Bekleidung einen Fortschritt bedeutet gegen die Zeit vor 50 oder gar 100 Jahren. Ich will gewiß die Wissenschaft nicht verachten. Aber mir drängt sich immer wieder die Frage auf, ob denn der Mensch in der neuen Umgebung, die er sich geschaffen hat, auch selbst, virtuell ein anderer geworden sei, ob die Kraft seines Denkens an sich gewachsen, sein ganzes persönliches Sein gesteigert worden sei. Die Probe darauf könnte gemacht werden. Nimm einem der Tüchtigsten unter uns plötzlich Eisenbahn, Telegraph, den Komfort seines Hauses oder gar, was wohl das Schlimmste wäre, seine Zeitung und sieh dann zu, was dem tüchtigen, vielbewunderten Manne übrig bleibt.

Mir fällt eine lehrreiche Geschichte ein.

Ein reicher, junger Mann hörte eines Tages, daß ein Mensch in völliger Bedürfnislosigkeit mit seinen Freunden durchs Land ziehe und überall durch die Kraft seiner Gedanken das Feuer eines neuen Lebens anzünde. Da erwachte in ihm der brennende Wunsch, diesen seltsamen Menschen kennen zu lernen, um sich unter die große Wirkung seiner Gedanken zu stellen. Als er zu ihm kam, sah er, daß die Gedanken dieses Menschen Taten, seine Worte greifbare Werke waren, daß in seiner Umgebung Kranke gesund und Traurige

Die Furcht vor dem Denken.

fröhlich wurden. Und weil er ein gutes, ehrliches Herz hatte, weil er sich selbst gestehen mußte, daß sein eigenes Denken gegenüber dem hier Geschauten arm und klein gewesen war, so bot er sich jenem Manne zum Freund und Schüler an. Der aber stellte für die Aufnahme in seinen Freundeskreis eine harte Bedingung. Er sprach zu ihm: „Gehe hin und mache dich von der ganzen Umgebung los, die du irrtümlich bisher für Kultur gehalten hast. Gewöhne dir die unnatürlichen Bedürfnisse eines Kulturmenschen ab, dann kannst du mein Freund und Schüler werden. Bei uns, in dem Reiche, in dem wir leben, gilt und herrscht nur eine Macht: wahrhaftes, menschliches Denken. Wenn du dazu Mut hast, so sollst du uns willkommen sein."

Der reiche junge Mann aber erschrak und ging mit zerrissener Seele davon. Er war so an seine Umgebung, an seinen Reichtum gewöhnt, daß er sich gar nicht vorstellen konnte, wie ein Mensch auch ohne das leben sollte. So sehr er sich auch nach reinem Denken gesehnt hatte, so sehr ihn auch die schaffende, erlösende Wucht des Denkens angelockt hatte, jetzt, da sie in ihrer überwältigenden Größe fordernd vor ihn hintrat, ging er ihr aus dem Wege. Er zog doch im Grunde das behagliche Haben vor und fürchtete sich vor dem Denken.

Diese Geschichte ist wahr. Sie wiederholt sich in jeder Generation. Das Schlimme ist nur, daß sich bei uns eine so maßlos bescheidene Vor-

stellung vom Denken als die einzig berechtigte eingebürgert hat, daß man Subtilität in der Konstatierung von Tatsachen, kluge Reflexionen über das Denken, mechanische Überwindung natürlicher Kräfte für Denkvorgänge hält. Und in diese Vorstellung ist man so verliebt und versessen, daß man alle, die vom Denken mehr halten zu müssen glauben, für unklare Schwärmer hält und sich ihnen gegenüber furchtbar klug vorkommt. Eine Tatsache unterstützt leider diese menschenunwürdige Meinung vom Denken und bestärkt die Furcht vor dem Denken: die Tatsache nämlich, daß abstraktes Denken dem Sinnlichen entnommen zu sein scheint, während doch das Sinnliche im Abstrakten eigentlich nur eine andere Gestalt angenommen hat.

Aus dem Stadium der allerersten Loslösung aus dem Tierreiche ist der Mensch noch nicht herausgekommen. Er ist in diese Welt eingezogen und hatte zunächst die Aufgabe, sich darin so einzurichten, daß er seiner selbst würdig darin leben könne. Und in dieser Arbeit des Einrichtens ist er stecken geblieben bis auf den heutigen Tag. Die Wissenschaft will aus natürlichen Gesetzen theoretische Regeln darüber herleiten, wie diese Einrichtung beschaffen sein müsse. Die Praktiker suchen diese Regeln anzuwenden; und Theoretiker sowohl wie Praktiker bekämpfen sich untereinander unter Aufbietung von viel Geist und Verstandesschärfe und halten ihre Kämpfe für so wichtig, daß sie Bücher darüber schreiben, und

Die Furcht vor dem Denken.

meinen, auch kommende Generationen müßten sich dafür interessieren. Dieser Streit, dieser „Kampf der Geister“ kommt mir oft vor wie der Streit der Packer, die Möbel in ein neues Haus tragen und sich darüber zanken, wo sie stehen sollen. Wenn der Besitzer der Möbel seinen Packern innerlich überlegen sein will, so müßte er mit demselben Gleichmut, mit dem er bestimmte Anordnungen trifft, auch sagen können: das ist mir gleichgültig! Und so sollen sich die Rufer im Streit nicht wundern, wenn viele ganz ohne jedes Interesse an ihren wissenschaftlichen Zänkereien vorübergehen. Es gibt eben gottlob auch heute wieder Leute, denen das alberne Packergezänk von Herzen gleichgültig ist.

Wir beziehen doch wahrhaftig ein neues Haus nicht, um es ewig einzurichten, sondern um darin zu leben. Aber eben über die Einrichtungsarbeiten auf dieser Erde ist der Mensch noch nicht hinausgewachsen. Ja, er hat sich nicht einmal in diesen Vorarbeiten zum menschlichen Dasein bewährt. Es harrt noch manche Vorfrage menschenwürdiger Existenz ihrer Erledigung. Ich nenne unter vielen nur die eine, die soziale Frage.

Was ich die Einrichtungsarbeiten nenne, hat einen Kampf um materielle Güter heraufbeschworen, der sich, was seine Heftigkeit und seine Mittel betrifft, im Grunde nicht unterscheidet von den tierischen Kämpfen um den fettesten Bissen. Je mehr dieser materielle Kampf in den Vordergrund tritt und alle verfügbaren Kräfte

absorbiert, je mehr dem in diesen Kämpfen Erfolgreichen von Schmeichlern die Meinung beigebracht wird, er habe wirklich etwas erreicht, um so dichter verhüllt sich solch einem unglücklichen Glückskinde die Menschheitsaufgabe, auf dem Wege des Denkens aufwärtszusteigen; um so fremder wird dem um Stoff Ringenden die Welt des Gedankens. Die Stufe, auf der er innerlich steht, ist die eines verfeinerten Tieres, eines „animal aureum".

Wenn dieser Kampf ums Geld wenigstens immer mit ehrlichen Mitteln gekämpft würde, so wäre zu hoffen, daß er nicht so viele Menschenseelen vernichtete. So aber kehrt hier und da ein Kämpfer auch von der erfolgreichen Bahn zurück und geht stillere Wege. Ein aufrichtiger, auf jeden Fall nach Wahrem fragender Mensch hält auch die feine, dünne Lüge auf die Dauer nicht aus, ohne die der materielle Kampf heutzutage unmöglich sein soll. Aber ihrer sind leider nur wenige. Die meisten haben sich an starkes Lügen gewöhnt und merken gar nicht, wie die Lüge im gesamten Leben, in Familie und Gesellschaft, in Gemeinde und Staat eine herrschende Macht geworden ist, die sich wie Meltau auf die zartesten Denkfrüchte legt und sie erstickt.

Auch in dem sog. „Kampfe der Geister" geht es nicht ohne Lüge her. Um einige Führer sammeln sich Parteien. Die Sache der Führer wird zur Parteisache; und Parteien lügen sich, wenn es nötig wird, immer durch, die einen ohne, die an-

deren „mit Gottes Hilfe“. In diesem Streite der Parteien wird der zum Geistesadel bestimmte Mensch zum „animal disputax“, dem es im Eifer des Gefechts entgeht, daß er sich mehr und mehr von seiner Bestimmung entfernt und seine Entwicklung unterbricht.

Die Furcht vor dem Denken.

Die feine oder auch starke Verlogenheit, an die man sich im Kampfe gewöhnt hat, ist unmerklich zum charakteristischen Zeichen unserer ganzen gesellschaftlichen Lage geworden. Hört nur einmal den Menschen zu, wenn sie miteinander reden! Ganz gleich, ob sie hinter edlem Wein oder hinter gemeinem Schnaps sitzen! Hört nur, was sie miteinander reden! Da sagt kaum einer dem anderen die Wahrheit. Da sucht sich jeder mit einem Schein zu umgeben, der den anderen über den Stand der Dinge und der Persönlichkeit täuschen soll. Jeder will besser, klüger scheinen als er ist. Die ärmsten Tröpfe verschmähen es nicht einmal, sich mit dem goldenen Schimmer des Geldes zu umgeben und reicher zu erscheinen als sie sind. Im Dienste der Wahrheit ist man mit dem Gelde ungeheuer sparsam, die Lüge macht unter Umständen sogar Geizkrägen nobel.

Wenn in diese verlogene Gesellschaft ein Wahrheitsmensch eintritt und harmlos, wie selbstverständlich, das Wahre sucht und sagt und das Unwahre nicht gelten läßt, so wird er als ein lästiger Störenfried, als ein unbequemer Gesell angesehen, als ein ungebildeter Mensch, der die einfachsten Regeln gesellschaftlichen Taktes nicht kennt.

Ja, wahrhaftig, die gesellschaftliche Lüge ist das gleißende Resultat der Denkvorrichtung im Menschen. Und diesen organischen Fehler in unserer geistigen Struktur, diesen Fremdkörper im Leibe der Menschheit hat noch keine spitzfindige Wissenschaft zu überwinden vermocht. Wenn die Lüge in Gefahr gerät, dann tritt immer noch die Gesellschaft für sie ein aus — Furcht vor dem Denken.

Hemmnisse des Denkens.

Es ist schon angedeutet worden, daß, solange es ein Denken gibt, auch allerlei Faktoren tätig waren, das ursprünglich gesunde Denken in ungesunde Bahnen zu leiten. Daß solche Hemmnisse überhaupt vorhanden sind, ist an sich eine natürliche Erscheinung, über die wir uns nicht zu wundern brauchen. Ich möchte sogar weiter gehen und behaupten, daß diese Hemmnisse notwendig waren und sind. Es gibt kein sittliches Gut, keinen geistigen Wert, der nicht ein gut Teil seiner Bedeutung aus dem fortgesetzten Kampf gegen sein Widerspiel schöpfte. Es gibt keine gute Kraft in unserer Seele, die nicht *auch* dadurch gut bliebe, daß sie ihr Gegenteil, das Böse, fortwährend bekämpfen und überwinden muß. Auch die menschliche Denkkraft hat nicht von vornherein die Verheißung, daß sie mühe- und kampflos sich entfalten und ihre Alleinherrschaft zur unbestrittenen Anerkennung bringen sollte. Schon die durch die

Die Furcht vor dem Denken.

Leiblichkeit bedingte Zugehörigkeit des Menschen zur stofflichen Welt ließ ohne weiteres vermuten, daß in jedem neugeborenen Menschen Geist und Stoff sich miteinander zurechtfinden müßten. Außerdem ist kein Zweifel, daß, je höher die Entwicklung steigt, je größer die Anforderungen werden, um so sicherer die Hemmnisse des Fortschrittes in diesem selbst liegen. Alles, was hoch steigt, hat Schwerkraft zu überwinden, und je höher, um so viel mehr.

So ist die Zugehörigkeit des Menschen zur sinnlichen Welt das nächstliegende Hemmnis des Denkens. Die Sinnlichkeit, die zu ihrer Befriedigung stofflicher Genüsse bedarf, die Nahrung, die wir aus dem uns umgebenden Stoff zu uns nehmen, der Geschlechtstrieb, der, ungeregelt und ungezügelt, den Menschen zum Sklaven des Stoffes macht und ihn auf die Stufe des Tieres zurückwirft, das alles hängt sich wie Bleigewicht an die Flügel des Denkens und raubt ihm seine Kraft, ja sein Leben. Wenn wir uns einmal klarmachen, wieviel Sorge, Mühe und Schweiß die Menschheit heute noch darauf verwendet, eine Antwort auf die Frage zu finden, was sollen wir essen, was sollen wir trinken! — wenn wir überlegen, wieviel Millionen Menschenleben im Dienste des Geschlechtstriebes auf- und untergehen, so sollten wir füglich von der errungenen Höhe, dem rasenden Fortschritt menschlicher Kultur schweigen, sollten vor allem mit der Einbildung brechen, daß das menschliche Denken auf gesunden Bahnen

sei. War die Geburt des ersten Gedankens erst dann möglich, als die Magenfrage ihre erste Reife erlebt hatte, so wird der Gedanke sterben, wenn die Magenfrage wieder in den Vordergrund tritt. Hier liegt eine doppelte Aufforderung: einmal die, daß die soziale Frage, die doch zum großen Teil eine Magenfrage, jedenfalls eine das äußere Leben betreffende Frage ist, schnell und energisch ihrer Lösung entgegengeführt wird. Und zwar nicht, um den ewig unzufriedenen Schreiern das Maul zu stopfen und dann Ruhe vor ihnen zu haben, sondern aus innerstem Interesse am Menschheitsfortschritt. Sodann: wir sollen nicht vergessen, daß wir die Speise zu uns nehmen, um zu leben, und daß Essen nie Selbstzweck ist. Jedes Raffinement in unserer Ernährung widerspricht unserem menschlichen Zweck und damit unserer menschlichen Würde. Wir sollen Speise und Trank handhaben wie etwas Selbstverständliches, wie etwas, das auf jeden Fall unter uns liegt. Nur dann steht die Nahrung in unserem Dienste, und nicht wir in dem ihrigen. Nur dann bleiben Kräfte frei, deren wir zum Denken bedürfen. Die Furcht vor dem Denken sitzt bei den meisten im Magen, und da ist sie leider nur allzu gut verwahrt.

Mindestens ebenso bemerkbar wie Hunger und Durst macht sich der Geschlechtstrieb und wird vielen ein starkes Hindernis gesunden, reinen Denkens. Er erfüllt die Phantasie, die geistigen Strebungen mit Stoffen, die ganz dem animali-

Die Furcht vor dem Denken.

schen Leben angehören. Diese geschlechtlichen Stoffe wirken auf die Denkkraft wie ein narkotisches Mittel und haben dann vermöge ihrer gröberen Beschaffenheit und größeren Intensität mit der völligen Überwindung des Denkens leichtes Spiel. Wer seinen Geschlechtstrieb nicht bändigen kann, der mag ein gescheiter Mensch sein, der mag mancherlei finden und entdecken, der mag einen scharfen Verstand haben und ein großes Wissen — menschenwürdig denken kann er nicht. Auch der Geschlechtstrieb, der sein heiliges Recht, seine bedeutungsvolle Würde hat, soll von uns gehandhabt werden wie etwas Selbstverständliches. Mehr, er soll zur Förderung unseres Lebens beitragen, soll uns eine Quelle reiner Freuden werden. Wir sollen ihn aus dem Tierischen erlösen und ihm Persönlichkeitswert verleihen und auf keinen Fall seinetwegen unseren Adel verlieren. Dann werden Kräfte in uns gelöst, die stürmisch vorwärtstreiben, die sich als Teile der aus den Tiefen der Natur stammenden ewigen Denkkräfte erweisen.

Aber freilich die Sinnlichkeit läßt sich nicht aus sich selbst heraus überwinden oder an den ihr gebührenden Platz weisen. Sie wird nur gebändigt durch eine stärkere Macht. Diese stärkere Macht ist das Denken, das Urmenschliche. Und ich halte es nicht für unmöglich, daß ein Mensch, der sich aufrichtig nach Erlösung aus dem Tierisch-Sinnlichen sehnt, in dieser Sehnsucht den Kräften begegnet, die ihn heben und tragen wollen. In der

groben wie in der feinen Sinnlichkeit wohnt die Furcht vor dem Denken. Darum muß eins mit dem anderen überwunden werden. Und das ist möglich, es muß gehen! Dafür spricht die Erfahrung.

Ein weiteres Hemmnis des Denkens ist die Denkfaulheit, die geistige Trägheit, die mit der Sinnlichkeit nahe verwandt ist. Diese Trägheit braucht nicht immer in allgemeiner Arbeitsunlust zu bestehen. Im Gegenteil! Sie kann sehr geschäftig sein. Sie kann im äußeren Leben namhafte Erfolge erzielen. Die Trägheit, die ich jetzt meine, kann aussehen wie nie rastender Fleiß. Diese Trägen können gehetzte Leute sein, die nie einen Augenblick Zeit haben. Aber die Kräfte, von denen sie getrieben werden, liegen in den Stoffen, der Kampf, den sie kämpfen, ist ein rein materieller. Der Lohn ihrer Arbeit ist armseliges Geld. Die ganze Gedankenwelt dieser gehetzten Kultursklaven wird einseitig in einer einzigen Richtung bewegt und in dieser Richtung dann zuweilen bis zur Virtuosität ausgebildet. Ein feines Gefühl für die Bewegungen auf dem Geldmarkte, eine scharfe Unterscheidungsgabe für den Wert der Waren und dergleichen Künste mehr werden gezüchtet. Eine gewisse Art von Energie wird geübt. Und all diese Gedankenschärfe und all diese Energie legt sich wie ein Bann auf die innersten, feinsten Kräfte des Menschen, lähmt das Denken und bringt ein Philistertum zustande, das gerade dadurch so unerträglich ist, daß es sich

immer als das klügere, reifere, erfahrenere, „im praktischen Leben stehende“ Element gebärdet, dem gegenüber der stille, wirkliche Denker eine klägliche Rolle spielt. Es ist ein Jammer, daß meistens nur dieses kluge, kulturselige Philistertum in der Lage ist, einen bestimmten Zweig wirklich wertvoller menschlicher Kultur äußerlich zu fördern, die Kunst. Das bringt diesen Denkfaulen eine besonders günstige Meinung von sich selbst bei und ist eine betrübende Ironie auf die Lage unserer Kultur überhaupt.

Die Furcht vor dem Denken.

Will man diesen Leuten mit einem Gedanken nahekommen, der sie viel näher angeht als Konjunktur, Steuer und Zoll, so winken sie etwas müde ab: Keine Zeit! Haben den Kopf voll genug! Einige lassen sogar recht geschmackvoll durchblicken, daß sie ihre Steuern bezahlen, damit der Staat Männer anstelle, die sich mit „solchen Sachen“ beschäftigen. — Furcht vor dem Denken!

Ob diese Art von Trägheit zu überwinden ist? Vielleicht, wenn die Gewaltkur angewandt wird, die Jesus mit dem reichen Jüngling vornehmen wollte. Vielleicht, wenn ein wahrhaftiger Mensch, dem diese Kultur alles geboten hat, was sie zu bieten vermag, in instinktivem Ekel sich abwendet von der feineren Sinnlichkeit dieser Kulturgüter und den sich regenden Kräften seines Innersten nachgibt. Vielleicht, wenn einer merkt, daß sein bisheriges Denken ein Nichdenken war. Mit dieser Einsicht ist schon viel gewonnen. Sie ist eine schmerzhafte Buße, aber sie kann weiter-

führen. Sie bedarf fast immer eines Anstoßes von außen her, und dieser Anstoß muß von einem Denkenden ausgehen.

Immer feiner werden die Hindernisse des Denkens. Und je feiner, um so gefährlicher.

Es gibt eine Eitelkeit, die besonders bei sog. Gebildeten zu Hause ist, eine Eitelkeit, die ihren Grund zu haben meint gerade in der vorzüglichen Beschaffenheit des Denkens. Ja, diese Leute sind sehr klug. Sie haben sogar einmal ein philosophisches Buch gelesen, in dem sie „nur Einiges" nicht verstanden haben. Sie haben genügend Zeit gehabt, sich über die verschiedenen Richtungen in den Geisteswissenschaften auf dem laufenden zu halten, und sie wissen auch über die verschiedenen Richtungen in der Kunst Bescheid. Sie haben ihrer Bildung den letzten Schliff gegeben durch einige Reisen und wissen nun von Museen und Bildergalerien zu erzählen und haben sich teuere Andenken mitgebracht. Man redet wohl von einem berechtigten Bildungsstolz, und in diesem glauben sie nun schwelgen zu dürfen. Mit einem Worte: Blüte der Kultur!

Ja, was soll man mit dieser Eitelkeit anfangen! Sie bilden sich ja fest und steif ein, sie seien musterhafte Denker, sie haben es in mehr als einer glänzenden Konversation bewiesen. Wenn ihre Klugheit sie nicht von selbst dahin bringt, daß sie die Gefahr ihres Dilettantentums merken, wenn in ihrer eitlen Aufgeblasenheit alle innere Tiefe und Stille untergeht, so daß sich

Die Furcht vor dem Denken.

niemals das Vielerlei ihres Könnens und Wissens zu einem lebendigen, aus sich selbst wachsenden Ganzen gestaltet — dann wird ihnen schwerlich zu helfen sein. Mir ist nur gewiß, daß diese Art des Bildungsbazillus ein schädliches Gift für starkes Denken ist und den Menschen in seinem Wesensbestande um keinen Schritt vorwärtsbringt.

Sollten wirklich nicht alle Menschen für menschliches Denken organisiert sein? Es wäre grausam, aber es scheint oft so.

Und nun das nach meiner Erfahrung allergefährlichste Hemmnis für das Denken! Wie soll ich es nennen! Wir kennen die Sache alle, aber es gibt noch keine allgemein anerkannte Bezeichnung dafür, unter der wir es immer wiedererkennen könnten. Ich meine jenes Stimmungswesen, das am deutlichsten unter der Einwirkung gewisser Narkotika hervortritt, sei es nun Alkohol oder eine begeisternde Rede oder sonst irgend etwas, das den einzelnen in einer Massenstimmung untergehen läßt. So gibt es patriotische, konfessionelle, religiöse und von der Kunst beeinflußte Stimmungen, die die Seele in eine Art von Rausch versetzen. Ist dieser Seelenrausch nur ein akuter, vorübergehender, so mag er nicht schaden, im Gegenteil, er kann sogar dazu dienen, daß der Mensch sich vor einem zweiten Rausch dieser Art hütet. Wird er aber chronisch, tritt nie mehr der Zustand absoluter Nüchternheit ein, dann bin ich ratlos.

Die Gefahr dieser seelischen Berauschung be-

steht darin, daß sie den Menschen über die allerplatteste Alltäglichkeit hinweghebt und ihm so die Überzeugung beibringt, daß er tatsächlich mit seinem Geiste in übersinnliche Regionen hineinreiche. Der Stimmungsvirtuose, der in seiner Leidenschaft großer augenblicklicher Anstrengungen und Opfer fähig ist, kann mit hinreißender Wärme von sich deklamieren, was Goethe von Schiller gesagt hat: „Und hinter ihm in wesenlosem Scheine lag, was uns alle bändigt, das Gemeine." Und dabei erstickt er fast im Fein-Sinnlichen!

Meist ist dieser Rausch religiöser Art, und eine ganze Reihe trauriger Beispiele hat bewiesen, wie eng solche Rauschzustände mit der gröbsten Sinnlichkeit verwandt sind.

Wenn man in völliger Nüchternheit mit seelisch berauschten Menschen zusammentrifft, so hat man ein ähnliches Gefühl, als wenn man in eine schon recht weit vorgeschrittene Hochzeitsgesellschaft einträte, in der alle in derselben Stimmung sind, in der das Persönliche unter der Wirkung des Alkohols ausgeschaltet ist. Dieser allgemeine Nebel und Rausch, der die niederen Seelenkräfte in Tätigkeit bringt, hat meistens zur Folge, daß sich der einzelne nur in ganz bestimmter Weise mit sich selbst beschäftigt. Nämlich entweder er ist gerührt über seine eigene Güte, oder er zerfließt vor Mitleid mit sich selbst. Der klare Blick für sein Ich ist ihm verloren gegangen. Er sieht sich entweder zu groß oder zu klein, und mit dem

rechten Augenmaß verliert er langsam, aber sicher den Wahrheitssinn überhaupt. Sowohl das künstlich gesteigerte Hochgefühl als auch der unreife Weltschmerz ist ihm eine Wonne und Seligkeit. Er geht allen Ernüchterungen aus dem Wege, er fürchtet, sein Bestes, seinen Rausch, zu verlieren. Wie soll da gesundes Denken gedeihen!

Die Furcht vor dem Denken.

Soll man diese Schlaftrunkenen wecken? Wer will die Verantwortung tragen, wenn sie beim Erwachen einen tödlichen Sturz tun wie ein Mondsüchtiger, der sich verstiegen hat! Das ist der Satan in Lichtgestalt — die Furcht vor dem Denken im Gewande seelischer Erhebung. Starke Naturen überleben die Ernüchterung, schwache brechen darüber zusammen. Aber ich möchte doch lieber vor der Wahrheit zusammenbrechen, als von der Lüge mich in tödlichen Rausch einlullen lassen.

Die Wissenschaft und das Denken.

Die Vertreter der Wissenschaft haben augenscheinlich allen Grund, meine bisherigen Darlegungen entrüstet zurückzuweisen. Ich komme vielleicht gar in den Verdacht, ich habe meine Studentenzeit zu allem möglichen anderen, nur nicht zum Studieren benutzt, sonst könnte ich nicht eine so geringe Meinung von der Wissenschaft haben und müßte wissen, daß nichts das wirkliche Denken so sehr übt und stärkt als wissenschaftliche Arbeit. Ich kann diesen Verdacht mit Gleichmut ertragen. Ich habe als Student wirklich studiert und habe mir aus meinem eigenen Studium

einen ungeheueren Respekt vor der Wissenschaft bewahrt. Ich gehöre nicht zu denen, die, wenn sie in Amt und Brot sind, meinen, sie dürften nun schleunigst wieder vergessen, was sie als Studenten gelernt haben. Ich bin tief durchdrungen von dem Bewußtsein, daß Wissenschaft nötig ist, und ich wünsche oft, daß mir der eine oder andere Zweig der Wissenschaft vertrauter sei als er es bisher war. Ich möchte sie beherrschen können wie der Maler den Pinsel, wie der Bildhauer den Meißel beherrscht. Kurz, die Würde und Größe insbesondere der deutschen Wissenschaft steht mir über allem Zweifel.

Das schließt aber nicht aus, daß ich mich davor hüte, sie zu überschätzen. Und die Überschätzung der Wissenschaft ist eine Krankheit, die das Erstarken und die naturgemäße Weiterbildung des Denkvermögens bei vielen ihrer Anhänger hindert. So entsinne ich mich eines Studiengenossen, der vom Wissenschaftsbazillus unheilbar infiziert worden war. Einer unserer Professoren, der als Leuchte der Wissenschaft einen unbezweifelten Ruf genoß, hatte einmal in seinem Kolleg sein wissenschaftliches Handwerkszeug beiseite gelegt und war uns mit der ganzen Wärme und Wucht seiner reifen Persönlichkeit entgegengetreten. Als ich nachher meine Freude über diese unmittelbare Offenbarung eines wertvollen Menschen äußerte, rief jener wissenschaftskranke Studiengenosse: Ach was! Im Kolleg will ich nicht den Menschen, da will ich Wissenschaft!

Das ist mir lange nachgegangen, und ich habe mich oft gefragt, ob denn mein eigenes wissenschaftliches Verständnis so gering sei, daß ich mich von persönlichen Ausbrüchen ihrer Vertreter überrumpeln lasse. Ich muß gestehen, daß fast alles, was jener Gelehrte mir beigebracht hat, mir wieder abhanden gekommen ist, zum Teil auch darum, weil ich theoretisch später andere Wege gegangen bin. Aber die prächtige Persönlichkeit, das starke Leben, das er ausstrahlte, die Wärme und Frische, die von ihm ausging, das ist mir geblieben, und zwar nicht nur in freundlicher Erinnerung, sondern als ein Moment, das mein eigenes Leben gefördert hat.

Die Furcht vor dem Denken.

So tröste ich mich nun über meine Stellung zur Wissenschaft. Ich achte und liebe sie. Aber ich kann sie nicht für den höchsten Zweck, auch nicht für die höchste Tätigkeit des Menschen halten. Der Mensch ist doch nicht dazu da, um Professor zu werden. Wenn man den Satz umkehrt, so bekommt er schon einen besseren Sinn: Der Professor soll ein Mensch werden. Wenn das Denkvermögen das den Menschen vom Tiere unterscheidende Merkmal ist, so muß dieses Charakteristikum des Menschseins sich weiter erstrecken als nur auf die paar Professoren. Ja, so schließe ich weiter, so muß Denken etwas anderes sein, als was die Professoren tun.

Wir beginnen mit den technischen Wissenschaften. Sie lehren uns Häuser bauen, Wasserleitungen anlegen, die Kraft der Elektrizität an-

wenden, Brücken schlagen und viele andere nützliche Dinge, die wir schmerzlich entbehren würden, wenn wir sie nicht hätten. Diese Wissenschaften haben glänzende Vertreter, Entdecker neuer Möglichkeiten, und das dankbare Publikum zögert nicht, sie als geniale Menschen zu feiern. So soll der Erbauer der Müngstener Brücke ein genialer Mann sein, weil er ein weites Tal mit einem einzigen Brückenbogen überspannt hat. Ich gebe zu, daß viel fleißiges Nachdenken, eine große Kombinationsgabe, eine ungeheuere Kenntnis aller in Frage kommenden Gesetze und Regeln dazu gehört, ein solches Riesenwerk zu bauen. Daß die Müngstener Brücke einen ungeheueren Fortschritt unserer Technik bedeutet, will ich gern und ohne Rückhalt zugeben. Was aber ein technischer Fortschritt mit der fortschreitenden Erlösung der Menschheit aus dem Animalischen zu tun hat, was also im Grunde die technischen Wissenschaften mit dem Denken zu tun haben, das ist mir unerfindlich geblieben. Die Technik gehört zu der Art menschlicher Tätigkeiten, die das Einrichten auf Erden besorgen sollen. Aber der Mensch, sein Denken, sein Ziel bedeutet mehr als Sicheinrichten auf Erden.

Und die Naturwissenschaft! Sie durchsucht, soweit ihre Instrumente dazu ausreichen, das Weltall und stellt die Gesetze fest, nach denen die Millionen Sterne umeinanderkreisen, sie zerschneidet die organische Natur in ihre kleinsten Bestandteile, die das unbewaffnete Auge nicht

Die Furcht vor dem Denken.

mehr sieht. Sie beobachtet liebevoll das Geborenwerden und Sterben. Sie erzählt uns von grauer, vorgeschichtlicher Zeit und gibt uns ein Bild davon, wie die Erde wurde, und wie in rastloser Entwicklung die Arten entstanden. Ja, sie hat Unerhörtes geleistet. Sie wird noch auf lange hinaus diejenige Wissenschaft sein, die unser Interesse am meisten beansprucht.

Aber gedacht, geschaffen hat sie nicht. Sie hat dem Vorhandenen nachgedacht, ist der Geschichte der Natur sorgsam nachgegangen. Erlöst, gehoben, gesteigert hat sie das Menschsein nicht, das kann nur das Denken.

Und die Geschichtswissenschaft! Sie gräbt vergilbte Quellenschriften aus, buchstabiert an halb verwitterten Steinen herum, um längst gestorbene Menschen uns wieder lebendig werden zu lassen, längst geschehene Dinge zu erklären. Dazu gehört gewiß ein scharfes Auge, ein fein sondernder Verstand, eine vornehme, kühle Unparteiligkeit, ein selbstloses Nachgehen und Nachdenken hinter dem her, was gewesen ist, aber kein schöpferisches Walten, kein starkes, urwüchsiges Denken. Der gelehrteste Historiker kann zugleich der kümmerlichste Mensch sein. Und seine Resultate haben in das Rad des gegenwärtigen Geschehens noch nie eingegriffen.

Dasselbe gilt im großen und ganzen von den Sprachwissenschaften. Ich habe von einem Manne gehört, der in 72 Sprachen schreiben, reden und lesen kann. Aber das ist auch das Bemerkens-

werteste an ihm geblieben. Ich habe nie gehört, daß er für sich oder gar für andere Ursprung und Quelle lebendigen Fortschritts geworden sei.

Alle diese Wissenschaften sind ein reproduzierendes Nachdenken, das die Technik des Verstandes bis zur Virtuosität ausbilden kann, aber mit dem Denken in seiner ursprünglichen Bedeutung haben sie nichts zu tun.

Nun die Königin in den Wissenschaften, die Philosophie! Wer soll denn noch gedacht haben, wenn nicht die Philosophen von den sieben thebanischen Weisen an, über Plato und Aristoteles bis hin zu Kant, Hegel und ihren Nachfolgern. Sie haben doch wirklich geschaffen, waren Genies und hinterließen uns neue Werte.

Nichts kann mir ferner liegen, als den Glanz dieser Sterne trüben zu wollen. Ja, sie haben geschaffen! Aber was! Sie haben das Naturerkennen, das ihrer Zeit zu Gebote stand, und das bewußt oder unbewußt Religiöse, das in ihnen war, mit großer geistiger Kraft geordnet, gesichtet und zu großartigen Systemen zusammengewoben. Oder sie haben den Formen und Regeln, nach denen menschliches Denken verläuft, nachgedacht und sie konstatiert. Sie haben die Grenzen festgelegt, die unserem Verstande gezogen sind, und haben schließlich die Unmöglichkeit bewiesen, daß wir je mit der „reinen Vernunft" aus unseren Erfahrungsgebieten heraus in das Transzendente hineingelangen können. Wir sollen also dazu verurteilt sein, immer in der sicht-

Die Furcht vor dem Denken.

baren Welt stecken zu bleiben, nur mit einem kühnen Schwung über eine dunkle Kluft sollen wir uns hineinschwingen können in eine unsichtbare Welt. Dieser Sprung soll aus praktischen, aus Nützlichkeitsgründen notwendig sein. Aber ein organisches Hineinwachsen in jene höhere Sphäre, ein naturnotwendiges, völliges Überwinden des Sinnlichen haben die Philosophen geradezu geleugnet, bis Nietzsche mit sausendem Schwerte in diese exakte Philisterei hineinfuhr und uns den Übermenschen predigte. Nietzsche ist zwar in sein eigenes Schwert gefallen, aber den Trieb und die Sehnsucht aus unseren Niederungen heraus hinauf auf die Höhen hat er unserem Geschlecht eingepflanzt, und das wird bleiben. Er hat gewußt, daß Denken mehr ist als Spintisieren und Systematisieren.

Endlich die Theologie, an deutschen Hochschulen vertreten durch die erste Fakultät! Sie ist doch die Wissenschaft, die sich mit dem Urmenschlichen befaßt, die die Wege weisen will aus dem Sinnlichen in das Übersinnliche, aus dem Irdischen in das Göttliche. Ja, wenn sie nur nicht auch so sehr Wissenschaft geworden wäre, daß sie kühle Exaktheit, geschlossene Systematisierung höher stellt als warmes Werden und Wachsen! Wenn sie nur die Kräfte, die sie beschreiben und reglementieren will, lieber aufgegriffen, vermehrt und weitergegeben hätte! Aber sie legt allen Wert darauf, von den übrigen Wissenschaften als gleichwertig anerkannt zu

werden. Dazu gehört, daß sie sich derselben Mittel und Methoden bedient wie jene, also auch, daß sie sich des Denkens begibt und sich auf reproduktives Nachdenken beschränkt. Es soll aber ihren Vertretern zur Ehre gesagt sein, daß viele unter ihnen des trocknen Tons nun satt sind, und daß sie die lebendige Fühlung mit dem werdenden Leben suchen, und daß sie schöpferisches Prophetentum mehr lieben als selbst das emsigste Professorentum.

Der Betrieb der Wissenschaft hat es in seinem bisherigen Gange mit sich gebracht, daß die Wissenschaftler, wenn sie überhaupt etwas leisten wollen, ihre Forschungen auf ein bestimmtes Gebiet beschränken müssen. Je größer der Umkreis wissenschaftlicher Betrachtung wird, um so schwieriger, ja unmöglicher wird es, daß einer das Ganze beherrscht. So ist ein Spezialitätentum herangezüchtet worden, das seine Diener notwendigerweise zur Einseitigkeit erzieht. Universalmenschen wie Leonardo da Vinci oder Leibniz gibt's heutzutage nicht mehr. Das Denken in seiner ursprünglichen Kraft will aber aus dieser Erde kein Spezialitätentheater machen, sondern will den Menschen zu einem Universum im kleinen bilden, daß er ganz Mensch sei, all seiner Kräfte mächtig, neuer Kräfte gewärtig.

Darum sage ich, die Wissenschaft ist etwas, das überwunden werden muß. Sie muß aus ihrer Herrinstellung heraus und muß Magd werden im Haushalte der Menschheit. Sie soll Handwerks-

zeug sein, aber nicht selbst Kunst. Daß sie sich dagegen wehrt, verstehe ich wohl; aber ich kenne auch ihre Motive — es ist die Furcht vor dem Denken.

Die Furcht vor dem Denken.

Die Religion und das Denken.

Wenn ich hier von Religion rede, so meine ich sie in demselben Sinne, in dem man allgemein von Religion spricht, Religion also, die lehrhaft dargestellt, kultisch ausgedrückt und in einer irgendwie kirchlichen Organisation gepflegt wird. Daß das im Grunde nicht Religion ist, darüber habe ich mich im zweiten Bande des „Suchen der Zeit", S. 28—77, ausführlich ausgesprochen, und ich kann das dort Gesagte hier nicht wiederholen. Religion ist eine Geschichte, von der die Menschheit von ihren ersten Anfängen an bewegt wird, und die sich in jedem einzelnen Menschen abspielen will, wenn er sich nur dazu hergibt.

Aber diese Gedanken über Religion haben noch zu wenig Verbreitung gefunden, als daß man das Wort Religion ohne weiteres in dem angedeuteten Sinne anwenden könnte, ohne mißverstanden zu werden. Darum brauchen wir das Wort Religion hier in dem landläufigen Sinne.

Alle Religionen werden in einer Lehre dargestellt. Die Wissenschaft von der Religion, die Theologie, bemächtigt sich des geschichtlichen Bestandes in den Anfängen und in der Entwicklung einer Religion, schöpft aus alten heiligen Quellen und bemüht sich, mit allgemeingültiger

wissenschaftlicher Klarheit den geistigen Gehalt und das Ziel der Religion darzustellen. Die einen glauben, daß die Entwicklung der Religion abgeschlossen sei, und daß man die religiöse Lehre mit mathematischer Genauigkeit gegen Fremdartiges abgrenzen könne. Das sind die unfehlbaren Religionen, die mit ihrer Unfehlbarkeit rettungslos der Versteinerung anheimgegeben sind. Die anderen, geistig Lebendigeren, haben etwas von dem großen Strom der Entwicklung verspürt, der durch die Menschheit geht, und wissen nun auch von einer Weiterentwicklung in der Religion zu reden. Sie passen ihre religiöse Lehre dem neuen Weltbilde und dem neuen Naturerkennen an. Sie vergeistigen ihre Religion, indem sie lehrhaft bleibend Wertvolles und Wahres von Vergänglichem und Zufälligem sondern. Es ist nicht zu leugnen, daß sie damit der ewig wirksamen Wahrheit, der fortschreitenden Schöpfung näherstehen als die Unfehlbaren. Aber auch ihre Lehre ist doch nur ein tastendes Nachdenken, ein Suchen und Fühlen nach dem Unaussprechlichen, dem Unmittelbaren. Und je mehr das Lehrhafte, das Doktrinäre in den Vordergrund tritt, um so sicherer trennt es seine Verehrer vom Denken.

Es ist kein Geheimnis mehr, daß auf dem Gebiete der religiösen Lehre die Furcht vor dem Denken, selbst vor dem einfachsten wissenschaftlichen Denken sich lächerlich macht. Welch ein Gezeter geht durch die Kirchenhallen und durch die frommen Blätter über die neue Theologie, die

Die Furcht vor dem Denken.

angeblich die Religion zerstört, dem Menschen seinen Glauben nimmt! Hat doch die vom Papste eingesetzte Bibelkommission in Rom vor einigen Tagen erklärt, die mosaische Autorschaft der fünf Bücher Mosis stehe nun fest. Diese Entscheidung ist im Einvernehmen mit der Inquisitions-Kongregation erfolgt, und jeder katholische Theologe hat nun seine alttestamentlichen Forschungen so einzurichten, daß sie in dieses vorgeschriebene Resultat münden. So wird die kindische Furcht vor dem alltäglichsten Denken kirchlich sanktioniert. So feiert das Ignorantentum seine Orgien. Man will eben nicht einmal in dem Sinne denken, wie es die Wissenschaft zu verlangen ein Recht hat.

Auf protestantischer Seite ist es vielfach nicht besser bestellt. Der sichere Besitz eines gefeilten, mit der Lehre der Bibel übereinstimmenden Dogmas wird den Gefahren eigenen Denkens und Kämpfens vorgezogen. Daß man auf lehrhaften Ausdruck der Religion so übertriebenen Wert legt, ist immer ein Zeichen für die Furcht vor dem Denken.

Zur Religion gehört der Kultus. Der Kultus hat schon früh feste Formen angenommen. Ich bin überzeugt, daß die Erfinder dieser Formen sich auch etwas dabei gedacht, auch etwas dabei erlebt haben. Wenn aber diese kultischen Formen sich immer wiederholen, zumal in einer Sprache, die das Volk nicht kennt, oder in einer Ausdrucksweise, die dem heutigen Empfinden nicht entspricht, so möchte ich wissen, wie von solcher

Starrheit Leben ausgehen soll. Ich glaube nicht einmal, daß die Mehrzahl der Kirchenbesucher sich beim Vollzuge des Kultus überhaupt etwas denkt, geschweige daß sie daraus eine Anregung empfangen zu mutigem, vorwärtstreibendem Denken.

Man mag darum den Kultus schön gestalten. Ästhetische Anregungen schaden an sich nicht und mögen Stimmungswerte schaffen, die manchem Geplagten für den Augenblick wohltun. Aber jede Überschätzung des Kultus ist wieder ein Zeichen von der Furcht vor dem Denken.

Endlich die Organisation, in der die Religion gepflegt werden soll, die Kirche! Je mächtiger die Kirche ist, je mehr sie zu leisten verspricht, um so mehr enthebt sie den einzelnen eigener Verantwortung, um so mehr schläfert sie das Gewissen und das Denkvermögen ein. Jede Bequemlichkeit, die sie ihren Angehörigen schafft, ist eine Sünde. Jedes materielle Machtmittel ist ein Hindernis für die Erfüllung ihrer Aufgabe. Will eine Kirche Segen stiften, so soll sie ihre Machtgelüste fahren lassen. Kirchlicher Machthunger ist immer ein Zeichen dafür, daß man sich fürchtet, es möchte einmal ein großes Denken erwachen, das die Menschen zu sich selbst ruft und über sich selbst hinaushebt. Wenn dieses Denken erwacht, dann fallen die mächtigsten Kirchen zuerst, und die ohnmächtigste wird zu Ehren kommen.

Also Vorsicht in der Schätzung des heutigen Betriebes der Religion! Es steckt viel Furcht vor dem Denken dahinter.

Die Kunst und das Denken.

Der Künstler will schaffen. Eine künstlerische Schöpfung entsteht aber nur dann, wenn der Künstler die Mittel seiner Kunst so verwendet, daß er seinen Vorwürfen irgendwie den Stempel des Persönlichen aufdrückt.

Gegenstand der Kunst ist in erster Linie der Mensch, für die redende wie für die darstellende Kunst. Es gibt zwei Möglichkeiten, Persönliches zum Ausdruck zu bringen. Entweder der Künstler läßt seine eigene Seele durch seine Kunstformen hindurchscheinen, wie der Lyriker, der Musiker, vielleicht auch der Landschaftler, oder er vertieft sich so in die Individualität seines Objektes, daß er es aus allem Zufälligen, Vorübergehenden herauslöst und das bleibend Personhafte zur Darstellung bringt.

Natürlich werden auch Künstler von dem Menschheitsideal ihrer Zeit und ihres Volkes beeinflußt. Die schönheitstrunkenen Griechen haben mehr den menschlichen Körper als das menschliche Antlitz gesehen, und diesen haben sie in einer kraftvollen Grazie dargestellt, die heute noch vorbildlich ist für diejenigen, die an ihrem eigenen Leibe das Ideal der Schönheit erstreben. Die Alten müssen den menschlichen Körper so gesehen haben, daß er ihnen nicht nur als eine Zusammenfassung von Gliedmaßen, sondern als eine Offenbarung der Menschenseele erschien. Ihr An-

schauen war ein liebevolles Sichhineinversenken in das Ewige, das auch der vergängliche Leib an sich trägt. Ihre Götter in Menschengestalt sind dafür ein schöner Beweis. Sie haben nicht nur porträtiert, sondern das pulsierende Leben erfaßt und nachgeschaffen. Darum ist uns im Anschauen ihrer Werke noch heute zumute, als müßten sie sich plötzlich bewegen, als müßten wir ihren Pulsschlag spüren. Dieses künstlerische Nachschaffen, das aus den Tiefen der Menschheit geschöpft hat, kommt dem, was ich unter Denken verstehe, näher als alle exakte Wissenschaft und alle gelehrte Religion.

Der menschliche Leib hat nicht aufgehört, künstlerisches Objekt zu sein. Aber unsere Bilder und Büsten sollen ein Gesicht haben. Das kann kein Photograph wiedergeben, das kann nur der Künstler, der auf dem Antlitz des Menschen seine Geschichte liest, dem die Augen Lichter sind, die von der Leuchtkraft der Seele leben. Das künstlerische Erfassen eines Menschenantlitzes verlangt, daß der Künstler dem Werden dieser Seele und dieses Antlitzes nachzugehen versteht. Nicht mit Quellenforschungen und sonstigen geschichtlichen Studien allein, sondern mit zart nachfühlender, liebender Seele. Genie ist Liebe. Nur eine große Persönlichkeit mit einer großen, liebenden Seele hat Raum, andere in sich aufzunehmen und dann nachschaffend wiederzugeben.

Ich möchte den künstlerischen Vorgang dem des Empfangens und Gebärens vergleichen. Das

Bild dringt von außen in die Seele des Künstlers ein, wird dort einem embryonischen Prozeß unterworfen und tritt erst ans Licht, wenn es reif geworden ist. Dieser geheime Werdeprozeß, der dem Künstler selbst nur zum Teil bewußt wird, in dem Menschheitswerte, Persönlichkeitswerte geschaffen werden, Werte, in denen der Mensch über sich selbst hinausstrebt, das ist Denken.

Die Furcht vor dem Denken.

Und wenn wir alle Formen der Kunst durchgehen, überall begegnen wir einem Schaffen und Werden, das über alle Fesseln und Regeln wissenschaftlicher Arbeit weit hinausragt. Wenn der Dichter im Drama oder im Epos, im Roman oder in der Ballade Menschen und Menschenschicksale an uns vorüberziehen läßt, wenn er diese Menschen uns nahebringt nicht als zufällige Erscheinungen, die keinen Anspruch auf unser Herz haben, sondern als typische Menschen von Fleisch und Blut, und wenn durch solche Dichtung etwas hindurchweht von wirklichem Menschenleid und wirklicher Menschenlust, dann berührt uns der Menschheitschaffende, ewige Geist, dann naht uns der ewige Gott, auch dann, wenn der Dichter selbst keinen Ausdruck für Gott gefunden hat, dann spüren wir den Odem des ewigen Denkens.

Die Kunst ist die einzige Kulturmacht, die gegen die Furcht vor dem Denken gekämpft hat, und sie bleibt nur Kunst, solange sie diesen Kampf führt. Denn sie ist Denken.

Das Denken.

Ehe wir über das Denken selbst handeln, wollen wir uns vor zwei Einbildungen schützen. Zunächst vor der, als könnten wir diese ewige Macht, dieses hinter allem Sichtbaren geheimnisvoll Wirksame, in eine glatte, runde Formel bannen, als könnten wir eine Definition aufstellen und sagen: Dies und das ist das Denken und nichts anderes. Vielleicht sollen wir niemals den Inhalt des Denkens auf eine wissenschaftlich exakte Form bringen. Jedenfalls heute nicht, wo nur wenige Auserwählte das Wirken des Denkens verspüren. Und diese, die Künstler, werden am allerwenigsten auf die Idee verfallen, für ihr künstlerisches Erlebnis eine mathematische Formel zu suchen. Sie werden alle nicht mehr sagen können, als was Goethe zur Charakteristik des Dichters sagt: „So fühle ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht, ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz." Und wir fügen hinzu, indem wir uns über die Unerklärbarkeit des Denkens einig sind: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nie erjagen."

Und vor der anderen Einbildung wollen wir uns schützen, als könnte irgend jemand etwa durch Lesung dieses Buches denken lernen. Denken ist auch nicht lehrbar. Ebensowenig, wie jemand durch Hören guter Musik ein großer Komponist werden kann. Künstler werden geboren, und Denker werden auch geboren — oder wieder-

Die Furcht vor dem Denken.

geboren. Ich erwarte von meinen verehrten Lesern nichts anderes, als daß sie mit den Mitteln des ihnen zu Gebote stehenden Denkens dem, was ich sage, nachdenken, aber ernst und still und ohne Überhebung. Dann kann aus der Entdeckung des eigenen Denkvermögens eine starke, aussichtsvolle Sehnsucht nach origineller Denkkraft erwachsen. Dann kann aus den Schmerzen der Selbsterkenntnis ein Mensch geboren werden, der beides ist: Frucht und Schöpfer des Lebens, und in dieser doppelten Eigenschaft — ein Denker.

Wir kehren nochmals zum Anfang unserer Betrachtung zurück und erinnern uns daran, daß jener prähistorische Vorgang, durch den aus dem Tier ein Mensch wurde, darin bestand, daß im Schoße der Natur der erste Gedanke reifte. Wir erinnern uns weiter daran, daß wir gesehen hatten, wie weder Wissenschaft noch Religion dieses Denken gefördert haben, wir also ehrlicherweise gestehen mußten, daß wir trotz aller geistigen Fortschritte die primitivste Stufe der Erlösung noch nicht überwunden haben.

Was haben wir denn vom Denken zu erwarten!

Es hat Denker auf Erden gegeben, Denker in dem Sinne, daß sie die unterbrochene Menschheitserlösung fortgesetzt haben. Aber ihre Zahl ist gering. Ich könnte ihrer zwei nennen: Buddha und Christus. Da aber der erstere trotz aller Versuche, ihn unter uns heimisch zu machen, der germanischen Welt immer ein Fremder bleiben

wird, so können wir von ihm absehen, und es bleibt nur einer für uns übrig: Jesus.

Jesus war ein Denker. Er macht den Eindruck, als habe das lange zurückgehaltene Denken auf seine weite, starke Seele gewartet, um sich dahinein zu ergießen und wieder eine Kraft zu werden, die unter den Menschen wohnt. Er macht den Eindruck, als habe nie ein Denkdresseur die unmittelbare Frische seines Denkens getrübt. So selbstverständlich, so harmlos, so unwiderstehlich wie ein Kind sagt er sein Wort, übt er seine Liebe, lebt er sein Leben. Was Hillel und Gamaliel durch ihre gelehrtesten Untersuchungen nicht gefunden hatten, das fand er mit seiner schöpferischen Seele, daß das Gesetz nicht Zweck, sondern vorübergehendes Mittel sei. Was die Mächtigsten im Volke nicht wagten, das wagte er, und er stieß steinerne Autoritäten um, die zu Götzen geworden waren. Was keiner der gefeiertsten Prediger im Tempel zustande brachte, das tat er in seiner schlichten, urwüchsigen Menschlichkeit, er brachte erstarrte Gemüter in Bewegung. Und was der frömmste Pharisäer für seiner nicht würdig hielt, ihm war es nicht zu gering: er schloß verlorene Söhne in seine Arme, hatte ein liebes, aufrichtendes Wort für Ehebrecherinnen und konnte mit Kindern spielen, daß den Müttern das Herz aufging.

Obwohl im Rahmen einer bestimmten Kultur lebend, obwohl in den Grenzen einer vergänglichen und tatsächlich vergangenen Weltanschau-

Die Furcht vor dem Denken.

ung aufgewachsen, läßt er sich trotz aller dahingehender Versuche nicht in seine Zeit hineinbannen. Rückwärts und vorwärts ragt er darüber hinaus. Daß noch heute alles wertvolle und tiefe Fragen schließlich immer wieder in die Frage nach Christus ausmündet, ist ein deutlicher Beweis dafür, daß die Kultur des beginnenden römischen Kaiserreiches nicht die einzige ist, die ihn für sich beanspruchen durfte. Je mehr geschichtliche Untersuchung ein möglichst getreues Bild seines Lebens und seiner Person zu gewinnen sucht, um so leuchtender strahlt das Übergeschichtliche, Ewig-Menschliche seiner Seele uns an, sein erdwüchsiges, himmelstrebendes Denken.

Man hat zeitweise das Charakteristische an der Person Jesu lediglich auf ethischem Gebiete finden wollen. Durch ihn sei erst für alle Zeiten ans Licht gekommen, was gut und böse sei. Der Fortschritt, den er gebracht, liege darin, daß er die Menschen zu seiner Nachfolge im Guten aufgerufen habe. Wenn Jesus anders nichts gebracht hätte, so hätte er uns höchstens eine neue Technik oder Methode des Lebens gelehrt. Aber es scheint, als habe er selbst auf die Unterscheidung von gut und böse keinen besonderen Wert gelegt. Als man ihn einmal als „guter Meister" anredete, da wies er die Bezeichnung „gut" zurück. Sie komme nur Gott zu, und das Gutsein Gottes liegt jenseits der menschlichen Begriffe von gut und böse.

Hätte Jesus besonderes Gewicht auf die Herausbildung einer neuen Ethik gelegt, so wäre

es töricht gewesen, sich mit den besten Ethikern seines Volkes in so unheilbaren Widerspruch zu setzen. Eine Vergeistigung und Hebung ihrer sittlichen Anschauungen hätten sich die Pharisäer wahrscheinlich gerne gefallen lassen. Deswegen würden sie ihn schwerlich ans Kreuz geschlagen haben.

Jesu Denken bewegte sich in höheren Bahnen, es war tiefgründiger. Er war in seinem Denken berührt worden von dem Rauschen der Quelle des Lebens. Wo, wann und wie, das bleibt sein Geheimnis und soll es bleiben. Ich halte es für unzart und taktlos, etwa mit dogmatischen Überlegungen in dieses Geheimnis eindringen zu wollen. Er hatte das Rauschen der Lebensquelle gehört, und nun ließ es ihm keine Ruhe, bis er sie fand und andere Dürstende mit ihrem Wasser erquicken konnte.

Obwohl er nicht hatte, da er sein Haupt hinlegte, hat er die Magenfrage für sich persönlich in der denkbar einfachsten Weise gelöst. Er stellte sich wie die Vögel unter dem Himmel und die Blumen auf dem Felde in die vom ewigen Denken durchwaltete Natur und wußte: Der himmlische Vater ernährt sie alle. Damit sank er nicht etwa in die Sinnlichkeit zurück, sondern erhob sich himmelhoch über dieselbe in unmittelbare Berührung mit dem Vater. Er erlöste sogar die unbewußte Natur mit, indem er sie unter das fortgesetzte Walten des Vaters stellte. War bei der ersten Menschwerdung die Regelung der

Magenfrage eine Frage der Kraft und der Klugheit, bei Jesus war sie eine Schöpfung des Denkens, die Eroberung einer neuen Lebenshöhe. Darum fängt mit ihm die zweite Menschwerdung an. Und die Bibel nennt ihn in feinem Verständnis den zweiten Adam.

War aber die Frage: Was sollen wir essen, was sollen wir trinken? für ihn erledigt, war ihre Beantwortung obendrein eine Tat des Denkens, die die Ansätze zu neuen Taten und Eroberungen in sich barg, so wurden dadurch bei ihm für weiteres Denken die Kräfte nicht nur frei, sondern geradezu gestärkt. Essen und Trinken war ihm nicht nur ein Mittel zur Erhaltung des Lebens oder gar ein sinnlicher Genuß, sondern ein Begegnen mit dem Vater, eine Quelle neuen Denkens.

Dieses neue Denken zog die Bahn weiter, auf der die Brotfrage ihre Erledigung gefunden hatte. Es hatte zum Inhalt das Hinaufdringen der ganzen Persönlichkeit in die ungeteilte Gemeinschaft mit Gott. Seinem Denken hatte sich Gott als die Quelle alles Lebens und aller Entwicklung geoffenbart. Gott war das ewige Denken, das sich nach Selbstoffenbarung in der Natur sehnte. Gott war der lange ungeahnte Exponent in der jahrtausendelangen Entwicklung. Er das Ziel, auf das alle menschliche Bestimmung und alle menschliche Sehnsucht hindrängt. In Bewegung sein in der Richtung auf Gott, das ist menschenwürdiges Denken. Daß die Offenbarung Gottes sich vollende, und in einer ganz erlösten Menschheit Gott

werde alles in allem, das ist das Ziel, das menschlichem Denken gesteckt ist. Die Bibel nennt das Glauben. Nun wohl, Glauben ist die höchste Form des Denkens.

Glaubendes Denken ist schöpferisch — darauf beruht die Verwandtschaft zwischen künstlerischem und heiligem Denken —; denn es macht aus dem sinnlichen Techniker, als der der Mensch jetzt erscheint, ein Wesen, das aus seinen originalen Kräften lebt. Es macht aus den Kopien, die das Leben so langweilig machen, ursprüngliche Menschen in unendlicher Mannigfaltigkeit. Es macht aus den von der Natur geknechteten und ihr mühsam nachgehenden Menschen Herren und Erlöser über die Natur. Aus furchtsamen Geschöpfen werden Söhne Gottes, die teilhaben an den Kräften und an der Macht ihres Vaters.

Ist aber der Mensch selbst schöpferisch geworden und sein Inneres zur Geburtsstätte neuen Lebens, so enthüllen sich seinem rückwärtsschauenden Denken auch die Wege seiner Geburt und er weiß sich geschaffen und erlöst von der Hand des ewigen Gottes. Seines Denkens Ursprung ist Gott, und seines Denkens letztes Ziel ist Gott.

Wie sich nun das alltägliche, wissenschaftliche, geschäftliche usw. Denken mit diesem höchsten Denken zurechtfindet? Wir kommen darüber nicht hinaus, daß wir die Ausdrucksformen für unser Denken der Sprache und der Kultur entnehmen müssen, in der wir leben. Aber das schadet auch nicht. Paulus hat sein Denken auch

Die Furcht vor dem Denken.

in den Formen und Bildern zum Ausdruck gebracht, die ihm aus seiner Bildung und Erziehung geläufig waren. Wenn nur wirkliches Denken hinter den Formen steckt, dann bleiben die Formen beweglich, dann können die Bilder wechseln, dann bleiben Worte Worte und Dinge Dinge. Erst wo das Denken versagt, da werden die Denkformen wichtig und Gegenstand des Streites. Der ganze „Kampf der Geister" in unseren Tagen ist nichts anderes als ein Kampf um Denkformen. Es ist Aberglaube, daß die ältere Form immer die frömmere und die neuere Form immer die richtigere sein soll. Das ist die größte schöpferische Tat des Denkens, daß es uns aus der Sklaverei der Denkformen erlöst. Und da hat's noch viel zu überwinden.

Ich weiß sehr wohl, daß man das, was ich hier sage, auch ebensogut oder besser anders sagen kann. Aber das schmerzt mich gar nicht. Wenn ich die Furcht vor dem Denken endlich verloren habe, dann will ich wahrhaftig nicht mehr um Formen streiten, deren jede an sich wertlos ist und nur insoweit Wert hat, als Denken dahinter steckt.

Unser Weg ist der Weg zu Gott. Laßt uns ihn gehen! Wenn dir dein Leben und deine Menschenwürde lieb ist, dann gehe ihn! Dein Denken und Glauben wird reicher und tiefer werden, je näher du ihm kommst. Wie ein erwachendes Verstehen an der Schwelle der Menschheitsgeschichte gestanden hat, so wird reifendes Verstehen sie

weiterführen. Dieses Verstehen wird zur Liebe. Denkend wirst du Menschenleid und Menschenlust verstehen lernen, denn dein Verstehen wird Liebe. Denkend wirst du Gott verstehen lernen, denn dein Verstehen ist Liebe. Denkend und liebend wirst du die Furcht vor dem Denken überwinden, denn die völlige Liebe treibet die Furcht aus.

Hans Wegener.

BEKENNTNISSE EINES VERSÖHNTEN MENSCHEN.

Der große Hunger.

Es gibt kein schöneres Wort als „Erlösung“, und doch herrscht förmliche Mißstimmung unter den Leuten über die Erlösungsreligion, zu der wir uns bekennen. Jetzt dämmert's auf einmal in Hunderttausenden von Köpfen, die sich lange im Erlösungstraum gewiegt haben, daß sie ja eigentlich gar nichts haben, was man mit Jubel und Dank Erlösung nennen könnte. Und nun donnert's an den Pforten der christlichen Kirche: Ihr habt uns belogen. Anstatt in die Freiheit habt ihr uns in die Knechtschaft geführt oder doch drin gelassen. Könnte der Glaube erlösen, so müßte es längst geschehen sein. Drum hinweg mit ihm! — In der Kirche aber wird es auch lebendig. Man fängt an, sich zu schämen, daß man den Menschen viel zu wenig geboten hat, wenn man ihnen die frohe Botschaft ins Haus trug. „Wie dürftig“, heißt es, „klingt doch das Wort: Vergebung der Sünden! Was tue ich damit? Laßt uns die Straße der Liebe pilgern, laßt

uns Kranke pflegen und Elende beherbergen! Dann sehen doch die Menschen mit ihren Augen, daß Hand in Hand mit dem Christentum der Engel erlösender oder wenigstens lindernder Liebe wandert." — Andern ist auch das zu sehr Menschenwerk. Sie ärgern sich über die Kranken- und Siechenanstalten und sagen: „Macht's wie Jesus und seine Jünger, betet die Menschen gesund, daß alle Mittler sich verstecken müssen, und Gott allein die Ehre habe! Obendrein ist's auch billiger und führt schneller zum Ziel."

Wem aber das persönliche innerliche Freisein mehr gilt als leibliches Wohl und Behagen, wer als höchsten Druck im Leben Schuld und Schwachheit empfindet, wer sich täglich plagt mit dem bösen Erbteil von Adam her, der spricht: „Die Sünde ist der Leute Verderben. Werden wir die nicht los, dann hatten wir nie Erlösung. Schaffen wir sie fort, so ist der Himmel auf Erden. Gott hat uns aber die Vergebung geschenkt, daß wir kraft dieser Gnade und zum Dank dafür alles Böse ablegen sollen. Es ist verfluchte Nachlässigkeit der Frommen und ihrer Prediger, daß sie den vollen Christus, der alles gottlose, sündige Wesen tilgt, der Welt vorenthalten und ihr bloß das Pflaster der Verzeihung aufgelegt haben." Zum Beweise dessen wird dann die Bibel hervorgeholt, ob sich nicht einige Wörtlein zugunsten solcher Erlösung finden. Richtig, da steht es ja! Christus selbst spricht einmal: Sündige hinfort nicht mehr, und ein Apostel sagt:

Wer von Gott geboren ist, tut nicht Sünde. Dann kommen die Schwärmer und behaupten kühnlich: „Es muß also gehen, denn die Schrift sagt's, übergeben wir uns nur täglich unserm Herrn, dann hebt das sündlose Leben an." Die Bescheidenern fahren nicht so hoch einher. Sie haben lang genug gekämpft, um zu wissen, daß es mit der Besserung eine sehr eigene Sache ist, daß, während hinten in tapferer Selbstverleugnung alte, faule Glieder abgehauen werden, leicht vorn neue, böse zuwachsen. Es soll Krankheiten geben, die nur in hochgesteigerter Kultur sich finden, von denen der Naturmensch nichts weiß. So gibt's auch Sünden, die nur denen fühlbar werden, welche sich auf die Pflege des neuen Menschen gelegt haben, sich nun täglich an den Puls fühlen und ein ungeschriebenes Tagebuch über Fort- und Rückschritte des Innenlebens führen. Dabei wird denn die Erlösungssorge kaum kleiner. Aber, heißt es zum Schluß auch bei solchen, wir müssen eben mehr Fleiß tun, damit die Welt sieht, daß wir wenigstens einige Sünden schon weniger haben als sie, und Lust gewinnt, in diese Erlösung sich hineinholen zu lassen. Schöner ist es dann doch, und wenn man nur ein wenig vorwärts kommt.

Der Erlösungshunger ist eben stärker denn je. Alle Kreise und Schichten des Lebens wollen mehr Freiheit, als sie vorher hatten. Und sie muten gerade dem Glauben ungeheure Aufgaben zu. Seine Wahrheits- und Liebesgedanken sollen überall befreiend und rettend hineintauchen. Und

an der Kraft, mit welcher er soziale und individuelle Nöte beseitigt, Staat und Gesetz einer höheren Gerechtigkeit zuführt, Klassen und Stände lebenskräftiger macht, Sitte und Kunst adelt, will man seinen Wert bemessen. Tut er der Menschheit diesen Liebesdienst nicht, dann mag man getrost über ihn zur Tagesordnung schreiten. So dürfte im allgemeinen die Stimmung innerhalb und außerhalb des Lagers sein.

Jedenfalls aber ist am heutigen Vorwärtsdrängen mehr als deutlich zu erkennen, daß die Welt mit der bisher geglaubten Erlösung nicht zufrieden ist, Besseres, Reiferes sich wünscht und einer reicheren Lebensentfaltung harrt, in der sie endlich einmal aufatmen und ausruhen kann. Man lebt des Glaubens, daß bestimmte Übel das Glück der Menschheit aufhalten, und hofft von ihrer, und wär's auch nur stückweisen Ausrottung ein mit dieser Ausrottung Schritt haltendes, beständig zunehmendes Freiheitsglück. Der Glaube aber an Christus soll diese Befreiung jetzt im gesteigerten Maße leisten, damit er dauernd die Zuflucht der sehnsüchtigen Menschen bleiben kann.

Der schwere Rechenfehler.

Es hat dieser Gedanke ungemein Verlockendes. Ja, er wird, wenn er noch einige Jahrzehnte das Menschengemüt bewegen darf, ungeahnte Dinge an den Tag kommen lassen. Und im ersten Rausch wird jede innerliche wie äußer-

liche Befreiung mit Fahnen und Girlanden gefeiert werden. Der Siegestaumel wird auch so schnell nicht verfliegen. Aber dann wird eines Tages die Menschheit wie aus einem wüsten Traum erwachen, wird ihre Schätze zählen, den Erfolg überschauen und sprechen: Es war nichts mit der Erlösung. Aber ist das nicht undankbar, grenzenlos undankbar? Der Gewinn ist ja mit Händen zu greifen. Die Kultur ist doch kein leerer Wahn. Wir haben's besser und sind auch besser geworden. Nur törichte Romantiker möchten mittelalterliche oder gar paradiesische Zustände mit der modernen Welt vertauschen. Wer wollte sich heute noch richten lassen nach dem Gesetz, das vor hundert Jahren galt, wer leben ohne Bahn und Telegraph, wer zurückkehren in den Gewissenszwang der römischen Kirche, wenn er Höhenluft protestantischer Selbständigkeit geatmet hat? Wem könnte die Buchstabenmoral eines Mose genügen, wenn ihm die Gesetzeserfüllung Christi aus der Bergpredigt zum Bewußtsein gekommen ist, wer könnte heute noch mit gutem Gewissen Armenpflege treiben nach dem alten Rezept: Sättigt ihn und wärmt ihn, wenn er die Pflichten kennen gelernt hat, die nach den bisherigen sozialen Kämpfen für die, welche innerlich daran teilnahmen, als selbstverständliche Aufgaben für echte Liebe zur Welt gekommen sind?

So ist uns damit also die Erlösung, das Immerfreierwerden voll gesichert? Ja, wir sind gewachsen und werden wachsen; aber das Glück

der Erlösung ist daran nicht gebunden. Im Gegenteil, der freier werdende Mensch erlebt das furchtbare Mißgeschick, daß er sich seiner Gebundenheit erst recht bewußt wird, daß er in der Freiheit mehr Ketten spürt als da, wo er noch ganz in Ketten lag. Wie pflegt ein Kind den Vater zu beneiden, weil er so viel darf, was ihm, dem Unmündigen, verwehrt ist. Ist aber aus dem Kinde ein Mann geworden, dann scheint es ihm, als wäre er als Kind in goldener Freiheit gewesen, als hätten sich die Pforten des Paradieses dem Manne für ewig verschlossen, und er seufzt: Kehrt wieder, ihr Tage der Rosen! Oder wie klug kommt sich der Mensch vor, wenn er sein erstes Buch ausgelernt hat! Hat er aber dann die Welt des Wissens durchwandert und seine Anfangsweisheit tausendfach vermehrt, dann starren ihn erst die Geheimnisse und Rätsel des Daseins recht an, und er merkt mehr denn je, wie lückenhaft und unsicher alles menschliche Wissen ist. Besonders ergreifend sind endlich die Bekenntnisse der ehrlichen Willensleute, die sich auf den Pfad der Gerechtigkeit begeben haben und das hohe Lebensideal zur Tat und Wahrheit werden lassen möchten. Wie jubeln sie über den ersten Sieg ihrer Selbstverleugnung, und wie freuen sie sich auf die Zeit, wo gewisse Versuchungen keinen Eindruck mehr auf ihr Herz machen können, und wenn dann die Zeit da ist, wenn sie mehr können, als sie zu wünschen gewagt hatten, so will ihnen der Mut entfallen. Sie steigern eben, wie alle

Menschen, die vorwärts streben und kommen, ihre Ansprüche dermaßen, daß der Abstand zwischen Sollen und Sein, zwischen Wunsch und Kraft sich eher vergrößert als verkleinert.

Es ist das eins der wunderbarsten Lebensgesetze, das jeder Mensch bei sich und andern entdecken kann. Wir laufen der Freiheit entgegen, und wenn wir die erste Beute gegriffen haben und uns daran freuen wollen als glückliche Besitzer, siehe da, dann wird das tote Ding gleichsam lebendig, wächst uns in der Hand und unter unsern Augen, zerrt uns in eine Fülle von Sorgen und Mühen, macht unser Dasein unruhig und zwingt uns Pflichten auf, an die wir vorher gar nicht gedacht haben. So werden wir freilich gehoben, aber gleich ist auch die Kehrseite da, die größere Last und Aufgabe. Schön ist's, auf die Berge zu steigen und hinunter in die Täler und hinaus bis in die weiteste Ferne, wo der Himmel die Erde berührt, zu schauen, aber diese Erlösung ist zugleich auch Bedrückung. Wie ist die Welt so weit, und wie bin ich so klein und soll der großen Erde Herr werden, die ich vor mir sehe! In einigen Stücken lernt auch der Mensch bald glauben, daß Geschenke Verlegenheit häufen und Arbeit verursachen. Aber im allgemeinen ist der Wahn festgewurzelt wie alter Baumschwamm, daß höhere Stufen höheres Glück bringen, und daß jede Kultur Vermehrung des Volks- und Seelenwohls bedeute. Tatsache aber ist, daß die Unzufriedenen in den Kulturländern wohnen, daß

jede Bildungssteigerung, jedes moralische Wachsen die Bedürfnisse multipliziert, und daß darunter die Freude am Besitz den meisten Menschen verleidet wird. Viele werden das nicht zugeben, weil sie sich nicht umsonst gequält haben möchten, aber das erneute Rennen und Laufen, das rastlose Treiben, das Sich-nicht-Genugtunkönnen der sogenannten Glücklichen und Vollkommeneren beweist genügend, daß ihnen am Ende des Lebens mindestens so viel fehlt als am Anfang. — Mit diesem Gesetz ist einfach überall zu rechnen.

Fürs religiöse Leben ist das noch besonders zu unterstreichen. Auch wir wollen uns nicht einbilden, als wäre uns geholfen durch größere Aufklärung, umfassendere Gotteserkenntnis, reichere Andachtsgluten, erquickendere Gottesdienste und heroischere Glaubenstaten. Wir werden es ja erleben, und Gott wird es geben, aber ein größerer, seligerer Friede wird damit nicht verbunden sein, auch wo die Erfolge und Vorteile in die Augen springen. Ja, ich gestehe, daß ich, obwohl ich nichts weniger als Lust zu einer Romfahrt besitze, trotzdem mir nicht einrede, als Evangelischer, weil ich einer Stufe christlicher und kirchlicher Unmündigkeit längst entwachsen bin, hätte ich an sich mehr Glück, als ein Katholik haben könnte, ebensowenig wie ich glaube, daß ein freier Theologe, und wenn er sich mit blutendem Herzen von der herkömmlichen Rechtgläubigkeit losgemacht hätte, nun um so viel fröhlicher geworden

sein müßte, als er Schritte von der alten Bahn heruntergetan hätte. Diese Schritte mußten allerdings getan werden allein um der Wahrheit willen, und wehe denen, die sich weigern zu folgen, wenn das Licht sie ruft, aber von Besserdransein lediglich um der Fortschritte willen kann keine Rede sein. Die Hoffnung auf höheres Glück erweist sich immer als Täuschung. Wir brauchen, um uns nicht zu überschlagen, ein Gegengewicht, das mit unseren Fortschritten stets so zunimmt, daß der Rechtsbesitz auf Kosten des Aufgabenkreises niemals sich breit machen darf. Der Atmosphärendruck wächst mit dem wachsenden Menschen.

So kann man der heutigen Welt schon im voraus zurufen: Ihr begehrt und ringt und erlangt es nicht. Zwar werdet ihr noch die ganze Welt gewinnen, und das ist mehr, als man im langen Leben je zusammendenken und -wünschen kann, aber Lebensglück und -freude werden euch damit nicht gesteigert. Jesus fürchtete sogar, daß einer dabei das Beste ganz verlieren könnte. Es ist der schrecklichste Rechenfehler — und hier verrechnen sich kluge Geschäftsleute leichter als Dichter — auf oben geschilderte Weise die Welt in die Erlösung führen zu wollen. An dem Tische kann kein Herz satt werden. — So hatte der alte Glaube recht, wenn er für wahres Glück auf das Jenseits vertröstete? Und hier gibt's keine Erlösung, wenigstens keine, die dem Menschen noch preisenswert schiene, sobald er sie sich zu eigen gemacht hat? Jedenfalls wollen wir die

Leute nicht antreiben, Daseinsumwälzung zu beginnen, weil das der Schlüssel zum Freudenschrank sei. Das wäre bei obiger Erkenntnis elende Betrügerei.

Was ist Erlösung?

Wenn nun noch Erlösung sein soll, so gibt es nur eine Möglichkeit, dem Menschen Frieden zu schaffen, wenn man ihn mit seinem Leben so befreunden kann, daß er es sich nicht anders wünscht, als er's gerade hat und werden sieht. Freilich, wer wird das Kunststück zuwege bringen? Man denke an den Hunger, der aus dem Menschen förmlich herausschreit: Ich kann's hier nicht mehr aushalten, ich will frei sein! Und dem will man damit den Mund stopfen, daß man auf ihn einredet: Du hast es gut, beruhige dich nur, und sei zufrieden mit deinem Lose!? Ja, wenn's eingebildete Nöte wären, aber sie sind doch leibhaftig und greifbar! Laßt nur den Krankheitswurm im Leibe bohren und Schlaf und Kräfte verjagen, laßt nur die Frage als Gespenst zu euch herzutreten: Was werden wir essen? laßt nur den Haß lodern und wie versengend Feuer auf euer Dach fallen, laßt nur das Herz einmal eine Mördergrube arger Gedanken sein, wo man bei sich totschlagen möchte und mit jedem Schlage die doppelte Zahl der Schlangenhäupter wachsen macht, laßt nur das Leben hinwelken unter den Folgen einer einzigen Jugendsünde, laßt endlich

den Tod in seiner erbarmungslosen Gier die Wiese der Menschheit mähen: dann nehmt das ganze Weltbild und reicht es dem Betroffenen hin mit der Frage: Möchtest du dich nicht versöhnen mit deinem Leben, kannst du es nicht gut finden? Glaubt, ich hätte angst, man könnte es mir als Spott auslegen und mir eine Abfertigung geben, die mir keine Freude machen würde!

Bekenntnisse eines versöhnten Menschen.

Und doch muß die Frage gestellt werden, weil es die entscheidende Lebensfrage ist. Und ich möchte euch veranlassen, von Herzen „Ja" zu sagen; denn ich wüßte nicht, wie sonst ein Mensch glücklich werden sollte. Wir sahen, daß alle Fortschritte, wo sie auch liegen mögen, und wie weit sie reichen, nur ein Scheinglück schaffen. Und wo bleiben nun gar die Armen, die Zurückgesetzten, die für guten Willen einen Lazaruslohn erhielten, die durch Unverstand mit dem verlorenen Sohn um die Wette laufen mußten? Man kann doch sagen, daß der meisten Menschen Leben ein ganz erbärmliches Hangen und Bangen ist. O, der täglichen Plagegeister, die wie Mükken im Sommer das Dasein zur Hölle machen! Es ist beinahe ganz ausgeschlossen, daß auch nur einer von denen, die einmal zurückgeblieben sind, wieder an die Spitze kommt. Und wenn es geschähe, und es sammelte einer nachträglich so viel Lob ein, daß alle Schande vergessen würde, er bliebe doch immer ein ungenügsamer Mensch. Das Glück kann ja daher nicht kommen.

Man muß drum eben versuchen, die Leute

mit ihrem Leben zufrieden zu machen, den Sünder mit der Sünde, die Traurigen mit dem Leid, die Armen mit dem Hunger, die Sterbenden mit dem Tode so zu versöhnen, daß sie es tragen und mit Freude leben können.

Das ist gewiß nichts Neues, daß man sich zu trösten sucht. Es hat z. B. immer heroische Leute gegeben, welche die Todesnot mit Resignation und ohne Zucken und Klagen ertrugen. Hiob spricht, man müsse die bösen Tage auch hinnehmen, wenn man sich die guten gefallen ließe. Trotzige wollten sogar witzeln und spotten, wenn ihre Schicksalsstunde schlug. König Agag von Amalek lachte dem Samuel ins Gesicht, als der sich anschickte, ihn in Stücke zu zerhauen. Leichtlebige haben schwere Verluste verschmerzt und dem verlorenen Arm keine Träne nachgeweint, sind an den Bettelstab gekommen und des Landstraßenlebens so gewohnt geworden, als wären sie von Anfang an Zigeuner gewesen; moralisch vernichtete Existenzen, Diebe und Mörder, fanden sich ins Lasterleben scheinbar ohne Reue und Gewissensqualen. Und überall in der Welt gehört es zum guten Ton, so aufzutreten, als wüßte man von Leid und Schuld so gut wie nichts, als gäbe es keinen Riß auszufüllen, als wäre alles aus einem Gusse und in einem Flusse und fiele nie einer aus der Rolle. Wer möchte die Kraft nicht bewundern, die bei solchem Dasein aufgewendet werden muß; aber wer glaubt im Ernst an weggescheuchte Nacht, weil man künstliches Licht

anzündete, wer glaubt an Reinheit des Herzens, weil anständige Manieren gefunden sind, das Böse zu verbergen? Doch wir müssen das als Versuch gelten lassen, wenn er auch stets recht jämmerlich ausfällt, sich mit dem Leben, das man in Wahrheit nicht ändern kann, abzufinden und zu vertragen. Der Mensch gewinnt nichts dabei und wird mehr oder weniger zur Karikatur, die man nur bedauern kann.

Mit mehr Glück hat der religiöse Glaube eine Versöhnung anzubahnen versucht. Ihm ist Welt und Leben aus Gottes Hand gekommen, und es kann ohne Gott, den allmächtigen, ewigen Geist, nichts geschehen. Gott aber will das Gute, das Leben, das Glück. Nun sind jedoch Sünde, Tod und Übel auf Erden da. Wie verträgt sich das mit diesem Gott und dem Glauben an ihn?

Hier beginnen nun die Nöte. Wie kam's, wenn Gott so ist, wie der Glaube, sobald er mit der Sittlichkeit seinen reinigenden Bund schließt, ihn stets bekennt, zum Zwiespalt in der Welt und im Menschen? Da hat man den Ausweg gefunden, daß an der Sünde der Geist des Widerspruchs, der Satan, die Schuld habe, von dem dann der Ansteckungsstoff in den Menschen gedrungen sei. Zur Strafe dafür seien das Übel und der Tod von Gott verhängt worden. So bleibt Gott heilig, und gut zeigt er sich zugleich dadurch, daß er dem Menschen gegen Opfer und Gelübde die Sünde vergibt, daß er ihm bei inbrünstigem Anrufen aus den Versuchungen und Nöten hilft, und

daß, wo keine Hilfe sich findet, eine Pforte an der grausigen Todesmauer offensteht, durch die es hinauf in eine Welt geht, wo der Zwiespalt aufhört, wo lauter Leben, Glück und Gerechtigkeit herrschen.

Man kann nicht leugnen, daß in dieser Anschauung des Daseins herrliche, versöhnende Gedanken liegen, und Unzählige klammern sich noch heute an diesen Trost des Glaubens und leben und sterben damit im Frieden. Und doch ist hier nur Teilversöhnung. Es bleibt unbegreiflich, wie Gott, wenn er das Böse durchaus nicht wollte, die Welt so aus der Hand gehen konnte, daß er es doch hineinließ, und daß nun die Welt schlechter wurde, als er sich vorgenommen hatte, sie werden zu lassen. Mir wäre dabei nicht möglich, die volle Weisheit Gottes zu bewundern. Ich müßte immer denken, daß es doch besser gewesen wäre, wenn Gott all das Unheil ganz verhütet hätte. Es ist ja väterlich, daß er verzeiht und mir zum Teil heraushilft, und daß er endlich entschädigt für das durch Sünde und Übel verpfuschte Leben, aber voll versöhnen kann mich das nicht. Immer kommt der Seufzer: Schade, daß die Welt nicht im ewig heiligen Gleise blieb! Ach, hätte ich doch das Böse nie kennen gelernt, und brauchte ich nie den Kelch der Übel an die Lippen zu setzen! Ich möchte aber Gott anbeten ohne jeden Vorbehalt, in völliger Versöhnung, ohne Groll wegen der neben dem Lichte stehenden Finsternis, ja, mit Lob und Dank für diese selt-

same Lebensmischung, für die es keine befriedigende Deutung bei obiger Anschauung gibt. Ich möchte es so ansehen lernen, daß Gott ein solcher Weltenherr ist, daß ihm das, was uns Störung und Mißklang, ja zerbrochenes Dasein scheint, gerade ein Lebensgrund wird, auf dem er sich herrlicher offenbaren und uns höher steigern kann, als wenn es nach unserem Wunsch gegangen wäre, so daß wir sagen müssen: Die Welt, wie sie jetzt ist, enthält für uns, wie wir jetzt sind, die allerwirksamsten und passendsten Lebensbedingungen, um uns dem großen Menschheitsziel zuzuführen. Zu den Lebensbedingungen aber sind namentlich zu zählen die Dinge, an denen wir sterben zu müssen glauben. Wenn das wäre, dann wäre die Versöhnung völlig.

Vielen dürfte das ein geradezu erschreckender Gedanke sein. Und doch, ist es etwas so schlechthin Neues und Fremdes? Sind wir nicht schon lange auf der Wanderung zu dieser Versöhnungslehre? Sprechen wir nicht schon lange vom Segen des Übels, vom seligen Ende, das man haben kann? Wir wissen alle, was krank sein heißt, und wir sehen täglich furchtbar geplagte Leute; aber freuen wir uns nicht, wenn wir Menschen sehen, deren Siechbett zur Siegesstätte wird, die so viel Glück und Gutes dabei erleben, so zum Bewundern Geduld und Anspruchslosigkeit lernen, so willig verzichten auf Sonnenschein, so viel Wahrheit und Geist offenbaren, daß sie selbst und wir mit ihnen, überwältigt von dieser Gottesfülle, bekennen: Hier

ist Heil und Leben, und die elende Kreuzeshülle ist der passende Rahmen zu dieser still blühenden Gottesblume? Und gab's nicht solche Menschen, die Gott priesen, daß sie leiden durften, vor deren Augen also diese Nacht, deren Schatten der natürliche Mensch flieht wie eine giftige Schlange, ganz in strahlendes Licht verwandelt war? Wenn ein Stephanus, umsaust und getroffen von Pflastersteinen, hinsinkt und ruft: „Ich sehe den Himmel offen," wo bleibt da der Stachel und Fluch des Todes? Wer kann den bedauern, der sich selbst nicht bedauert, weil sein schauerlicher Tod eine Glaubensfreudigkeit springbrunnengleich hervorlockt, die ohne diese das Herz bis ins tiefste erschütternde Angst nicht gekommen wäre, nicht kommen konnte? Ich glaube, daß jeder, der Ähnliches durchlebte mit ähnlicher Frucht, die gleichermaßen den Tod und die Todesnöte in den Sieg verschlang, niemals wünschen wird, daß sein Dasein lieber ohne die Stürme wie ein Nachen auf ruhiger See dahingeglitten sein möchte. Das ist der Segen des Übels, der uns das Übel als heilsam, ja für das Leben, wie wir es einmal haben, als notwendig erscheinen läßt.

Genau so denken wir von den übrigen Lebenskämpfen. Keiner, der das Joch in der Jugend getragen hat und schlecht behandelt ward, der um seine Existenz ringen mußte, daß der Weg immer nur einen Schritt vom Abgrund entfernt war, und eine religiöse und sittliche Kräftigung dabei erfuhr, wie dem Stubenhocker und dem

Weichgebetteten gar nicht zuteil werden kann, möchte doch diese Zeit aus seinem Dasein gestrichen sehen, und wäre sie mit der Hälfte der Lebenskraft bezahlt worden.

Nicht wahr, so weit gehen wir alle zusammen? Wir glauben an eine völlige Versöhnung mit Übel, Kampf, Sorge und Tod, oder, wenn unsere Kräfte dazu nicht reichten, so können wir es doch wenigstens begreifen und für möglich und gut halten. Nur in einem Falle wollt ihr nicht mit. Auf die Sünde wollt ihr es nicht angewendet wissen. Es kommt euch gotteslästerlich vor, zu denken, daß es eine Versöhnung mit der Sünde geben soll. Nein, nein, heißt es, das darf's nicht geben. Hier ist kein Friede möglich. Sünde ist absolut schlecht, und wer sich mit ihr versöhnen will, kann es nur um den Preis der Wahrheit und des Guten. Das ist das einzige, was Gott verboten hat, und was mit dem Himmel nie sich berühren kann.

Doch wer sagt, daß wir uns mit der Sünde befreunden sollen? Darf man nicht auch vom Segen der Sünde reden, und wenn man ihr aus dem Wege läuft, wo man kann? Wird einer die Krankheit lieben lernen oder die Sorge und wünschen, daß sie bald wiederkämen, wenn er des Segens sich rühmt, den sie ihm gebracht haben? Ganz gewiß nicht. Er wird froh sein, wenn die Schale abgestreift ist. Sein Dank geht nur auf den herrlichen Kern, den er geschmeckt hat. Das Übel war der Stahl, der die Geistes-

funken aus dem Feuerstein der Seele schlug. Warum soll es diese Versöhnung mit der Sünde nicht auch geben können? Hat ein alter Kirchenvater ausrufen können: „Glückselige Schuld“, weil sie den Sohn Gottes auf die Erde gebracht habe — und jener fromme Mann wollte wahrlich mit dem Bösen kein frevles Spiel treiben — warum soll es für uns ein Unrecht sein, wenn wir die volle Versöhnung mit diesem dunkelsten Fleck unseres Lebens suchen wollen? Wunderlich doch, daß dieselben Menschen, die Übel und Tod aus der Sünde herleiten, und die sich nicht scheuen, von der Seligkeit dieser Lebensprüfungen zu reden, jeden Menschen erschrocken ansehen, wenn er sagt, daß in der Wurzel ebensoviel Segen verborgen sei als in den Blättern und Früchten des sogenannten Giftbaumes. Konsequent ist das unbedingt nicht. Wer von der Heiligung durch das Leid spricht, sollte auch von der Heiligung durch die Sünde sprechen, denn Leid und Sünde sind blutsverwandt. Und ganz abgesehen davon, daß sich in der Bibel genug Stellen finden, die es ganz klar zeigen, daß ein verlorenes Leben besser sein kann als ein unverlorenes, und daß die Macht der Sünde nur eine um so größere Reaktion im Herzen Gottes hervorruft, und daß einer, dem viel vergeben ist, näher an Gott herankommt als einer, dem wenig vergeben ist, kurz, daß für ein volles Heilsverständnis die Sündenerfahrung gar nicht entbehrt werden kann, in der Tat notwendig ist: ganz abgesehen davon sagt schon der große Ver-

gebungsgedanke Gottes, der den Kern des Evangeliums bildet, daß wir uns gar nicht anders als vollversöhnt zu unseren Fehlern stellen können.

Bekenntnisse eines versöhnten Menschen.

Man denke sich, daß die Schuld der Sünde vergeben ist. Was erwartet man anders, als daß nun alle Strafe erlassen ist und alle bösen Folgen aufgehoben werden? Ist das der Fall? Das ist durchaus nicht so. Der Lügner erhält seine Strafe damit, daß er das Vertrauen verliert, das böse Gewissen kommt immer wieder, und nach zwanzig Jahren kann man noch aus Anlässen harmlosester Erinnerung zu der Frage mit der häßlichen Selbstanklage kommen: Weißt du noch, wie schlecht du damals warst? Andere schleppen sich mit selbstverschuldeten Krankheiten durch das ganze Leben, werden auch innere und äußere Spuren früherer oder nie ganz verschwindender Laster nicht los. Wie sollen solche, — und wer müßte sich nicht dazu rechnen? — zum Glauben an die Vergebung kommen, wenn ihnen der Gedanke: „Aber büßen läßt dich's Gott doch so schwer, als hätte er gar nicht vergeben," allen Glauben immer wieder nimmt? Sie sollen an Vergebung glauben, während Gott die Sünde, und wie oft nicht bloß die eigene, sondern auch die aus dem dritten und vierten Glied vorher fürchterlich an ihnen rächt. Ist's wahr, daß Gott die Sünde vergeben hat, dann darf auch nichts mehr sein, was mich wieder daran irremachen könnte, dann müssen alle die Kreise, die ein ins Wasser des Daseins geworfener Sündenstein gezogen hat, und

wenn sie weit über den Horizont unserer Beobachtung hinausgingen, nichts anderes als Vergebung und Liebe verkündigen. Ja, sie müssen die eigentlichen Anlässe sein, durch die Gottes Herz im vollen Erbarmungsreichtum sich offenbaren will, sie müssen alle, vom ersten Zittern der heiligen Scheu an bis zum qualvollsten Gerichtetsein, so auslaufen und ausklingen, daß ich nichts anderes vermag, als schuld- und leidvergessen ins Meer der Liebe mich zu versenken. Das erst wäre dann volle Vergebung und völliges Versöhntsein mit der Sünde.

Und ist das nicht durch die alltäglichste Erfahrung zu beweisen, daß nichts aus dem Bereich menschlicher Schwachheit und Bosheit imstande ist, Unsegen zu stiften, wenn wir es nur sehen wollen? Wir wollen uns doch nicht durch das Wort verblüffen lassen, daß die Sünde der Leute Verderben sei, sie sollen uns auch dadurch nicht zurückschrecken, daß sie uns verdorbene, unverbesserliche Taugenichtse vorführen, um daran den ewigen Fluch Gottes über alles Böse zu dokumentieren. Wißt ihr denn wirklich so genau, daß jene nichts mehr gewinnen, und ob sie nicht noch um ihres Elends willen eine Welt voll rettender Fürsorge bei anderen für sich wachrufen können? Ich berufe mich vielmehr auf aller wahrheitsliebender Leute Erfahrung, wenn ich sage: Uns hat unsere Sünde nur Segen gebracht. Ich gebe dabei all den Schaden, der nur möglich ist, ruhig zu. Ich weiß, daß die Sünde den Menschen bis

auf die Tierstufe, bis zum Stumpf- und Blödsinn bringen kann. Aber ich glaube dann lieber, daß das der einzige Weg für Gott ist, um den allerelendesten Menschen seine Hilfe und die Erhöhung zu bringen, als daß ich mich vom Unsegen der Sünde überzeugen ließe. Denn ich weiß gewiß, daß sie mir bisher nur zum besten dienen durfte.

Ich behaupte zuerst, daß ich gut und böse nur unterscheiden lernte durch die Sünde. Gesagt haben es mir gute Menschen, was ich tun und nicht tun soll. Aber daß mir selbst der Unterschied fühlbar wurde, daß es sich mit Flammenschrift unvergeßlich in die Seele grub, daß das Gute sich klar und klarer heraushob und das Böse ebenfalls immer deutlicher und häßlicher wurde, das verdanke ich nur der bitteren Erfahrung des eigenen Fehlens. Die Sünde lehrte mich das heilige Gesetz finden und verstehen, und das Gesetz hinwiederum bestätigte, was ich täglich erlebte. Damit wurde zugleich mein ganzes Innenleben wachgerüttelt und zum Keimen gebracht. Nur durch den Kampf mit mir selbst und der Welt, d. h. also mit der Sünde, bin ich geworden, was ich bin, bin ich genötigt, mich über mich selbst und jede Gegenwart hinauszuheben, immer größerer, persönlicher Freiheit und Vollendung entgegenzutreiben. Und so begrüße ich das böse Gewissen, die bittere Reue, die ich meinte verfluchen und verscheuchen zu sollen, als rechte Lichtfreunde. Hätte ich euch nicht gehabt,

wäret ihr nicht meine treuen, unzertrennlichen Kameraden gewesen, ich hätte nicht eine gute Lehre aus der Vergangenheit mitgenommen. Meine Natur wäre nie ein Charakter geworden, immer spielende Natur geblieben ohne Verantwortungs- und Pflichtgefühl. Ihr hindert, daß ich, ohne es zu merken, wieder auf ein tieferes Niveau herabsteige, ihr laßt mir keine Ruhe, bis ich euch irgendwie gehorche und Genüge tue. Und ihr Ketten, die ihr mich gebunden habt, ihr Stricke der Lüge, der Eitelkeit, der Rachsucht und des Ehrgeizes, die ihr immer fester und feuriger mein Wesen zusammenschnürt, ihr habt doch nur bewirken können, daß ich herumlief und eine Freistatt suchte, wo ich aufatmen konnte, und wohin eure Macht nicht langte. Erst wollte ich mir selbst helfen, wollte herausreißen aus dem Herzen, was mich unglücklich machte, dann rief ich Menschen und Gott um Hilfe an: Errettet mich von meinem Feinde! Bisweilen schien es, als wäre das Unkraut ausgerottet, um dann auf einmal wieder mit Macht ins Kraut zu schießen. Oft war's nur ein Teufelstausch, eine gemeine Begierde schwand, und eine vornehmere, aber nicht weniger selbstsüchtige und nur um so schwerer zu fassende setzte sich an den Platz. Manchmal war's auch nur ein Platzwechsel. Ein bekehrter Löwe und Liebling aus der Gesellschaft lief in die Kirche, um dort eine neue Löwenstelle zu übernehmen. Ein früherer Raufbold blieb auch im Reiche Gottes Korpsstudent und focht täglich Säbelmensuren mit Un-

gläubigen. Er hielt es für die frömmste Pflicht, nie eine Beleidigung durch Wort und Schrift auf sich sitzen zu lassen, und hieß dann sehr mit Unrecht ein Streiter Christi.

Endlich merkte ich, daß das die Bedeutung der Ketten wäre, nicht, daß wir sie mit übermenschlichem Ruck herunterrissen, sondern daß in ihnen und unter ihrem Druck ein neues, besseres, größeres Leben sich entfalten sollte, das, herangewachsen, die Ketten von selbst verliert. Die Sündennot gibt Wahrheit, freies, offenes Bekenntnis. Das sind die Anfangsheiligen, die so weit gedrückt sind, daß sie kein Blatt mehr vor den Mund nehmen; daß sie keine Rücksicht mehr kennen, und wenn sie sich das Todesurteil sprechen sollten, daß sie wissen: hier hilft kein Pflaster, kein Vertuschen, kein Heucheln, und wenn's keine Hilfe gibt, so soll es doch wenigstens heraus, denn das Verschweigen läßt uns verschmachten. Und ist solche Wahrheit nicht Heiligkeit? Ich muß sagen, daß mir solche Wahrheitsausbrüche bei Menschen stets Himmelsmusik waren, und daß ich dann das Wort Christi voll verstand: Es wird Freude sein bei den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße tut, der die Wahrheit sagt, und wenn's die schmutzigste Wahrheit wäre, die über Menschenlippen gehen könnte.

Und die ihr die Menschen erziehen sollt zu christlichen Tugenden, wie wollt ihr denn diese Tugenden anders bauen und bilden als eben auf diesem durch den Druck geborenen Wahrheits-

grunde? Ihr wollt die Menschen demütig machen. Glaubt ihr denn, daß ein mit noch so großem Nachdruck gegebenes Machtwort auch nur einen Funken von Bescheidenheit anzündet? Da kennt ihr die Menschen schlecht. Nur ein Mensch, der da weiß, wie er ist, der sich gar nichts mehr von sich und anderen vormachen läßt, der so lange unter Kettendruck gelegen hat, daß ihm der letzte Hochmutsrest verleidet ist, wird und kann bescheiden werden. Hier ist die einzige Möglichkeit gegeben, daß einer aufhört, sich an die Krippe der Erde zu drängen und zwei bis drei Plätze allein zu beanspruchen, und daß einer den Gedanken pflegen lernt: Du hast auf Erden nichts zu fordern, dein Wohl, dein Glück sind alles Dinge, die du dir geben und nehmen lassen mußt.

Freilich, die Menschen, die heute voll den Grundsatz des Sichauslebens und des Sichbreitmachens mit und ohne Frömmigkeit betreiben, werden mit solcher Demut nichts anzufangen wissen, werden sie für elenden Bettlerstandpunkt erklären, wobei der Mensch haltlos und hilflos umherirre. Und dennoch ist hier der Weg zu wahrer Freiheit und Unabhängigkeit geboten. Solange ein Mensch noch sagt: Das muß ich haben, das kann ich verlangen, weil ich Mensch und Staatsbürger bin, sieht er freilich stolz und trotzig aus, ist aber in Wahrheit eine erbärmliche, abhängige Kreatur, deren Hohlheit nur ihm selbst verborgen ist. Die Anspruchsvollen müssen, um zu ihren Wünschen zu gelangen, anderen Leuten

zu Gefallen leben, ihnen nach dem Munde reden, sind durch Bangigkeit um Verluste nie fähig, Kämpfe bis aufs Blut zu bestehen. Das können nur die, welche sich aller Ansprüche begeben, und die das gelernt haben, indem sie durch Sündenerfahrung ihren Wert so weit herunterstimmten, daß es ihnen nicht mehr darauf ankam, ihr Leben, wenn's verlangt wurde, in die Schanze zu schlagen. Und soll ich von Geduld und Standhaftigkeit sprechen, die doch nur unter der Last gedeihen können und nach der Bibel die persönliche Vollendung des Christen bringen? Und wo ist noch eine Tugend, ein Lob, deren Wachstum ohne Sündererlebnisse zustande käme? Gerade die Königin, die Liebe, ist für uns ganz unzertrennlich mit der Sündennot verbunden. Menschliche Liebe ist Hingebung an unfertige, mit allerlei Schuld und Irrtum behaftete Menschen. Und ihr Gipfelpunkt ist die Feindesliebe. Schon der Name sagt, daß diese Krone aller Liebe nur auf der sündigen Erde möglich ist. Nur die Bosheit kann die Liebe zur Vollendung führen. Dabei liegt dann freilich die Sünde auf des Nächsten Seite. Aber, wie könnte man lieben und den Sünder verstehen, seine Schwachheit in Geduld tragen und stille auf endliches Reifen der menschlichen Natur hoffen, wie könnte man den Splitter aus des Nächsten Auge entfernen, wenn man nichts wüßte vom Balken im eigenen Auge, wer könnte Mitgefühl haben mit Verlorenen, wer könnte sie Brüder im vollsten Wortsinne nennen, wenn er nicht das Bewußt-

sein hätte, daß er im Verhältnis denselben Druck zu tragen hat wie sie? Nur die Liebe armer, sündiger Menschen, die durch Gottes Barmherzigkeit den andern bereits voraufgehen dürfen, die aber sich immer bewußt bleiben, daß sie auf ihrem höheren Platze denselben Kampf nur wiederholen müssen, den die da unten haben, ist imstande, die Zurückgebliebenen anzufeuern, nachzufolgen und sich heiligen zu lassen. Wohl mir, wenn ich bestimmte Ketten stets zu fühlen habe, große Wünsche wegen anhaftender Schwachheit nicht erfüllen kann! Liegt das auch oft als eine sehr niederziehende, drückende Last auf mir, der Gedanke, daß ich dadurch fähig werde, die Kleinen, die Zöllner und Sünder zu begreifen, zu entschuldigen, aufzurichten, entschädigt reichlich für die Schmerzen machende Spannung im Gemüte.

Hier seht den Segen der Sünde! Sie ist eine Rindenhülle für neues Leben, und wenn das Leben wächst, sprengt es die Hülle und läßt das Böse vergehen. Nehmt den durch bittere Schuld und Not zur äußersten Wahrheit getriebenen Menschen! Fängt nicht damit auch die Besserung an? Wird nicht der durch Erkenntnis seiner selbst demütig Gewordene von selbst neidlos den andern den Platz lassen, wird der noch lieblos verleumden, hochmütig verachten, wird der noch rennen und laufen können, andern den Besitz, die Ehre, das Glück zu untergraben, wird solch ein Mensch nicht ein Wahrheitszeuge werden, wie andere

Menschen bei allem Tugendmühen gar nicht werden können, wird ein solcher nicht, und wenn er ein Bettelmann ist, souverän sein Leben beherrschen und jedem Respekt abnötigen, der ihm begegnet, und das alles ohne irdische Grundlage, die so viele zu seinem freien, mutvollen Auftreten für unentbehrlich halten? So scheint die Sünde der Leute Verderben zu sein und muß in Wahrheit dem Menschen zum größeren, volleren Leben helfen und sich selbst vom Throne stoßen.

Es wird allerdings immer wieder der Einwand kommen, ob nicht doch solch ein Standpunkt träge werden lasse zum sittlichen Kampf. Wenn das Unrecht so gute Folgen hätte, wem wollte man dann noch Mut machen, es ernstlich zu meiden, zumal wenn der Verlorene besser dran wäre als der Ordentliche und Ehrbare? Wie sollte ein Jugenderzieher, wie könnten Eltern ihre Kinder mit Ernst warnen, wenn sie sich eigentlich sagen müßten, daß das Laufenlassen in Lüste und Leidenschaften bessere Früchte zeitigte als das Zügeln? Das wäre etwa die Frage, die Paulus im Römerbrief aufwirft: Sollen wir nicht lieber Böses tun, daß Gutes daraus komme? und die er beantwortet mit dem Satze: Welcher Verdammnis ist ganz recht. Aber wir wollen nicht so schnell darüber hinweggehen, es ist Pflicht, mit diesem Widerspruch sich auseinanderzusetzen.

Zunächst wiederholen wir, was schon gesagt ist, daß es sich mit der Sünde verhält wie mit dem Leiden des Leibes. Wird man Leute an-

feuern, leichtsinnig ihre Gesundheit aufs Spiel zu setzen, weil einer in Krankheitsnöten mehr Segen erlangen kann als in gesunden Tagen? Allerdings, das Entsetzen der Weltkinder vor kranken Tagen kennen wir nicht mehr, wir wissen, daß Gesundheit nicht das höchste Gut ist, und wüsten doch nicht unvernünftig auf die Kräfte los, sondern gönnen dem Leibe seine Notdurft.

So machen wir auch keine moralischen Entrüstungsszenen mit, wie das die Pharisäer so prachtvoll verstanden, wir tun nicht so, als dürfte ein Unrecht, ein Fehler gar nicht vorkommen, wir verdammen die Menschen nicht gleich in die siebente Hölle, weil sie gelogen, gestohlen haben oder Faulenzer waren, wir rechnen nüchtern mit der Wirklichkeit und wissen, daß die heilige Entrüstung gewöhnlich daher kommt, daß der äußere Schaden und die Schande mit auf die Umgebung fallen, und daß sich die Menschen von Mitschuld und Verantwortung freisprechen möchten. Uns ist ferner nicht die Hauptsache, daß wir die Kinder und die uns anvertrauten Seelen vor der Sünde behüten. Das können wir ja gar nicht. Oder nennt ihr die Menschen behütet, die allerlei Gemeinheiten der Gasse nicht gehört haben, oder denen der Eigenwille nicht gelassen wurde, die an ein arbeitsames, fleißiges Leben beizeiten sich gewöhnen mußten? Dabei kann ihre Gesinnung immer noch eine ganz erbärmliche werden, sie können die ehrgeizigsten, selbstsüchtigsten Streber und jedes höheren Gedankenfluges entbehrende

Spießbürger werden, wie sie unsere heutige Erziehung zu Millionen züchtet.

Nein, wer dem Bösen wehren will durch Verbieten und Strafen, der erreicht für ganz vereinzelte Fälle des vielverzweigten, sündigen Trieblebens einige Erfolge, läßt aber die Dinge, die dem äußeren Fortkommen und dem bürgerlichen Zusammenleben nicht so störend sind, ruhig bestehen, und so ruht schließlich diese ganze Moral auf dem Grunde der Nützlichkeit. Man muß dann arbeiten, um etwas zu werden, man darf nicht stehlen, damit das Namensschild blank und die Existenz gesichert bleiben, man darf nicht unkeusch leben, damit man sich gesund erhalte. Daß man damit nur dressierte Leute gewinnt, die, was das Eigenleben, was wirkliche Güte und Wahrhaftigkeit anlangt, ein reines Nichts sind und den Hohn aller ehrlichen und unehrlichen Menschen herausfordern, ist so klar, daß man nur bewundern muß, wie viele aus reiner Angst doch ruhig in diesem Gleise bleiben und wirken. Und das nennt ihr Behütung? Wie viele mögen durch diese Art der Behütung in einen Sumpf kommen, aus dem sie sich nie wieder herausfinden!

Wir wollen auch der zu pflegenden Seele ihre Rechte geben, soweit wir können, wollen sie nicht mutwillig in den Schmutz hineinstoßen, aber wie wir dem Kinde nicht hauptsächlich sagen: Falle nicht, stoß dich nicht, iß das nicht, sondern lerne laufen, lerne die Welt kennen, genießen und beherrschen und tue nicht gar so gefährlich, wenn

du einmal fällst, dich stößt und dich verläufst, denn um so besser wirst du dir's merken, und vor dem Schlimmsten werden wir dich zu bewahren suchen: genau so wird unsere Führung noch nicht gereifter Herzen vor sich gehen. Wir werden vor allen Dingen Lust machen zu einem guten, heiligen Leben, Freude wecken an Wahrheit und Schönheit, Demut, Liebe und Vertrauen zur umgebenden, uns zum besten dienenden Welt, in der ein wunderbarer Vater waltet, der uns nie betrügt und enttäuscht. Und wenn dann die Schwächezustände eintreten, das sittliche Unvermögen zum Vorschein kommt und die Enttäuschungen wie Hagelschläge in den Gottesgarten fallen, wenn die Sünde drückt und ängstigt, dann haben wir nicht zu richten und zu schelten, sondern zu zeigen, wie durch alle Sünde das Gute sich verwirklicht, und wie das alles mit dazu gehört, um im Menschen den guten Lebenskeim zur Entfaltung zu bringen. Können wir auf diese Weise Glauben und Hoffen frisch und stark erhalten, so haben wir alles getan, um gute Menschen zu bilden. Es ist damit freilich nicht gesagt, daß unsere Pflegebefohlenen nach diesem Rezept diensteifrige Minister, gefällige Patrioten, bedeutende Kanzelredner, wohlhabende Grundbesitzer, Millionäre und Großkaufleute werden, aber wem mehr am Menschen liegt als am Titel, Besitz und Kleid, den dürfte das schwerlich stören.

Wir dürfen eben nicht vergessen, daß die Sünde da ist und trotz Entrüstungsversammlungen

und jahrhundertelangem Predigen in keiner Weise an qualitativer Kraft verloren hat, und daß es viel wichtiger ist, anstatt sie totzuschreien und an einigen Stellen in den Winkel zu jagen, den Menschen vor der Verzweiflung beim Kampfe mit ihr zu bewahren und ihm zu zeigen, daß sie ihm auch da, wo sie ihm in der furchtbarsten Weise zusetzt und ihn mit den schwersten Ketten belastet, wenn er will, nur zum größeren und reiferen Leben verhelfen muß.

Diese Versöhnung, diese Anschauung der Sünde ist unsere Rettung, unsere einzige Erlösung, die dem Menschen völligen Frieden bringt, nicht den Frieden nach bestandenem Kampf, denn der Kampf hört nicht auf, auch nicht die Freude des siegreichen Kämpfers, denn von Erfolg und Sieg reden nur die oberflächlichen Menschen, die den alten Adam nur mit den Augen des Richters angesehen haben, sondern den Frieden, daß, ob ich siege oder falle, schwach oder stark bin, ich doch stets die Gewißheit habe, daß mich heilige Mächte vorwärtsdrängen, daß Gott auch meine Sünde nur gebraucht, nicht mich zu richten, zu strafen und in Schuld und Schande zu stürzen, sondern um mir zu tieferem Verständnis seines Namens zu helfen und eine Welt von väterlicher Liebe mir aufzutun. Und dann ist's zu ertragen, dieses zwiespältige Leben, dieses Gedrücktwerden von Schuld, dieses Leiden unter fremder Bosheit, ja, dann will ich's preisen und nicht mehr wünschen, daß es Gott möchte anders eingerichtet haben, wenn

doch gerade die grausigen Tiefen das reinste Gold des Glaubens und der Liebe offenbaren und Erkenntnisse liefern, die in alle Ewigkeit der Anbetung wert bleiben.

Gehört Jesus in dieses Versöhnungsevangelium?

Schon längst werden die Freunde Jesu sich gefragt haben, ob denn das Gesagte der biblische Standpunkt sei, und welche Stellung dem Heiland bei diesem Versöhnungsglauben zukomme. Nun ist rund zugegeben, daß obige Anschauung der altkirchlichen Versöhnungslehre nicht mehr entspricht. Doch ich denke, daß jene nicht weniger, sondern mehr bietet, das biblische Jesusbild uns näher rückt und fruchtbarer macht, als es die übliche kirchliche Darstellung vermag. Die alte Versöhnungslehre setzt sich allerdings aus Buchstaben und Sätzen biblischer Ausführungen zusammen, ist aber dem Geist der Schrift nicht gerecht geworden. Sie geht aus vom Zorn Gottes, der den Sünder wegen seiner Übertretung mit Tod und Verdammnis bestrafen müßte, aber in weltrettender Liebe sich entschließt, seinen eingebornen Sohn in die Welt zu senden, mit dessen heiligem Blute die Sünde der Welt zu sühnen und den stellvertretenden Tod erleiden zu lassen. Derselbe vollbringt das Werk, erträgt die Höllenpein der ganzen Welt und stirbt gelassen, aber gehorsam. Doch nun ist des Vaters Zorn gestillt, nun

erbarmt er sich des Retters und weckt ihn vom Tode auf, schließt mit der Welt den neuen, ewigen Bund und begnadigt und heiligt alle, die sich auf das Blut des Sohnes berufen.

Wer will leugnen, daß sich für diese Sätze zahlreiche Belege aus der Bibel bringen lassen? Aber es sind Pedanten, Buchstabendiener über die große, heilige Bildersprache der Bibel gekommen, haben sich an die Form geklammert und mit der Schärfe der Logik Gemütswahrheiten daraus zu entwickeln gesucht. Aber man vergleiche nur einmal das Bild dieses Gottes, der ohne Blut nicht versöhnt werden kann, mit dem, wie ihn Jesus sich denkt, wenn er sagt: Er läßt seine Sonne aufgehen über die Guten und die Bösen und regnen über Gerechte und Ungerechte; also liebt auch ihr eure Feinde, damit ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel. Oder was für andere Begriffe gibt das Gleichnis vom verlornen Sohn über Gott, den Vater, der seinem Sohne entgegengeht, ihm die Arme öffnet und ihn einsetzt ohne Schelten und Probezeit in die Sohnesrechte als jene Auffassung, die sich Gott denkt mit erhobenem Arm und Richtschwert, und daß er zuschlagen muß um seiner Gerechtigkeit willen, damit er heilig bleibt, und daß er seinen Sohn trifft, der sein Haupt hinhält, damit die Menschheit nicht verloren gehe, und der immerdar noch fürbitten muß, damit die Gnade nicht wieder dem Zorn weiche. Nein, einen solchen Gott kennt die Bibel nicht, hat Jesus sicher nicht gekannt. Darum

brauchte Jesus nicht zu sterben, um die Liebe Gottes uns zuzuwenden. Der gesandt und gekommen war, Sünder zur Buße zu rufen, hatte nicht erst nötig, Gott durch sein Blut barmherzig zu stimmen, es ihm damit möglich zu machen, mit uns väterlich umzugehen.

Aber der Versöhner war er doch, er ist der Anfänger und Vollender des Versöhnungsglaubens. Er hat sich durchgerungen zum Vater, oder besser: das ihm schöpferisch eingepflanzte Sohnesbewußtsein ist unter dem Druck der Welt, unter Anfechtungen und Versuchungen, unter Sinnen und Beten, unter Leiden und Sterben zur wunderbarsten Blüte und Frucht gekommen, und vermöge dieses nie sterbenden, vielmehr stets sich vertiefenden Kindesgefühls, das seine höchste Probe bestand, als der Vater ihn äußerlich verstieß und den Glaubenden in den Tiefen der Hölle versinken ließ, ist dieses mit vollem Undank und bösestem Lohne gekrönte Leben ein so bis zuletzt sich steigerndes, gottbegnadigtes, Glauben und Liebe vollendendes Dasein geworden, daß alle Schatten weichen, alle Entrüstungsstürme schweigen, daß man nur anbeten kann die Liebe Gottes, die sich in Jesu offenbart. Wer möchte wünschen, daß Jesus nicht gestorben, wer möchte wünschen, daß die Bosheit vor dem Kreuze Christi zurückgeschreckt wäre, daß der Vater mit zwölf Legionen Engel Halt geboten hätte? Wir sagen, dann hätte Christus die Krone nicht erlangt, dann wäre ein Rest von Tiefe geblieben, aus der kein

Stern der Gnade heraufgeleuchtet wäre. Erst, da er litt und Gehorsam lernte bis zum Tode und den Vater nicht ließ, war das dunkelste Leben, das es gegeben hat und geben kann, mit vollem Licht erfüllt. Gott war ganz gerechtfertigt, denn Jesus war vollendet. Wir sind mit allem versöhnt, was Jesus betraf. Die Jünger damals konnten diesen Trost nur durch die Auferstehung und die Erscheinungen Jesu erlangen und von da aus den Schlüssel zur Versöhnung mit Gott finden. Wir bedürfen eines ähnlichen Erlebnisses nicht mehr, wir sehen in dem durch Leiden und Sterben vollendeten Gottessohn die volle Gerechtigkeit Gottes leuchten. Sünde und Tod in der Welt sind die Meißel gewesen, die eine so wunderbare Persönlichkeit gestalteten, daß die ewige Liebe Gottes, die beim Sterben ihrer Kinder das Beste tut, völlig zutage tritt. Auferstehung, Bei-Gott-sein, Immer-näher-zu-ihm-kommen sind selbstverständliche Folgerungen solcher Geschichte.

Und nun heißt es, ihm nachgehen im Versöhnungsglauben. Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit sich selbst. Der große Versöhner ruft die ganze Welt dazu auf, sich mit Gott zu vertragen, der in Christus allen den Weg zu gleichem Ziel gegeben hat. Das, was in Jesus geschehen ist, und was er im Gehorsam gewonnen hat, soll Erfahrung, Heilsleben und Gewinn der ganzen Welt werden. Vollendete Söhne Gottes will das Leben mit Sünde und Tod und allem, was dabei erfahren wird, bilden. Und das soll

uns mit unserm Leben aussöhnen, so daß wir nun für das ganze Dasein danken können, weil wir überall den Vater erfahren sollen, und gäbe es ein Jesusende am Kreuz. Offenbar geben die Bibel und Jesus selbst zu solcher Nachfolge uns das vollste Recht. Jesus spricht beständig davon, daß man wie er sein solle, ja sogar die Werke tun, die er tat, und die Apostel finden es selbstverständlich, daß man sich zu gleichem Tode und dann zu gleichem Leben mit Jesus einpflanzen lassen solle.

Wenn das aber sein soll, so dürfen wir einen prinzipiellen Unterschied zwischen ihm und uns nicht aufstellen. Steht Jesus so hoch über uns, daß wir nie zu ihm hinauf kommen können, so wäre jedes Wort von der Nachfolge überflüssig, ja ein Unrecht in Jesu Munde gewesen. Es wird aber jede Nachfolge Christi eine Torheit, wenn ihm von vornherein die allerhöchste Vollkommenheit und uns die höchste Unvollkommenheit zugeschrieben wird. Die alte Theologie hatte freilich das größte Interesse daran, wegen ihrer Versöhnungslehre, wo das Blut des Heiligen die Sünde der Unreinen abwaschen sollte, Jesu absolute Sündlosigkeit und Vollkommenheit nachzuweisen und als Voraussetzung für das Bekenntnis zum Sohne Gottes aufzustellen. Für uns, die wir einen Gott suchen, dessen Vaterliebe uns in dieser von Sünde und Tod erfüllten Welt gewiß werden soll, ist gerade ein voller Mensch, ein anderer Adam nötig, der uns in allen Stücken gleich ward,

genau so disponiert war wie wir, unsere Entwicklung erleben mußte, der Zeitliches und Vergängliches an sich trug, mit Sünde und Tod sich herumschlagen mußte wie wir, damit seine Versöhnung die unsere werden könnte. Ist das ein Unrecht, ihn so zu denken? Ich weiß, daß man mir das Wort entgegenhalten wird: Wer kann mich einer Sünde zeihen? aber ebenso könnte ich das andere anführen: Niemand ist gut, denn der einige Gott. Das schließt doch seine absolute Vollkommenheit aus. Und wenn Jesus wirklicher Mensch war, was doch alle glauben, dann kann er eben gar nicht irrtums- und mängellos gewesen sein; dann war er beschränkt allenthalben, sonst wäre er eben kein wirklicher, wachsender Mensch gewesen. Was sollte uns auch die absolute Vollkommenheit nützen? Er könnte sie uns ja doch nicht schenken. Ich will auch nur Eines von ihm haben, und das ist die Gottessohnschaft, ich will Kind des Vaters durch ihn werden, ich will mich in dieser und jener Welt heimisch fühlen, will siegreich und überall von Gottes Händen getragen durch mein Leben schreiten, will glauben, daß ich gut werden und Guttun lernen soll durch alles, was ich in der Welt erlebe und aus Gottes Hand erfahre, will mich versöhnen mit den dunkelsten Tiefen und gläubig und mit Liebe Gott und die Menschen anschauen. Und das finde ich nun einzigartig bei ihm; die Gottessohnschaft ist, wenn ich nach dem Vorigen mich noch so ausdrücken darf, etwas absolut Kräftiges und Gött-

liches, was ich nicht überboten denken kann. Sonst läßt sich Jesus alles nehmen, aber das hält er fest als ein ewiges Kleinod, das wächst bei ihm unter der Last geradezu palmengleich auf. Damit sichert er sich ganz, das verläßt ihn zu keiner Stunde, und damit vollbringt er Wunder der Selbstverleugnung, des Glaubens, der Liebe, daß wir allerdings alle vor ihm niedersinken und Gottes Liebe in ihm anbeten müssen. Mich wundert's auch nicht, daß seine Zeitgenossen und gerade seine intimsten Freunde aus dem Staunen über die Hoheit und Größe seiner Gesinnung nicht herauskamen. Sie fanden keinen Mangel an ihm, so hoch überragte er sie. Er selbst fühlte den Abstand vom Vater ganz sicher, aber andererseits war er doch immer eins mit dem Vater, denn ihm ging nie das Bewußtsein weg, daß er stets dem Winke des Vaters gehorsam war, und daß der Vater ihn stets mit Segen überschüttete, und wenn er ihm eins nach dem andern wegnahm. Und so war das Schuld- und Mangelgefühl, das uns so leicht von Gott scheidet, jederzeit ausgeglichen, weil er überall nur dem Guten nachschaute und aus jedem Erlebnis es herauszog.

Hier ist Jesu Krone, und diese reicht er allen hin und spricht: Folgt mir nach, lasset euch durch mich versöhnen mit Gott, setzt euch fest an dem Platz, den ich euch gesichert und geschaffen habe, und ihr werdet lernen, was ich gelernt habe. Das ist ja nun freilich ein Wort, wo wir fühlen, daß wir ihm doch nicht so nachkommen

können. Seine Person ist und bleibt ein Wunder Gottes, und weil er für alle den Kampf durchführen mußte und die Kelter allein treten, wie ein altes Prophetenwort sagt, so war ihm die besondere Gabe verliehen, ein unendlich starkes Bewußtsein der Nähe Gottes und des Erwähltseins zu spüren. Hier sind wir im Vergleich dazu zitternde Nachtreter, und wenn sein Bild nicht aus der Vergangenheit tröstlich zu uns herüberspräche und sein starker, heiliger Geist uns nicht gegenwärtig persönlich nahe wäre, wir vollbrächten die Versöhnung nicht. Uns muß seine Versöhnung immer wieder Licht geben für den eigenen dunkeln Pfad. Und fragt man mich: Hast du nun Versöhnung mit Gott? so muß ich freudig „ja" sagen, „ja, volle und immer völliger werdende Versöhnung, denn ich sehe und glaube selbst, daß es nichts in der Welt gibt, aus dem ich nicht angesichts des Kreuzes Christi größten Gewinn haben könnte, zum wenigsten Kindesgewinn und Vollendungserfahrung, Wachstum und Reinigung des Glaubens und der Liebe".

Bekenntnisse eines versöhnten Menschen.

Damit ist die Frage: Gehört Jesus in das Evangelium? deutlich mit einem Ja beantwortet und ebenso die andere, ob er dauernd die Zentralstellung darin behalten wird. Seine Versöhnung ist vollkommener nicht zu denken und zu erleben. Umgebildet ist nur der alte Versöhnungsbegriff, dessen Mangel auch von den erklärten Anhängern des alten Glaubens zugestanden wird. Dem Geist der Schrift, die uns die volle Versöhnung schildern

will, die uns Menschen zeigt, die durch nichts von der Liebe Gottes sich scheiden lassen, fühlt sich diese neue Auffassung völlig gleichgesinnt. Und das kann und muß der einzige und letzte Wahrheitsbeweis sein, weil der Buchstabe in solchen Fragen versagt. Der Mensch hat recht, der sich am nächsten dem Herzen Gottes sieht, und mir ist gewiß, daß mich diese Anschauungen Gott näher brachten als die alten, die ich einst mit voller Aufrichtigkeit geteilt habe, und die doch je länger je mehr Lücken zeigten, die mich zu dieser Bahn geführt haben, auf der der Friede kam, den ich in diesem Maße nicht gehabt habe und nicht haben konnte. Die volle Barmherzigkeit Gottes über dem Dunkel von Schuld und Sünde, dermaßen, daß sie das Licht herbeiführen müssen, ist der Friede, der ewige Friede der angefochtenen Seele.

Nochmals der Ernst der Versöhnung.

Bei solchen und ähnlichen Betrachtungen wird mir, wie schon einmal gesagt ist, immer wieder vorgestellt werden, daß solch ein Versöhnungschristentum, wobei man ganz zur Passivität verurteilt werde und eigentlich nur mit nehmenden, aber nicht mit gebenden Händen dasitze, doch ein sehr schwächliches, sittlich laxes, ja untätiges und jeden äußern und innern Aufschwung träumerisch erwartendes Dasein bringe. Hier sei ja kein Ernst der Buße, der entschiedenen Absage

an das Böse und des ebenso entschiedenen Anlaufes zum Guten zu spüren. Das sei ein zu einseitig betonter, weiblicher Standpunkt; das männliche, selbsttätig handelnde und tatkräftig aus eigner Initiative vorgehende Prinzip werde dabei zum Schaden des Lebens verkürzt.

Dieser Vorwurf hat vorerst viel Tröstliches. Denn diese Schwäche gilt in der Schrift als die unumgänglich notwendige Vorbedingung für jeden Himmelsgewinn. Lest den Eingang zur Bergpredigt! Dort findet man die Seligpreisung der Schwäche, des Duldens, der Armut. Wir befinden uns also in bester Gesellschaft. Und wie ergreifend spricht Paulus vom Segen der vollsten Schwäche oder Passivität. „Meine Kraft ist in dem Schwachen mächtig," das sagt der männlichste aller Apostel, der rannte und lief und nach dem vorgesteckten Ziel jagte, dabei die erstaunlichste Missionstätigkeit entfaltete und doch immer wieder bei dem Gedanken anlangte: So liegt es nun nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen. Das heißt nichts anderes als: Wir erreichen das Höchste nur, wenn wir ganz willenlose Werkzeuge Gottes werden.

Die höchste Passivität stellt die höchste Aktivität dar. Es ist aber blutiger Ernst nötig, so willenlos zu werden, so ganz in Gottes Hand sich zu geben. Es ist das die schwerste Selbstverleugnung, die alle andere Buße in den Schatten stellt. Die wahre Buße ist Sinnesänderung, eigentlich Umdenkung. Ich soll das Leben anders an-

sehen, ich soll die Güte und Erbarmung Gottes in meinem armen, sündigen Dasein preisen lernen, soll an Rettung glauben, wo ich verloren bin, soll Brüder sehen, wo Feinde vor mir stehen, soll auf Unschuld und Gerechtigkeit hoffen, wo ich von Schuld und Unrecht geradezu umwallt bin, ich soll Frieden erkennen, wo ich streite und kämpfe, soll Frühling und Lebensentfaltung in Winters- und Todesnacht erleben.

Und das, meint ihr, wäre so einfach? Ja, wenn das Leid, die Sünde, die Feindschaft, die Todeskälte nur draußen wären, und ich säße in warmer Stube am behaglichen Ofen und philosophierte durchs Fenster hindurch über die Kälte, die das Leben so gemütlich macht wie das des Pfarrers von Grünau, dann wollte und müßte ich mir sagen lassen: Du Feigling hast gut reden, scheust Wind und Wetter, sitzt in Wolle und Wärme, in Sicherheit und Ordnung und willst Kälte und Tod, Kampf und Not als segensreich rühmen! Aber es rührt mich ja selbst an, es peinigt die Schuld, es schändet die Sünde, es tut der Hunger weh, auch der Hunger nach Liebe, es schreit die gekränkte Seele nach Rache, der Kampf gibt schmerzende Wunden, der Tod reißt Lücken. Und wenn man nun so frostschauernd, geschlagen, verärgert, bis ins Mark getroffen in Winterkälte auf der Landstraße des Lebens liegt, hat die Brust voll Wünsche, sieht alle zerschlagen und vergangen wie Blumen im Rauhreif, weiß sich nicht zu helfen und soll dann sprechen: Gott, ich preise

dich für alles, was ich erlebt habe, ich bin daheim bei dir, du hast alles wohlgemacht; ich denke auch meiner Feinde, die in blinder Wut doch nur deine Sache vollbringen durften, und ich bin reich und gesegnet gerade durch die schwersten Lebensanfechtungen, ist das nicht höchstes Heldentum ohne eigene Kraft?

Wird das nicht vielen so schwer erscheinen, daß sie sagen: Das sind Halluzinationen eines Sterbenden, eines verdurstenden Wanderers in der Wüste, der sich an den Rand einer Oase versetzt glaubt? Und doch nichts Geringeres erwartet Jesus, wenn er sagt: Selig sind die Leidtragenden, die Verfolgten, die Armen, die ihre Armut in Reichtum, ihre Sünde in Gerechtigkeit, ihre Verfolgung in Belohnung umdenken lernten. Aber das ist klar, daß jeder Versuch, auch nur so zu denken, allein durch höchste, sittliche Energie zustande kommen kann, daß eine Buße, die nur an den Fehlern zerrt, um sie herauszureißen, ein Kinderspiel ist gegen die Selbstverleugnung, die mit dem Umdenken gefordert wird. Hier gilt es wirklich, das ganze Leben umzuwälzen und mit dem Willen den allerschwersten Kampf zu beginnen. Wie ist doch auch der sogenannte sittlich schwache Wille ein so riesenstarker Gegner, wenn er anders wollen soll. Wie will er immer wieder Glück gewinnen, wie strebt er nach Ehre, nach Leben, nach Macht, nach äußerlicher Vollkommenheit, so wie er sie denkt, mit vollem Erfolg gekrönt! Und nun soll er gegen seine Natur an-

gehen, sich völlig aufgeben und anders anfangen! O glaubt, ich sah nur wenige das Ziel erreichen, ja, nur wenige wagten auch nur den Anfang zu machen mit dieser großen Lebensbuße. Denn wahrlich, mit Träumen ist hier nichts geschafft, sondern nur mit tiefen, klaren, festen Gedanken, oder, wie es die Schrift so treffend nennt, mit Glauben, der nur darum so in Mißkredit kommen konnte, weil er sich vor lauter Angst wegen der Selbstverleugnung hinter das kalte Erkennen und den toten Buchstaben verkroch. Wäre der Glaube immer das der Welt gewesen, was er sein soll, nämlich das unentwegte, vertrauensvolle Mitgehen mit Gott auch durch die Finsternis, das selige Wagen, das wunderbare Bild der Welt zur Ehre Gottes zu deuten, wie auch die Hölle schreit und der Todesabgrund klafft, man hätte ihn nie in den Winkel gedrängt. Der Segen der Religion wäre von den Menschen nie in Frage gestellt worden.

Und nur mit dieser tieferen Glaubensauffassung wird es verständlich, wie der Glaube unsere volle Rechtfertigung und Gerechtigkeit sein kann. Ja, dann brauche ich nur zu glauben und nicht außerdem mich zu bemühen, daß ich mein Wesen vorteilhaft verändere, und etwas sozial zu wirken, damit die Welt etwas von mir hat. Solche Richtigstellung der Weltanschauung, solche Anpassung an Jesus muß die Früchte zuwege bringen, die wir bei dem Heiland der Welt wahrnehmen, und die sämtlich Gehorsamsfrüchte sind, von denen wir auch schon gesprochen haben.

Das Ziel der Versöhnung.

Und es bleibt auch die Hauptaufgabe für das ganze Leben, sich immer wieder versöhnen zu lassen. Alle anderen Pflichten sind untergeordneter, vergänglicher Natur. Wie weit muß ein Christ kommen? hat man oft gefragt. Unbedingt ist für alle das Ziel der Vollkommenheit gesteckt. Mit Paulus zu reden, ist das Ende, daß unser Geist ganz, samt Seele und Leib, auf den Tag Christi unsträflich müsse bewahrt werden und wir durch und durch geheiligt werden. Aber der dauernde Weg dazu ist Christus, der Versöhnungsmann. Sicher ist, daß wir hier das Ziel nicht erreichen, möglich, daß die Heiligung ein ewiges, unerreichbares Ziel ist und wir nie auswachsen, um nie zu vergehen. Und nun ist das Höchste, was wir hier erlangen können und sollen, daß wir uns nie von dem Versöhnungswege herunterdrängen lassen. Die Christen sind vollkommene Leute, die Versöhnungsstandhaftigkeit halten, wo sie auch sonst ihren äußeren und sittlichen Stand haben mögen. Wollen wir denn nicht die Leute künftig nur nach diesem Maßstab messen, wollen wir nicht wenigstens ihr Christentum danach beurteilen und ihren wahren Wert? Ich habe ja nichts dagegen, daß man von Bürgern eines Staatswesens bestimmte Erwartungen hegt und nur an gewisse Qualitäten Rechte knüpft. Ein Gemeinwesen kann gar nicht anders handeln. Wer

in ihm etwas sein will, muß sich den Ordnungen fügen, und wer's nicht hat, muß dazu angehalten werden. Ich habe auch nichts dagegen, daß man an Pfarrer, Lehrer, Beamte, Kaufleute usw. ganz bestimmte Anforderungen stellt. Von Standesregeln darf sich niemand ausschließen, und wäre er noch so unmündigen Geistes. Wer nicht mit kann, gehört nicht hinein. Ich gebe auch zu, daß die Kirche, die eigentlich Geistesanstalt sein soll, doch vermöge der Korporationsbeschaffenheit nicht die Leute gehen lassen kann und wenigstens eine gewisse Einheit äußerlich darzustellen suchen muß. Aber, wer Christen suchen will, der sehe auf nichts anderes als auf die Versöhnungslust. Und ob der Mensch ein Säufer und Ehebrecher ist, ob er lügt oder stiehlt, das Christentum hat nicht bloß seinen Anfang in der Krippe gehabt, sondern ist und wird auch geboren in Zöllner- und Sünderherzen. Wir müssen uns drin finden, wenn es auch sauer genug werden wird, daß kein Schmutz so groß, keine Seele so gemein ist, daß da nicht Ackerboden für Christus und seine Botschaft gefunden werden könnte. Ja, wir dürfen nach der Erfahrung annehmen, daß hier gewöhnlich das Versöhnungsbedürfnis größer ist als da, wo der Zwiespalt noch nicht so zum Bewußtsein kommen konnte, weil der Abstand vom Ideal wenig empfunden wurde. Denn, wer in der Mitte läuft und überall Menschen findet, die ihm gleichen, vermißt an sich nicht so schnell, was noch fehlt, während, wer zurückbleibt und deshalb

gestoßen und geschlagen wird, viel leichter sein Nichts spürt und einen Ausgleich sucht. Und wo nun ein Mensch anfängt zu suchen, zu hungern und zu dürsten, wo er ein Wort der Hoffnung aufsaugt mit verschmachtenden Lippen, und hätte er's auch zur Hälfte falsch verstanden, da beginnt die Versöhnung.

Aber dann muß er doch entschieden sich abkehren und allem sündigen Wesen entsagen? Was dann geschehen muß, können wir gar nicht bestimmen. Wohl mag es Menschen geben, die dann ein Ruck für immer von irgend einer häßlichen Macht losreißt. Ich glaube, daß das Wort Jesu an die Ehebrecherin: „Sündige hinfort nicht mehr," ihr den Ehebruch ein für allemal verleidet hat, obwohl sie innere Kämpfe deswegen noch reichlich hat durchkosten müssen. Und ich glaube, daß es Gemeinschaften von solcher inneren Kraft gibt, daß sie einen gefallenen Menschen in kurzer Zeit gesellschaftsfähig, und zwar im besten Sinne, vermittelst religiöser Beeinflussung machen können. Daß dieser Erfolg bei jedem Christen zutage kommen müßte, ist nicht gesagt und ist auch nicht die Hauptsache. Erstlich hat nicht jeder die Möglichkeit, Menschen zu finden, die solchen Einfluß auf ihn gewinnen, sodann sind auch nicht alle Menschen von gleicher Reaktionsfähigkeit, wenn sie zur Umkehr gerufen werden. Mancher zerarbeitet sich vergeblich, er ringt und ringt und strauchelt doch immer wieder. Und hier ist die Klippe, wo wir so leicht an ihm irre werden.

Wir dringen immer auf ihn ein, werfen ihm vor, er bete und wache nicht genug, sonst müßte es anders werden, und er versucht und schafft es nicht, verbittert sich und verzweifelt.

Allein richtig ist es, den Menschen mit seinem Zustand zu versöhnen und ihn aufzufordern, den Segen zu suchen, den Gott in dieser verzweifelten Lage ihm zugedacht hat. Und geht er darauf ein, nimmt er seine Ketten mit neuem Mute auf, schleppt er sie in der Hoffnung weiter, daß Gott auch so ihm noch helfen könne, wenn nicht von seinen Fehlern, so doch durch seine Fehler, und daß er dankbar sein wolle, wenn ihm nur die Bescheidenheit gesteigert, die Wahrheit gezeigt würde, und müßte er auch noch lange oder gar dauernd ein von der Welt Geächteter und Verstoßener bleiben, dann müssen wir auch solchen Menschen als Vollchristen nehmen, denn er hat die Versöhnung angenommen, und das ist doch das Höchste, was einer hier gewinnen kann. Das Höchste? Ja, es gibt keine größere Vollkommenheit als die, sich immer wieder versöhnen zu lassen.

Haltet das nicht für so einfach! Das geht nicht nach bestimmter Schablone, etwa so, daß man an jedem Wochenschluß sich Generalablaß für seine Fehler erbittet, sondern das Leben ist mannigfach und nimmt Fortgänge, die man gar nicht im voraus berechnen kann. Die erste Versöhnung bringt neue Enttäuschung: man hatte anderes danach gehofft und erwartet, eine größere

Entbindung sittlicher Kräfte, eine größere Belohnung für rechtschaffenes Streben als nachher eintritt. Wieder kommen die Versöhnungsversuche, und um so schwerer sind sie, je reiner und selbstloser unsere Hoffnungen waren, und je höher die Glaubensschwingen uns getragen hatten. Es wird nicht leichter, etwa durch süße, angenehme Gewohnheit sich zu erleichtern und mit seinem Leben und seiner Wirksamkeit zufriedenzugeben, sondern von Fall zu Fall schwerer. Man beherrscht immer mühseliger seine Ungeduld. Je länger es gedauert hat, um so mehr will man sehen. Ihr werdet Tage des Menschensohnes begehren zu sehen, meint Jesus, und sie nicht sehen. Wer aber beharret bis ans Ende, der wird selig. Das ist die Vollendung, sich doch nicht mürbe machen zu lassen, immer wieder in neuer und größerer Kraft aufzuleben. Immer begraben und immer wieder auferweckt werden, immer absterben und immer auferstehn, ganz gleich, wie viel oder wie wenig Erfolg an den Tag kommt, dabei allein gedeihen wir, und das muß unsere Hauptsorge sein, daß wir uns dazu dauernd willig finden. Es steht der Engel der Versöhnung an der Wiege des Christenlebens, und wir wollen dankbar sein, wenn er einst am Sterbelager noch da ist und uns segnend die Hand aufs müde Haupt legt. Dann haben wir alles getan, was wir konnten. Der Glaube, der aus allen Gräbern stets neu erstehende Glaube, das ist unsere Gerechtigkeit.

Das ist wohl recht, heißt es leicht, daß wir

nicht mehr tun können, aber sieht das nicht so aus, als ob zu wenig dabei herauskäme, ist das nicht zu gering, immer enttäuscht zu werden und immer wieder von vorn anzufangen mit Hoffen und Glauben? Aber der Lohn ist ja groß, schon auf Erden groß! Haben wir's uns nicht schon vor die Seele gestellt, wie aus all der Not als Frucht immer tiefer reichende Selbsterkenntnis, immer volleres Wahrheitslicht, immer reichere Liebeserfahrung und stets größer wiederkehrende Gnade, größere Unabhängigkeit und Freiheit Menschen gegenüber, mehr Liebe und Geduld mit Schwachen und Feinden und andere Güter hervorgeholt werden, ohne daß wir uns darum bemühen? Ist denn das nichts? Was will man mehr? Eine geläuterte, gereinigte, vertiefte, Gott immer mehr anvertraute Seele ist doch das Höchste, was man erwerben kann! Alles andere bleibt hier. Und wenn wir etwas in eine andere Welt hineinnehmen können, so ist es doch nichts als eben dies, und wenn etwas dauernd in dieser Welt nachwirken kann, so sind es nicht Worte, noch Heldentaten, sondern geadelter Glaubens- und Liebesgeist, ein aus aller Selbstsucht aufgescheuchtes Gemüt. Das gräbt sich unverlierbar in das Gewissen der Menschheit ein, wie man bei allen wahrhaft religiösen Menschen sehen kann. Ich begehre nichts weiter als diese Erlösung, als Bleiben in der Versöhnung oder, wie es die Schrift so innig ausdrückt: Bleiben in Christus. Hier ist bei täglicher Lebensänderung, bei andauerndem Kampf, bei

Siegen und Straucheln wunderbarer Friede im Herzen, das tröstliche Bewußtsein, daß man nur gute Gabe, nur Gerechtigkeit von oben erhält.

Das Gebet und die Versöhnung.

Das hat seinen Einfluß selbstverständlich auch auf die originalste religiöse Lebensäußerung, auf das Gebet. Es ist doch mehr als auffällig, daß der Versöhnungsgedanke im Gebetsleben gerade jetzt eine sehr untergeordnete Stelle einnimmt. Wird doch das Gebet am meisten dazu benutzt, die gottgewollte Versöhnung zu stören und zu verhindern. Nirgends wird bekanntlich mehr Eigensinn in die Weltenräume hinausgeschleudert als mit dem Gebet. Es ist, als höben sich die Menschen alle sonst unterdrückte Widersetzlichkeit für das Gebet auf. Sie wollen sich das Leben, wie es ist, nicht gefallen lassen. Mit eigner Machtvollkommenheit ist's aber nicht zu erlangen. Die Weltfesseln sind doch zu schwer und drückend. So wird das Gottesbündnis gesucht, um frei zu werden und das Leben aus dem Naturzusammenhang herauszureißen. Es läßt sich denken, daß infolgedessen aus dem Gebet schrecklich wenig Segen oder gar nur etwas flüchtige Weihestimmung gewonnen wird. Gott hätte ja meistens nur den Segenstisch abzurücken bei den Gebeten seiner Kinder, er müßte oft eine ganz herrliche Saat verdorren und Dornen auf dem Acker wachsen lassen, wenn er nach uns sich

richten wollte. Also schweigt er in einer Konsequenz, für die wir ihm oft viel zu wenig dankbar sind, und daß man sich wundern muß, weshalb nicht noch viel mehr Leute das Gebet ganz weggeworfen haben. Die Macht der Sitte und des Aberglaubens läßt aber so leicht nichts sterben, weder das Gute, noch das Böse. Immerhin hat das Gebet einen gewaltigen Stoß bekommen, von dem es sich so schnell gar nicht erholen wird, zumal auch der Einblick in den sogenannten unverbrüchlichen Naturzusammenhang, wo ein Eingreifen Gottes geradezu vom Übel zu sein scheint, vielen das Gebet als überflüssige Sache, wenn nicht gar als kindische Unvernunft erscheinen läßt. Heute gilt nicht bloß das Plappern, sondern der andächtigste Herzensstoßseufzer als elende Heuchelei, deren sich kein Wissender schuldig machen sollte.

Ich glaube, daß wir dieser Mißachtung des Gebets nur von der Seite der Versöhnung mit Gott her beikommen können. Über allem Beten, welchen Namen es tragen, welcher Klasse es angehören möge, muß mit Riesenschrift der Leitsatz stehen: Gottes Sinnen und Trachten ist, der Welt und seinen Kindern gute Gaben zu geben, und er weiß, ohne daß wir beten, was wir brauchen, und gibt aus freiem Herzen Besseres, als wir je erbitten können. Das können wir uns gar nicht tief genug ins Herz hineinbeten. Das muß der Kern aller Bitt-, Dank- und Bußgebete werden. Es ist eine Gottes unwürdige Vorstellung, daß Gott erst um Gaben angegangen sein wolle

und, wenn das fehle, sie der Welt vorenthalte. Gottes Segen ist kein Springbrunnen, der nur Wasser geben darf, wenn er ordnungsgemäß bestellt ist, sondern ein ewig quellender, immer stärker sich ergießender Lebensstrom, der rauscht und segnet, und wenn niemand darauf achtet.

·Und die allererste Aufgabe betender Seelen ist, zu bitten, daß dieser dauernd gehende Segensstrom Gottes ihnen zum Bewußtsein komme. Da gilt's, viel Zorn und Entrüstung wegzubeten, Berge von Widerwilligkeit ins Meer zu senken und das enge Herz zu weiten für Überfülle von Gottesreichtümern. Jedes Erlebnis, jeder Schmerz, jede Freude, jedes Lebens- oder Sterbensgefühl, Lachen und Weinen, Arbeit und Stille, alles enthält ja tiefe Gottesgeheimnisse, die wie Fragen an uns vorüberziehen: Willst du nicht näher treten und von mir dich segnen lassen? Schon für diese aufnehmende Arbeit verstehe ich des Apostels Wort: Betet ohne Unterlaß. Wie vieles geht dahin, und ich achte nicht darauf, und ehe ich's recht gewahr werde, sinken Zentnerlasten von Gold ungehoben in die Tiefe. Wie reich könnte ich sein, wenn ich jeden Gruß Gottes verstünde, wenn jeder Feind, jedes Unrecht, das ich tue, jeder gute und böse Gedanke im Herzen nach dem alles versöhnenden Heil befragt würde! Ja, der Segen kommt, ohne daß wir beten, und größerer Segen kommt, als wir betend erdenken können, aber ihn zu fassen, zu verstehen, dazu haben wir das Bittgebet dauernd nötig.

Und doch gestehe ich gern, daß meine Bittgebete noch weiter reichen. Ich möchte doch manches haben, was mir nicht gegeben ward, selbst irdische Güter, die nicht auf meiner Bahn einfach daliegen, so daß ich sie nur aufzuheben brauchte. Es sind diese Gebete auch nicht zufällig aufsteigende Wünsche, sondern heiße, schwere Anliegen, die mir als Bedürfnisse erster Klasse erscheinen. Ist das nicht ein völliger Widerspruch zu jener Versöhnungslehre, nach der man doch in jedem Augenblick und aus jeder Stunde, von welcher Farbe sie auch leuchte, das denkbar Höchste und Beste von Gott erlangt, also nichts zu wünschen braucht, vielleicht nichts wünschen darf? Das habe ich mir auch gesagt. Das hat aber diese Art der Gebete nicht zum Schweigen gebracht. Sie leben immer wieder auf, trotzdem das System sie unerbittlich totschlagen möchte. Sind's nur Erinnerungen aus der Kinderstube, die unbewußt großen Einfluß auf das Mannesgemüt üben? Oft genug lehrt auch die Erfahrung, daß es wirklich vergebliche Erwartungen sind, und mit Schmerzen werden sie zu Grabe getragen, aber merkwürdig, sie sind sehr auferstehungslustig, und jede Wolke, jeder Hunger kann sie unversehrt wieder hervorholen. Dann kommen Zeiten, wo sie mit wunderbarem Erfolg gekrönt werden, und wo das Herz in der Gewißheit lebt: Das dankst du nur deinem Gebet! Gibt's am Ende doch Ausnahmen, und hat Gott besondere Winkel, wo er besondere Gaben liegen

hat, seine Kinder damit zu belohnen, damit sie gerne beten?

Ich glaube nicht, daß man es sich so zu denken hat. Wir leben vielmehr in ihm und er in uns, und die Welt ist eine Schöpfung lebendiger, wachsender Kräfte und Körper, wie ein Baum, dem jährlich neue Ringe zugefügt werden. Die Natur wächst und vervollkommnet sich. Dazu müssen Lebensströme entbunden werden. Und die Lebenswünsche, welche jene Brunnen entdecken und aufgraben, sind die Bittrufe solcher, die eine bessere Welt wachsen sehen möchten und dazu neue, noch nicht vorhandene Kräfte wecken müssen. Z. B. waren die Prophetenseufzer die Schöpfungsanlässe und -anfänge für den neuen Bund. Denn, wenn ihn die Menschen verstehen und erfassen sollten, dann mußten erst die Wünsche das Herz durchzittern, ehe die Erfüllung kommen konnte. So waren die Gebete das notwendige Werkzeug, dessen sich Gott bedienen mußte, um seine Absicht durchzuführen. Meine Gebete sind also nicht bloß begleitende, tröstliche Gedanken über Gottes Tun, sondern sind sozusagen auch Lebenssprossen und -vermittler, mit deren Hilfe Gott sein Schöpferwerk still und verborgen dem großen, fernen Ziel zuführt.

Oft wird es auch so liegen, daß nicht Fortschritte der bestehenden Welt, sondern namentlich auch Bewegung der vorhandenen Lebens- und Naturmächte zum Ausbau des geistleiblichen Schöpfungsmaterials und zur Verherrlichung der

eben offenbarten Schöpfungsgedanken durch das Gebet erfolgen soll. So zeigen beinahe alle großen, religiösen Persönlichkeiten, daß sie durch die Macht des Gebets nicht bloß zu den Menschenherzen Zugang haben, daß sie sich ihnen öffnen müssen wie durch magischen Zwang, sondern daß ihre Willensausflüsse selbst im äußeren Naturleben und oft ohne Raum und Zeitgrenze fühlbar werden. Es sind die unmittelbar in Gott, dem Lebensquell, ruhenden Seelen, die beständig mit ihm fühlen und Gottes Taten betend als ihre eigenen miterleben.

So ist dieses ganz selbständig scheinende Beten, von dem wir eben sprachen, doch schließlich nichts anderes als ein völliges Sichhingeben in den Willen Gottes und ein Warten auf die besten Gaben Gottes. Nur, daß der Nehmer selbst berufen wird, als Gottes Bote zu wirken. Das kann er aber nur, wenn er sein Ich ganz aufgibt, und Gott sich ganz seiner Person bemächtigt, um dann als Gott in Menschengestalt seine Werke auszurichten. So erscheinen die Wunder Jesu als sein Selbstwerk, als hätte er freie Verfügung, mit Gottes Kräften zu schalten, ohne zu fragen und zu bitten, und sind doch in Wahrheit ganz Gottes Sache. Gott handelt durch ihn, und sein Geist hat das Steuer des Jesuslebens so in der Hand, daß der eigene Sinn Christi ganz ausgeschaltet erscheint. —

Was ist nun bei diesem Gebetsverständnis die Bedeutung des Bußgebets? Wir haben vielfach

auch in unseren Agenden die Bitte, daß Gott uns diese oder jene Sünde vergeben wolle. Meist denken wir dabei an etwas, was unser Zusammenleben hindert oder gegen unsere bürgerliche Ehre geht. So ernst und aus der Tiefe dringend solch ein Beicht- oder Bußgebet sein kann, so sind doch das nicht die eigentlichen Sünden, die uns drücken sollen. Nach Jesus ist die schlimmste Sünde der Unglaube gegen ihn, und er sagt: Der heilige Geist wird die Welt strafen um die Sünde, daß sie nicht glauben an mich. Wer sich nicht in die Versöhnung Christi hineinziehen läßt, wer nicht merkt, daß die Welt eine Stätte für den Frieden sein soll, wer sich nur an ihr stößt und reibt, ohne sie zu verstehen, hat Gott die Tür zugeschlossen, begeht die Sünde gegen den heiligen Geist, die Jesus so merkwürdig schwer rechnet. Und doch, muß er nicht so denken? Wenn Glaube an Gott das Herrlichste ist, muß dann der Unglaube nicht das Schrecklichste sein? Die, welche die Güte nicht sehen, obwohl sie in jeder Lebensregung der Natur sich offenbart, und wir förmlich drauf gestoßen werden, wollen sie nicht sehen, sind vergrollte und verbitterte Leute, die mit Gott und ihrem Schicksal hadern und sich nicht versöhnen lassen mögen. Darauf steht das vollkommene Unglück, die Unmöglichkeit, das Leben dabei gut zu finden. Die armen Menschen können machen, was sie wollen. Sie haben ein förmliches Geschick, an allen Haken und Fallen sich zu stoßen, bluten aus immer neuen Wunden, und wenn der

Arzt, der Versöhner kommt, weisen sie ihn zurück, und damit zertreten sie, was ihnen helfen konnte.

Hier hat unser Bußgebet einzusetzen, wenn es auch der Welt lächerlich erscheint und sie starr vor Entsetzen ausruft: Was? um solche Dinge grämt ihr euch? Für uns fängt der Schrecken erst beim Dieb, Mörder und Meineidigen an! — Unser Lebensglück, unser Friede, unsere Besserung hängt allein an der Versöhnung. Darum vergib, Vater, daß wir uns so schwer entschließen, uns versöhnen zu lassen, und daß wir so schnell den Frieden verlieren, so wenig unseres Mittlers würdig sind. Hier ist unsere Schuld, durch die alles Unheil gestiftet wird. Vergib, daß wir Übertretungen der Gebote immer noch über die Unlust zum Glauben stellen! — Dann erst wird der Dank auf die Lippen treten und namentlich für das Licht, was uns in Verderbensnächten durch die Gnade und Vergebung Gottes angezündet ist.

Fördert solch Versöhnungsleben den äußeren Lebensberuf?

Wir haben bisher das Leben der Versöhnung nach seinem Gewinn für das Innenleben, ganz abgesehen von der besonderen äußeren Betätigung des einzelnen, betrachtet. Es wird vielen wichtig sein, zu wissen, wie sich unter solcher Weltanschauung das Berufsleben gestalten werde, das doch anscheinend unter ganz anderen Ge-

sichtspunkten steht. Ich könnte mir denken, daß einer nach dem Gesagten urteilen möchte: Das ist ein rechtes Pastorenleben, was da geschildert ist, oder ein ganz von religiösen Dingen hingenommenes Dasein, was sich um die äußere Welt nicht kümmert oder nicht zu kümmern braucht, und wo jede äußere Arbeit als etwas Ablenkendes, Gemütverwirrendes empfunden oder als Nebensache behandelt wird, der man sich leider nicht entziehen könne, weil man doch eben leben muß, und Kleidung und Nahrung Geld kosten, das ohne Arbeit niemandem in den Schoß fällt, falls er nicht bettelt oder stiehlt. Das sind die alten Vorwürfe, die der Religion immer wieder gemacht worden sind und, wir müssen sagen, nicht ganz mit Unrecht. Sie selbst hat oft genug den Anspruch erhoben, daß ihr mehr Beachtung geschenkt werden müsse als der Arbeit, und unzählige Leute sind durch sie und ihre Feiertage faul und arbeitsunlustig geworden. Aber das ist ja nicht eigentlich die Religion selbst gewesen, sondern der Religionskultus, der Stunden und Tage forderte, und zwar um so mehr, je mehr Rankenwerk der Symbolik daran geknüpft wurde; aber die echte Religion hat ja nichts Äußerliches an sich, ist ja die reine Gedankenwelt, die tatsächlich so wenig Raum und Zeit beansprucht wie etwa die Sorgen, die neben aller Arbeit hergehen können, ohne daß einmal die Hand ruht und das Auge von der Arbeit aufsieht. Es fragt sich aber, ob unsere sogenannten Versöhnungs-

gedanken nicht im Widerspruch zur Arbeit stehen und sie lähmen, wie Sorge oder Leid oft die gefürchtetsten Arbeitsstörer sind.

Unser Arbeitsleben ruhe doch, meint man, auf dem Ernährungs- und Tätigkeitstriebe. Es sei das Gesunde, wenn jemand aus Hunger Arbeit suche, und daß er dann eine Arbeit erlange, die seinen natürlichen Trieben entspreche, so daß er mit voller Lust der Tätigkeit sich hingebe und nachher den verdienten Lohn einheimsen könne. Dabei werde dann die Arbeit eine Welt für sich, die alle Kräfte des Menschen anspanne und erziehe, und der Erfolg in Form von Kulturwerten, die des Menschen Selbstgefühl erhöhen und seinen Besitz und die persönliche Sicherheit vermehren, treibe und sporne dann wieder zu größeren Kraftanstrengungen an. Das alles aber werde durch religiöse Gedanken, die zur Versöhnung mit der Gegenwart und mit geringen Erfolgen, ja mit einem Lebensbankrott auffordern, nicht gefördert, sondern eher aufgehalten. Leute, die sich in Armut schicken könnten, würden nie etwas leisten, weil sie zu wenig Erwerbssinn und darum zu gering entwickelten Tätigkeitstrieb besäßen.

Wir wollen erst einmal feststellen, daß das heutige Arbeitsleben durchaus nicht auf der Höhe steht, wie so oft gerühmt wird, obwohl es von der Religion gar nicht oder äußerst spärlich beeinflußt wird. Vielmehr ist es so unideal wie nur möglich. Ja, es ist ein Hasten und Treiben, aber wer fühlt sich wohl in der Arbeit, wem genügt der

Lohn? Der Erwerbssinn ist so groß, daß er gewissenlos geworden ist und nach Recht und Unrecht selten genug fragt, und die Arbeit steht den meisten bis obenan. Sie ist ein Tyrann, eine Tretmühle geworden, aus der die Menschen je eher, je lieber wegliefen. Aber, was hilft's, man muß doch mit, und so hetzen Ehrgeiz und Habsucht den Menschen fast zu Tode, wenn nicht etwa der plötzliche Zusammenbruch eines begonnenen Glücksturmes dem Unternehmer schon vorher allen Lebensmut für immer raubt. Denn, was hat man vom Leben, wenn man sich gequält hat und mit leerer Tasche dasteht?

O, lehrt mich die Menschen kennen, die da glauben, Religion mache sie unfähig zur rechten Arbeit! Freilich, zu solchen Arbeitsphilistern kann sich der Versöhnungsglaube nicht setzen. Die hindert er auf Schritt und Tritt, denen hält er die Gemeinheit und Niedrigkeit alle Tage vor. Wenn er sie doch hinderte und von ihrer ganz erbärmlichen Berufsanschauung erlöste!

Ein Hauptfehler wird meist schon in der Berufswahl damit begangen, daß man fragt, was ein Beruf einbringt, und welche Stellung man dadurch in der Welt einnimmt. Wo viel Geld und Ehre zu holen ist, drängt sich alles hin, wird alles hingedrängt. Nur immer heraufsteigen! Der Arbeiter spricht: Mein Junge soll es einmal besser haben als ich, der Lehrer möchte seinen Sohn in der Pfarre sitzen sehen, der Kleinkaufmann will Vater eines Exporteurs werden, der Amts-

richter möchte seinen Sprößling an den Ministersessel schieben. Und die nicht mitkönnen, schauen mit Neid auf die glücklichen Besitzenden, deren Kindern die Welt offen steht. Und die Töchter der Pastoren denken nicht daran, Diakonissen zu werden, weil dabei nicht so viel zu erwerben und so viel und schwer zu arbeiten sei.

Aber ist das nicht ganz berechtigt, daß man vorwärtsstrebt und seine Kinder zu größerer Arbeit, zu lohnenderem Verdienst zu führen sucht? Ja, das ist gewiß sehr berechtigt, nämlich für alle, welche die Gabe dazu haben, in einem Berufe etwas zu leisten. Möchte allen Begabten der Weg zu der ihnen passenden Arbeit geebnet werden, und wenn man ein Arbeiterkind auf die höchste Stufe heben sollte! Aber zeigt nicht die Erfahrung, daß noch nicht ein Zehntel aller Berufsleute den an sie gestellten Anforderungen voll Genüge tut? Ist's nicht wahr, daß die meisten sogenannten Kräfte Handwerker sind, und Handwerker als verdrossene Tagelöhner herumstehen, daß ein großer Teil der Erzieher nur grammatische Formen einpaukt und den Verstand dressiert, daß Kaufleute fallieren, weil ihre Kenntnisse gerade nur für eine Buchhalterstelle ausreichten? Zu wieviel Geistlichen wollen die Leute nicht in die Kirche gehen, weil ihnen die Predigt nichts bietet als Bibelsprüche oder mühselig disponierte Auslegungen alter Geschichten, ohne daß dieselben als moderne Lebensfragen vor sie hingestellt werden! Anstatt sich nun zu sagen: Das ist der Fluch des Brotstudiums,

du hättest klüger getan, Offizier oder Schauspieler, Bäcker oder Schneider zu werden, wird gescholten über die gottlose Welt, die nicht mehr in die Kirche kommen will. Laßt nur wieder die rechten Leute auf euren Kanzeln stehen, ich sage euch, sie werden die Kirchen füllen bis auf den letzten Platz. Und so ist's überall. Nur ein Teil der Menschen steht auf der rechten Stelle. Die meisten sind durch niedere Triebe meist dahin gerückt, wo sie geradezu versauern und verderben müssen und ihrer Umgebung nur Last machen, anstatt ihr zu dienen, wie es doch sein sollte.

Wenn einer hier das Signal zum Plätzewechseln geben kann, so ist das nur der tiefgefaßte Versöhnungsglaube. Nur damit ist die Bescheidenheit zu erlangen, die es vertragen kann, an die Stelle zu kommen, die ihr der Gabe nach von Gott bestimmt ist. Der wahrhaft Religiöse ist so weit frei vom äußeren Leben, daß ihm sein Platz nicht das Wichtigste ist, und Geldverdienst und Ehre ihm nicht obenan stehen. Er versucht auch zu werden, was er werden kann, und weiß, daß Gott ihn gerade dahin stellen wird, wo er zusagendes und passendes Wirken findet, aber er hält sich nicht berechtigt, einen bestimmten standes- und familiengemäßen Beruf für sich oder seine Kinder zu fordern. Er weiß, daß es auch hier nicht am Rennen und Laufen, um zum Ziel zu kommen, liegt. Er kennt drum die Rolle des Neiders oder des Zurückgesetzten nicht.

Meint ihr nicht, wenn diese Gotteswahr-

heiten sich in die Seele grüben, daß es schon darum anders in der Welt würde, weil viele nicht mehr so unfähig und verdrossen wären, die es bloß darum sind, weil der aus Eitelkeit und Gewinnsucht gewählte Beruf sie erdrückte oder leer ließ? Das wäre ein Kulturfortschritt von ganz gewaltiger Bedeutung!

Und nun nehmt jene Dinge, die wie ein Wurm an der Seele der Berufsleute nagen, die Kriecherei vor den Vorgesetzten, das Prahlen mit dem Können, das Sichzufriedengeben mit äußerlicher Pflichterfüllung, das Haschen nach Anerkennung, während sie noch nicht einmal tun, was sie schuldig sind, die Empfindlichkeit, wenn einer ihnen zu nahe tritt und ihnen einmal derbe die Wahrheit sagt, das ungeduldige Warten und Verdrießlichwerden, wenn die Arbeit Kopfzerbrechen fordert und doch immer Stückwerk bleibt, das Heruntersteigenmüssen oder Übersprungenwerden, wenn es hieß: Freund, rücke hinab! Wer ist dagegen gefeit? Doch nur der, der seinen Halt nicht auf der Erde hat, sondern in Gott wurzelt, in dem Bewußtsein lebt, daß Gott in allen Lagen die Seele trägt, weiht und reinigt, daß er sich aber auch nur offenbart, wenn man von der Oberfläche in den Grund zu dringen sucht, und daß alle die Anfechtungen und Enttäuschungen nie wirklich schaden, nur helfen können, und daß Nichterfolge dazu da sind, einen mehr in die Tiefe zu treiben, also als Sprossen zum Aufsteigen angesehen werden müssen, daß alle Menschen und auch

unsere Feinde Werkzeuge in Gottes Hand sind, unsere körperlichen, geistigen und geistlichen Kräfte zu steigern.

Und wie ist dann, wenn diese Nebensorgen uns nicht mehr so drücken, die Schwierigkeiten, weil man nur hoffend auf sie blicken kann, uns nicht schrecken, ein immer froheres, freieres Gehen möglich ohne die leidige Menschenfurcht, und wie kann dann volle Konzentration sich einstellen! Ja, dann wird man seiner Aufgabe gerecht werden, wenn man sie ohne Ehrsucht, ohne Verlustfurcht, ohne Empfindlichkeit und Ungeduld und mit Warten auf den früher oder später sicher zutage tretenden äußeren oder inneren Gottesreichtum treiben darf. Und das tut der Religion keinen Abbruch. Im Gegenteil, das bereichert sie. Denn die Erfahrungen des Gemüts entsprechen völlig denen, die bei der durch Arbeit untertan zu machenden Natur gefunden werden. Man kann jeden frommen Spruch in der Arbeit bestätigt finden. Vielleicht stammt er sogar aus der Arbeit, wie die Gleichnisse des Herrn.

Die Gesetze des Glaubens sind die Gesetze der Natur und der Körper, und die Erfahrungen aus dem Arbeitsleben wirken stets befruchtend zurück auf die des Gemüts und bilden mit ihnen den geistigen, alles bewegenden Hintergrund des Menschenlebens. Beten und Arbeiten sind eigentlich dieselben Sachen nur auf verschiedenen Gebieten. Durch Beten lernt man anhaltend arbeiten und durch Arbeit anhaltend beten, und Gott ist

das Resultat beider. Auch bei der Bergmannsarbeit des äußeren Schaffens gewinnt man nicht bloß Erdfrucht, Gold, Silber, Maschinen, Kenntnisse, sondern vor allen Dingen Gott, d. h. man stößt auf tiefe, geheimnisvolle Vorgänge und Gesetze, die uns die Welt erschließen, wenn wir ehrfürchtig herantreten und uns gewissenhaft nach ihnen richten, und stets auf eine heilige, tiefe Liebe, welche uns erzieht, schließen lassen. Arbeitet wahrhaft, und ihr werdet stets Gott finden, aber nur, wenn ihr mit religiösen Gedanken und Versöhnungsdrang kommt und alle gemeine Arbeitsart draußen laßt. Zum Arbeiten bedarf es ernster, selbstvergessener, also religiöser Leute.

Von solchem Glauben aus wird auch echte Liebesarbeit gelernt und gefördert. Selbstsucht sorgt nur für sich, für andere nur so weit, als es das eigene Interesse erfordert. Das wird stets nur gebrochene Stellung geben. Hier gibt's bloß halbe Arbeit. Das Wertvolle, Höchste unterbleibt aus Angst, zu kurz zu kommen. So bleibt die Wahrheit dicht hinter den Lippen aus Bangigkeit vor etwaigen Folgen, die Kunst im Pinsel um der Kritik willen, die sich das Neue zum Ziel für die Durchschlagskraft ihres Witzes setzen könnte, so bleibt eine Erfindung, die allen zugute kommen sollte, durch den Geiz des Erfinders zwanzig oder mehr Jahre lang der Masse der Menschheit unzugänglich, so treibt die Habsucht der Bodenbesitzer die Wohnungskosten so in die Höhe, daß die meisten Leute in den Städten lebenslang in

zu engen und darum ungesunden Räumen wohnen müssen. Hinterher kann's dann doch noch kommen, daß solche Menschenhasser in den Ruf der Wohltätigkeit und Gottseligkeit gelangen und mit Denkmälern heilig gesprochen werden. Und wie viele werden sagen: Man kann's ihnen nicht verdenken. Jeder ist sich selbst der Nächste.

Gern glaube ich, daß man von solchen Gesinnungslumpen nicht mehr erwarten kann. Sie wissen's oft nicht besser. Hätten sie aber einen größeren Zug infolge der erkannten, überall gesehenen Liebe, sie brächten's nicht mehr fertig, den Menschen etwas vorzuenthalten, um sich durch die Not oder Unerfahrenheit der anderen zu bereichern, sie täten wenigstens etwas, wovon sie sagen könnten: Das ist frei für alle, das schenke ich der Menschheit, wie Gott die Luft und die Berge geschenkt hat, umsonst, dann hätten sie Freude. Meint ihr, daß es solche Arbeiter nie gegeben hat? Die Besten haben nie anders gehandelt. Die alten Propheten arbeiteten ganz umsonst. Jesus sagt: Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebt es auch. Ihm war es recht, daß ihm kein Reservatrecht über seinen Besitz eingeräumt wurde. Paulus und Luther gaben ihr Bestes, ohne klingenden Bescheid zu erwarten. Wie viele Entdecker und Erfinder, Dichter und Denker, Könige und Feldherren haben ihre Riesentat sich nicht bezahlen lassen! Von solchen ist dann auch mehr Kultursegen über die Menschheit gekommen als von Tausenden von Gütererzeugern, die sich

rühmten, ein Volk durch ihren Handel oder durch Kunst und Wissen gehoben zu haben, und die sich schließlich nur als elende Blutsauger und Wucherer oder ruhm- und ehrsüchtige Streber offenbarten und die äußere, schöne Kultur völlig durch ihr trauriges Vorbild verdarben.

Für wahre Kultur ist die Religion unentbehrlich. Man hat gesagt, Religion könne nur auf dem Kulturboden wachsen, der Mensch könne nur mit Religion sich beschäftigen, wenn er in einigermaßen gesicherter Lage sei. Und wenn unser Volk wieder christlich werden sollte, dann müsse erst kräftige, soziale Arbeit getan werden. Ich halte das für einen großen Irrtum. Gewiß braucht die Religion den Kulturboden, um sich von allerlei Schlacken zu reinigen, sie braucht Wissenschaft, um Aberglauben los zu werden, sie braucht Kunst, um zu größerer Harmonie und feinerer Selbstdarstellung zu gelangen, aber sie braucht nicht Kultur, um erst zu werden, sie hat nur einen Boden nötig, das sind mühselige, durch die Not gebrochene, durch die Sünde mit sich und der Welt in Konflikt gekommene Herzen. Findet sie die, dann gedeiht sie auch. Und wo sie gedeiht, da schafft sie Frieden, Arbeitsmut und Liebesdrang, anderen zu helfen, und fördert so auch soziale Arbeit und Versöhnung untereinander.

So wird diese religiöse Welt für jede Lebensform und -aufgabe, für Einzelperson und Gesamtheit die geeignete Grundlage werden, einmal, um

Bekenntnisse eines versöhnten Menschen.

das ganze Leben zu versittlichen und zu vergeistigen, und dann, um im Bunde mit dem vollen Menschenleben einer unfruchtbaren Vereinsamung zu entgehen und sich, ohne in der Welt aufzugehen, in großen Kämpfen und Erlebnissen mit immer neuem Gewinn zu vertiefen und zu verjüngen. Und was das Herrliche an dieser verinnerlichten, von jeder oberflächlichen Glückseligkeitslehre und jedem Dogmatismus sich freihaltenwollenden Versöhnungslehre ist, daß sie nie sterben, nie als überwundener Standpunkt, nie als Hinterwäldlertum beiseite gelegt werden kann. Wir stehen jetzt mitten in einem großen Ausscheidungsprozeß. Die Wissenschaft ist der Kirche und ihrer üblichen Auffassung des Glaubens gewaltig an den Leib gerückt. Wo ist der alte Begriff vom göttlichen Wort geblieben? Welcher dogmatische Satz stände noch ganz fest? Welche biblische Geschichte wäre über allem Zweifel erhaben? Die Kritik überstürzt sich förmlich, als wollte sie nachholen, was sie jahrhundertelang aus Pietät vor dem alten Heiligtum unterlassen hat.

Kein Wunder, wenn Feinde des Glaubens jubeln, daß endlich der Tag komme, wo mit altem Wust aufgeräumt werde, wo böser Gewissenszwang wie ein schweres Joch von der Schulter gehe! Und wie vielen Anhängern des Glaubens ist bange, daß es mit der Anerkennung der christlichen Wahrheit zu Ende gehen könnte! Sie geben mit Zagen eins nach dem andern preis und flüchten wie die Leute vor der Sintflut vom breiten Tal

in die Berge. Und wo sie ankommen, da sprechen sie: Das muß man festhalten, und jenes muß bestehen bleiben. Hier ist der Felsen der Tatsache, von dem man nicht heruntertreten darf, will man nicht alles Objektive in subjektive religiöse Ansicht verflüchtigen. Und zu den kritischen Theologen, die sie für die Anarchisten der Kirche halten, sprechen sie voll bitteren Vorwurfs: Ihr seid die Zerstörer und Verwüster des Heiligtums. Macht doch endlich einmal Halt, ihr laßt ja nichts übrig, womit sich die Welt noch trösten kann. Aber jene können nicht Halt machen, sie müssen drängen, denn sie werden gedrängt, sie müssen um der Wahrheit willen forschen und fragen, müssen stürzen lassen, was sich nicht mehr halten kann.

Aber, was sorgen wir uns? Stürzen kann doch nur das Zeitliche und Vergängliche oder die Zutat, die nicht zum Kern gehört. Sollte in der Hülle sonst nichts gewesen sein? Bleiben muß doch, was wir den ewigen Gehalt nennen. Die Versöhnung bleibt, denn das Versöhnungsbedürfnis bleibt. Solange die Welt auseinanderklafft in Licht und Dunkel, in Gut und Böse, Glück und Unglück, in Leben und Tod, so lange wird es auch Menschen geben, die nach Licht und Frieden schreien, die wissen wollen, ob diese Dinge in einer Hand sind, aus wessen Hand sie kommen, und wozu das Sorgen und Grämen, das Leiden und Schuldigwerden sei. Werden diese Fragen je verstummen? Sie werden immer stärker wiederkehren, weil die Welt mit jeder Antwort der

Lösung des Rätsels näher zu kommen scheint. Gerade die staunenswerten technischen und geistigen Fortschritte unserer Tage rufen immer lauter zur Lösung des großen Weltmißklanges auf. Wir sehen ja, wie auf einmal das fast verschwundene religiöse Problem wieder mitten auf den Markt geworfen ist und die Herzen mit seinem ganzen Zauber gefangennimmt.

Und was wird die Lösung werden? Es wird freilich die Gefahr bestehen bleiben, daß bei großem Kraftgefühl die Anstrengungen dahin gerichtet werden, möglichst viel von der sogenannten Weltverneinung aus der Welt zu schaffen, um die Menschen immer wieder gewahr werden zu lassen, daß hier unverrückbare Grenzsteine gesetzt sind, die nach unsern zeitlichen Begriffen ewig stehen sollen. Aber daneben wird mit siegender Macht die mit Christus gefundene Versöhnung in die Höhe streben. Die Liebe Gottes, die im Dunkeln wohnt, und vor der alle Finsternis Licht ist, und die den Menschen in den Zwiespalt kommen ließ, um gerade damit das wahre, gute Leben zu wecken, bleibt das ewige, tröstliche Gut der Menschheit und wird immer mehr ihre Erlösung, ihr Anker in trübster Weltgeschichte. Aus den Tiefen blickt Gnade, und aus der Höllenwüste grünt ein Paradies auf.

Und wenn nun auch hier das Messer des Zweifels einsetzt, wenn auch hier die Kritik kommt, werden wir in dieser Festung bleiben können? Wenn nun hier einer käme und erklärte das für

Redensarten, löste das ganze Bibelbuch, den erschienenen Jesus in Sagengestalten auf, und ich könnte ihn nicht widerlegen, und er früge mich: Wo ist nun der Grund solcher Versöhnungshoffnung, wenn die Geschichte nicht sicher steht? so würde ich ihm sagen: Jesus hat gesagt: Mein Geist, nicht meine Geschichte soll euch in alle Wahrheit leiten. Der Geist ist da, denn die Bibel ist da. Und wenn ich nicht wüßte, woher dies Buch stammte, so ist's doch ganz gewiß, daß es da ist, und der Versöhnungsgedanke ist unstreitig das Krongut der ganzen Schrift. Und der ist wahr, der bezeugt sich noch heute meinem Geiste mit geradezu übermächtiger Überzeugungskraft. Ich werde es gewahr, wenn ich mit jenem wahrhaftigen Sinn, der den Männern der Bibel eigen ist, in der Welt suche, ob es Versöhnung gibt. Ich sehe dadurch so klar, klarer als ich mit meinen Augen die Bäume vor mir sehe, daß Gott segnen kann mit der schlimmsten Schuld, mit dem größten Leid, ich sehe, daß im Bösen so viel Gutes, im Sterben so viel Leben liegt, daß ich mir das Leben so und nicht anders wählen würde, wenn ich noch einmal wählen dürfte. Der wunderbare Reichtum des so verstandenen Lebens macht wahrhaft zufrieden, führt freilich nicht in satte Zufriedenheit hinein, sondern gibt im Frieden neuen Friedenshunger, im Lohn neuen Arbeitsantrieb und ist dabei so gegenwärtig und so deutlich vor den Augen oder im Gemüt, daß dem also Glaubenden der Zweifel an dieser Gottes-

erfahrung seitens der Ungläubigen so viel bedeutet, als wenn ihm einer bei Lebzeiten den Bestand der Erde oder die Richtigkeit seiner Sinneserfahrung bestreiten wollte. Und dabei fühlt jeder, daß er noch unendliche Güter aus diesem Versöhnungsglauben herausholen wird, daß er jetzt noch arm ist im Vergleich zu der Herrlichkeit, die dem geschärften, für Versöhnung geübteren Auge aufgehen wird.

Und was wird die Schrift für ein Lebensbuch, wenn man sie mit diesen Augen betrachten darf! Jetzt ist das nicht die Hauptsache mehr, was ich von Jesus denke, jetzt richte ich den Bruder nicht mehr, der meine Glaubensaussagen über ihn nicht teilt, jetzt handelt es sich um das, was und wieviel ich von Jesus nehme. Die Schrift ist keine Hanfschnur für moderne Anschauungen mehr, die alles verurteilt, was nicht in ihren Buchstaben paßt, sondern ein rechtes Geistesbuch, mich klein zu machen neben den Großen des Himmelreichs und mir Mut zu geben, mich in ehrlicher Hingabe ins rechte Licht über ewige Treue und Vaterführung von dem, der sich das Licht der Welt nannte, geleiten zu lassen und so mein Leben mit göttlichem Sinn zu erfüllen. Und was wird die Kirche für eine Gnadenanstalt sein, wenn sie nicht mehr Bekenntnisse aufstellt, um Bibelauslegungen auf Jahrhunderte festzulegen, und das religiöse Denken zum unbedingten Gehorsam und Opfer des Intellekts verpflichtet, wie es, wenn auch mit Maß, immer noch geübt wird, sondern wenn

ihr Bekenntnis vom Versöhner und Heiland darum gestellt ist, um die Fülle von Glück und Reichtum zu offenbaren, die im Glauben liegt, und einzuladen zum rechten Versöhnungsmahl, das Christus ihr bereitet hat, wenn also das Bekenntnis das bedeutet, was ich als Überschrift über diese Betrachtungen geschrieben habe, nämlich, das fröhliche Bekenntnis versöhnter Menschen zu sein.

F. Werner.

VOM JUNGEN LEBEN.

EIN WORT ÜBER DEN MODERNEN MENSCHEN.

> **Bemeßt den Schritt, bemeßt den Schwung!**
> **Die Erde bleibt noch lange jung.**
> **Hier fällt ein Korn, das sinkt und ruht:**
> **Die Ruh ist süß, es hat es gut.**
> **Und hier eins durch die Scholle bricht:**
> **Es hat es gut, süß ist das Licht.**
> **Und keines fällt aus dieser Welt,**
> **Und jedes fällt wie's Gott gefällt.**
>
> **Konrad Ferdinand Meyer.**

Wie alt ist das Leben?

Eine wunderliche Frage. Eine Frage, die man nicht tun sollte. Was soll es, Fragen zu tun, die niemand beantworten kann? Das ist die Art der Hansnarren.

Aber gerade die ungelösten Fragen — sind sie nicht die Vorwärtstreiber der Menschheit? An ihnen ist der Geist der Menschen emporgestiegen wie an den Sprossen einer Leiter zu Nachdenken und Bewußtsein.

Und gar die unlösbaren Fragen — sie sind die wertvollsten. Denn sie lassen den Menschengeist nicht zur Ruhe kommen. An ihnen steigt er hinein in die Ewigkeit.

Wie alt das Leben sei? An dieser Frage steigt der Menschengeist hinein in urewige Zeiten,

in tiefe Vergangenheiten, in dunkelgrüne Dämmerungen. An ihr läuft er den Weg zurück, den die Menschheit bisher gegangen ist. Und sie entdeckt, daß sie hinunter muß, wenn sie diesen Weg zurückläuft: Er ist aufwärts gegangen, der Weg des Lebens, von Leben zu Leben, von Ewigkeit — zu Ewigkeit?

Aber wie alt ist das Leben? Wenn wir's doch wissen könnten! Dann könnten wir auch wissen, in welchem Altersstadium es sich jetzt befindet. Ob es schon altert. Ob es seine beste Zeit hinter sich hat. Ob es auf der Höhe steht in der Kraft der Mannesjahre. Oder fängt es erst an zu sein? Und es steht in der Blütekraft der Jugend? Und es hat noch Unendlichkeiten vor sich, undurchdringliche, unergründliche, unerschöpfliche, unausdenkbare Möglichkeiten und Wirklichkeiten des Wachsens und Werdens?

Wie alt ist das Leben? Einmal muß es doch geworden sein. Oder ist es so ewig wie die Welt ewig ist, wie Gott ewig ist? Aber diese Welt ist ja nicht ewig. Ewig ist Welt, denn es gab immer Welt. Diese Welt aber ist die Gewordene, also nicht die Ewige. Und wenn etwas ewig in ihr ist, wir wissen nicht, was es ist. Denn die beharrende Weltsubstanz kennen wir nicht. Wir sehen nur ihre Verwandlungen. Oder hat gar jener alte Denker recht, der nichts Bleibendes fand als nur das Werden, das Feuer, wie er es anschaulich nannte, „nicht einen alle seine Verwandlungen überdauernden Stoff, sondern eben die

züngelnde Verwandlung selbst, das Auf- und Abschweben des Werdens und Vergehens".

Diese Welterklärung genügt uns freilich nicht. Wir suchen hinter oder in dem Werden das, was den Anstoß der Bewegung gibt, und stellen dem alten Denker den jüngeren zur Seite, der es niederschrieb: Im Anfang war die Kraft. Aber wie er selbst, so sind auch wir damit noch nicht zufrieden. Denn was ist Kraft? Nichts Selbständiges; wir können sie nicht mehr für sich nehmen, sondern nur in der Verbindung mit der Materie. Und damit sind wir erst gar bei dem großen Weltgeheimnis angelangt. Denn was ist „Kraft und Stoff"? Hypothese, eine von den Zahlen, mit denen die Wissenschaft rechnet, eine gedankenmäßige Analyse.

Aber das Leben ist ja dergleichen nicht. Sondern etwas Tatsächliches. Und muß hergekommen sein aus der Wirklichkeit. Ist nicht bloß Materielles und nicht bloß Gedachtes, nicht bloß Substanz und nicht bloß Verwandlung, sondern alles zusammen, Einheit von Kraft und Stoff auf allen seinen Stufen. Denn überall entdecken wir dieses Einheitliche von Kraft und Stoff als das Letzte, zu dem wir vordringen können. Deshalb nie entstanden, sondern immer vorhanden. So ewig wie Gott. Denn mögen wir Gott in abstrahierendem Denken Geist nennen, so ist er eben doch kein Abstraktum und nie ohne Welt. Auch da immer Einheit von Kraft und Stoff, von Geist und Welt. So ist Gott das Leben und so

ist die Welt Leben. Die Welt Leben auf allen ihren Stufen. Wir können nicht mehr unterscheiden zwischen lebendiger und lebloser Natur. Nur Stufen des Lebens können wir noch unterscheiden.

Die höchste Stufe des Lebens, auf der die Welt jetzt angelangt ist, wird bezeichnet durch den Namen „Mensch".

Und damit fängt erst eigentlich die Geschichte des Lebens an. Mögen auch unterhalb des Menschenlebens Metamorphosen und Evolutionen geschehen, die Geschichte des Lebens vollzieht sich in der Menschheitssphäre. Und was das Recht zu solcher Behauptung gibt?

Die eine Zeitlang die Vorherrschaft hatte, die Naturwissenschaft, wird es bestreiten. Aber lange genug haben wir uns ihre vermeintliche Überlegenheit gefallen lassen. Sie hat notwendige Dienste geleistet und die Geister aus den allzu luftigen Höhen spekulativer Gedankenspiele heruntergeholt, um uns dem festen Boden wiederzugeben, auf dem unsere Lebensgeschichte vor sich geht und gegangen ist. Damit hat sie uns gute Hilfe geleistet. Aber eben für die menschliche Lebensgeschichte nur Hilfe geleistet, indem sie uns in die Tiefen der menschlichen Vorgeschichte einführte. Allein unser eigentümlicher und besonderer Menschenwert liegt nicht in der Vorvergangenheit, sondern höchstens in der Vergangenheit. Wie wir Menschen geworden und

was wir als Menschen geworden sind, das liegt nicht auf dem rein natürlichen Boden, sondern auf dem Boden der Geistesgeschichte. So alt ist unser Leben, so alt das Bewußtsein und das Nachdenken, die Berechnung und das Vordenken, so alt der Menschengeist ist.

Und seiner Geschichte gegenüber versinkt alles andere so sehr, daß es nicht zu kühn erscheint, mit seiner Geschichte die Geschichte des Lebens zu beginnen.

Ich will nicht mißverstanden werden. Ich denke nicht daran, etwa da nur die Geschichte des Geistes zu suchen, wo sie oft genug fast ausschließlich gefunden wird: in der Geschichte des philosophischen Denkens. Ich glaube vielmehr, daß der Menschengeist seine Entwicklung erlebt hat in der harten Auseinandersetzung mit der realen Wirklichkeit, und zwar in dem doppelten Triebe, nicht allein theoretisch, sondern auch praktisch der Welt und ihrer Kräfte, der Welt und ihrer Erscheinungen, der Welt und ihrer Übel, der Welt und ihrer Rätsel Herr zu werden, innerlich und äußerlich.

Die Geschichte des Geistes ist nicht bloß vorwärtsgeschritten an der Frage: Was ist Wahrheit?, sondern an der ebenso brennenden Menschheitsfrage: Wie gelange ich zur Herrschaft? Die Geschichte des Geistes ist die Geschichte seiner Freiheitskriege gegen die Welt auf dem Schlachtfelde des ideellen und des realen Lebens.

Wenn man so will und es recht versteht,

mag man die Geschichte des Geistes die Kulturgeschichte nennen. Und damit hat man gleichzeitig einen Ausdruck gefunden, der die Grenze gegen die Naturgeschichte nicht ganz unglücklich festlegt.

Auf dem Gebiete der Kultur — im besten und weitesten Sinne — vollzieht sich die Geschichte des Lebens. Und wo keine Kultur ist, da ist auch keine Geschichte des Lebens. —

Mit dieser Einschränkung hat auch die Frage nach dem Alter des Lebens ihre Einschränkung erlangt. Denn ihrer Beantwortung bietet sich nunmehr als Unterlage der Boden des geschichtlichen Lebens dar.

Es hat immer wieder Augenblicke gegeben, wo es schien, als gehe es da mit dem Leben zu Ende. Nämlich dann, wenn das gerade führende Kulturvolk seine Kräfte verbraucht hatte. Sehr willkommen ist es zur Bestätigung der bisher vertretenen Meinung, daß die Zersetzung anfing im Gebiete des inneren Lebens. Da zeigten sich die Fäulnissymptome zuerst.

Aber in diesem Prozeß war nicht alles gleich widrig und ekelerregend. Es gab immer auch gewisse Erscheinungen, die man als Edelfäule bezeichnen könnte. Die Geister wurden so leicht und frei, gleichsam schon im Sterben so erleichtert und befreit von der Last der Materie und des robust gesunden Lebens, daß sie das Leben und die Welt mit einer unerhörten Verfeinerung und Reizbarkeit der Sinne und der Nerven und des

Gehirns erfaßten und erfühlten und erlebten. Und tiefe Offenbarung über das Wesen von Welt und Leben ist dann der Menschheit geschenkt worden. Aber immerhin grenzte solches an eine Perversität menschlicher Geistesfähigkeit, weil es durch eine unnatürliche, man möge auch sagen: übernatürliche, unmenschliche oder übermenschliche Empfindsamkeit und Empfindbarkeit der Organe gewonnen war. Und da selten oder nie diese unnatürliche Sensibilität auf das geistige Gebiet beschränkt blieb, so zeigte sie ihre dekadente Krankhaftigkeit sofort, wenn sie in der moralischen Sphäre zum Vorschein kam. Besonders auf dem Gebiete, wo Gesundheit und Krankheit des Organismus am deutlichsten sich scheidet, nämlich auf dem Gebiete des sexuellen Lebens. Da artete sie bis zu Widernatürlichkeit und ausgesuchtem Raffinement aus. Und kein Zweifel konnte mehr sein, daß es sich um Zersetzung und Fäulnis handelte, wo höchste Übersinnlichkeit und niedrigste Sinnlichkeit sich begegneten.

Aber was wurde aus der Menschheit, wenn das an ihrer Spitze geschah, auf der Höhe der Kultur? Wenn hier das Absterben begann, war es dann mit dem Baum der Menschheit nicht überhaupt vorbei? Geht die Spitze ein, geht auch der Baum ein, das ist Naturgesetz. Ist das aber nicht geschehen, so folgt daraus, daß die Menschheit nicht gleich einem Baume wächst, sondern nach Art des Strauches, wo immer wieder von unten auf neue Wurzelschößlinge treiben, wenn

die alten absterben und geil und unfruchtbar werden.

Und da wird in der Regel das neu keimende und aufwachsende Leben, der Neutrieb, zu suchen sein, wo die Zersetzung und Entartung der abgelebten Kultur erkannt wurde und man im Gefühl der eigenen Urkraft und gesunden Wachstumsfähigkeit die Überreife und Geilheit beim rechten Namen nannte, während die Angehörigen des alten Zustandes allerlei beschönigende und wohlklingende Bezeichnungen für ihre Krankhaftigkeit und Greisenhaftigkeit erfanden.

Wenn ein Volk auf der Höhe steht, fängt seine Decadence an. Man tut gut, ein Volk in seiner Jugend aufzusuchen, will man seine Art und seinen Wert und seine Kraft erkennen.

Die Geschichte der abendländischen Menschheit bewegt sich in diesem Wechsel von Absterben und Aufkeimen. Und hier scheinen beide Triebe, der alte ausgewachsene und der neue emporschießende, immer nebeneinander zu stehen. So wuchs das hellenische Volk neben dem Perserreich auf und verdrängte den morsch gewordenen orientalischen Menschheitsstamm. So mußte das Griechentum dem jüngeren Römer weichen. So fiel die reif gewordene römische Weltmacht vor dem wurzelfrisch entsprossenen Germanentum in sich zusammen. Aber jedesmal hat der alte Zweig noch so viel Kraft gehabt, den Neutrieb entscheidend zu befruchten. Und nicht immer und nicht in jeder Hinsicht ist es dem nach-

drängenden jungen Geschlechte günstig gewesen, daß ihm das von dem alt gewordenen Stamme geschah. Es stand auch hier dem zertretenen Teil der aneinandergeratenen Rassen die alte Verheißung wie ein Wort des Trostes, und sei es auch nur ein Trost der Rache, zur Seite, die wie jenes alte Protevangelium klingt: Derselbe soll dir den Kopf zertreten und du wirst ihm in die Ferse stechen. . . .

So ist das Leben über die Erde gegangen, immer unterliegend und immer siegend, im Sterben befruchtend und im Befruchten sterbend.

Und so hat es auch uns empfangen und in seinem Schoß getragen und geboren und uns in seine Arme genommen und erzogen und hat uns mitgegeben von den Instinkten und Seelen und Geistern, die es auf seinem Gange gesammelt und bewahrt hat, willig und widerwillig, nehmend und empfangend. Wer kann sagen, was dabei herausgekommen ist, was wir auf diese Weise geworden sind!

Kein Wunder, daß der moderne Mensch als ein wunderlich Gebilde dasteht, zusammengesetzt aus den mannigfachsten Stoffen, Eingebungen und Einflüssen, ein Wesen, das sich selbst nicht versteht und verstehen kann. Und wenn es sich bei Namen ruft, dann erklingt ein ganzer Heiligenkalender, und jeder meint einen anderen zum Schutzpatron des modernen Menschen küren zu müssen. . . .

Laßt uns fragen: Woher stammt der moderne Mensch?

Aber die Deuter des modernen Menschen, die es sich bequem machen und glauben, sie hätten das Extrakt seines Wesens, wenn sie den Schaum abschöpfen, verwerfen diese Frage. Und auch, wer tiefer geht, muß er ihnen im Grunde nicht recht geben? Der moderne Mensch ist nicht woher, sondern er ist. Das ist eben das Moderne an ihm.

Das ist das Moderne an dem modernen Menschen, daß er die Brücken, die ihn mit der Vergangenheit verbinden, abbricht und unmittelbar aus den Wurzeln des Lebens aufwachsen will. Er will Gegenwartsmensch sein. Er will nicht in Traditionen und von Traditionen leben.

Denn er durchschaut die Vergangenheit, er weiß, was an ihr ist. Er traut sich das Vermögen zu, mit kühlem Verstande die Linien des Werdens, die Entwicklungsstufen in Natur und Geschichte, von Urzeiten und Vorzeiten her bis heute zu entdecken. Er hat die Methode exakter, unpersönlicher Forschung, mit der er ein objektives Bild des Gewesenen gewinnt, ohne es durch seine eigenen Urteile oder Vorurteile, Sympathien oder Antipathien zu entstellen und zu fälschen. Dabei ist er künstlerisch genug beanlagt, um mit ästhetischem Gefühl und feiner Anempfindung das tote Bild zu lebendiger Wirklichkeit zu zaubern. Und was er an Aufklärung und Vernunft besitzt, das wendet er nicht an, um Maßstäbe der Gegenwart an die anders geartete Vergangenheit zu legen,

sondern um jeder Erscheinung ihr Recht zu lassen und sie aus sich selbst zu begreifen. Das gibt ihm seinerseits wie die Pflicht so besonders das Recht, nicht Romantiker zu sein, der die Welt durch Butzenscheiben und von Ritterburgen aus betrachten möchte und sich aus der schnöden Gegenwart in die schönere Vergangenheit träumt, sondern er beansprucht, die Eigenart und den Wert der Gegenwart zu verstehen.

Dahinein stellt er sich selbst mit beiden Füßen und wahrt seiner Persönlichkeit die Freiheit der Ausbildung und führt sein Leben in Unabhängigkeit den Gesetzen der Vernunft und Ästhetik gemäß, wie sie ihm nicht eine dogmatische Moral, sondern sein eigenes Wesen und Empfinden ihm gibt.

Er stellt sich auf sich selbst. Er ist der ewig Einsame. Und wo er Gemeinschaft braucht und der Umgebung bedarf zu seiner Erhaltung und Entfaltung — denn ohne das andere und Fremde kann nun einmal niemand sein —, da saugt er seine Kräfte aus der ewig jungen Schöpfung, da trinkt er aus den morgenfrischen Quellen des Augenblicks, da sammelt er Lehre und Erfahrung aus der um ihn wogenden Welt. Und seine Kräfte und Erlebnisse benutzt er, um neue Werte zu schaffen. Die alten gehören dem Gestern an und dem Menschen von Gestern. Er aber will im Heute leben. Was gestern Geltung hatte, kann heute nicht mehr gelten. Er will moderner Mensch sein.

Nach diesen Grundsätzen begehrt er nach einer Erneuerung der Zeit, damit auch sie ganz gegenwärtige, ganz moderne Zeit werde. Er begehrt ein neues Recht, eine neue Gesellschaftsordnung, eine neue Moral, eine neue Religion.

Er will ein neues Recht. Denn neu geworden sind alle Verhältnisse. Und wo sie es nicht sind, da passen sie nicht mehr zu der neuen Zeit, zu den veränderten Daseinsbedingungen und Erkenntnissen.

Das war die falsche Methode der Gesetzgebung, daß sie hinter der sich stets wandelnden Wirklichkeit und dem tatsächlichen Zustand herlief. Das war ihre Selbsttäuschung, daß sie Gesetze zu geben wähnte, die das lebende oder gar kommende Geschlecht regieren sollten, und sie kodifizierte doch nur das längst gewordene und gewesene Recht. Und sobald sie es kodifiziert hatte, da war es schon veraltet. Denn die Zeit war inzwischen weitergerückt, ohne sich um das Bemühen der Registratoren zu kümmern. Sie registrierten ja das Vergangene, sie schlossen nur die Akten ab. Und indem sie Schlüsse daraus zogen, machten sie Gesetze, die den Zustand und die Bedürfnisse der abgelaufenen Epoche vortrefflich gliedern und verstehen lehrten, aber nimmermehr den Maßstab für die laufende Periode abgeben konnten. Sie galten den Toten.

Aber nur der Lebende hat recht und will sich sein neues Recht schaffen. Und damit gerät er in Konflikt mit dem Bestehenden.

Vom jungen Leben.

Dieser Konflikt kommt am massivsten zum Ausdruck in der Erscheinung des Sozialismus. Hier tritt am deutlichsten, weil am gröbsten der Wille zutage, ein neues Recht und damit eine neue Gesellschaftsordnung zu schaffen. Und wenn es richtig ist, daß in dieser Bewegung die Seele des modernen Menschen ans Licht kommt, so zeigt sie, wie eigentlich zwei Seelen in seiner Brust wohnen. Die eine ganz Vernunft, ganz Aufklärung, ganz Intellekt. Denn sie verwirft alle Stimmungs- und Gemütswerte, alle Pietätsanwandlungen, und konstruiert mit kalter Berechnung und ungeschichtlichem Rationalismus eine Neuordnung der Verhältnisse. Imponderabilien kennt sie nicht. Die andere Seele ist voll Fanatismus und Schwärmerei, voll Phantastik, man darf geradezu sagen: Romantik und Mystik, sie träumt das sonnige Märchen vom Himmel auf Erden und vom glückseligen Zustand der Menschheit, vom ewigen Frieden, alles wird Ein Herz und Eine Seele werden und es wird alles, alles gut sein.

Es gab eine Zeit, wo diesem Traum auch denkende und urteilsfähige Köpfe nachhingen. Ich glaube, sie ist schon vorüber. Die Gegensätze berühren sich. Und so ist der moderne Mensch vom Sozialismus zum Aristokratismus übergegangen. Das ist kein reiner Widerspruch. Im Sozialismus liegen die Ansätze zum Aristokratismus. Beide sind darin einig, daß sie die Würde des Menschen und den Wert der Persönlichkeit betonen. Aber wer mit diesem Grundsatz Ernst macht, muß ent-

weder Aristokrat — natürlich der Gesinnung nach — werden oder er wird — Anarchist. Behüte, nicht ein Bombenwerfer und Monarchentöter. Der ist die Karikatur davon. Nein, der Anarchist kann ein ganz harmloser Mensch sein. Denn er kann ausgesprochener Idealist sein. Auch hier handelt es sich um die Gesinnung. Und der moderne Mensch hat die Wahl zwischen der Gesinnung des Aristokratismus oder Anarchismus, soweit er selbstherrlich und unabhängig sein will. Denn er will nicht leben nach den Bedingungen der anderen und nicht laufen in den Schranken der Allgemeinheit. Er schafft sich neue Gesetze des Lebens, die Gesetze, die seinem eigenen Wesen gerecht werden und ihm allein gelten. Denn in ihm selbst und sonst nirgends liegen die Bedingungen seiner Entwicklung. Und Schranken? Schranken besitzt das Leben nur — an sich selbst, da, wo es aufhört, nur am Tode. Solange es wächst, hat es keine Schranke.

So soll das neue Lebensgesetz des modernen Menschen aussehen, das neue Recht, das Recht der Unabhängigkeit, Selbständigkeit und Eigenart der selbstsicheren Persönlichkeit, das Recht des jungen Lebens.

Damit zieht es sich zurück aus dem Geltungsbereich der äußerlich umfriedigten Menschenhürde in das Revier des inneren Lebens und tut bereits Schritte in das Gebiet, wo die freie Willensentscheidung regiert, in das Gebiet der Moral. Und wie jenes, so wird auch dieses dem

modernen Menschen der Reform dringend bedürftig erscheinen.

Er will eine neue Moral.

Was war denn die alte Moral? Ihrer Entstehung nach jedenfalls ein Produkt der alten Zeit, und das war die patriarchalisch verfaßte und gegliederte Zeit, die Zeit, wo der einzelne in der Gesamtheit, der Sippe, dem Stamme, dem Volke, unterging und der Eine die Gewalt hatte über Leib und Leben der übrigen. Jedem war sein Platz angewiesen und jedem sein Lebensgang von der Geburt an durch Sitte und Herkommen vorgezeichnet.

Was der Gesamtheit frommte, das legte man dem einzelnen als Joch auf. Und was einzelnen dienlich war, ihnen Leben und Eigentum, Ehre und Stellung behaupten half, das legte man der Gesamtheit als Joch auf. Sklavenmoral von der einen Seite, aber Herrenmoral, wenn die Kehrseite betrachtet wird.

Der vielberühmte Dekalog, die zehn Gebote der Schule, diese sog. „Quintessenz der Moral", den ein großer Theologe durch die seltsame Logik zu retten versucht, daß Gott wegen der „rudesse" des Volkes eben die gröbsten Sünden verpönt hat, damit alle übrigen darunter subsumiert werden könnten — war er nicht geschichtlich angesehen in der Tat eine Gesetzgebung für das Volk, um der Erhaltung des Ganzen willen entstanden? Immer ist es das Volk, das angeredet wird in dem „Du sollst" und „Du sollst nicht". Aber wo er

den Interessen der Großen, der Machthaber, im Wege stand, ja, wo es die Ehre des Größten, des Gesetzgebers selbst, des Volksgottes und -königs galt, da war das „Du sollst nicht töten", „Du sollst nicht stehlen" außer Kraft gesetzt und man tötete und stahl zur Erhöhung der Fürstenmacht und zur Verherrlichung der Gottesherrschaft — aus Moral! Und um der Erhaltung des Ganzen, um der Volksvermehrung willen, die schon damals als nationalökonomisch und politisch wichtiger Faktor erkannt wurde: allein ein Kinder zeugendes und gebärendes Volk kann auf die Dauer seinen Bestand und seine Machtstellung behaupten — um deswillen wurde das „Du sollst nicht ehebrechen" nötigenfalls aufgehoben und der Bruder, ob verheiratet oder nicht, des kinderlos verstorbenen Gatten legte sich zur Witwe ins Ehebett.

Eine neue Epoche in der Geschichte dieser Moral der zehn Gebote brach mit dem Christentum an. Das Christentum hat sie als Ausdruck seiner eigenen ethischen Gesinnung übernommen, freilich sie zu dem Zwecke umgedeutet und vergeistigt. Aber wieviele sind denn imstande, diese Vergeistigung mitzumachen? Mußte es nicht, seinem Wesen entsprechend, die Logik des oben erwähnten Theologen umkehren und eine neue Moral schaffen? Da es das versäumt hat, so hat es den Menschen das alte Joch wieder aufgelegt und sie nicht zu freier Sittlichkeit erzogen.

Diese alte Moral kann der moderne Mensch nicht brauchen. Er will eine neue Moral, die Moral

der Freiheit. Eine Moral, die dem menschlichen Wesen nicht aufgetüncht ist, sondern aus ihm erwächst. Er macht aus dem „Du sollst" ein „Ich will". Er will den in ihm vorhandenen Lebensinstinkten folgen, er will die ihm angeborenen Anlagen entfalten. Er will sich ausleben — d. h. nicht nach der ihm untergeschobenen Deutung einer Emanzipation des Fleisches, eines bis zur Unmäßigkeit und Ausschweifung sich ausschöpfenden und seine Kräfte verschüttenden Genußlebens, sondern so, daß der Ton auf das „sich" fällt: er will aus den ihm gemäßen und eigentümlichen, ihm natürlichen Bedingungen seiner Persönlichkeit leben.

So will er sein eigener Herr sein. „Der Mensch das Maß seiner selbst und aller Dinge" — das war schon der moderne Standpunkt der Antike. Diesem Grundsatz nahe und doch wesentlich anders steht der moderne Mensch. Denn er kennt keine Standpunkte und Grundsätze. Ihm ist alles nur Moment der Entwicklung, Entwicklung in dem eigentlichen Sinne des Wortes als Entfaltung und Erschließung seiner Eigenart. Von hier aus empfängt er seine Motive, bildet er seinen Willen und gibt er sich seine Lebensrichtung und Lebensführung. So entsteht seine Moral, die Moral der Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit, die Moral des jungen Lebens.

Sie reicht hinab bis in die Quellen des persönlichen Lebens und erreicht die Tiefen, wo es übergeht in das allgemeine Leben, und das Einzelleben entspringt aus dem Einen Leben.

Damit wird seine Moral zu einem Charakteristikum für die Gesamtanschauung des modernen Menschen. So sehr sie nämlich von dem Kultus der Persönlichkeit aus gewonnen erscheint, so verleugnet der moderne Mensch auch hier nicht seine Neigung zu mystischer und pantheistischer Weltauffassung. Trotz aller seiner Aufklärungstendenz und Vernunftgemäßheit hat er durch diejenige Wissenschaft, die bis dato wenigstens Liebkind des modernen Zeitgenossen gewesen ist, nämlich durch die Naturwissenschaft, der er seine aufgeklärte Bildung und das natürliche Verständnis aller Welterscheinungen zu verdanken meinte (vergleiche Häckel!) — er hat gerade durch ihre Vermittlung den Weg zur Naturphilosophie und Naturspekulation zurückgefunden und ist damit der Mystik und dem Pantheismus in die Arme gelaufen.

Ich vermute, daß daraus sich auch das starksinnlich-erotische Element seiner Neumoral erklärt. Denn was in der Natur so durchaus und allenthalben das Leben bestimmt, warum sollte das im Leben des Menschen, der sich wieder in die Natur einbettet und den Zusammenhang mit ihr in der Tiefe seines Wesens empfindet, sein gutes Recht verlieren? Es liegt kein Grund vor, die Askese in den Mittelpunkt des ethischen Verhaltens zu rücken. Sie ist widernatürlich und kann als allgemeines Gebot zur Unmoralität werden.

In der Linie dieser Anschauung bewegt sich das, was Frenssen in seinem letzten viel um-

strittenen und mißverstandenen Buche uns zu sagen hat, er als moderner Mensch. Und es wird gut sein, daß er zugleich als Vertreter der christlichen Weltanschauung und christlichen Sittlichkeit uns diese „Moralpredigt" gehalten hat.

Der moderne Mensch hat die Erkenntnis wiedergewonnen, daß er dasselbe Leben hat und lebt wie die übrige Schöpfung. Ich sage: er hat sie wiedergewonnen. Denn sie ist uralt. Sie war dem Menschen, als er noch der unbewußten Natur näher stand, dem niederen Naturmenschen eine vertraute Stimmung und kam in der nicht seltenen Ahnung einer Blutsverwandtschaft mit den Tieren zum Ausdruck, indem er unbefangen und wohl gar mit Stolz sich eines Wesens aus der Tierwelt als des Stammvaters seines Geschlechtes rühmte. Jedenfalls hat der moderne Mensch den Respekt vor dem Leben in allen seinen Formen erworben. Aber da er zugleich die alte Naivität verloren hat, mit der ein Naturmensch von Einst und von Heute, auch in unserer Mitte, die natürlichen Vorgänge behandelt, und an Stelle dessen ein ehrfürchtiges Erschauern vor den geheimnisvollen Lebensäußerungen des Universums getreten ist, hat er sie zu Mysterien erhoben, die so heilig sind wie nur irgend sonst ein Mysterium. Der Zeugungsakt ist ihm mit einem mystischen Schleier des tiefen Wunders umwoben, ein heiliger Augenblick.

Dieses natürlich-übernatürliche Empfinden entnimmt ihn der Natur, und seine Natürlichkeit wird zur Sittlichkeit, weil er sich dabei in seiner

Menschheit fühlt. Er verklärt die sinnlichen Triebe, wie er in seiner pantheistischen Stimmung die ganze Natur verklärt.

Etwas kommt noch hinzu, was damit zusammenhängt: sein ästhetisches Bedürfnis. Was die Natur an erotischer Sinnlichkeit birgt, wird oft sehr wenig dem entsprechen. Für den modernen Menschen aber heißt es: In Schönheit leben und in Schönheit lieben. —

Die berührten drei Elemente des modernen Geistes: die Anerkennung des Lebens, die ästhetische Stimmung und der mystische Zug bieten in ihrer Vereinigung oder auch jede für sich — sind sie doch innerlich verwandt — den Grund, warum wir heute nicht selten trotz aller vorhandenen aktiven Willensrichtung einer quietistischen Auffassung des Daseins begegnen. Es ist keineswegs das ausschließliche Kennzeichen der modernen Seelenverfassung, daß sie handelnd in den Lauf der Dinge eingreifen will und das tatenfrohe Wirken liebt. Es gibt vielmehr viel Beschaulichkeit und Weltentrücktheit. Man ist nicht erbaut von dem Getriebe und dem Zustand des kulturellen Lebens. Und neben der großen Mehrzahl der Großstadtschwärmer steht der Verächter dieser Menschenansammlung. Er liebt die Abgeschiedenheit und ist der einsame Betrachter geworden. Er weiß sich freilich ausgesöhnt mit dem Lauf, den die Entwicklung genommen hat, denn er erkennt das Leben an, wie es auch sei. Er ist Fatalist genug, zu denken: es muß also geschehen.

Die vielberühmte Zivilisation muß ertragen werden als notwendiges Übel, da sie nun einmal geworden ist. Es kann ja auch alles noch anders werden.

So schaut er mit Seelenruhe, wenn auch mit einer gewissen Resignation dem Lauf der Dinge zu. Was von dem Treiben der Menschheitswelt in seinen Gesichtskreis tritt — er will ja nicht ganz außerhalb bleiben, er ist viel zu sehr moderner Mensch, als daß er nicht eine heimliche Zuneigung und Verwandtschaft spürte, er sucht das Gewühl und Gewoge persönlich auf und verfolgt im Geiste den Wellenschlag des Menschenstromes — das alles gibt ihm Stoff zum Nachdenken und veranlaßt ihn, die inneren Gründe und tieferen Ursachen, die ganze Psychologie des menschlichen Daseins und Soseins zu studieren.

Da mag ihm dann alles Vergängliche zum Gleichnis werden. Und ist er der Modernsten einer, dann wird er zum Symbolisten, dem alle Erscheinungen zu Spiegelbildern eines verborgenen Seins werden und alles Handeln eine unbekannte Wirklichkeit offenbart und alles Gesprochene einen anderen Sinn enthüllt, als der Sprecher selbst beabsichtigt; dem das Große klein und das Kleinste groß, das Unbedeutende bedeutungsvoll und das Nichtssagende vielsagend dünkt; der überall Zeichen und Zauberrunen sieht und selbst eine Geheimschrift schreibt, die auch er nicht zu deuten vermag, weil er sich selbst nicht begreift und nur als Symbol verstehen kann; dem das Lallen des Kindes erhabenere Weisheit

birgt als alle Erkenntnis der Weisen — er selber Tor und Kind und Narr und Weiser zugleich.

Aber nur wenigen unter seinen Beobachtern wird das Leben so wie dem Symbolisten zum Traum, der der Deutung bedarf. Die meisten wollen nur seinen Tatsächlichkeiten nachgehen, sie wollen Versteher und Nacherleber dessen sein, was im Menschen ist und treibt und brandet. Sie sind ein Typus des modernen Menschen für jene Seite an ihm, wo seine Liebe zum psychologischen Verständnis sichtbar wird.

Es galt einst als modern, über seinem Umsein den Menschen selbst zu vergessen und, was man in ihm vorfand, zum Werk seines Milieus zu machen. Jetzt hat man solche Methode als einseitig erkannt und sucht des Menschen Seele wieder auf in ihrer Selbständigkeit und Wirkungskraft. Man ist nicht mehr so leicht fertig mit dem Seelenleben, wie vordem die materialistische Weltanschauung, die das Problem „Mensch" um kein Haar der Lösung nähergebracht hat, weil sie den geistigen Vorgängen und Willensbewegungen und Gefühlsregungen nur einen anderen Namen gab, während die Sache, hier das Personwesen, dieselbe blieb und darum das Geheimnis blieb, das dieses Menschenwesen darstellte. Das materialistische Weltverständnis ist nicht mehr die spezifische Anschauung des modernen Geistes, sie ist bereits die Naseweisheit des Philisters geworden und damit dem Unmodernsten unter den Unmodernen in die Hände gefallen. Bei dem geht jetzt das

Geschwätz von der natürlichen Erklärung um und nichts ist ihm ein Geheimnis mehr.

Der moderne Mensch hat wieder Respekt vor dem Mysterium des Lebens, alles Lebens. Er maßt sich nicht an, das Problem „Mensch" gelöst zu haben, sondern geht dem Problematischen im Menschenwesen mit andächtiger Ehrfurcht nach. Nie ist der Mensch und seine Seele so zum Gegenstand des forschenden Verstandes und der künstlerischen Versenkung geworden wie in unseren Tagen.

Das hat auch auf das moralische Urteil insofern eingewirkt, als man die ethischen Maßstäbe nicht mehr mit dekretaler Allgemeingültigkeit handhabt, vielmehr nach dem Grundsatz verfährt: Alles verstehen heißt, alles verzeihen.

Und bis ins richterliche Urteil hat sich dieses moderne Empfinden eingedrängt. Denn auch die juristische Wissenschaft wird von modernen Menschen getrieben und sieht sich vor die Frage gestellt: Was ist der Übeltäter, nicht, wenn ich seine Tat, sondern seine Seele ansehe? So ist die junge Wissenschaft der Kriminalpsychologie aufgekommen und hat angefangen, die alten Schulbegriffe von Schuld und Sühne zu zersetzen. Sie will auch weiterhin der Gerechtigkeit dienen, aber darum eben will sie nicht bloß der gefährdeten menschlichen Gesellschaft, sondern auch dem gefährdenden Individuum gerecht werden. „Die Anpassung der gesellschaftlichen Reaktion an die Individualität des Rechtsbrechers bis

zur äußersten Möglichkeit ist die Formel, die einem Strafgesetzbuch der Zukunft — wenn auch vielleicht erst einer ferneren — zugrunde zu legen wäre."

Ob solche Verfeinerung des moralischen und rechtlichen Urteils der allgemeinen Sittlichkeit und öffentlichen Rechtbeschaffenheit zum Segen gereicht — diese Frage steht hier nicht zur Entscheidung. Jedenfalls muß über allem Sorgen und Grämen ängstlicher Gemüter die freudige Genugtuung sich einstellen, daß in allen Menschen der Mensch entdeckt und aufgesucht wird. Und wer könnte den Menschen vor einen höheren Richtstuhl stellen als vor das eigene Selbst. Hier allein kann die tiefe Quelle aller Sittlichkeit und Rechtbeschaffenheit gefunden werden, aus der auch der Strom der allgemeinen Sittlichkeit und öffentlichen Rechtbeschaffenheit fließen muß, die, durch Moralgesetze und Strafmaßregeln erzeugt, ein flaches Gewässer bleibt, dessen Grund aufzurühren sich jeder ängstlich hüten muß; denn unten sitzt der Schlamm. „Nimmer wird's gelingen, Zucht mit Ruten zwingen."

So allein wird auch der gefährlichen Wirkung der Ansicht vorgebeugt, die sich gern in ein modernes Gewand kleidet, aber uralt ist, daß Moral und Recht eine Erfindung der menschlichen Gesellschaft zu ihrem Besten, zur Sicherung ihres Bestandes und Deckung ihres Vorteils, sei — eine Ansicht, bei der allerdings jeder Übertreter seine eigene abweichende Rechtsanschauung und mora-

lische bzw. unmoralische Überzeugung geltend machen könnte. Denn wer entscheidet dann, was Recht und Moral ist?

Ihre Wurzeln müssen tiefer sitzen. Und da wird der dem modernen Bewußtsein die beste und sympathischste Auskunft geben, der ihren Sitz in der freien und unabhängigen Persönlichkeit, im jungen Leben nachweist. Damit steigt Moral und Recht zu den letzten Ursprüngen der Persönlichkeit hinunter: dem Revier des religiösen Lebens.

Was daher allein die Religion des modernen Menschen sein kann, braucht kaum gesagt zu werden. Er kann die alte landesübliche, menschliche, allzu menschliche Religion nicht brauchen: Keinen Gott da oben im Himmel, wie auf einem goldenen Stuhle über dieser Welt thronend, die er wie mit seinen Händen gemacht hat — mit dem Worte seines Mundes aus Nichts, so sagen sie freilich, aber hat er den Menschen geknetet aus Staub wie ein Töpfer den Ton, wie sollte er die Welt anders gemacht haben! Welt und Mensch seiner Hände Werk, also ganz in seinem Willen, er kann ihnen Gesetze geben nach Gutdünken und sie durchbrechen nach Belieben. So hat er dem Menschen ein willkürliches Gebot gegeben, von einem bestimmten Baum nicht zu essen. Und daß der Mensch es übertrat, damit soll dieses ganze große Sündenunglück in die Welt gekommen sein, dieser Krebsschaden, mit dem Geschlecht um Geschlecht geplagt und gestraft sind.

Aber damit nicht genug, seitdem ruht der Zorn Gottes, des Schöpfers, auf seinem Geschöpf unabwendbar. Niemand konnte ihn sühnen und der Zweck der Schöpfung schien verfehlt zu sein für ewig. Da erbarmte sich Gott seines Werkes und ließ seinen Zorn sich auswirken an dem eigenen Sohne. Nun konnte er seine Gnade walten lassen, da seiner Gerechtigkeit genug getan war. Was für ein grausamer Gott! Und soll doch die ewige Liebe zugleich sein. Was für ein unnahbarer Gott, der zwischen sich und sein Geschöpf den Sohn stellt als Sündenträger und Mittler. Wer durch ihn an den versöhnten Gott glauben lernt, der allein soll wieder des Vaters Kind sein und aller göttlichen Gnadenerweisung und Gnadenverheißung für Zeit und Ewigkeit teilhaftig werden.

So etwa steht dem modernen Menschen die landläufige Religion, das Christentum vor der Seele. Ich sage nicht, daß er es tief erfaßt hat. Aber ist nicht so flach und platt die christliche Religion auch unter ihren Anhängern oft genug gedacht? Kein Wunder, daß sie dem modernen Menschen vor der Seele stehen bleibt. Denn diese Religion kann er nicht in sich aufnehmen. Sie verlegt ja alle wesentlichen religiösen Güter ins Jenseits und Abseits, in die Vergangenheit und die Zukunft. Und die Gegenwart? Von der der Mensch und in der der Mensch leben will? Darum verwirft der moderne Sinn diese landläufige Religionsauffassung. Und oft, weil er sie für die

Religion überhaupt hält, verwirft er zugleich alle Religion.

Vom jungen Leben.

Und dann? Dann sucht er nach einer — neuen Religion. Denn der eine macht die Natur zu seinem Gott, es wird freilich ein Götze daraus, er verehrt den großen Zusammenhang der Dinge, das Universum, den Mechanismus alles Geschehens. Dem anderen genügt diese mathematische Gottheit nicht, er begehrt eine Beziehung zu dem Inhalt dieser Welt, nicht zu ihrem Gerippe, er betet das Leben an, das Leben in sich und um ihn her, das Leben, das heute lebt und morgen und das er alle Tage erlebt. Aber auch hier scheiden sich noch die Geister.

Die einen wenden sich der geschichtlichen Wirklichkeit zu, dem Leben, das der Mensch geschaffen hat, der Kultur. Und je nach ihrer Neigung dienen sie als Männer der Tat dem praktischen, realen Leben in Politik, in Heereswesen und Flottentum, in Industrie und Landwirtschaft, in Handel und Verkehr oder als Männer des Gedankens dem theoretischen Leben in Wissenschaft und Weisheit oder als Männer der Phantasie und Empfindung dem ästhetischen Leben in Kunst und stilvollem Verhalten.

Die anderen wenden sich der natürlichen Wirklichkeit zu, dem Leben, das die große Schöpfung unbekümmert um menschliche Gedanken und unberührt von menschlicher Tätigkeit lebt. Und hier erblüht erst voll und reich, was die Religion des modernen Menschen zu heißen

verdient: diese Beziehung zum unbewußten Dasein, dieses Ergriffensein von dem majestätischen Kräftespiel des Universums, dieses Mitschwingen der Seele im Kosmos, dieses Bewußtsein der Zugehörigkeit zum ewigen Werden und Vergehen, dieses Gefühl des wachen Lebendigseins und wiederum dieses Verklingen in dem Tönen und Singen und Rauschen und Raunen, dieses Überwältigtwerden von der Unendlichkeit ins Größte und Kleinste hinein, dieses Einswerden mit Baum und Vogel und Käfer und Blume, dieses andächtige Erschauern vor Wald und Wetter, vor Meer und Sonne.

Die Religion des modernen Menschen ist vergeistigte Naturreligion — naturhafter als die alte Naturreligion, die alles Geschehen personifizierte, und religiöser als der alte heidnische Glaube, der alles Göttliche vermenschlichte, eine Religion des unmittelbaren und ursprünglichen Lebensgefühls, die Religion des jungen Lebens. — — —

Ich gestehe, wenn oben die Charakteristik des modernen Menschen zutrifft — ohne zu behaupten, daß sie vollständig ist, aber die wesentlichen Züge werden angedeutet worden sein — dann könnte ich wohl Lust bekommen, auch einer zu werden. Aber das ist die Frage: Wie wird man das? Das kann sich niemand geben und dazu kann sich niemand machen. Und ich glaube, hier steckt das Unmoderne des modernen Menschen, daß er im Grunde doch dieser Meinung

ist. Nicht, daß es bloße Modesache bei ihm wäre, aber es gilt ihm gleichsam als Ehrensache, modern zu sein. Er will modern sein, will es um jeden Preis und auf jeden Fall. Er will nicht mehr dem vergangenen und veralteten Typus angehören, darum: das Moderne muß erreicht werden! Und was bei dieser Seelenverfassung ziemlich klar und deutlich im Hintergrunde auftaucht? Ein Ideal von dem, was als modern zu gelten hat. Aber damit setzt sich der moderne Mensch in Widerspruch mit sich selbst, ja er verrät, daß er doch schließlich auf dem Standpunkte der alten Moral, der alten Pädagogik, der alten Lehre vom Werden steht, die da meinte, aus dem Menschen könne planmäßig oder willkürlich etwas Beliebiges gemacht werden. Dagegen ist das erst die wirklich moderne Umdenkung, die aus allen Erkenntnissen des Geistes und Lehren der Geschichte das eine gelernt hat: es ist alles Sache der Entwicklung, und Entwicklung kann nicht gezaubert werden, sondern geschieht, geschieht von selbst, nämlich nach den in ihr liegenden Kräften und Gesetzen.

Vom jungen Leben.

Man ist geneigt, in Nietzsche den Typus eines modernen Menschen zu erblicken. Und doch war Nietzsche gerade in diesem entscheidenden Punkte eine ganz unmoderne Erscheinung. Er stellte ein Ideal auf: den Übermenschen. Und wie so vieles an ihm Zwang und Überreizung war, so wollte er auch hier die Entwicklung zwingen und das Ideal durch willkürliche Zuchtwahl erzeugen lassen.

Die Entwicklung aber geht ihren eigenen Weg

und fragt nicht nach unserem Wollen und Wünschen. Sie hat ihre treibenden Kräfte und richtunggebenden Tendenzen und schöpferischen Motive. Sie sind da und lassen sich nicht von irgend jemand bestimmen oder meistern oder lenken. Am allerwenigsten durch eine fertige, ausgedachte und dogmatische Festsetzung dessen, was werden soll.

Man mag, auf die abgelaufene Entwicklung zurückschauend, einen pragmatischen Zusammenhang herausfinden und in dem Gewordenen das Resultat vorangegangener Ursachen erkennen, um zu schließen: es mußte so kommen. Allein wer sich vermißt, nach dieser Methode eine lückenlose Kette des Geschehens aufzuweisen, der muß die vielen Anregungen und Anstöße und Ansätze übersehen, die nicht eingereiht werden können, weil sie scheinbar nicht an der Gesamtentwicklung beteiligt sind. Ist ihre Kraft ins leere Nichts verpufft und ihre Wirkung einfach ausgeschaltet worden? Wo sind sie geblieben? Was ist aus ihnen geworden?

Ist es nicht doch so, daß das Leben nicht alle Blüten zur Frucht bringt und nicht alle Früchte reifen läßt und nicht immer des Samens bedarf, sondern immer wieder von unten auf, von neuem, von der Wurzel aus wächst und frische Kraft und frischen Saft aus noch unbenutzten Tiefen saugt? In aller Entwicklung steckt ein Moment, vielleicht ein wesentliches Moment, vielleicht das wesentlichste Moment, das nicht aus dem Voran-

gegangenen stammt, sondern ursprünglich und urkräftig herandrängt und mit allen vorhandenen Kräften sich verschmelzend drängen und treiben hilft. Und dieses Moment, wie es gekommen ist aus dem unverbrauchten und unmittelbaren Lebensgrund, wird in ihm nicht gerade die Kraft zu entdecken sein, die alle alten vorhandenen Triebkräfte der Entwicklung erfüllt und verjüngt und ihnen erst Bewegungsmöglichkeit und Wirkungsfähigkeit verleiht? Das Leben ist nicht abhängig, sondern schöpferisch.

Wir sagen getrost: Die Entwicklung geht vom jungen Leben aus. Und immer sind es Überraschungen, die sie bringt, unberechnete und unberechenbare, unerwartete Ernten des jungen Lebens.

Da hinein in das junge Leben stellt den Menschen, in seine quellenden und steigenden Säfte, in seine schöpferischen und schaffenden Kräfte!

Was brauchen wir Ideale und Ziele! Das junge Leben schüttet uns wider Bitten und Verstehen seine Gaben in den Schoß. Daß wir uns nur schenken ließen! Daß wir mit uns nur machen ließen, wie das junge Leben will! Daß wir nur uns heben und tragen ließen von den emportragenden und aufhebenden Mächten, die um uns und in uns am Werke sind!

Das machte uns zu modernen Menschen.

Wir modernen Menschen haben keine Ideale und Ziele, „die wir doch groß und ewig einsam sind und nimmer wandernd suchen irgend Ziele“.

Das bedeutet keineswegs, daß wir hoffnungslose, wunschlose Leute sind, daß wir die Hände in den Schoß legen und willenlose Kreaturen des Lebens werden, wie das Megatherium faul und bewegungslos am Baume der Menschheit hängen.

Ohne Ziele und Ideale — und doch keine Ruhe und Rast! Das treibt und drängt in uns und greift über sich. Immer noch haben wir nicht, was wir haben möchten, immer noch sind wir nicht, was wir sein möchten. Das junge Leben lebt in uns und wächst in uns und wandelt uns. Wir erleben es mit Bewußtsein und stimmen ihm jauchzend zu, wir erleben es mit Willen und ordnen uns ihm gehorsam ein. Und um uns lebt es und wächst es und wandelt die Welt. Es stellt uns stündlich vor neue Wunder und gibt uns täglich neue Aufgaben.

Täglich neu das Leben um uns und in uns und darum jeden Morgen neu das geschaffene Leben, Menschheit und Welt!

Einst war es alter Glaube primitivster Weltanschauung, daß jeden Abend die Welt von dem Ungeheuer Nacht verschlungen werde und jeden Morgen neu aus dem finsteren Schlunde heraufsteige. Primitivste Weltanschauung — und was für ein tiefsinniger Gedanke! Eine Weissagung auf einen veredelten und vergeistigten Glauben, der alle Tage neu die Welt aus den Quellen und Ursprüngen des Lebens sich Jungkraft und Daseinsfrische schöpfen sieht. Älteste und jüngste Weltanschauung reichen sich die Hand. Denn

welches ist die Weltanschauung, die dem modernen Menschen ziemt: die, die an den Naturmechanismus glaubt und den lückenlosen Zusammenhang des Weltgeschehens als der Wunder größtes feiert? Nein, der ist mir der moderne Mensch, der von dem jungen Leben einen Hauch verspürt hat und nun sein Wesen und Walten in der Schöpfung mächtig fühlt und von da aus Weltzusammenhang versteht und Weltgeschehen begreift. Lebenskräfte und Lebenssäfte, die alle Morgen neu aufsteigen und die Welt verjüngen!

Nicht Einmal Weltschöpfung und dann Welterhaltung, sondern täglich Schöpfung der Welt. Auch nicht Einmal Weltentstehung aus Chaos und Nebel und dann undurchbrüchliche Entwicklungsfolge, sondern jeden Augenblick Welterneuerung. Und nicht Einmal Evolution aus niederem Leben und dann Bestand des Gewordenen, sondern alle Morgen neu Lebensursprung und Lebensaufstieg.

Bemeßt den Schritt, bemeßt den Schwung!
Die Erde bleibt noch lange jung.

Dahinein stellt den Menschen! Dahinein stellt sich, wer moderner Mensch sein will. Dann wird er es. Und der ist schon moderner Mensch, der an das junge Leben glaubt. . . .

Aber nein — so habe ich mir sagen lassen müssen — so geht's nicht, das geht nicht, so kann niemand leben! Denn wir sind doch Menschen und keine Naturwesen. Wir können doch nicht von heut auf morgen leben. Ja, wenn ich überhaupt leben soll, dann muß ich die Bedingungen

des Lebens kennen. Und sie müssen dieselben sein heut und morgen. Sonst weiß ich nicht, wie ich morgen leben soll. Alle Tage neu die Welt? Also alle Tage unberechenbar und jeden Morgen unbekannt! Und ich stehe früh vom Schlaf auf und steige vom Lager — in unbekannte Verhältnisse und neu gewordene Daseinsbedingungen. Darauf muß ich nach deinem Glauben gefaßt sein. Und ich werde mich nicht zurechtfinden, und mein Leben wird sein wie ein Irren in fremdem Land, unstet und ziellos und darum unfruchtbar und erfolglos. Nein, wenn ich leben soll, dann muß es alle Tage das alte Leben sein, das alte, vertraute, liebgewordene Leben. Das Leben, dessen Gesetze ich kenne, dessen Entwicklungsgang ich durchschaue, dessen Ziel ich vor Augen habe. Ich muß am Morgen die am Abend verlassene Arbeit wieder vorfinden. Ich muß an den Zusammenhang und das Ineinanderwirken sowohl des natürlichen als auch des geschichtlichen Lebens glauben können. Ich muß dieselbe Sonne erblicken, die am Abend unterging. Ich muß an die Regelmäßigkeit alles Weltgeschehens glauben können. Ich muß an das Dasein von Naturgesetzen und an ihre Allgemeingültigkeit und Unverbrüchlichkeit glauben können.

Sonst, ja sonst weiß ich nicht, wie ich ein Mensch sein soll auf dieser Erde. Sonst, ja sonst muß ich leben wie das Tier, das nicht weiß, was morgen ist, und nicht ahnt, was es morgen erwartet, und lebt in den Tag hinein.

Das eben ist der Vorzug, den der Mensch unserer Tage in der modernen Weltanschauung genießt, daß er das Wesen und die Struktur der Naturbasis erkannt hat, auf der sein Dasein nicht bloß leiblich, sondern auch geistig sich aufbaut und aufbauen muß. Denn auf diese Unterlage muß er sich verlassen können. Nichts gleicht daher der Wohltat, die der forschende und findende Geist dem Menschen erweisen konnte, als die moderne Erkenntnis, daß er festen Boden unter den Füßen hat. Nicht Willkür und Wunder bringen ihn ins Schwanken. Feststehende Gesetze machen ihn zu der festen Burg des Lebens, von der aus der Mensch getrost die Streifzüge seines Wirkens und Denkens unternehmen kann. Er kann sich verlassen auf die Folgerichtigkeit von Ursache und Wirkung und rechnen mit der Lückenlosigkeit alles Geschehens, die auch auf geschichtlichem Boden, dem Boden der Kultur nachgewiesen ist. Er kann Vertrauen haben in die Gleichmäßigkeit und Geradlinigkeit des Werdens.

Gerade als sittliches Wesen, dem seine Aufgabe in dieser Welt gegeben ist, die er zu lösen hat, und sein Beruf, den er zu erfüllen hat, empfindet er tief den Segen der modernen Weltanschauung, die ihm die Stetigkeit und Sicherheit verleiht, die er für sein Handeln braucht.

Wenn er sich dabei der Abhängigkeit seines Wesens und der Schranken seines Daseins bewußt geworden ist, so ist das nur zum Gewinn,

statt zum Schaden ausgeschlagen. Hat er doch gelernt, seinen Blick von allem Herumirren und Umherschweifen in die Eine Richtung zu fesseln und seine Kraft auf das Erreichbare zu konzentrieren. Und was da zu erreichen ist innerhalb der erkannten Geleise, das beweist die Höhe der Kultur. Und vor uns liegt es doch wie unbegrenzte Möglichkeiten, nur nicht wie phantastische Träume und Wolkenziele. . . .

Das alles habe ich mir sagen lassen müssen gegen meine Idee vom jungen Leben und von der täglich neu aus den Wurzeln aufwachsenden Welt. Und ich habe diese Argumente eingesehen! Eins jedenfalls begreife ich sofort, den Grund, warum das Leben des modernen Menschen so vernünftig und sein Denken so rationalistisch und seine Moral so hausbacken geworden war. Und die ethische Gesellschaft Anhänger gewinnen konnte und ihr Buch über die „Jugendlehre" auch von Leuten Beifall ernten konnte, die den Unterschied zwischen Moral und Religion kennen sollten.

Was die Religion hier soll? Ja, das ist es eben, was ich gegen die lieben Leute, von denen ich mir sagen lassen mußte, auf dem Herzen habe: Sie haben alles mögliche, Weltanschauung und Moral und Vernunft und Verstand, nur eins haben sie nicht: Religion. Denn sie reden zwar viel von Vertrauen und Glauben und zuversichtlichem Leben, aber sie haben ja nicht Vertrauen und Glauben und Zuversicht. Das ist es gerade, was sie nicht haben. Sie haben sich Vertrauen und

Glauben und Zuversicht durch ihre moderne Weltanschauung nehmen lassen. Denn sie haben sich die Tiefe nehmen lassen und die Brunnen verstopfen lassen, aus denen Vertrauen und Glauben und Zuversicht allein fließen kann, was diesen Namen verdient, nämlich die religiöse Überzeugung. So sind sie Moralisten geworden und weniger als das: Pedanten und Philister.

Vertrauen und Glauben und Zuversicht in die Stetigkeit des Weltlaufs und die Berechenbarkeit des Geschehens und die Normalität der Entwicklung — was ist denn das für Vertrauen!

Nein! Seinen Schritt setzen ins Ungewisse und sein Schicksal werfen auf das wogende Meer und seine Segel hissen in das freie Wasser und sich treiben lassen von Wind und Wellen — und doch nicht zaudern und zagen in dem Bewußtsein, daß das Leben höher angekettet ist, als an die ewigen Sternenbahnen oder gar an die dürren Formeln eines mathematischen Weltlaufs — das ist Vertrauen, welches allein so heißen darf. Denn es ist religiöser Glaube.

Und der wurzelt tiefer als in einer vernünftigen Wahrheits- und Wirklichkeitserkenntnis, der entzündet sich nicht an der Beobachtung der Erscheinungen und ihrer Gesetzmäßigkeit. Der sprudelt aus den ewigen Quellen des Daseins, der dringt aus dem Sein, der kommt aus dem jungen Leben.

Und er ist es, der das Leben festmacht und sicher gründet und allem Handeln Halt und

Rückgrat gibt. Denn er schließt den Menschen und die Welt ein in einen ursprünglichen und unwandelbaren, starken und unsterblichen Willen.

Und keines fällt aus dieser Welt,
Und jedes fällt, wie's Gott gefällt.

Nun sagt mir, was moderner ist, der Glaube an die Welt oder der Glaube an Gott?

Dieses sei unmodern? Ich denke, modern ist, was immer und überall und von allen geglaubt worden ist. Modern ist allein das, was über allen Wandlungen und Zeitströmungen bleibt, was nicht heut ist und morgen ist ein anderes, sondern das, was ewig ist. Und ewig ist das junge Leben, denn es ist das Leben der Gottheit. Und der ist der Modernste der Modernen, der an dieses Ewige glaubt und dieses Ewige liebt und in diesem Ewigen lebt. —

Ich wähnte — oder sagtet ihr nicht so? —, ihr hättet euch losgesagt von der Tradition und alle Brücken hinter euch abgebrochen und lebtet frei in der Gegenwart und stelltet euch auf euch selbst? Darum nanntet ihr euch die modernen Menschen. Und nun reiht ihr euch selbst ein in die Tradition der Entwicklung und sucht die Verbindungen eures Daseins mit dem Zusammenhang der Dinge und laßt euch fangen von dem unzerreißbaren Netz des Geschehens, darin ihr wie ein Fisch zappelt, fesselt euch in das Gesetz von Ursache und Wirkung, das die ganze Vergangenheit an eure Fersen heftet, und stellt euch auf die Ober-

fläche der Welt, weil sie so viel sicherer erscheint als der Inhalt eures eigenen Wesens.

Aber vielleicht tut ihr recht und ihr habt das Recht des Widerspruchs auf eurer Seite, weil wohl das Denken, aber nicht das Leben logisch und konsequent ist. Ihr seid Gegenwartsmenschen und seid es doch nicht, ihr macht euch los von dem Gewesenen und könnt es doch nicht loswerden, ihr hebt euch heraus aus der Tradition und steht doch mitten darin. Das ist das Doppelantlitz des modernen Menschen.

Und mir haltet ihr vor: Du lebst im jungen Tage? Aber ist's denn so? Der junge Tag, er kommt nicht und geht nicht. Denn die Sonne steht immer am Himmel und geht nicht auf und geht nicht unter. Heut und morgen, gestern und heut, morgen und gestern — immer dasselbe Eine, das nicht war und wird, sondern ist. Aber du, der du leben willst im jungen Tage, du zählst doch ein Gestern und ein Heute und ein Morgen. Und die Welt, auftauchend täglich neu aus dem jungen Leben, hat doch ein Gestern und ein Heute und ein Morgen. Und das Leben in dieser Welt, jeden Morgen neu aus den Wurzeln wachsend, hat doch eine Entwicklung hinter sich. Und das Leben der Menschheit, jeden Augenblick frisch geboren, hat doch seine Tradition!

Und die Frage: Wie alt das Leben sei — steigt wieder heraus aus den Wassern und zeigt ihr zwiefach Angesicht, das Kinder- und das Greisengesicht. Wie alt das Leben sei? Immer

jung und doch uralt. Denn es ist ewig. Denn es ist Gott.

Aber unser Leben ist nicht ewig, das Menschheitsleben hat seinen Anfang gehabt. Und das ist die Frage, deren Antwort noch aussteht: Woher stammt der Mensch, der Mensch überhaupt, also auch der moderne Mensch? Denn er stammt woher, er müßte an Kurzsichtigkeit und Gedächtnisschwäche leiden, wenn er es nicht zugeben wollte.

Es geht ja nicht danach, was wir wollen, was wir sein oder nicht sein wollen, nicht danach, was wir glauben, was wir von uns glauben oder nicht glauben. Unser Wille und Glaube redet gewiß ein Wörtlein mit, wenn es die Entscheidung unseres Lebens gilt. Denn sie helfen mit, unser Leben zu formen und zu gestalten und geben ihm Inhalt und Richtung. Es ist nicht gleichgültig, wie wir etwas ansehen; denn so ist es für uns, wie wir es ansehen, und so wirkt es auf uns. Aber schließlich kommt es nicht darauf an, was wir wollen oder glauben, sondern auf das Tatsächliche.

Der moderne Mensch mag den Willen haben, frei von allem Herkommen und Überkommen in der Gegenwart zu leben, und mag glauben, daß er es kann und tut. Und diese Stimmung wird auch nicht verfehlen, den modernen Zug seines Wesens zu verstärken und herauszuarbeiten. Aber damit ist keinesfalls die Frage aus der Welt geschafft: Woher stammt das Leben des modernen Menschen?

Er ist nicht erst von heute. In ihm sind

Ströme des Lebens zusammengeflossen. Darum ist es kein Zufall, daß er eine so komplizierte Erscheinung darbietet. Es sind mannigfache und unterschiedliche Leben in ihm zusammengeflossen. Und als was er heute vor uns steht, als der moderne Mensch, dazu hat er sich im Laufe der Zeiten herausgebildet.

Wenn die Schilderung des modernen Menschen, die ich weiter oben versucht habe, zutrifft, dann werden es drei wesentliche Elemente sein, die in ihm sich vereinigen. Und wer genauer zusieht, der wird sie oben schon angedeutet finden.

Das ist — man verzeihe die Fremdwörter, denn sie reden hier am besten und kürzesten —:

Erstens sein Intellektualismus und, was damit zusammenhängt, weil jener ihn befähigt, den Inhalt seines Geistes und damit die Welt sich zu vergegenständlichen, sein Objektivismus.

Zweitens, was als Gegensatz dazu erscheint, aber eben deshalb das Widersprechende im Wesen des modernen Menschen charakterisiert, sein Subjektivismus, der alles aufs Persönliche stellt, und daraus hervorgehend sein Individualismus.

Drittens jenes Element, das wiederum die beiden vorigen auszuschließen scheint, weil es Subjekt und Objekt neutralisiert und in Eins setzt, sein Mystizismus und damit verwandt sein Ästhetizismus.

Woher stammen diese drei Grundrichtungen des modernen Geistes?

Es war gesagt worden: die Geschichte des menschlichen Lebens ist die Geschichte seines geistigen Lebens. Die Geschichte des modernen Menschen wird daher auf der Linie, auf der die Entwicklung des geistigen Lebens bis heute verlaufen ist, zu verfolgen sein.

Darum nicht nach Jahren oder auch Jahrzehnten kann diese Geschichte gezählt werden. Freilich sieht es so aus, als vollziehe sich in unserer raschlebigen und rasch veränderlichen Zeit auch der Wechsel, das Aufkommen und Abtreten, geistiger Richtungen mit fast rapider Geschwindigkeit. Ist es doch kaum ein Zeitraum von zwei Jahrzehnten, der die naturalistische Strömung im Gebiete der Literatur hat auftauchen und verschwinden sehen. Sie hat ihren Einfluß geübt und ihre Aufgabe erfüllt: Sie hat den vorgefundenen Zeitgeist befruchtet und geklärt und ist selbst befruchtet und geklärt worden. Und so in wechselseitiger Beeinflussung der Geister ist etwas Neues entstanden. Teilweise ist auch die Reaktion geweckt worden und hat alle schlummernden Geister der Opposition wach gemacht, und der Umschlag ist eingetreten in dieser oder jener Richtung.

Das alles beweist, daß das Wesen des modernen Menschen nicht aus kurzen, wechselnden Zeitströmungen zu erklären ist. Denn das waren gerade die Modernen, die durch alle diese Wandlungen hindurchgingen, und waren doch im Grunde dieselben geblieben. Also nicht

diese veränderlichen, gleitenden Geistesbewegungen machen das Wesen des modernen Menschen aus. Vielmehr liegt es in der Art, wie er zu ihnen allen sich verhält. Es liegt in seiner persönlichen Verfassung. Deshalb soll man ihn nicht inhaltlich bestimmen wollen und damit auf eine gewisse Summe geistiger Materien festnageln. Nicht die Füllung, sondern das Gefäß kommt in Betracht.

Nun hat einer seiner Hauptvertreter in der Literatur seinerzeit den Naturalismus als einen Stil bezeichnet, den zu schreiben es gerade opportun erschien. Also nicht der Naturalismus als solcher war das Charakteristikum des modernen Bewußtseins, sondern die Methode, sich für besondere Zwecke seiner zu bedienen. Hier darf es nicht heißen: der Stil macht den Menschen, sondern: der Ton ist es, der die Musik macht.

Doch muß dabei so viel zugestanden werden, daß der Stoff nicht ohne weiteres gleichgültig ist, dem der moderne Geist sich zuwendet. Er will sich und wird sich nur das assimilieren, was ihm innerlich zusagt. Ist das aber mit dem Naturalismus der Fall, dann wird sein Auftauchen in bestimmten Zeiten immer ein Fingerzeig sein, der uns überall auf das Vorhandensein einer gleichen oder verwandten geistigen Verfassung hinweist. Und ich behaupte, diejenige geistige Verfassung, die dem Naturalismus entspricht, ist der Intellektualismus. Darum, wo wir jenen finden, werden wir diesen voraussetzen müssen.

Woher stammt der Naturalismus? Diese

Frage führt uns auf einer jahrhundertelangen Linie zurück bis in jene Tage, wo die Zeit in den Wehen lag, um eine neue Zeit zu gebären. Und nach dieser Geburt haben sie ihren Namen: es sind die Tage der Renaissance. Da ging dem Verstande eine neue Welt auf, die bisher vor ihm verschlossen war, obwohl man sie um sich hatte, die weite Welt der Natur. Und die neue Erkenntnis wirkte auf die aus dem dumpfen Schreibstubendunst der Scholastik ins Freie tretenden Geister wie Frühlingsluft, die sie trunken machte, wie ein Taumelkelch, der sie berauschte in dem Gedanken, nun endlich mit der neuen naturwissenschaftlichen Methode der intellektuellen Beobachtung und der Erfahrung den Weg zur letzten Aufhellung des Welträtsels und Lebensgeheimnisses gefunden zu haben.

Das war Anbruch einer neuen Zeit. Und das Ende? Das Ende sind wir! Unsere Zeit, nimmt sie sich nicht aus wie eine Renaissance jener Renaissance? Heute derselbe Kultus des Verstandes, der in der unerhörten Naturerkenntnis den Schlüssel zum Verständnis des Weltwesens entdeckt zu haben meint. Heute dasselbe unbeirrte Vertrauen auf die naturwissenschaftliche Forschung, deren Methode als ausschließlicher Weg zur Erkenntnis, deren Ergebnisse als abschließende Offenbarung empfunden und begrüßt werden — sie allein die Wissenschaft! Heute dasselbe Schlagwort wie damals: Wissen ist Macht. Heute dieselbe Parole wie damals: die

Naturwissenschaft ist die Inhaberin der Wahrheit. Und das alles, das sieht nicht nur so aus, das ist Renaissance der Renaissance. Die moderne Naturwissenschaft ist die Tochter des Humanismus. Mit ihm fängt der Naturalismus an.

Allein, die Renaissance selbst ist, wie ihr Name besagt, keine Neugeburt, sondern Wiedergeburt. Mit ihr ist längst Gewesenes neu erwacht. Sie führt sich selbst auf Früheres zurück. Sie ist die Tochter des griechischen Altertums. In ihm geschah die Geburt der abendländischen Wissenschaft. Und sie wurde geboren als Naturwissenschaft. Denn die erste Form des griechischen Geistes war Naturerkenntnis.

Kein Wunder also, daß dem die geistige Verfassung des Griechentums entsprach. Der Intellekt ist es, der den Griechen macht. Und was den griechischen Menschen auszeichnete, das hat alle nachfolgenden Geister, die in seinem Banne stehen, gezeichnet. Hier haben wir die Linie, auf der die Ausbildung des Menschengeistes sich entwickelt hat. Und das Erbe des antiken Geistes an die Menschheit ist der Intellektualismus.

Wenn er es ist, der das Wesen des modernen Menschen nach der einen Seite hin konstituiert, so hat er ihn der Antike zu verdanken.

Der moderne Mensch ist ein Kind des griechischen Altertums.

Es mag manchem scheinen, als würden durch diese Definition die Wesensbestandteile des modernen Menschen, des Menschen der Neu-

zeit, der nach 2500 Jahren zur Welt kam, allzu weither verschrieben. Wer die geschichtlichen Zusammenhänge des geistigen Lebens seit den Tagen des griechischen Altertums bis heute kennt, den wundert es nicht. Was auch der klassische Hellene über den Betrieb und die Behandlung seiner Geisteserzeugnisse auf dem deutschen humanistischen Gymnasium sagen würde, immerhin ist dessen bloßes Dasein ein Beweis für die Nachwirkung, die von jener Jugendzeit der Menschheit an bis heute geblieben ist. Und je weniger das Gymnasium imstande ist, den Idealismus, wie es vermeint, in seinen Zöglingen zu wecken und zu pflegen, um so mehr hat es den modernen Menschen mit einem weniger rühmenswerten Nachlaß des Griechentums beglückt. Das ist die Vorherrschaft des Verstandes, der Glaube, daß der Intellekt das Wesen und den Wert des Menschen ausmache.

So stark hat die Infektion gewirkt, für die der deutsche Organismus von Hause aus keineswegs disponiert ist, daß die Krankheit des Intellektualismus bis weit in die Schichten des Volkes gedrungen ist, die nicht von der humanistischen Bildung erreicht zu werden pflegen. Denn auf den Gassen kannst du es wie einen Kehrreim zu einem ungesungenen, aber empfundenen Liede hören: Das Wissen macht frei.

Dieser Glaube ist wie ein Gift eingegangen in die Seele des Germanentums, und ich wage nicht daran zu denken, wie weit sie dadurch aus

Urkräftigkeit und Eigenart, aus Heimatboden und Wurzeltiefe herausgerissen worden ist und das Vermögen verloren hat, vom jungen Leben aus ihres Seins und Werdens Schaft und Saft zu nähren.

Vom jungen Leben.

Wer weiß, auch die Griechen schon sind durch das Aufkommen und Großwerden des Intellektualismus in ihrer Mitte um ihr Bestes betrogen worden. Daß er überhaupt in diesem vielseitig veranlagten und reich begabten Volke hat aufkommen können, würde ein Rätsel bleiben, wenn er nicht als Alterskrankheit diagnostiziert werden könnte. Wunderbare Ironie der Geschichte! Dieses krankhafte Symptom der Degeneration muß genannt werden, um das überkommene Charakteristikum des modernen Menschen zu bezeichnen. Und ich fürchte fast, es gibt solche, die den Mut haben, sich dessen als besonderes Zeichen der Gesundheit zu rühmen. O sancta simplicitas!

Nietzsche, der von seinen Gegnern so bequem als krank Abgetane, hat, wie überhaupt, so auch hier ein feines Organ für das, was gesund ist, besessen. Und was man auch im einzelnen gegen seine Beurteilung des Griechentums einwenden möge, er hat zu einer Revision unserer Stellung zum klassischen Altertum den Anstoß gegeben. Und sie war notwendig.

Was so als klassisches Altertum unter uns lebendig ist und was die ganze Geistesbewegung des Abendlandes bis heute bestimmt und belastet hat, das datiert wesentlich her von drei Männern: Sokrates, Plato, Aristoteles.

Sokrates — inmitten eines untergehenden Staatswesens, umgeben von skeptischen Geistern und haltlosen Volksführern, im Widerstand gegen eine flache und verflachende Aufklärung, im Kampf gegen eine um Geld käufliche Wissenschaft wie eine eiserne Säule und eherne Mauer wider die Fürsten, wider die Priester, wider das Volk im Lande — ja, wenn wir es von ihm sagen könnten! Aber dazu war seine Persönlichkeit nicht groß genug. Er war groß, aber nicht groß genug. Es war in ihm selbst zu viel Niedergang und Aufklärung. Ach, er hat mit der Erziehung zu logischer Begriffsbildung und der Waffe des Wissens dem Untergang steuern und sein Volk erneuern wollen. Und er mußte unterliegen — aber nur, um leider für die Folgezeit Sieger zu werden.

Vielleicht durch den Eindruck seines Todes. Aber sein Tod — mir offenbart er mehr die Verkommenheit der öffentlichen Zustände, als seine eigene Seelengröße. Es ist zuviel Absichtliches und Verständiges, zuviel Lehrhaftes und Scherzfähiges, mit einem Wort: zuviel Griechisches in seinem Sterben. So stirbt kein Märtyrer und kein Überwinder. Was sagt Epiktet von ihm, nachdem er das Leben mit einem Spiel verglichen? „Also konnte auch Sokrates Ball spielen. Wieso? Im Gerichtssaal spielen. Was für ein Ball war damals zur Hand? Das Leben, die Freiheit, die Verbannung, das Gift, der Verlust seines Weibes, das Hinterlassen von Waisen-

kindern. Das war zur Hand, womit er spielte. Aber er spielte nichtsdestoweniger."

Vom jungen Leben.

Man mag das innere Freiheit nennen, und es ist es auch, aber keine schwer errungene. Und Seelengröße ist es auch nicht, denn sie ist die Schwester des Heldentums. War Sokrates ein Held? Ich habe ihn nie um sein lachendes Sterben beneiden und nie recht bewundern können.

Sokrates, wessen deine kläglichen Ankläger dich beschuldigten: Du verderbest die Jugend, du hast dich vor dem Forum der Masse, das deiner nicht ebenbürtig war, gerechtfertigt. Aber heute stehst du vor einer höheren Instanz, vor dem Gericht der Geschichte und dem darfst du dich unterwerfen, weil es groß genug für dich und gerecht ist. Hier wird die Anklage wieder aufgenommen und du aufs neue schuldig gesprochen: du hast die Jugend verdorben, du hast die Jugend der Menschheit verdorben und hast sie um das junge Leben gebracht. Du warst ein Lehrer, denn in dir steckte ein Schulmeister und die Wissenschaft stammt von dir. Aber du durftest nicht Lehrer der Jugend sein, denn in dir steckte zuviel Greisenhaftigkeit.

Das Hellenentum hatte bis dahin viel mehr aus der Tiefe des Lebens und der Fülle des Lebens seine Seele genährt. Aber Sokrates, so ernst es ihm um die Wahrheit und die Sittlichkeit zu tun ist, hat beidem zu sehr die Tiefe genommen, sachlich und auch formell. Formell schon durch sein ambulatorisches Verfahren, auf Straßen und

Märkten seine Wissenschaft, meinetwegen auch: sein Nichtwissen preisgebend. Sachlich, indem er das Leben auf bloße Einsicht und Vernünftigkeit gründen wollte. Daher man mit Nietzsche urteilen darf: In Sokrates vollzieht das Hellenentum seinen Bruch mit der Vergangenheit und vollstreckt sich die Selbstzerstörung der Griechen. Wohl, er hat die Zersetzung nicht geschaffen, sondern vorgefunden. Aber er hat sie gefördert wider seine Absicht, indem er das Übel an der Oberfläche suchte und darum selbst an der Oberfläche herumdokterte: von der Gesundung des Verstandes erwartete er alles Heil. „Die Vernünftigkeit um jeden Preis die gefährliche, die lebenuntergrabende Gewalt" — so hat Nietzsche den sokratischen Intellektualismus verdammt — mit Recht!

Und in die gleiche Verdammnis setzt er die nachfolgende Philosophie: „Das Erscheinen der griechischen Philosophen von Sokrates an ist ein Symptom der Decadence." Sie haben das Griechentum zerstört, indem sie an Stelle großer und fruchtbarer Instinkte die Herrschaft der theoretischen Vernunft, des Intellekts, errichteten. Sie haben angefangen, trotz aller Betonung des Gleichmaßes die Harmonie der menschlichen Persönlichkeit zu zerstören, und so für alle Zeiten die Mißgestalt mit dem großen Kopf und der kleinen Seele verschuldet. Sie haben die Tiefe des menschlichen Wesens verachtet und das junge Leben als Gesundbrunnen verschüttet. Und durch sie ist diese Sünde des Intellektualismus in die Welt ge-

kommen und ist also zu allen Menschen durchgedrungen.

Man braucht nur den geistesgewaltigen Aristoteles zu nennen, um das zu verstehen. Gewiß, er ist eine Verkörperung des Geistes der Wissenschaft, wie sie die Welt nicht wieder gesehen hat. Aber darum gerade ist das Unheil so groß, das er angerichtet hat. Von der Wissenschaft hat er Kunst und Religion abhängig gemacht und ihnen dadurch die Seele genommen. Denn er hat die Kunst durch Zwecksetzung und Gesetzgebung unter den Bann der theoretischen Erkenntnis gebracht und hat das reine Denken zur Gottheit und Gott zum reinen Denken gemacht. So hat er die verhängnisvolle Gleichung: Wissenschaftlicher Mensch gleich vollkommener Mensch verschuldet.

Wie unheilvoll dieser Lehrer des Abendlandes auf die Zukunft gewirkt hat, ist bekannt. Er hat die Scholastik auf dem Gewissen und den verinnerlichenden Einfluß Augustins unterbunden.

Und niemand soll den Mut haben, seine Ehrenrettung zu versuchen. Selbst der, der den Platonismus nicht preisgeben will, sondern in ihm die Blüte des hellenischen Geistes feiert, kann nicht umhin, zu sagen: Bei Aristoteles tritt wirklich das Ereignis ein, daß ein Denker seine Rasse verleugnet, weil deren Geist zu sehr geschwächt war. Er reißt den Griechen von seiner Heimat los. Er löst die Philosophie los von ihrem reinmenschlichen Urgrunde. Er philosophiert erstmals nur mit dem Intellekte. Er ist der große

Gelehrte und Schöpfer der Wissenschaft, ja, aber indem er die Wissenschaft bereicherte, hat er die Menschheit ärmer gemacht. . . .

Und Plato?

Hier bleibt das Wort des Tadels und der Verurteilung in der Kehle stecken. Er ist darüber erhaben. Er ist der ganz Großen einer, und man scheut sich fast, es überhaupt noch zu sagen. Unter dem Banne seines Geistes stehen wir bis heute. Und jeder, der nicht ganz von dem nivellierenden Zuge der Zeit sich den Glauben an eine höhere Welt, an ein irgendwie und irgendwo vorhandenes Jenseits hat verflachen und nehmen lassen, der ist ein Jünger Platos.

Aber doch . . . es ist nicht anders: das ist seines Lebens Schicksal, sein Glück und sein Verhängnis, daß er den Sokrates zum Lehrer empfing. Er mag ihm die Seele gereinigt und auf Wesen und Wahrheit gerichtet haben, aber er hat ihm zugleich den Enthusiasmus und die sinnliche Frische genommen und statt dessen die Vernünftigkeit eingeimpft. So hat auch Plato der Verbreitung des Intellektualismus Vorschub leisten müssen.

So erhaben und schön die Schöpfung seines Geistes: die Welt der Ideen sein mag, er hat sie geschaffen durch die Tätigkeit des menschlichen Verstandes, und das Ausgeklügelte haftet ihr an. Sie ist keine unmittelbare Offenbarung. Sie ist gewonnen auf dem Wege der Abstraktion aus der sinnlichen Wirklichkeit. Denn sie ist schließ-

lich nichts anderes als die Begriffswelt, die Sokrates auf dem Wege des logischen Denkens zu bilden angefangen hatte, nur losgelöst von dem menschlichen Geiste gedacht und in übersinnliche Sphären erhoben. Und nun erst, nachdem er sie so zur urbildlichen und vorbildlichen Welt der ewigen Mustergestalten gemacht hatte, konnte ihr Schöpfer die Selbsttäuschung begehen, sie als die objektive und uranfängliche Wirklichkeit zu denken, zu der die erfahrbare sinnliche Wirklichkeit sich verhält wie ein Abgeleitetes und Sekundäres.

Man hat diese Entstehung zugeben müssen, aber man hat aus der Schwäche eine Tugend gemacht, indem man sagt, „daß diese Wesenheiten den bezaubernden Reiz ihrer vormaligen sinnlichen Wirklichkeit geheimnisvoll mit sich nehmen". Allein diesen Eindruck verdanken sie nur dem künstlerischen Genie ihres Meisters, der seine abstrakten Gebilde mit dem Zauberglanz der Schönheit und Reinheit umkleidet hat, wie ihn sein Geist ausstrahlte. Wer ihnen ohne diesen Zauberer und Künstler naht, der wird nichts als die Blässe und Blutleere des reinen Gedankens entdecken, die sie in ihre ferne Wohnung mit hinaufgenommen haben. Sie sind und bleiben Abziehbilder des menschlichen Denkens und werden nie Eingebungen der lebendigen Gottheit und Kinder des jungen Lebens.

Es nutzt nichts, daß ihr Urheber ihnen Abstand und Unnahbarkeit, gänzliche Unberührtheit mit allem, was diesseitig ist, zuspricht, es ver-

schlimmert nur die Lage, denn damit hat er nun auch dem Menschen den Weg zu ihnen abgeschnitten. Man kann sie nicht erfahren oder erleben, es gibt nur eine Möglichkeit: man kann um sie wissen, man kann sie schauen. Und in dieser Anschauung soll sich die Sehnsucht nach ihnen und die Liebe zu ihnen entzünden. Aber wer mag denn diese ruhevollen, wandellosen, reinen Formen des wahrhaften Seins lieben! Und wenn wir fragen: Wo kann man sie wenigstens schauen, dann bleibt nur die eine Antwort: Im Intellekt.

So sind wir schließlich doch wieder beim Intellektualismus angelangt, diesem unheilvollen Erbe der Antike an die Nachwelt.

Und wenn es sich um mehr als ein bloßes Wissen, wenn es sich um ein intellektuales Schauen bei dem handelt, was Plato fordert — gut, so haben wir hier das, was ich den Objektivismus nannte, diese Fähigkeit, die Welt und Überwelt aus den lebendigen Beziehungen zur menschlichen Persönlichkeit herauszunehmen und zum Gegenstand unpersönlicher Betrachtung zu machen. Wahrlich ein wertvolles, nicht hoch genug zu schätzendes Vermögen, unentbehrlich menschlicher Geistestätigkeit, aber doch Mittel und nicht Zweck, nicht das Höchste und Letzte, was der Mensch an Kräften und Gaben besitzt. Das Wesen des Menschen muß viel reicher und tiefer sein. Es will und soll nicht aufgehen in Schauen und Betrachten. Es soll und will leben. Der Mensch

hat ein Herz, das in Leid und Lust schlägt, und ohne das er kein Mensch ist. Der Mensch hat eine Seele, die weint und lacht und hofft und bebt und wünscht und liebt und glaubt. Der Mensch und sein Leben ist nicht bloß Objekt, sondern Subjekt. Er steht in tausendfältigen, lebendigen Wechselbeziehungen zur Welt. Und wer will sagen, daß die Welt bloß Objekt sei! Sie stirbt, wenn sie nur Objekt ist. Sie ist vielmehr Subjekt, das mit dem Menschen handelt und umgeht. Die Welt hat Seele genug, die zu ihm spricht, ihn tröstet und kränkt, ihn ängstet und beseligt.

Aber über die Welt hinaus, an der Grenze der Übersinnlichkeit und Jenseitigkeit, da fange das reine Schauen an? Und der erniedrigt doch nur die obere Welt, der sie zum bloßen Objekt herabsetzt. Sie, wenn überhaupt etwas, ist vollkommen und ganz Subjekt. Sie ist Schöpferin und Lebenspenderin, sie ist lebendiger, bewegender, wirkender Geist. Sie ist nie bloß reines Sichselbstdenken, sondern Wille zur Welt, nie bloßes An-sich-Sein, sondern Für-uns-Sein. Sie ist ja nicht über dieser Welt, sondern in der Welt und jedenfalls mit der Welt. Sie ist der Urgrund alles Lebens, sie ist das junge Leben selbst. Und der wird sie am tiefsten nicht geschaut bloß, sondern erlebt haben, der sie Vater genannt hat.

Ich weiß nicht, ob so zu glauben und zu reden für modern gilt. Aber die Modernen sind nicht immer die Modernen. Und da ist das wahrhaft

Moderne zu entdecken, wo der Objektivismus von dem Subjektivismus verdrängt wird.

Den Subjektivismus hatten wir als Wesenszug des modernen Menschen hingestellt.

Was unter Subjektivismus hier verstanden wird, ist schon oben angedeutet worden, als das abschließende Wort über den Intellektualismus und Objektivismus gesagt wurde, das zugleich zum einleitenden Wort für die folgende Betrachtung wurde.

Woher stammt der Subjektivismus des modernen Menschen?

Genau genommen, man kann nicht von einer Entwicklung des Subjektivismus reden. Denn er ist kein System und keine Weltanschauung. Man wird auch vergeblich in der Geschichte nach dergleichen suchen. Und es wäre ein Widerspruch in sich, wenn er selbst so etwas aufstellen wollte. Ist es doch sein Wesen, daß er nichts von Weltanschauung wissen will. Er ist vielmehr eine Geistesrichtung, noch besser: eine Willensrichtung, nichts inhaltlich Bestimmtes, sondern eine Art und Form, zur Welt und zum Geschehen und zu aller vorhandenen Welterkenntnis Stellung zu zu nehmen. Er ist ein Verhalten.

Ein gleiches ließe sich freilich auch vom Objektivismus und Intellektualismus behaupten und ist auch oben allgemein behauptet worden. Aber sie haben doch eine Weltanschauung geschaffen, die im Gange der Geistesgeschichte konkrete Gestalt angenommen hat und objektiv

geworden ist. Und nahe liegt es, daß der Intellekt nach seiner Verfassung und Eigenschaftung überall, wo er angewendet wird, innerlich und wesentlich verwandte Erkenntnissysteme hervorbringt, wenn er nicht aufs Einzelne, sondern auf das Ganze der Welt sich richtet. Dagegen ist der Subjektivismus gerade die Art und Weise, alles in Beziehung zu der einen eigenen Person zu setzen, sich auf sich selbst zu stellen und den einzelnen zum entscheidenden Subjekt des Denkens und Handelns zu machen. So kommt er nie zu einem einheitlichen System und kennt keinen allgemeingültigen Standpunkt, sondern bei ihm entscheidet sich jeder für die eigene Person und entscheidet sich von Fall zu Fall. Er hat etwas Aphoristisches an sich.

Wer sich in der modernen Welt umsieht, der findet leicht Typen und Vertreter dieses Subjektivismus. Und nicht bloß einzelne Exemplare, sondern gleichsam ganze Gattungen. Hat man doch in ihm das hervorstechende Merkmal für ganze Gruppen der modernen Geisteswelt sehen wollen und sie von gegnerischer Seite wegen ihres „schrankenlosen Subjektivismus“ angeklagt. Aber das ist noch erst festzustellen, was größeren Schaden angerichtet hat: diese architektonisch korrekten und komplet ausgestatteten Lehrgebäude, die das Leben belasten, diese objektiven Wahrheiten, die den Menschen kalt lassen, diese Autoritäten und absoluten Instanzen, die für alle ohne Rücksicht auf persönliche Eigenart und Er-

fahrung gelten sollen — oder die Einsicht in die Relativität alles Geschehens und alles Denkens und die Anerkennung der frei gewonnenen Überzeugung und die Achtung des persönlichen Erlebnisses. Auch hier muß es heißen: Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele. Die letzte Instanz und Norm für den Menschen ist schließlich er selbst. Denn niemand kann es ihm abnehmen, er muß sein Leben selbst leben und zusehen, wie er sich da zurechtfindet und wie weit er kommt. So werden ihm alle Wahrheiten zu Lebenswahrheiten und alle Fragen zu Lebensfragen. Und ich wüßte nicht, was ihm höheren Gewinn für sein inneres Leben bringen könnte. Weil es Lebenswahrheiten sind, fordern sie nicht bloß seinen Verstand, sondern rufen seinen ganzen Menschen in die Schranken, und weil es Lebensfragen sind, interessieren sie ihn nicht bloß, sondern müssen mit der eigenen Person und für die eigene Person gelöst werden. Und weil es Lebenswahrheiten und Lebensfragen sind, können sie nicht ein für allemal entschieden werden, sondern werden immer aufs neue erlebt und fordern jedesmal wieder zu persönlicher Entscheidung heraus. Was wird das für eine reiche, starke, freie Seele werden, die nimmer ruht und immer bewegt ist, die nie fertig ist und immer lernt, die an nichts sich bindet und immer den festesten Halt sucht.

Man wird sagen müssen: Der Subjektivismus

liegt nicht in der Sphäre des forschenden Verstandes und der denkenden Vernunft, sondern gehört in das Gebiet des Willens, in das Revier der innerlichen Überzeugung und auf den Boden des ethischen Verhaltens.

Hier ist der Ort, wo das Ideal der inneren Freiheit auftaucht. Man hat es auch im Bereich des Intellektualismus gesucht und in der Lebensauffassung der griechischen Philosophen gefunden. Und sofort wird man an Sokrates etwa und die Stoiker denken. Aber ihre innere Freiheit war ein Produkt der Erkenntnis und des Nachdenkens und hatte daher eine sehr reflexionsmäßige und nüchterne, oft ausgeklügelte und unnatürliche Lebensform zur Konsequenz, die ans Philisterhafte und Pedantische streifte. Sie blieb an der Oberfläche haften und man kann sie nicht immer ernst nehmen.

Der Subjektivismus unserer Zeit ist anderer Art und wächst auf einem anderen Boden, als dem des Verstandes. Dazu ist er zu ernsthaft und zu wahrhaft. Vielleicht nicht bei allen, aber wir sprechen nicht von dem, was Mode, sondern was modern ist. Und schließlich entscheidet die Frage, ob der Subjektivismus ein Erzeugnis der griechischen Kultur darstelle, sich ganz einfach durch die Tatsache, daß der griechische Geist viel zu objektivistisch dachte, als daß er ihn hätte hervorbringen können. Denn auch das andere, was mit ihm zusammenhängt, der Individualismus, ist dem klassischen Altertum eine so gut

wie unbekannte Erscheinung gewesen. Und ohne mich auf einen näheren Nachweis einzulassen, berufe ich mich auf die Bemerkung Eduard Zellers, daß der schärfere Begriff der Persönlichkeit Plato und Aristoteles fehlte.

Subjektivismus und Individualismus hängen aufs engste zusammen und bringen dieselbe innere Stellungnahme zum Ausdruck, nur unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet. Und da der Name Subjektivismus, soviel ich im Augenblick feststellen kann, keine lange Geschichte hinter sich hat, so wird es zweckmäßig sein, zu fragen: Woher stammt der Individualismus des modernen Menschen?

Es wird nicht Zufall und Willkür sein, wenn mir hier zuerst der Name Goethes in den Sinn kommt. Aber so sehr es auch den Tatsachen entspricht, wenn das moderne Bewußtsein sich auf ihn zurückführt, so sehe ich von ihm aus wohl den Weg in die Folgezeit, aber nicht rückwärts. Ich wüßte nicht, auf wessen Schultern er seinerseits stehen könnte. Und wenn daraus der Schluß gezogen werden sollte, daß in ihm eben die Entwicklung anbrach, in der sich der Individualismus ausbildete, so widerspricht dem das gleichzeitige Vorhandensein anderer ausgesprochener Individualisten neben ihm.

Wiederum genügt es nicht, um eine fortlaufende Entwicklungslinie aufzuzeigen, daß man einzelne sporadisch auftauchende Typen in der Geschichte entdeckt. Ihre Erscheinung bezeugt

nur das eine, daß der Individualismus nicht von heute und von gestern ist.

Für unseren Zweck ist es notwendig, in den einzelnen und vereinzelten Repräsentanten, wie sie hier und da in der Geschichte sich herausheben, nur die stärksten und höchsten Wellen einer zusammenhängenden Strömung nachzuweisen. Und ich glaube, daß dies möglich ist.

Der Individualismus ist nicht bloß mit einzelnen starken Geistern zutage getreten, die wie isolierte hohe Wipfel über das Niveau hinausragen und über die Köpfe der anderen hinweg sich die Hände reichen. Ich sehe vielmehr eine ununterbrochene Bewegung, in der der Individualismus von vergangenen Tagen an bis heute mächtig gewesen ist und die Menschen ergriffen und beseelt hat, die in ihr standen. Und was da die Menschen, auch die kleinen und namenlosen, für die kein historisches Zeugnis eintritt, zu Individualisten gemacht hat, die bei aller inneren Demut ihren Eigenwert erkannt und ohne viel Lärm und Aufsehenmachen an die unverlierbare Bedeutung ihrer Person geglaubt haben, das war die persönliche religiöse Überzeugung.

In ihren Reihen gab es große Menschen, starke Persönlichkeiten, aber sie haben sich nicht nur untereinander, sondern mit allen ihren Nebenmännern verbunden gewußt.

Einer von diesen Großen, der uns noch ganz nahe steht und uns heute noch beeinflußt, ist Schleiermacher. Kann es zufällig sein, daß er, der

als ein Meister der religiösen Psychologie der Religion — man kann sagen: zum erstenmal — ihren notwendigen Platz im Gesamtorganismus des menschlichen Bewußtseins angewiesen hat, zugleich die Selbstherrlichkeit des Einzelgeistes aufs stärkste betont hat? Und mit beidem, das aufs engste zusammenhängt, hat er über Zeiten der Erstarrung und Verflachung hinweg wieder die Verbindung hergestellt mit jenen großen Tagen, in denen das wiedergeboren war, was in seiner Gestalt zu neuem Leben erwachte: die religiöse Persönlichkeit. Denn wenn Schleiermacher auch seinen Zeitgenossen wie ein Entdecker unbekannter Seelengründe erschien, so hat er doch nur das Wesen einer Sache entdeckt, die damals schon vorhanden war. Es ist fast, wenn er die Selbständigkeit und Unabhängigkeit des religiösen Bewußtseins von allen außer ihm liegenden Autoritäten und die Selbstgewißheit der Persönlichkeit beschreibt, als zeichne er damit die inneren Elemente einer Gestalt, die in den höchsten Augenblicken und letzten Motiven ihres Daseins in diesen Elementen gelebt hat und dadurch der Schöpfer der neuen Zeit geworden ist, so unmodern sie auch in dem Umkreis ihres Wesens war, ich meine: die Gestalt des Reformators Luther. Wieviele seiner Worte auch dagegen zeugen mögen, das eine zeugt dafür, das er in Freiheit gesprochen hat: Der Christenmensch ein freier Herr aller Dinge und niemand untertan. Er ist nachmals und oftmals eng, fast kleinlich

gewesen und hat die Unmittelbarkeit seines inneren Wesens verleugnet, aber selbst da hat er den ganzen Trotz und das Selbstbewußtsein einer in sich geschlossenen und selbstsicheren Individualität offenbart. Ob er sich über sein Wesen klar war und somit ein bewußter Vertreter des Individualismus genannt werden könnte, tut nichts zur Sache. Daß er es tatsächlich war, macht ihn zum Vorläufer des modernen Menschen.

Von ihm führt die Linie — und er selbst hat sie gezogen — zurück auf die großen Mystiker des Mittelalters, von denen einige herauszuheben ich mir versage. Daß sie ihrer inneren Verfassung nach hierher gehören, steht außer Zweifel.

Und daß es nicht willkürliche Wege sind, die hier eingeschlagen werden, Verbindungen, die der Theorie zuliebe geschlungen werden, dafür bürgt die Tatsache, daß sie alle, deren Reihe wir rückwärts verfolgen, den Geist des Einen verspürt haben, der, obwohl am Anfang des Mittelalters stehend, das er beginnt, dennoch der Pförtner der Neuzeit gewesen ist, der, den man mit Recht den ersten modernen Menschen und den Urheber des modernen Denkens genannt hat: Augustin. In ihm hat die Menschheit angefangen, die Wahrheit in dem eigenen Erleben zu entdecken. Er ist ausgegangen von der Selbstgewißheit des bewußten Einzelgeistes und der inneren Erfahrung und hat im Willen den Lebensgrund der geistigen Persönlichkeit gefunden. In ihm hat der Subjektivismus zum erstenmal seine Augen aufgeschlagen,

denn er hat als der erste die dem Altertum fremde Welt der Innerlichkeit geschaut.

Und doch — seine Erscheinung weist, wenn nicht auf das klassische Altertum, so doch auf eine andere Stelle der alten Welt hin, freilich dahin, wo sie neu geworden ist. Der letzte Schritt ist noch zu tun. Denn was in Augustin war und nach langer Irrfahrt über das Geistesmeer seiner Zeit ihn sich selbst wiedergegeben hat, das sagt das Wort, das im Anfang seiner „Bekenntnisse" steht, und sein Selbstbekenntnis ist: Herr, zu dir hin sind wir geschaffen und unser Herz ist unruhig in uns, bis es ruht in dir. Und diese Ruhe hat ihm der Eine gegeben, dessen Gestalt schon längst in der Ferne sichtbar war, den sie alle, die sich hier die Hand gereicht haben, ihren Meister nennen, dessen Jünger und weiter nichts als seine Jünger sie alle sein wollen: Jesus von Nazareth. . . .

Ich bin gewiß: der Individualismus des modernen Menschen — wenn er eine Geistes- und Willensverfassung geworden ist, die nicht auf einzelnen Namen steht, sondern eine Zeitströmung darstellt, dann ist es die christliche Religion, der er sein Dasein schließlich verdankt. Sie hat die Geister dazu disponiert, sie hat die Willen dazu erzogen, sie hat die Seelen dafür geweckt. Zugegeben, die Kirche hat die Gewissen geknechtet und die Individualität unterdrückt, aber religiöser Glaube, gerade wo er mehr war als verstandesmäßige Überzeugung, hat noch immer die Men-

schen innerlich frei gemacht. Und für die abendländischen Völker kann nur die christliche Religion in Betracht kommen.

Darum, wenn irgendwo, liegt hier die Geschichte des Individualismus. —

Und nun noch einmal: Goethe! Sie sagen, er ist der Meister und Schöpfer des modernen Bewußtseins. Und ich sage dazu: Wenn es etwas gegeben hat, was diesen unabhängigen und selbständigen Charakter, diesen wie aus den Wurzeln des Lebens neu aufgewachsenen Menschen religiös und ethisch hat bilden und die innere Freiheit seiner Persönlichkeit hat schaffen helfen, dann müssen die Gestalten der Bibel genannt werden und daneben Zeitgenossen, die von ihrem Geiste beseelt waren.

Die Bibel die Urkunde des Menschengeschlechts, auch des modernen Menschengeschlechts, gleichviel, ob es das glaubt oder nicht. Wir würden nicht sein, wenn sie nicht wäre; wir würden nicht so sein, wie wir sind, wenn die Persönlichkeiten nicht wären, von denen sie Kunde gibt, deren Selbstzeugnisse in ihr gesammelt sind.

Ihre Geschichte schließt ab mit dem Anbruch der neuen Menschheit, denn sie läuft auf Jesus hinaus. Er ist der letzte und wiederum der erste. Nach ihm drängt der Strom ins Breite. Aber hinter ihm tauchen die Umrisse anderer Gipfel auf, von deren Quellen die Wasser flossen, bis sie in ihm zum Strome wurden. Das sind die

Männer, von denen einer gesagt hat: der unbedeutendste unter ihnen, der ganz vergessene sogar, darf sich rühmen, zu dem Bau einer noch andauernden Zukunft einen Stein herbeigeschafft zu haben.

Die Propheten Israels, man braucht sie nur zu nennen — aber nein, man kennt sie ja nicht, doch sollte man sie kennen: dann würde man einsehen, daß sie der Menschheit mehr gegeben haben, als die Antike — der Menschheit! Denn sie braucht nicht nur Denker und Deuter, sie braucht mehr, sie braucht — da fehlt das Wort, und der Mangel der Sprache weist auf den Mangel der Sache hin, daß die Menschheit zu wenig derer hat, die da leben, dieses Leben wirklich leben können. Und während ich dieses sage, fällt mein Auge auf eine Druckzeile, in der es heißt: Nicht wo Techniker der Form am logischen Gewande des Weltbegriffes bosseln, nur da, wo einsame Herzen um den letzten Sinn und Wert des eigenen Lebens ringen, entspringt ein echtes Philosophieren.

Als hätte er an euch gedacht, der dieses schrieb, an euch, an die kaum einer denkt, weil ihr nicht klassisch, sondern biblisch seid. Ja, ihr Propheten Israels, was wart ihr für große, echte Philosophen! Wahrlich, ihr habt euch Gedanken gemacht über die Welt, aber nicht, um euer logisches Bedürfnis zu befriedigen, sondern um innerlich mit ihr zurechtzukommen. Und eure Gedanken habt ihr mit eurem Herzblut nieder-

geschrieben. Eure Worte sind nicht immer wohlgesetzt, und ihr Stil ist nicht immer flüssig. Denn der Sturm hat sie aus eurer Seele gerissen, stückweise, und hat sie hingeworfen, wie er die Wogen auf den Strand wirft. Euch war nicht, wie jenen, „viel Leben im All, das bunt schillert und nicht aufhört, schöne und wohlgestalte lebendige Spielwerke hervorzubringen", euch war das Leben bittrer Ernst. Ihr habt mit den Geheimnissen des Lebens gerungen, aber nicht im Hirne, wo leicht beieinander die Gedanken wohnen, sondern in der rauhen Wirklichkeit, wo hart im Raume sich die Sachen und die Menschen stoßen. Ihr wolltet ja nicht die Theorie des Lebens ausklügeln, sondern die schwere Praxis des Lebens lernen und lehren. Ihr habt mit dem Leben selbst gerungen, mit eurem Leben und dem Leben eures Volkes. Ihr habt die Wahrheit des Lebens gesucht, um Lebensgrundsätze daraus zu schmieden. Ihr habt euch dem losen Leben in den Weg gestellt und mit dem falschen Leben gekämpft. Da seid ihr zur eisernen Säule, zur ehernen Mauer geworden im ganzen Lande wider die Könige Judas, wider ihre Fürsten, wider ihre Priester, wider das Volk im Lande. Was wart ihr für große, echte Philosophen, einsame Herzen, die um den letzten Sinn und Wert des Lebens ringen!

Vom jungen Leben.

Die Griechen mögen Lebenskünstler, Lebensspieler gewesen sein, die Propheten Israels waren Lebensleber. Die Griechen mögen humaner gewesen sein, die Propheten Israels waren mehr

Menschen! Darum waren sie auch mehr für die Menschen.

Und doch waren sie keine Diener der Menschen, sondern waren sich selbst zu eigen. Jeder sich selbst zu eigen. Denn jeder suchte für sich selbst die Wahrheit und den Weg des Lebens.

Sie waren Subjektivisten. Denn so war es eben nicht, daß die Wahrheit feststand wie eine Lehre, die man sich nur anzueignen brauchte. Als hätte es eine bestimmte Offenbarung gegeben, deren Inhalt dogmatisch festgelegt war. Das Gesetz Mosis etwa. Aber daran kann kaum noch ein Zweifel sein, daß es noch nicht da war, sondern erst in ihrer Mitte herangereift und erst am Ende der Prophetenzeit gebucht worden ist. Jedenfalls haben es die Propheten nicht vorausgesetzt. Natürlich gab es eine Tradition, die sich auf Moses zurückführte, eine Tradition namentlich über sittliches Verhalten, kultische Ordnung und bürgerliches Leben, die teilweise auch schon schriftlich fixiert war. Aber die Propheten waren die letzten, die sich ihr einfach unterwarfen, sie haben vielmehr durchweg gegen die Veräußerlichung geeifert, die der gebräuchliche Gehorsam gegen sie mit sich brachte. Und mit flammenden Worten haben sie den Willen Gottes verkündigt, wie sie ihn erkannt hatten.

Wenn es anders gewesen wäre, wenn sie die Summe des Glaubens in fester, fixierter Form vorgefunden hätten, sie hätten nicht mehr auf der Warte gestanden und mit Anspannung jedes Nervs

ihres Wesens auf neue Kundgebung Gottes gelauscht und um die Erkenntnis der Wahrheit gefiebert. Ihre Wahrheit war Lebenswahrheit, jeder erlebte sie neu. Sie waren Subjektivisten, denn sie waren Urheber neuer Offenbarung. Und es hätte nicht jeder Gott in seiner besonderen Weise erlebt, Jesajas anders als Jeremias, Amos anders als Hosea. Nicht selten haben sie jeder einen anderen Gott gewonnen und sich in ihrer Glaubenserkenntnis widersprochen oder korrigiert. Sie haben ja nicht einfach das Protokoll über die Gotteserlebnisse ihrer Vorgänger übernommen, genehmigt und unterschrieben. Sie haben jeder für sich selbst und auf sich selbst gestanden. Sie sind jeder sein eigener Gewährsmann und Beglaubiger gewesen.

Und ob sie gleich überzeugt sein mochten, daß sie alle denselben Gott und dieselbe Wahrheit hätten, ihrer individualistischen Methode des Erlebens mußte auch ein individualistisches Resultat entsprechen. Weil darum das Resultat nicht bestand in einer Summe von Verstandeserkenntnis und Lehrsätzen, sondern in Gotteserlebnissen und Lebensgrundsätzen, sind sie diese eigenartigen, selbstgewissen, innerlich freien und in sich abgeschlossenen Persönlichkeiten geworden — Individualisten.

Mit diesen Eigenschaften sind sie die Vorläufer Jesu gewesen. Denn er hat sich in die Geistesbewegung und Lebensströmung hineingestellt, die von ihnen herrührt.

Auf den Grund und Kern seines Wesens gesehen, war er anders als sie und doch derselbe wie sie. Darum würde es nicht zu kühn sein, zu sagen: auch Jesus und er vor allen gehört in die Reihe der Subjektivisten und Individualisten — wenn es nur nicht diese Fremdwörter wären! Sie haben vor ihm einen Mißklang, sie disharmonieren mit seinem Wesen. Er war eben keiner von den -isten, sondern selbst einer, nicht dies oder das, sondern selbst etwas. Er lebte aus der Tiefe seines eigenen Seins. Er lebte ein neues, einzigartiges, neu gewachsenes Menschheitsleben. Er lebte vom jungen Leben aus. Darum war er das, was die Fremdwörter sagen. Jesus der erste moderne Mensch!

Wer das einmal erkannt hat und seine Persönlichkeit so verstanden hat, der hat ihre Bedeutung für alle Zeiten und gerade auch für das Suchen unsrer Zeit erkannt. Und er läßt sich nicht mehr irremachen, wenn einer kommt und die christliche Religion aus dem modernen Leben streicht, weil sie ihren Bedürfnissen sich versage darum, daß sie den individualistischen Charakter nicht habe, den eine moderne Religion brauche. Denn daß ein einzelner Ausspruch Jesu, wie der: Was Nutzen hätte der Mensch, so er die ganze Welt gewönne und verlöre sich selbst — keine Beweiskraft hat, um vom Christentum zu behaupten, daß es den unendlichen Wert der einzelnen Menschenseele erkannt habe, das ist selbstverständlich und unter allen Verständigen eine längst ausgemachte

Sache. Aber darum ist auch mit seinem Wegfall nicht das Gegenteil bewiesen. Vielmehr entspricht die Deutung des Ausspruches im individualistischen Sinne durchaus der Grundanschauung des Christentums. So ist er die Zusammenfassung alles dessen, was Jesus vom Menschen gehalten hat. Denn so hat er von sich selbst gehalten.

Trotz allem: die christliche Religion ist im Unterschied von allen anderen Religionen des Altertums die individualistische Religion, denn sie ist die Religion, die den Menschen zu sich selbst bringt und sich selbst finden läßt. Und das tut sie, indem sie das Gewissen des Menschen weckt und die Entscheidung über sich selbst seinem freien Willen anvertraut. Sie gibt ihm den Gott, der der Vater ist und die Menschen zu seinen freien und freiwilligen, gottvertrauenden und selbstverantwortlichen Kindern haben will.

Wenn es nicht so wäre, wie hätte sonst der christliche Glaube so viel Persönlichkeiten, so viel Individualisten in seiner reichen Geschichte aufzuweisen! ...

Wir fassen zusammen und wiederholen die Frage nach dem Ursprung des modernen Menschen, soweit er auf die Seite des Subjektivismus und Individualismus gehört, um die Antwort zu geben: Diese Strahlen seines Wesens leuchten auf ostwärts von Griechenland und kommen her aus dem Orient. Es ist das Erbe, das uns die Semiten durch das Volk Israel in seinen besten Geistern und in dem Einen hinterlassen hat, der nicht

bloß einem Zweige, sondern der Menschheit angehört. —

Griechentum und Christentum haben uns zu dem gemacht, was wir heute sind — in langer, zäher Schulzeit, anhebend schon bei den jungen germanischen Völkern, als sie aus der Dämmerung ihrer geschichtslosen Vorzeit in das helle Licht der Geschichte auf den Boden der antiken Welt traten. Ihnen wurde die Kirche, die Hüterin des christlichen und griechischen Erbes zugleich, Erzieherin. Nicht leicht haben sie es ihr gemacht. Denn ihre Herzen flogen ihr nicht zu, weil sie zugleich Herrin sein wollte.

Und ihr eigenes Herz, das Herz der Kirche, war zwiespältig: Griechentum und Christentum in Einer Seele — eine unnatürliche Verbindung! So auch mit zwiespältiger Seele schickte sie ihre Zöglinge ins Leben und in die Geschichte. Und immer wieder strebten die verbundenen Elemente auseinander, und bald dem einen, bald dem anderen wandte sich die Liebe des germanischen Wesens zu. Beide haben um den Besitz des germanischen Geistes geworben.

Das germanische Wesen und der germanische Geist — wir waren ja nicht Griechen und waren nicht Semiten. Wir waren ja selbst etwas und hatten unser Eigenes: die eigene Natur. Das war das Zäheste an uns. Und ist es noch.

Hier tritt das dritte Element hervor, das den modernen Mensch macht. Man kann es das

germanische Element nennen, denn so sehr auch Kelten und Slawen teilhaben am modernen Bewußtsein, so sehr auch Romanen und Semiten die moderne Art mitmachen und teilweise ihre lautesten Herolde sind — was an dem modernen Wesen wurzelecht ist und dem Gesetz der Schwere folgend sich in die Tiefe senkt, was zu dem Leichten und Losen, das sich an der Oberfläche als das Moderne gebärdet und ist nicht modernes Menschentum, sondern modernes Geckentum, das Schwergewicht abgibt, das für immer Erworbene und Unverlierbare, was keine Laune der Mode und des Geschmacks mehr anrührt und erreicht, was der Menschheit in Fleisch und Blut übergegangen ist und übergehen wird, das Fundamentale und Wurzelhafte des modernen Menschen — das liegt im germanischen Wesen verankert.

Oder . . . ist es gar so, daß das germanische Wesen selbst das dritte Element im modernen Menschen bildet?

Und das wäre die erlösende Formel für den modernen Menschen: Griechentum und Christentum aufgepfropft auf die germanische Urnatur?

Was ist das: die germanische Urnatur? Doch wohl das, was die Rasse konstituiert und differenziert. Aber um Rassenfragen mag sich mühen und kümmern, wer will. Vielleicht, alles liegt daran, und alles kann dadurch erklärt werden, das ganze Völkergeschiebe und Kulturgemenge, das Aufsteigen und Versinken der Reiche, die politischen und wirtschaftlichen Kämpfe, nationale

und religiöse Bewegung, kurz, das ganze Problem der Erdgeschichte, mag sein! Aber eben nur der, der umgekehrt die Erdgeschichte erklärt hat, der hat den Schlüssel zur Lösung der Rassenfrage gefunden. Wer darauf warten will, wird graue Haare darüber kriegen, und mit grauen Haaren löst man keine Urprobleme mehr. Ihnen gegenüber versagt die nüchterne Wissenschaft und die Erfahrung. Sie verlangen Inspiration und Intuition, Jugendinstinkt und Naivität.

Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Germanische Urnatur — mir ist, als müßte ich dich erfühlen und erfassen. Denn du bist auch in mir oder ich bin in dir. Meine Väter und Vorväter, in den Waldbergen hausend, weltferne Pflüger der Erde, naturnahe Erhalter der Rasse, haben dich mir vererbt. Ich lebe in dir. Aber nicht mehr Pflüger der Erde und der Natur nahe. Selbst schon umgepflügt und der Natur entfremdet durch Griechentum und Christentum.

Meine Väter und Vorväter haben sie gehabt und eure Väter und Vorväter, ihr Landsleute. Und doch weiß ich keine Geschichte der germanischen Urnatur zu schreiben. Die Natur hat keine Geschichte. Sie ändert sich, sie zersetzt sich, sie verbindet sich, sie kompliziert sich, sie zerfällt und löst sich auf. So geht's auch mit der Natur des Menschen, mit der Natur der Rasse, mit der Natur des Volkstums. Geschichte ist da nicht.

Aber unsere Väter, ihre Vorväter, deren Ur-

väter sind nicht Autochthonen, nicht diesem Erdstrich entsprossen. Sie haben ihre Natur mitgebracht.

Vom jungen Leben.

Woher stammt die germanische Urnatur?

Sie ist nicht diesem Erdstrich entsprossen. Aber sie ist autochthon, ist wie aus Erde geknetet. Denn sie ist schwer wie Erde. Schwer und langsam fließt das Blut durch die Adern. Schwer und langsam geht das Denken und das Handeln. Sie nimmt das Leben nicht als leichtes Spiel, sondern als schweren Ernst. Das Tragische liegt ihr mehr als das Komische. Sie kennt keine Komiker und Komödianten. Ihre Komiker sind Melancholiker, und wo sie lacht, da lacht sie unter Tränen. Sie hat keinen Witz und kein Wortspiel, sie hat den Humor, und ihr Scherz grenzt an den Ernst.

Sie kann nicht plaudern und sprechen, denn sie hat eine schwere Zunge. Sie wägt das Wort, ehe sie es wagt. Und wenn sie in Worten sprudelt, dann ist es ihr nicht um das Reden, sondern um die Sache zu tun. Und dann hat sie der Eifer der Liebe oder des Zornes gepackt.

Sie kann furchtbar werden, wenn die Wut sie erfaßt und sie in urwüchsiger Wildheit ausbricht. Aber grausam ist sie nicht. Es ist das Herz, das sie wütend macht, und ihre Unbeholfenheit und Schwerfälligkeit, daß sie vernichtend wirkt. Aber dann reut es sie, so ins Rasen gekommen zu sein und sie fällt in Ruhe und Gelassenheit zurück.

Denn sie geht nicht gern aus sich heraus.

Sie mag nicht ihr Inneres offenbaren. Sie fühlt, daß alle Worte nicht ausdrücken, was sie erfüllt. Es ist etwas Unsagbares, sie versteht es selbst nicht. Es liegt unter der Oberfläche des Bewußtseins und birgt sich im Gefühl. Aber es ist, als suche sie danach wie nach einem Schatz, der sie zufrieden und glücklich machen soll. Es klingt in ihr etwas wie Sehnsuchtslaut nach irgend einem Großen und Herrlichen gleich Glocken einer versunkenen Stadt. Die Sage von Vineta ist auf deutschem Boden gewachsen. Es ist in ihr etwas wie Hingabe an ein Ideal, das sie sucht, an das sie sich verlieren möchte, wie Hingabe an ein Unendliches, in dem sie leben möchte. Und die Treue gegen sich selbst gibt sie gern hin für die Treue gegen den, der ihr das Herz abgewonnen hat. Sie ist der geborene Idealist.

So ist sie träumerisch geworden und hat das Gesicht nach innen gerichtet. Sie lebt lieber im Traumland, als in der rauhen Wirklichkeit. Da findet sie sich schwer zurecht, da ist sie nicht zu Haus, da ist sie der Situation schlecht gewachsen. Dazu ist ihr Wesen zu schwerfällig, zu wenig beweglich und anpassungsfähig. Da stößt sie zuviel an und vergreift sich und macht sich lächerlich. Das veranlaßt sie aufs neue, ihre innere Welt aufzusuchen, wo sie sich ungehindert ergehen kann bis in zügellose und uferlose Spekulationen.

Von hier aus verzaubert sie die Welt um sich her mit dem Wunderstab der Phantasie. Sie nimmt die Natur an ihr Herz, um sie zu beseelen, und

senkt ihre Seele in die Natur. So vertauscht sie Seele und Seele. Sie ist der geborene Künstler. Denn sie empfindet stark und tief. Sie ist voll verhaltener Leidenschaft, aber die Leidenschaft ist schwer und echt, kein Rausch und Schaum. Sie ist wie Naturkraft in ihr und wirkt wie Naturkraft.

Sie lebt aus den natürlichen Instinkten lieber, als aus dem Intellekt, und wird getrieben mehr von den Wassern der Tiefe, als von den Winden des Bewußtseins. Ihre Motive entstammen mehr dem unberechenbaren Willen und der unbewußten Wesensrichtung als der verständigen Überlegung und der Laune des Augenblicks.

So ist sie, wie aus der Erde entstanden, selber wie ein Stück Natur, sie wurzelt in ihr und steigt hinunter bis in den Grund, wo das bewußte Leben in unbewußtes Traumleben übergeht. . . .

Hab' ich es recht erfühlt und erfaßt das germanische Wesen? Ich weiß es nicht. Aber wenn ich recht habe, dann kann ich sagen: Will man die Grundrichtung des germanischen Wesens mit Einem Wort bezeichnen, dann muß man den Mystizismus nennen. Die Mystik liegt uns allen im Blute. Sie ist bei allen großen Deutschen zu finden. Selbst bei dem Realsten und Nüchternsten unter ihnen, bei Bismarck. Er empfindet sich wie ein Werkzeug einer höheren Macht, und sein Wirken ist wie das Wirken einer Naturkraft. Und wenn ich von dem weiteren Kreis der germanischen Welt absehe — ich könnte hier Ibsen nennen

— und bei den Deutschen verweile: Goethe und Luther, Wolfram von Eschenbach und Meister Eckehart — sie alle sind im letzten ihres Daseins Mystiker gewesen.

Und wie wunderbar! Wo die deutsche Volksseele ihrem Wesen Ausdruck verleiht, da hat sie deutsch zu reden verstanden. Ihre Sprache verrät sie. Alles Sprachschöpfer und Sprachkünstler die oben absichtslos Genannten: Bismarck, Goethe und Luther, Eckehart und Wolfram von Eschenbach. Die Volksseele spricht zu uns in den Besten. Das Volk kann nicht sprechen. Es spricht in seinen großen Männern. Und wo sie aus dem deutschen Wesen heraus sprechen, da rufen sie aus der Tiefe.

Das deutsche Wesen eine Spielart des germanischen Wesens. Die Germanen, sagte ich, haben ihre Natur mitgebracht, sie sind nicht Ureinwohner. Sie haben sie mitgebracht aus ihrer arischen Urheimat. Daher stammt der germanische Mystizismus. Wo sie liegt, das wissen wir nicht. Aber wie dem auch sei, bemerkenswert ist es, daß der östlichste Flügel der arischen Rasse dort sitzt, wo die Mystik zu Hause ist, in Indien. Und wenn dort in Asien die Urheimat der Germanen zu suchen sein sollte, dann sehen wir die dritte Linie der Entwicklung, die zu dem modernen Menschen geführt hat, noch weiter ostwärts, als Griechentum und Christentum zu Hause sind, tief aus dem Orient herkommen.

Oder genau genommen: da suchen wir den

Ursprung des dritten Elementes eigentlich nicht. Wir suchen ihn im modernen Menschen selber, in seiner Natur, in seinem Blute, in seiner ganzen eigentümlichen und nicht weiter erklärlichen Grundmischung. Denn Griechentum und Christentum sind zu ihm gekommen, haben ihn aufgesucht und ihm sich zugesellt. Den Mystizismus, das ist: das Germanentum, hat er selbst in seinen Urvätern besessen und selbst in sich mitgebracht.

Nun bleibt noch eine Frage: Wie steht's denn mit dem anderen, das ich als drittes Element des modernen Menschen nannte, mit dem Ästhetizismus? Gehört der wirklich an die Seite des Mystizismus und entstammt mit ihm zusammen dem Germanentum?

Da scheint es doch das Nächstliegende und Natürliche zu sein, ihn herzuleiten aus Hellas, dem gelobten Lande der Kunst, wenn denn doch einmal die Antike so stark unsere geistige Verfassung hat bilden helfen. Die ästhetische Seele eine griechische Seele — das wäre ein Gedanke, freilich naheliegend und schier selbstverständlich. Vielleicht zu naheliegend, zu sehr an der Oberfläche. Ja, wenn es sich um ein Schauen und Betrachten, um das Gefühl für Form und Harmonie, um das feine Auge und den künstlerischen Sinn handelte! Aber das ist griechisch und nicht germanisch, oder sagen wir einfach: deutsch.

Die hellenische Kunst in allen Ehren und in der Plastik unerreicht und vielleicht unerreichbar. Aber wer dahin die germanischen Künstler weist

und dort das ewige Vorbild, die ideale Verwirklichung sieht und empfiehlt, der begeht eine rein akademische Behandlung der Sache und will einen äußeren Zusammenhang herstellen, der geschichtlich und innerlich nicht existieren kann. Denn die Plastik liegt uns einfach nicht. Sie hat darum auch bei uns verschwindend wenig Meister hervorgebracht. Dem deutschen Empfinden füllt der schöne Schein nicht das Herz aus, es kann nicht die reine Form anbeten. Der deutsche und griechische Ästhetizismus sind einander fremd und daher auch nicht einer vom anderen abhängig.

Ja, wenn wir spüren könnten, daß die Blütezeit der griechischen Dichtung, Pindar oder Äschylus oder Homer, den deutschen Geist befruchtet hat! Aber Dichter ist das deutsche Wesen selbst genug und bedarf nicht ausländischer Vorbilder und Anreger.

Und hier in seiner Dichtung offenbart sich am besten, was ich den Ästhetizismus des modernen Menschen genannt habe, nämlich die Lust und die Kunst, mit sympathischer Liebe die Welt zu erfassen, Natur in sich, sich in Natur zu hegen und Seele mit Seele zu tauschen.

Solcher Ästhetizismus stammt nicht irgendwoher, sondern ist germanisches Eigentum und ruht neben dem Mystizismus in der Urnatur seines Besitzers.

Und er fängt an, sich auf sich selbst zu besinnen. Wenigstens erinnert er sich seiner Stammeszugehörigkeit. Denn es ist nicht zufällig, daß

unter uns hin und her Stimmen laut werden, die auf die noch ungehobenen Reichtümer an altnordischer Dichtung aufmerksam machen. Götter und Helden der Germanen sind ja schon früher zum Leben erwacht und haben wieder begonnen, unter uns zu wandeln, wie einst in alten Tagen. Und haben begonnen, die fremden Gestalten, die mit fremdem Namen und fremdem Wesen die Phantasie des deutschen Jünglings und deutschen Mannes erfüllten und seinen Geist der Vorwelt des eigenen Volkes abtrünnig machten, zu verdrängen. Hier darf der Name Richard Wagners nicht verschwiegen bleiben. Aber es sieht doch aus, als würden jetzt noch tiefere Gründe aufgetan, und wir könnten nicht bloß Göttern und Helden, sondern den Menschen der altnordischen Welt ins Herz sehen. Und wohl dem ästhetischen Gefühl, das dann empfindet: Das ist doch einmal Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch!

Aber dem allen muß anderes nahekommen, als philologische Liebhaberei und germanistische Wissenschaft. Von ihr kommt uns kein neues Leben. Vielmehr, daß diese nordische Welt unsere größere Heimat ist und wir zu ihr gehören, weil wir dieselbe Natur an uns tragen, daß wir wieder den Zusammenhang finden mit den Ideen, die in der Brust des eigenen Geschlechts erwachten, und wieder wurzeln lernen im angeborenen Wesen, davon kann noch einmal neue Kraft und neues Leben auf unser Volkstum ausgehen. Und wir brauchen solchen Jungbrunnen, der

aus der Fülle unseres ureigenen Wesens schöpft. Denn davon hängt die Zukunft unseres Volkstums ab.

Es steht mehr auf dem Spiele als das, was man etwa ästhetische Kultur nennt. Darum rede ich auch nicht von dem, was man heute durch sog. Kunsterziehung zu erreichen sucht: Geschmack, Stil, künstlerische Lebensauffassung, Lebenseinrichtung, Lebensführung. Und es schwebt da so eine Art modernes Hellas vor.

Ach, mir scheint es viel weniger darauf anzukommen, daß wir zur Kunst, als daß wir zur Natur kommen! Und diese Sehnsucht ist da und wird alle Tage stärker — trotz aller Landflucht und allen Großstadttaumels: „Nur in Berlin kann man leben!“ Warum denn? Weil da gröbere und feinere Genüsse zu haben sind? Das ist freilich nicht der Ästhetizismus, den ich als modern ausgeben möchte. Denn der ist mir dazu zu alt. Vielmehr: in der vorhandenen und wachsenden Sehnsucht nach Natur und Natürlichkeit sehe ich etwas von der Macht des Ästhetizismus, der uns im Blute sitzt und darum allzeit modern ist. Und so verstanden, hängt er eng mit dem Mystizismus unseres Wesens zusammen: Wir wollen nicht nach Berechnung und Vernünftigkeit, wie es heute Mode geworden ist, unser Leben führen, nicht nach Geschäftszeit und Fabrikglocke, nicht um der Kultur willen, nicht nach Stil- und Kunstgesetzen, sondern aus unserer angeborenen Natur heraus und im Einklang mit der großen Natur, deren Kinder

wir bleiben, ob wir gleich über sie hinausgewachsen sind, und bleiben müssen, wenn wir echt, schlicht, wahr, gesund an Leib und Seele sein wollen.

Und wenn ihr von eurer kulturellen oder sittlichen oder geistigen Höhe herab hier einen Rückfall auf eine überwundene Stufe der Menschheit zu erkennen geneigt seid, so sagt mir, wie die Menschheit wachsen, naturgemäß wachsen soll, wenn sie nicht die natürliche Wurzelerde unter sich hat, wie sie höher wachsen soll, wenn sie nicht immer tiefer wurzelt. Alle Kultur, reine Kultur, geistige und sittliche, verbraucht, verzehrt, vernichtet den Menschen.

Das fühlt er selbst. Darum die stille, oft unbewußte Sehnsucht des Kulturmenschen nach Natur und natürlichem Leben. Er will es, gefragt, selten Wort haben. Er macht auch nicht völlig Ernst damit, wie jener, der sein Leben in die Wälder trug und Robinson gleich wurde. Er lieh von seinem Freunde eine Axt und zimmerte sich eine Hütte. Jeden Morgen nahm er ein Bad im Teich, das war seine religiöse Übung. Er pflügte und pflanzte Bohnen, Kartoffeln, Erbsen, Rüben, das war seine Arbeit. Er begann seine Bohnen zu lieben. Sie brachten ihn der mütterlichen Scholle näher, und er ward stark wie Antäus. Und wenn er mit seiner Hacke gegen einen Stein schlug, und Himmel und Erde diese Musik widerhallten, dann hatte er schon reichlich Ernte: „Es waren keine Bohnen mehr, die ich hackte, und

ich war es nicht mehr, der sie hackte," schreibt der Mystiker Thoreau.

Und eben schreibt mir noch ein lieber Stadtmensch: Wie entfremdet sind wir alle der Natur. Da steckt vielleicht das ganze Elend!

Die Surrogate, die angeboten werden, und die Sommerfrischen, die aufgesucht werden, die Experimente am menschlichen Wesen in Wissenschaft und Schule, in Kurorten und Büchern — sie beweisen genug.

Die Sehnsucht nach dem jungen Leben wird wach.

Und noch haben wir von ihm etwas an uns, denn wir haben es als Erbteil von Vorvätern und Urvätern her. Es ist noch die reine Menschennatur und Urkraft, aus der wir das Leben ziehen. Wenn wir sie nicht hätten, immer neu und unermüdlich erneuernd, wir wären von aller Kultur längst verbraucht und denaturiert.

So haben die doch recht, die den modernen Menschen einen Gegenwartsmenschen heißen?

Ja, sie haben recht, wenngleich starke Elemente, die den modernen Menschen bilden, aus der Geschichte stammen. Geschichte und Natur in heiliger Vermählung zeugen ihn. Aber die Natur ist die Mutter, die Empfangende und darum die Gebärende. In ihrem Schoße nimmt sie die geistigen Elemente auf, damit ein Mensch geboren werde.

Aber sie selbst, die Natur — was ist denn das? Wir wissen es nicht. Jedenfalls auch eine Fülle von

Kräften. Sind's nur mechanische Kräfte? Sind's nur unpersönliche Kräfte? Sind's nur körperliche Kräfte? Sind's nur geistlose Kräfte? Aber der Mensch mit seinem persönlichen, bewußten, seelischen, geistigen, wollenden, fühlenden Wesen stammt aus ihr und lebt heute noch in ihr. Natur ist sein Lebenselement und seines Daseins reicher Grund.

Auf diesem seinem Lebensgrunde, den wir nicht definieren, dessen Wesen wir nicht weiter erklären, dessen Ursprung wir nicht ermitteln können, muß der Mensch die ihm aus langer Geistesgeschichte zufließenden höheren Elemente empfangen und sich assimilieren und verarbeiten, damit sie sich in ihm verjüngen und lebendig werden, damit er ein moderner Mensch werde und bleibe. So nur kann die Entwicklung weitergehen, denn sie ruht auf schöpferischem Grunde, und eine wirkliche Kultur entstehen, denn Kultur kann nur da sein, wo Erdboden ist und Erdkräfte walten.

Sonst wird das Menschengeschlecht immer greisenhafter und das Leben, seiner Quelle und Wiedergeburt entzogen, fängt an zu altern und zu verkalken. . . .

Und ich sitze in meinem Garten unter dem alten Ahorn, der seine Äste weit über das Haus breitet, der schon manchem Geschlecht gerauscht hat, und vor mir spielen meine Kinder ihr junges Leben und wachsen Gräser und Blumen, und ringsum im Kreise stellen sich Sträucher und Bäume

auf und verdecken die Aussicht auf Häuser und Höfe der Menschen. Aber ich weiß, dahinter geht der Blick weiter über Kartoffeläcker und Wiesengründe ins freie Land. Und es dehnt sich aus mit Wald und Hügel bis ans ferne Meer, wo die ewigen Wellen ewig wandern und ans Ufer schlagen. Und darüber strahlt die ewige Sonne, und die Sterne ziehen ihre Kreise. . . .

Mein Herz, o sage, was webst du für Erinnerung in golden-grüner Zweige Dämmerung? — Alte unnennbare Tage!

Ich weiß nicht, von wannen das alles ist, ich weiß nicht, von wannen das Leben ist. Aber der, der es geschaffen hat, der weiß es.

Ich weiß nicht, wohin das alles fährt, ich weiß nicht, wohin das Leben fährt. Aber der, der es geschaffen hat, der weiß es.

Und keines fällt aus dieser Welt,
Und jedes fällt, wie's Gott gefällt.

Er weiß auch, von wannen mein Leben ist, er weiß, wohin mein Leben fährt.

Denn er ist das Leben, er ist von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Er ist das ewigjunge Leben.

In ihm leb' ich und in ihm sterb' ich und in ihm bleib' ich.

Ich lebe und sterbe und bleibe im ewigjungen Leben.

Friedrich Daab.

BR
45
.D2
v.4

Daab.
Das suchen der zeit.

249836.

Volum

ume 5

Das Suchen der Zeit

Blätter deutscher Zukunft

Fünfter Band

Das Suchen der Zeit

Blätter deutscher Zukunft

Herausgegeben von

Friedrich Daab und Hans Wegener

Fünfter Band

Verlag von Alfred Töpelmann
(vormals J. Ricker) ∴ Gießen ∴ 1909

Druck von C. G. Röder G. m. b. H., Leipzig.

Inhalt

Religion oder Reich Gottes

Das Heiligste, was die Menschen haben, ist ihre Religion. Das hört man oft aussprechen.

Es ist freilich wahr, im gewöhnlichen Leben merkt man nicht viel davon. Das Leben hastet und jagt, seine Umrisse sind keineswegs religiös gefärbt. In den weitaus meisten Religionen sind, offenbar im Bewußtsein des Mangels, besondere Persönlichkeiten oder Genossenschaften als Hüter und Vertreter des eigentlichen, tieferen Religionswesens bestellt, die gleichsam für die Masse der Gleichgültigen oder weltlich Beschäftigten die religiösen Vorschriften erfüllen oder wenigstens Sorge tragen, daß das religiöse Wesen in seinem vollen Umfang aufrecht erhalten wird.

Aber ihr Bestehen bezeugt, daß die Religion da ist als gewaltige Macht. Geht man dem Einzelnen nach, und trifft man ihn außerhalb des gewöhnlichen Alltags und des rauschenden Lebens, da wo sein Ich zu Hause ist, da findet man wieder die Macht der Religion, die ihn heimlich und unsichtbar beherrscht, ihm Trost und Halt gibt in schweren Lebenslagen und Todesnöten, oder Furcht und Schrecken einflößt, wo er sich ihr zu entziehen suchte. Es gibt Religionsverächter, gewiß. Aber sie alle empfinden einen heimlichen Mangel, und es fehlt ihnen auf die Dauer das eigentliche Glücksbewußtsein. So groß ist die Macht der Religion.

Die Religion ist dem Menschen zum tiefen, unentbehrlichen Heiligtum geworden.

Sie ist auch über die ganze Erde verbreitet. Kein Volk ohne Religion. Ihre Gestalten und Formen sind unendlich, wie die Völker verschieden sind an Auffassungsfähigkeit, Bildungshöhe, Vorstellungsvermögen. Sie ist vielsprachig wie das Völkermeer des Planeten. Es wäre schwer zu sagen, ob's mehr Sprachen oder mehr Religionen gibt. Aber allen Sprachen liegt zugrunde das menschliche Mitteilungsbedürfnis und allen Religionen das Anlehnungsbedürfnis das Verlangen nach einer höheren Macht, unser heimliches Sehnen über uns selbst hinaus.

Auch das Tier hat eine Art Religion. Es fehlt dieser Tierreligion natürlich alles Organisierte und Überlegte. Aber es hat das Bewußtsein vom höhern Wesen und empfindet es als Gegenstand der Furcht oder, falls es gelingt, diese Furcht zu überwinden, als Ort des Vertrauens und der Freude. Das höhere Wesen ist ihm der Mensch, und die Tierreligion ruht auf dem Naturgesetz: Eure Furcht und euer Schrecken sei über ihnen.

Das Tier geht dem Menschen gern aus dem Wege. Die Menschen müssen ihm wie die bösen Geister erscheinen. Schon ihr aufrechter Gang muß einen furchtbaren Eindruck auf die Tierwelt hervorrufen, noch schwereren ihre bedingungslose Überlegenheit an List und Gewalttätigkeit. Wird aber der Bann der Furcht genommen, so kann es ohne den Menschen kaum sein und bekommt zuweilen etwas unheimlich Menschenähnliches in seine Tierseele.

Es ist nun auf den ersten Blick ersichtlich, daß die Religionen der Völker in einem genauen Verhältnis zu ihrer geistigen Entwickelungsstufe stehen. Je niederer ein Volk steht, desto dürftiger ist seine Religion und umgekehrt.

Demnach können wir von höheren und niederen Religionen sprechen. Was bedeutet das? Wir nennen eine Religion niedrig, je tiefer sich das Ziel ihrer Verehrung in der Sichtbarkeit befindet, und je vielgestaltiger es ist. Die

Einheitlichkeit und Unsichtbarkeit des angebeteten Gottes sind das Kennzeichen der höheren Religionen.

Wenn es also Wertgrade für Religionen gibt, so muß es auch ein Ziel geben, eine höchste Religion, die über den höheren steht. Diese kann aber erst dann eine Stätte auf dem Planeten finden, wenn ein Volk, ein Menschheitsteil seine höchste Entwickelungsstufe erreicht hat.

Solange die Völker im Werden stehen, und ihr Wachstum nicht vollendet ist, solange darf man auch die Religionen, und zwar alle Religionen, auf ihre Entwickelungsmöglichkeit hin ansehen. Es kann augenblicklich noch keine vollendet sein.

Wir dürfen aber fragen: Entwickeln sich die Religionen auch wirklich? Geht es ihnen wie den Völkern, daß sie stufenmäßig Fortschritte zu machen trachten?

Da lautet die Antwort oft recht bemühend: Es gibt in der Welt tatsächlich keine Macht, die sich so sehr gegen jede Veränderung wehrt, wie die Macht der Religionen. So verschieden sie unter sich sein mögen, darin sind sie einig, daß sie jegliche Weiterbildung hassen. Alles Lebendige steht unter den Gesetzen des Werdens, mag diese Weiterbildung bewußt oder unbewußt, gewollt oder nicht gewollt sein. Auch die Menschheit geht vorwärts. Wir sehen es deutlich. Aber leichter findet ein Volk eine ganz neue Religion, als daß seine angestammte mit seinem Wachstum annähernd gleichen Schritt hielte.

Es muß also in den Religionen etwas Wesentliches sein, das das Sein des Ganzen bedroht sieht, wenn ihm eine Änderung zugemutet wird. Alle Religionen sind irgendwie festgelegt und haben Stücke, die sie nicht preisgeben können.

Das gibt uns wichtige Fingerzeige zu ihrem Verständnis.

Sie haben alle eine gemeinsame Wurzel, das Inne=

werden einer höheren Macht und das Anlehnungsbedürfnis daran oder wenigstens die Sicherung davor, falls diese Macht als eine übelwollende empfunden wird. Offenbar ist es eine allgemeine Eigentümlichkeit aller Lebendigen, daß sie spüren, es gibt eine größere Macht, als sie selbst sind.

Einem gewissen Abhängigkeitsgefühl kann sich auch der ungläubigste Mensch nicht entziehen. Wir merken alle auf die Dauer, daß es Gedanken gibt, die die Welt durchströmen, und die sich als Mächte erweisen. Gedanken liegen allem Sein zugrunde und wirken offenbar formgebend. Gedanken durchfluten die Zeiten und bestimmen die Geschicke der Völker und der einzelnen, sind beherrschende Mächte der Zeiten. Wir können nicht einmal sagen, ob die Worte, die jemand maßgebend für seine Zeit ausspricht, als freie Erfindung von ihm stammen, oder ob sie nur die Wiedergabe frei waltender Gedanken sind, die ein empfindliches Hirn festgehalten und zum Ausdruck gebracht hat. Es scheint doch Gedanken zu geben ohne Hirn. Die Menschheit hat das stets empfunden und wird sich auf die Dauer diesem Zugeständnis nicht entziehen können.

Gedanken sind Geistestaten. Wer den Gedanken und seine Macht empfindet, gesteht ein, daß die Welt von Geist durchzogen und von Geist regiert wird.

Diesem Geiste will die Religion dienen, auch wenn sie ihn nur in Gestalt von Geistern mit sinnlichster Auswirkung zu erkennen vermag. Sie ist einfachster Ausdruck des Unterlegenheitsbewußtseins.

Aber mehr noch. Sie rechnet auch ganz folgerecht, daß sie imstande ist, das menschliche Los zu verbessern, sei es vor, sei es nach dem Tode, wenn es ihr gelingt, den rechten Weg zur Versöhnung der großen Unbekannten zu finden, und hat sie ihre Anzeichen dafür, daß der Weg gefunden ist, dann ist er natürlich unabänderlich. Jede Abweichung müßte sich, so schließt sie, im menschlichen Schick-

sale irgendwo und wann furchtbar rächen. Darin wurzelt ihre Beharrung und Unveränderlichkeit.

Woher weiß sie aber, daß sie den rechten Weg hat? Alle Religionen ruhen auf Offenbarungen, die irgendwelche große Geister, die die Menschheit ja auf allen Stufen ihrer Entwickelung hat, gegeben oder vermittelt haben. An dem Leben dieser Offenbarungsträger vergewisserte sich die Menge des Wohlgefallens der höheren Mächte. War dieses sichtlich und unwidersprechlich vorhanden, so war damit auch die Richtigkeit ihres Weges und ihres Lebens erwiesen, und das war für alle folgenden unabänderlich, weil die Vorzeit es bewährt hatte. Damit war die Religion Macht geworden, die das Denken und Empfinden aller gebunden hielt.

Um solchen Bann eines Allgemeindenkens zu brechen, dazu gehört schon ein sehr großer, seltener Geist. Brachte eine Folgezeit in langem Zwischenraume einen solchen hervor, dann stiftete er allenfalls eine neue Religion, meistens aber mit Herübernahme wesentlicher alter Stücke. Etwas völlig Neues unter den Menschen unvermittelt aufzubauen, ist bisher noch niemandem gelungen.

Bekanntlich gehört es zu den interessantesten, wenn auch schwierigsten Teilen der Religionswissenschaft, die Abhängigkeit der einzelnen Religionen voneinander nachzuweisen. Aber es hat sich da eine solche Fülle von Beziehungen ergeben, daß es für die Erfindungsgabe oder die innere Unabhängigkeit der Geister voneinander beinahe demütigend ist.

Die neue Religion Muhammeds erweist sich als wesentlich alt, Christentum, Judentum, Buddhatum, sie sind alle alt und abhängig von Vorbildern. Um etwas wahrhaft Neues zu geben und zu benutzen, dazu gehören auch neue Menschen. Wir haben alle die Empfindung, daß wir davon recht weit entfernt sind, aber das Sehnen danach ist auch unauslöschlich.

Gott und die Religion.

Alles in allem sind die Religionen der Ausdruck der Beziehungen, die die Menschen sich zu Gott gegeben haben. Ein allgemeines Gottesbewußtsein haben sie. Je nach der Tiefe ihres Verständnisses gestaltete sich dieses Bewußtsein und gab sich bestimmten Ausdruck in religiösen Formen, die vielfach untereinander in Abhängigkeit standen.

Daraus folgt, daß alle Religionen ohne Ausnahme einseitig sind. Sie sind wohl der Ausdruck menschlicher Vorstellungen und Beziehungen zu Gott, aber es ist von vornherein fraglich, ob sie auch die Gegenseitigkeit Gottes haben.

Gott ist ein unvorstellbar großes Wesen, dessen Sein das All erfüllt, das in seiner ganzen Größe auf diesem Weltstäubchen Erde gar nicht wahrgenommen werden kann. Diese unendliche Überlegenheit ließ in selbstverständlicher Güte jeden Menschheitsteil den Ausdruck seines Verständnisses geben, dessen er fähig war, und ließ ein Wohlwollen walten über allem Religionswesen.

Es war ein Wohlwollen der Duldung, wie man es Kindern gewährt. An sich hat Gott mit solchen Formen nichts zu schaffen. Aber da jeder Mensch Kind ist, konnten sich zu den Einzelnen wohl Beziehungen ergeben, soweit sie es aufrichtig meinten. Waren sie das nicht, so galt natürlich auch ihr Religionswesen nichts, denn es kann einmal nur das bestehen, was auf Geist und Wahrheit ruht.

Demnach ist keine Religion denkbar, deren Bekenner als solche von Gott ausgeschlossen wären, aber es kann andrerseits auch keine einzige geben, deren Zugehörigkeit unmittelbare Beziehungen zu Gott gewährleistete. Es ist trotz aller Religionen immer jeder einzelne auf sich angewiesen. Gott liebt den Menschen, den Geist, nicht die Form, nur den Menschen, weil er Mensch ist. Niemals kann seine Gottesgemeinschaft von seiner Religionsform abhängig sein,

sondern ausschließlich von seiner eigenen Haltung. Lebt er aus der Wahrheit und dem Geiste nach, so erfährt er mehr von Gott, im andern Falle ist er im gleichen Verhältnisse von unmittelbaren Beziehungen ausgeschlossen, unbeschadet dessen, daß er als Mensch, als Erdenwesen überhaupt, unendlich geliebt ist von einem väterlichen Sein, das das All erfüllt.

Man kann eigentlich sagen: der Mensch erlebt und erkennt soviel von Gott, als er aufzunehmen fähig ist. Es wäre eine Unbarmherzigkeit, ihm mehr zuzumuten. Ein Gefäß kann höchstens voll werden, der Überschuß läuft ab. Ist's klein oder groß, es wird nur voll. Es ist aber auch möglich, daß es nicht voll wird, dann wird die Leere fühlbar werden.

Furchtbar wichtig kann dabei die Religionsform nicht sein. Es ist natürlich klar, daß eine Religion, die von vornherein Einen Gottesgeist lehrt, ihren Bekennern mehr Tiefen des Verständnisses aufzuschließen vermag, als eine, die über einen dürftigen Geisterdienst nicht hinausgelangt, aber andrerseits wird eine höher entwickelte Religion um so mehr Bekenner hervorbringen, die sich nicht in das eigentliche Verstehen hineinziehen lassen.

Außerdem haben alle Religionen ihrem Wesen nach solche Mängel und Unzuträglichkeiten, daß sie dem eigentlichen Verständnis Gottes oft sehr hinderlich sind. Mehr noch als Offenbarungen über Gott sind sie Verhüllungen Gottes. Gerade im ausgebildetsten Religionsbetrieb ist Gott selbst oft am wenigsten zu spüren.

Das hängt mit grundsätzlichen Fehlern zusammen, die sich kaum überwinden lassen. Wir sahen schon: Jede Religion ist Ausdruck unseres Sehnens nach Gottesbeziehungen, aber zugleich unserer Unvollkommenheit. Jede entspricht der Entwickelungsstufe des betreffenden Menschheitsteiles, kann also gar nicht vollkommen sein.

Da haben sich nun peinliche Mängel herausgestellt, die die Menschheit schwer belasten.

Zunächst äußert sich jede Religion in unablässiger Wiederholung. Das Wort bedeutet auch unwidersprechlich „Wiederholung". Das hat schon Cicero gesagt. Zwar hat einmal ein biederer Kirchenvater eine Umdeutung versucht. Er war aber wenig glücklich damit und bewies bloß, daß er kein guter Lateiner war. Es ist ganz natürlich. Jede Religion ist doch so entstanden, daß irgendein hervorragender Geist die Menge überzeugte, einen Weg zur höheren Macht gefunden zu haben. Also wandelte die Menge seinen Weg, und seine Worte wurden ihre Formel. Jede Abweichung erschien verhängnisvoll. Man konnte die Formel nicht neu konstruieren. Also war Religion schon entstehungsmäßig „immer wieder dasselbe", das „immer wiederholte Lesen" der gleichen Formeln. Das hieß dann Gottes Dienst.

Es kann aber nicht der wahre Dienst Gottes sein. Denn Gott ist immer lebendig, ewig neu, Geist schlechthin. Religionen sind aber ewig starr, ewig alt, Buchstabe schlechthin. Der einzelne kann sie als Stäbe benutzen, um vorwärts zu kommen, aber er muß sie beherrschen. Sobald sie ihn beherrschen, bleibt er stehen in ihrer Erstarrung und findet aus ihren Buchstaben keinen Ausweg.

Das ist also ein gefährliches Werkzeug, das ebenso nützen als schaden kann, den einzelnen erheben oder stumpf machen und erniedrigen kann.

Ferner sind alle Religionen in denkbar peinlichster Abhängigkeit von irgendwelchen Mittelspersonen, Priestern, Lehrern, Predigern usw. Keine einzige gestattet unmittelbare Beziehungen zum Vater, die von ihr unabhängig wären. Jede verlangt in erster Linie Zugehörigkeit zu sich und bestreitet ohne diese die Möglichkeit des rechten Gottesweges. Wir haben's in den Religionen mithin in erster Linie mit Menschen zu tun. Dadurch wird aber Gott sehr

wesentlich verschattet. Je sichtbarer und wichtiger die Menschen werden, desto unsichtbarer und unwesentlicher wird Gott.

Nun mögen sich ja ohne Zweifel die Priester und Religionsvertreter aus dem besten Menschenmaterial ergänzen. Das wird aber nicht hindern, daß allzumenschliches unterläuft. Namentlich eine Eigenschaft kennzeichnet alle Priesterschaften der Welt. Sie sind alle herrschsüchtig. Ganz ehrlicherweise. Sie glauben, daß sie allein die Rechte Gottes vertreten. Folglich müssen sie im Namen dieser Rechte eifersüchtig über ihrem Einfluß wachen. Sie kennen ja alle nicht den Weg der Unmittelbarkeit des Einzelnen. Je überzeugter ein Religionsmensch von seiner Sache ist, desto unduldsamer muß er folglich gegen Andersdenkende sein.

Das ist gerade das Schmerzliche, daß die Religionen keine Ahnung haben, daß sie selbst nur geduldet sind um der mangelhaften Entwickelung der Menschen willen. Geduldet in jeder Form, die sie sich zu geben fähig waren. Aber um dieser Unfähigkeit willen, ihr Sein vor Gott zu erkennen, sind sie Quellen unsagbaren Elends und unbeschreiblicher Vergewaltigung der Masse geworden. Alle Religionen haben je und je ihre Angehörigen geknechtet und ihre Gewalt soweit als möglich auszudehnen versucht. Die Geschichte des menschlichen Fortschritts und der Freiheit des Menschen ist zugleich eine Geschichte der Auflehnung wider die Religionen.

Ein weiterer schwerer Mangel aller Religionen besteht darin, daß sie völlig außerstande sind, ohne Geld zu sein. Ohne Geld können sie ihre Tempel nicht bauen und nicht erhalten, ihre Gebräuche nicht ausüben, ihre Angestellten nicht erhalten. Es ist ganz natürlich so. Nichts Irdisches kann ohne Geld und Besitz bestehen. Da sie nun aber den Besitz nicht erarbeiten können, müssen sie ihn erbetteln. Damit haben wir das wunderliche Schauspiel, daß die angebliche Vertretung Gottes auf Erden erstlich unmittelbar abhängig ist vom Mammon und zweitens auf einer ungeheuren Bettelei ruht.

Es kann kein Opfer gebracht, kein Kranker gepflegt, kein Heide bekehrt werden, ohne daß die betreffenden Gläubigen mehr oder weniger dringlich angebettelt worden sind. Religionen können allenfalls ohne Gott bestehen, keinesfalls ohne Geld.

Damit allein ist eigentlich schon bewiesen, daß die Religionen alle von dieser Welt sind und die wirklichen Vertreter Gottes und sicheren Pfade zu ihm nicht sein können. Folglich stehen sie auch unter den Werdegesetzen dieser Welt. Sie veralten und zerbröckeln mit der Zeit, sie sind trotz aller Starrheit dem Wandel unterworfen und wirken bindend auf ihre Zugehörigen, so daß sie gerade in ihrer Gewaltherrschaft beständig die Auflehnung wider sich gebären, wie alle Mächte dieser Welt.

Der Gott, den sie vertreten wollen, ist grundanders. Er veraltet nicht, ist ewig neu, ewig lebendig und wirkt belebend und befreiend auf alle, die ihn kennen. Er hat seine Menschen in allen Religionen und außerhalb aller. Er bedarf ihrer nicht, er duldet sie nur in gütiger Nachsicht.

Warum duldet er sie? Weil sie alle Gefäße sind, die redlich meinende Menschen bergen, weil sie vielen Leuten einen Halt bieten, die ohne ihn zu Tieren verwildern, nicht vorwärts, sondern rückwärts gehen würden, weil durch sie hindurch bewußt oder unbewußt viele Fortschrittslinien laufen, und weil in ihnen trotz aller Mängel und irdischen Unvollkommenheiten doch in vieler Beziehung der Vollkommenheit gedient wird.

Offenbar wirkt die Unvollkommenheit für Gott nicht störend. Er liebt den Menschen trotz seiner Mängel, er gestattet auch die Religionen als Zeugen menschlicher Unvollkommenheit. Wollte er absolute Vollkommenheit, so hätte er der Unvollkommenheit keinen Zutritt zu diesem Planeten gestattet. Aber offenbar ist sie notwendig und dient großen Plänen, die wir nicht ganz übersehen.

Was aber Gott duldet, das muß der Mensch auch dulden können. Damit ist nicht gesagt, daß jeder sich blindlings und willenlos seiner Religion unterwerfen solle, daß Auflehnung ungöttlich und sündig sei. Nein, ihr Wesen besteht ja zum Teil darin, daß sie Auflehnung erzeugen muß. Auch Gott hindert trotz aller Duldung keinen Zerfall von Religionen.

Die Duldung besteht vielmehr darin, daß man jeder Weise ihr heiliges Recht zuerkennt und keine Gewaltmittel gegen sie anwendet, und daß man jeden in Religion Gebundenen mit der Nachsicht behandelt, auf die ein Leidender Anspruch hat, und sie nicht eher zertrümmert, als bis die Sache in sich selbst zusammenfällt.

Dann allerdings sind Taten der Rettung zu leisten im Namen Gottes, denn Gott hat mit Religionen so wenig Gemeinschaft wie mit dem Mammon.

Der Weg Gottes.

Es ist von vornherein klar, daß der Weg Gottes ein grundanderer ist als der Weg der Religionen. Der Mensch als Mensch ist Gottes. Die Religion ist nur seine Schöpfung, der Mensch ist ewig, sein Werk nicht. Also ist der einzig richtige Weg, daß der Mensch als Einzelner unmittelbaren Anschluß an die höhere Macht sucht, die er als Gott erkennt.

Es schadet ja nichts, wenn er recht unvollkommene Vorstellungen von Gott hat. Keiner hat die rechten, aber jeder die Rechte auf die seinen. Nur muß er mit seinem ganzen Wesen diesen Anschluß suchen. Ein Mensch ohne eigene Beziehungen zu Gott ist ein steuerloses Wrack, oder er wird das Opfer irgendeiner Religion oder eines Aberglaubens und fällt in Menschenhände, die ihn nach ihrem Willen gängeln. Es ist aber besser in Gottes Hand als in irgendeines Menschen Hand zu sein.

Sobald der Mensch spürt, daß er auf diesem innern Wege Anschluß erreicht hat, und Gegenseitigkeit Gottes da ist, beginnt ein wunderbares Leben in ihm, das immer weitere Kreise schlägt und ihn von Erkenntnis zu Erkenntnis, von Freude zu Freude bringt.

Es mag durch viel Unsicherheit und trübe Zeiten gehen, aber wenn der Mensch erst weiß, daß er alles selbständig haben muß, daß er seinen Gott selbst erfassen muß, wie er selbst geboren werden, selbst leben, selbst essen und trinken und selbst sterben muß, dann geht's doch aufwärts in immer neue Klarheit. Unklarheit wird erst dann, wenn er an eigenen Beziehungen verzweifelnd andere Menschen für sich denken läßt und Anschluß an ihre Führung sucht.

Gott ist unser tiefstes Lebensbedürfnis, das wir andern keinesfalls überlassen dürfen und können.

Das ist nun freilich augenblicklich noch der Zustand der Mehrheit unserer Planetenbewohner, daß sie sich der Führung dritter Menschen anvertrauen, aber daher kommt auch der Religionswirrwarr, und der Weg Gottes ist's nicht.

Der Weg Gottes, mag er noch so wenig beschritten sein, besteht in der Unmittelbarkeit des Einzelnen in seinem Verhältnis zu der großen Vormacht dieser Welt. Es ist klar daß keine Religion da hineinreicht, keine kann ihn auch hindern. Millionen von Religionsmenschen aller Schattierungen wandeln ihn auch, ohne es genau zu wissen oder in der Meinung, sie übten damit ihre Religion aus.

Sobald nun Menschen gegenseitig merken, daß in ihnen Leben und Klarheit wächst aus dem verborgenen Quell des Seins, bildet sich auch unter ihnen eine gewisse Gemeinschaft. Eine rechte Gemeinschaft kann auch unter Menschen nur bestehen im Geiste und in der Wahrheit. Alle andern sind sehr flüchtig und wertlos. Wenn Freunde sich nicht mehr im Geiste verstehen, laufen sie auseinander, Ehen ohne innere Beziehungen werden zu Hölle und Qual, anders-

geartete Kinder werden fremd. Menschen sind Geister, und Geist ist das Gebiet, auf dem sie sich einzig wirklich begegnen.

Religiöse Gemeinschaften sind auf Sätze, Gebärden und Bräuche gegründet. Darum halten sie auch die Menschen nicht im Innern zusammen, sondern sind voll von Unlauterkeit. Nur der Weg Gottes in Geist und Wahrheit schafft echte Gemeinschaft und Zugehörigkeit, wirkt Einheit der Menschen, die der Einheit Gott zustrebt.

Das alles ist eigentlich so furchtbar einfach, daß man meint, jedes Kind müsse es ohne weiteres einsehen. Allein die Erfahrung hat gezeigt, daß die einfachsten Wahrheiten am schwersten erfaßt werden. Daher kommt's, daß die Menschheit im ganzen immer den rechten Weg verfehlt hat.

Zwei Empfindungen scheinen uns angeboren, angeerbt oder irgendwie erworben zu sein. Wir haben sie alle. Das eine ist das Bewußtsein, nicht die höchste Macht zu sein, sondern eine höhere Vormacht zu haben, das andere das Bedürfnis nach Gemeinschaft untereinander.

Finden wir uns im Erleben und in eigenständiger Gegenseitigkeit zu der Geistesmacht im All, so ist unsere Gemeinschaft untereinander die selbstverständliche Folge. Sie quillt aus dem beseligenden Reichtum unseres Ewigkeitsbewußtseins.

Man kann aber auch den umgekehrten Weg gehen. Man kann zuerst eine Gemeinschaft gründen, etwa auf gemeinsame Gebräuche, Lehren, Gedanken und Gebärden, die man der Vormacht gegenüber zur Anwendung bringt und als Erkennungszeichen festlegt, und mit diesem Zeug versuchen Beziehungen zwischen Gemeinde und Gott zu finden, von der dann der Einzelne seinen Sondernutzen ziehen kann.

Das ist der Weg der Religionen aller Zeiten gewesen und ist's bis heute. Er hat nur den Nachteil, daß er eine Gemeinschaft auf falschem Grund aufrichtet, nämlich nicht auf dem Geiste, sondern der Gebärde des Menschen. Da-

mit läßt er der Unstimmigkeit breiten Raum. Zweitens schaffen Kultusübungen keine Beziehungen zwischen Gott und Menschheit, sie ruhen ja nicht auf Geist und Wahrheit, und drittens weiß keine Gemeinde, ob nun wirklich ihre einzelnen Angehörigen den inneren Weg selbständig gehen oder sich nur an das Allgemeindenken anhängen.

Es kann gar nicht anders sein, als daß diese Nachteile sich auch im Leben der Menschheit schwer geltend machen. Sie richten eine Priesterherrschaft über die Massen und die Einzelnen auf, unter der die Jahrtausende mehr geseufzt haben, als daß nötig wäre, ein Wort darüber zu verlieren. Namentlich die Ungewißheit über die Stellung des Einzelnen hat häßliche Überwachungseinrichtungen einerseits und schmerzliche Heuchelei andererseits gezeitigt.

Es hat aber auch von Zeit zu Zeit Menschen gegeben, die die Wahrheit Gottes klar erkannten und den Gottesweg gingen. Nur sind sie alle nicht so durchgedrungen, wie sie wollten, sondern religiös abgelenkt worden.

Z. B. Moses hatte mit seinem einzigen Gebot, Gott zu lieben und den Nächsten daraufhin zu ehren, unzweifelhaft den Gottesweg zum Ausdruck gebracht. Aber einmal drang er damit nicht durch, sodann hatte er einen Bruder Aaron, der mit fataler Religiosität behaftet war, und der wohl hauptsächlich dafür sorgte, daß sich eine schwerfällige Religion an Mosis Namen hängte. Auch Buddha hat ohne Zweifel die Sachlage klar erkannt und die Wahrheit Gottes und des Menschen ausgesprochen, die einfache. Er ist aber an der Formel hängen geblieben. Buddhist kann man sein, wenn man bestimmten Anschauungen, Bräuchen und Formeln huldigt. Das kann man ohne Geist und Wahrheit.

Der einzige, der von Formeln und religiösen Gebärden nichts wußte und wissen wollte, der sich nur an den Einzelnen wandte und den Schauplatz des Geistlichen in das Innere jedes Einzelnen schob, war Jesus. Er ist aber nicht

verstanden worden, sondern an seinen Namen haben Religionsmenschen ein Glaubens-Formel- und Gebärdenwesen gehängt, das unter dem Namen Christentum bekanntlich recht fruchtbar in Erzeugung religiöser Sonderwege war und noch ist.

Jeder hält sein Christentum natürlich für das einzig wahre, welches „das" Christentum ist, vermag kein Mensch zu sagen, und kein einziges deckt sich mit dem, was Jesus wollte, zu keinem hat Jesus Beziehungen. Sie sind ihm alle fremd.

Jedes Christentum ist eine Religion, und zwar gehören alle zu den höheren Religionen, aber alle tragen auch die Mängel der Religionen an sich, die Abhängigkeit vom Geld, die Unstimmigkeit ihrer Zugehörigen und die Bevormundung durch Religionsdiener. Sie sind trotz aller Entwickelung doch ein Zeugnis der menschlichen Unreife.

Darum können sie auch nicht ohne weiteres abgeschafft werden. Die Massen bedürfen ihrer augenblicklich noch. Aber nichts wäre der Menschheit so zu wünschen, als daß sie den Weg Jesu fände. Dann wäre sie allen Religionen, auch allen Christentümern entwachsen. Und sie wird es tun.

Der Weg Jesu.

Jesus unterscheidet sich grundsätzlich von allen Religionsstiftern und Religionsträgern, die jemals waren. Von ihm stammt das scharfe Wort: Alle, die vor mir gewesen sind, sind Diebe und Mörder gewesen. Es gibt daher kaum eine verständnislosere Bezeichnung für ihn als die übliche, „der erhabene Stifter der christlichen Religion". Er hat sie nicht gestiftet, wollte sie nicht stiften und seufzt über sie mehr als über sein damaliges Leiden.

Das erste, was an ihm auffällt, ist, daß er nicht predigte. Alle vor ihm und nach ihm, wenn sie ihre Zeit ge-

kommen fühlten, übten eine begeisternde Predigttätigkeit aus, waren auch alle sehr beredt. Jesus nicht. Selbst da, wo er sich wirklich einmal zum Predigen herbeiließ – warum soll man nicht auch einmal predigen? – wie z. B. in Nazareth oder sonst in den Synagogen, vermied er den Predigtton. Hätte er wirklich seine berühmte Bergpredigt gehalten, und ist sie nicht eine Sammlung einzelner vertraulicher Aussprachen, so müßte man sie sich langsam, stockend denken, mit großen Pausen, unterbrochen durch Einzelgespräche und Taten des Lebens.

Schon diese Art entsetzte die Menschen. Jemand der schlechthin nicht Eindruck machen will. Das gibt's einfach nicht. Kein Schriftgelehrter und Pharisäer kann predigen, ohne Eindruck zu beabsichtigen. Alle wollen etwas, etwas Gutes natürlich, aber Jesu fühlt man's ab, daß ihm sein Reden abgerungen wurde, durch die Verhältnisse, die Menschen. Und wenn er redete, verbarg er mehr, was ihn erfüllte, denn seine Gedanken erregten Entsetzen.

Aber was er dann sagte, hatte auch seine Eigenart, wie sie nie wieder jemand gefunden hat. Anscheinend war's nichts Besonderes. Namentlich wenn viele da waren, erzählte er ausschließlich kleine Geschichten aus dem Alltagsleben bäuerlicher, kleinbürgerlicher Verhältnisse. Leute, die auf Rührung und Ergriffenheit ausgingen, müssen wohl enttäuscht worden sein.

Aber diese Geschichten, die jeder fortwährend erlebte, hatten das an sich, daß sie im Erleben jeden einzelnen festhielten und zum Denken nötigten. Warum erzählt er das nicht Besondere mit solchem Nachdruck, und was bedeutet der stehende Zusatz: Gerade so ist's im Himmelreich! Wieso ist's im Himmelreich so, wie wenn man Fische fängt, Samen sät, Brot bäckt, Stuben fegt? Was heißt denn Himmelreich?

Gerührt und weinerlich wurden die Menschen nicht

aber nachdenklich, aufgeregt. Da muß man mehr davon wissen, vom Himmelreich. Darum liefen die ihm nach.

Die Religionsmenschen haben immer gepredigt und predigen noch: Das Himmelreich ist gleich einem Engel, der davonflattert. Das versteht man, und es ist rührend zu denken, einmal mitzuflattern – wenn man gestorben ist. Sie rühren ja alle nur in seelischen Gefühlen herum. Aber Jesus kam furchtbar nüchtern und einfach. Er sagte, es ist gleich einem Bauern, der Korn säte, gleich einer Arbeiterfrau, die Brot buk, gleich einem Händler, der Perlen kaufte, gleich einem Fischer, der Netze warf. Dann ist's also heute, ist's diesseitig. Das war etwas Neues, Entsetzliches. Wo ist's denn? Und dann säten sie und fischten und handelten, und es verfolgte sie die Frage: wo **ist** das Himmelreich?

Und dann hörten sie: In euch inwendig. Das war wieder zum Entsetzen. Die jammervolle Rührung kam überhaupt nicht auf. Die ist ein Greuel vor Jesu.

In uns? – Um Gottes willen in uns doch nicht? Wir sind ja arme, elende, verlorne und verdammte Sünder. In uns sagst du? –

Natürlich in euch. Der Mensch ist Gottes als Mensch, und jeder, wirklich jeder ohne Ausnahme, ist ohne weiteres gottfähig. Der Zöllner und die Sünderin, der Religiöse und der Irreligiöse, der Fromme und der Heide, der Jude und der Samariter, Pharisäer und Sadduzäer, Schriftgelehrter und Verbrecher, alle, alle haben jeden Augenblick die selbstverständlichen Rechte an Gott und dürfen sie ganz einfach geltend machen, indem sie sprechen: Lieber Vater im Himmel. Wo und wie sie das tun, ist gleichgültig. Nur im Geist müssen sie wahrhaftig vor Gott stehen.

Aber der Tempel, die Religion, die Opfer, die Formen, die Gebräuche und Gebärden? –

Ach die schaden ja nichts. Die könnt ihr ja mit-

machen. Aber meinetwegen könnt ihr auch den Tempel abbrechen. Was daran wertvoll ist, das wird ja auf meinem Wege alles neu, und was die Religion anlangt, da muß ich euch eine kleine Geschichte erzählen.

Mit dem Himmelreich geht's so, wie es einmal mit zehn Jungfrauen ging. Die wollten alle den Bräutigam mit brennenden Lampen empfangen. Weil's aber lange dauerte, schliefen sämtliche Jungfrauen ein. Das geht so.

Wenn niemand wartet, wird auch der Wache schläfrig. Schließlich um Mitternacht kam der Bräutigam wirklich. Aber da waren alle Lampen heruntergebrannt, und die guten Jungfrauen standen im Finstern da wie die Nachteulen. Einige aber hatten Öl mit sich genommen, und ihre Lampen lebten auf, und sie wurden licht vor dem Bräutigam. Aber die selbst kein Öl hatten, mußten davonlaufen und suchten in allerlei Krambuden ihre Lebenslämpchen aufzufrischen. Aber während die törichten Jungfrauen den Krämern nachliefen, verpaßten sie die Hauptsache, den Bräutigam. Es gab viel Törichte unter den Jungfrauen. Volle 50 Prozent. Und die Krämer verpaßten's natürlich auch. Die hatten ja mit den törichten Jungfrauen zu tun, mußten sie beölen und konnten sich ihrer nicht erwehren.

Es lag Humor in der Geschichte, aber jener orientalische, der nicht Lachen sondern zunächst Entsetzen erregt. Das warf einfach alles bisherige um, was als fest und richtig anerkannt war. Tempel und Religion erschienen als überflüssig, als verfehlt.

Ja, wo liegt denn da unser Halt?

Da wo er einzig liegen kann, im Vater. Bei den Krämern doch nicht.

So war jeder immer unmittelbar vor Gott gestellt. Das wirkt auch Entsetzen. Die Religion ist ein so schönes Feigengebüsch, wo man seine Blöße decken kann. Da ist's so fromm. Man versteckt sich im heiligen Duster, weil man

ein verlorner und verdammter Sünder ist. Diese Erkenntnis rührt so tief, und man kann soviel darüber reden und so erbaulich.

Solange die Menschen schöne Worte machen, haben sie Gott nicht erkannt. Wer Gottes inne geworden, kann auch etwas sagen, aber seine Worte sind grundanders. Den Religionsleuten klingen sie unfromm.

Jesus holte die Leute heraus aus ihren Verstecken und stellte sie so, wie sie waren, vor Gott. Da verstummten sie vor Entsetzen. Dann sagte er: Ihr seid doch Kinder und bleibt's ewig. Gott ist doch Vater. Er weiß wie ihr seid. Also heraus und durchgeglaubt. Laßt euch nicht verdammen. Dringet unverzagt vor, bis ans Herz des Vaters. Das ist euer unveräußerliches Recht, das Öl, das eure Lebensflamme brennen macht.

Daß den die Religionen haßten bis aufs Blut, bis ans Kreuz — wer wollte sich darüber wundern! Im Namen Jesus liegt für sie Sein oder Nichtsein beschlossen für alle Zeiten.

Der Buddhismus hat's doch fertig gebracht, sich mit den andern Religionen seinesgleichen, Brahmanismus, Schintoismus und ähnlichen, auf leidlichen Fuß zu stellen. Mit Jesus ist eine Verständigung ausgeschlossen. Protestantismus und Katholizismus können mit einigem guten Willen friedlich beisammen leben. Bei Jesus ist ein Ausgleich unmöglich.

Versöhnen können sich nur solche, die gegeneinander feierliche Gesichter machen können, Grenzen festsetzen und sich ein gewisses Daseinsrecht zusichern können. Also kann sich Jesus mit keiner Partei versöhnen, denn er kann den andern nur das einzige Recht des Zerfallens zubilligen. Wer mit dem Bewußtsein des Siegers nur zeitweilige Duldung gewähren kann, der kann sich nicht aussöhnen. Wollten die Religionen in irgendwelche Beziehungen zu Jesus treten, so mußten sie ihn umgestalten. Er läßt sich aber nicht umgestalten.

An Versuchen dazu hat's ja nicht gefehlt. Der Phari-

säismus jener Zeit bot ihm Anerkennung an durch seinen Obersten Nikodemus, wenn – ja wenn er ihn auch anerkennen würde. Aber der Meister entgegnete lächelnd: Ihr müßt noch einmal geboren werden. Ihr habt schlechthin keine Ahnung vom Reiche Gottes, könnt sie gar nicht haben. Da wurden sie seine bittersten Feinde, mußten's werden, oder aufhören, Pharisäer zu sein.

Sämtliche Christentümer sind großartige Versuche der Umgestaltung Jesu. Jedes Christentümchen hat seinen Sonderjesus konstruiert. Aber vom Himmel aus sieht das alles wie eine Karikaturensammlung aus. Geduldig und zielsicher wartet der Meister, bis diese Bestrebungen zerfallen. Sie zerfallen auch. Er läßt sie ebenso bestehen wie seinerzeit den Tempel, den Sadduzäismus, Pharisäismus, aber sie verkrachen in sich.

Wer damals recht fromm sein wollte, mußte Pharisäer sein. Heute ist's ein Schimpfname geworden. Kein Mensch mag mehr so heißen. So wird's weiter gehen. Es wird einmal niemand Katholik oder Lutheraner oder irgend so etwas heißen wollen. Der Meister hat Zeit zu warten.

Er nannte seine Sache damals Himmelreich, Reich Gottes. Am Namen liegt so viel nicht. Aber er verstand darunter einen Zustand, in dem der Mensch unmittelbar vor Gott steht, sein eignes Öl hat, ohne den Krämern nachlaufen zu müssen. Dann ist klar, daß die Herrschaft Gottes auf Gegenseitigkeit ruht. Der Mensch unterstellt sich als einzelner mit seinem ganzen Sein, auch mit allen seinen Unvollkommenheiten unter Gott als Vater, und der Vater kann nicht anders, er nimmt ihn an, denn er ist Vater. Dann werden sich an ihm die Kräfte des Lebens vom Vater her entfalten. Es wird in ihm Himmelreich und auch um ihn her. Das ist der einzige Weg. Er ist auch beschreitbar, weil jeder einzelne ein Gottesgeist ist und bleibt, trotz aller Verirrungen.

Dennoch würde man sehr irren, wenn man glaubte, Jesus habe damals begonnen, einen Kampf gegen die Religionen zu führen. Er sprach seine Gedanken fast nie aus. So wenig, daß die Menschen immer fragten: Ist er nun eigentlich fromm oder nicht, daß sogar später seine Apostel das Tempellaufen bekamen und gar nicht merkten, daß sie eigentlich mit dem Judentum nichts mehr zu tun hatten, daß bis heute alle Christentümler ehrlicherweise meinen, sie seien auf dem Wege Jesu.

Der ganze Schwerpunkt seines Seins lag in seinem Innern. Dort wurde die große Frage gelöst, Gott und Mensch, die einzige Menschheitsfrage, die es gibt. Die Lösung besteht darin, daß unter allen Umständen und Lebenslagen, in Leid und Freud, in hellen und dunkeln Tagen, auch in den verzweifeltsten innern Verfinsterungen die Verbindung mit Gott aufrecht erhalten wird. Der Weg, den alle gehen müssen, Jesus ging ihn voran.

Die meisten verzagen, wenn's in ihnen und um sie dunkel wird, wenn ihre Sünden als große unbezwungene Mächte fühlbar werden. Dann, wenn es eigentlich gilt, lassen sie nach. Es ist auch unsagbar schwer, im allertiefsten Dunkel von innen und außen am Vater festzuhalten. Auch bei Jesu mutet es uns an wie das Ergebnis langer, schwerer Kämpfe, wenn er eines Tages kurz vor seinem Abscheiden sagte: Ich und der Vater sind eins.

Das ist aber die einzige Lösung des Rätsels jedes Menschenlebens. Die Kraft, selbst festzuhalten am Vater, ist das geheime Öl, das jede Lebenslampe speist. Er nannte es Glaube, aber das Wort ist gleichgültig, ist heute entbehrlich, weil die Religionen es verdorben haben.

Von diesem innern, geheimen Wirken aus, das alle Kräfte ausschließlich in Anspruch nahm, war bei Jesu jedes Tun nach außen, jedes gesprochene Wort, jede Tat nur ein Nachgeben dem Augenblick. Das Nächstliegende tat und

redete er. Seine Gedanken waren unablässig in seinem Innern beschäftigt. Für Äußeres war kein Raum. Diese Haltung gestaltete seiner Erlebnisse bunte Kette, wie es der Zufall brachte. Es muß ja alles recht werden, was aus dieser geheimen Quelle fließt. So fehlte ihm alles Berechnete, Systematische, jedes irgendwohin wirken Wollen. Das sind ja alles nur Possen, auf die Menschen verfallen, um Ströme zu erzeugen, ohne daß eine Quelle vorhanden ist.

Wer die eine Jesussorge in seinem Innern bewegt, dem wird das ganze Außenleben unwichtig, und je unwichtiger es wird, desto wirksamer pflegt es zu sein.

Darum fehlte ihm alles Jagen und Hetzen, alles Sorgen und Drängen gegen den Einzelnen. Er hatte immer Zeit, war niemals überlastet und hatte seine Zeit voller besetzt als irgendeiner und trug mehr Lasten als alle zusammen. Weil er die Vielheit der Sorgen gegen eine einzige eingetauscht hatte, konnte er gegen alles und alle sorglos sein. „Sorget ihr auch nicht, sondern trachtet nur nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtsame."

Alles was die Menschen zu erjagen trachten, sei es politisch, religiös oder irgendwie, beweist nur, daß sie die Eine Sorge nicht kennen. Darum zerbröckelt auch fortwährend alles, was sie etwa erreichen. Hätten sie „die" Sorge, so würden Lebensströme und erquickliche Erfolge ganz von selbst um sie her sich ausbreiten. Um jeden anders, in unzähliger Mannigfaltigkeit der Formen, um jeden erquicklich und verträglich in der Einheit des Geistes. Das wäre dann Herrschaft Gottes. Da wüßte man auch von Religion nichts mehr, aber man ließe die harmlose bestehen, wie sie mag. Man hätte gar nicht Zeit, sich um sie zu kümmern.

Und wie anders sähe die ganze Menschheit aus! Heute sehen wir nur gute und böse Menschen. Natürlich vielmehr böse, fast ausschließlich böse. Jesus hatte gar keine Zeit,

böse zu sehen. Er sah Menschen und in ihnen die Kinder des Vaters, die sich nur nicht getrauen, von ihren Rechten Gebrauch zu machen. Er hatte nur zu tun, ihnen dieses Vertrauen zu stärken, und freute sich über jeden, der sich herangetraute. Seine Vergangenheit spielte dabei schlechthin keine Rolle mehr, nur der Ernst seines Wollens.

Er hatte auch nie notwendig, auf die Menschen einzustürmen und bekehrend zudringlich zu werden. Er wußte, daß sie alle von selbst kommen, wo sie den Vater spüren, und die da kamen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden. Auf die andern wartete er geduldig. Sie müssen ja kommen, können gar nicht anders.

So war auf einmal Friede zu jedem, Friede auf Erden, so weit sein Machtbereich reichte. Uns Neueste hat erst Nietzsche, der Atheist, darüber aufklären müssen, daß es ein Jenseits von gut und böse gibt. Die Christentümer glauben es ihm heute noch nicht. Eine wunderliche Welt.

Was für Kräfte könnten entbunden werden, die wir heute nutzlos gegeneinander verschwenden, wenn in der Welt nur von einigen wenigen aus, das ausgehen könnte, was Jesus Herrschaft Gottes nannte! Da würde er auch wieder dabei sein können mit Kraft und Leben. Anders nicht.

Die Geschichte des Reiches Gottes.

Man muß durchaus die Frage aufwerfen: Warum hat sich von Jesus aus nicht das Reich Gottes durchgesetzt und alle Welt erfüllt? Das, was er brachte, war doch viel einfacher zu verstehen als jede Religion, leuchtete selbst den Massen ohne weiteres ein, nachdem der erste Schreck überwunden war. Warum also ist mit Jesus im wesentlichen das Reich Gottes verschwunden, um einer vielverästelten Religion zu weichen?

Dafür gibt's mancherlei Ursachen. Erstlich das menschliche Beharrungsvermögen. Wer's nicht erprobt und erlebt

hat, kann sich gar keine Vorstellung machen, wie fest die Menschen im Alten hängen. Der Mensch ist noch immer ein Wesen mit außerordentlich geringer Denkfähigkeit. Er kann eigentlich nur nachdenken, was man ihm vorgedacht hat, und dazu bedarf er viel Zeit, sich in solches Vordenken innerlich einzuleben. Selbständige Denker gibt es sehr wenige, und Vordenker neuer Wahrheiten werden fast gar nicht geboren. Kommen sie doch, so wird ihre Wahrheit erst lange nachher erkannt, sie selbst werden gekreuzigt oder mindestens verkannt.

Das hängt tief zusammen mit Gesetzen der Entwicklung, die man im einzelnen gar nicht aussprechen kann. Darum mißlingen auch alle Revolutionen. Jeder Revolution liegt doch ein Gedanke zugrunde. Die aufgeregten Massen, die anscheinend einen Umsturz herbeiführen, haben den Gedanken niemals erfaßt. Sie können gar nicht. Und wenn scheinbar ein neuer Zustand erreicht ist, gewinnt's doch wieder der alte Philister, der sich der neuen Form anpaßt, aber zum neuen Gedanken nicht fähig ist. Jede große Bewegung kommt langsam wieder in normale Bahnen, wie man sagt, d. h. der versuchte Sprung nach vorwärts wird unter das Gesetz der Entwicklung gebeugt. Z. B. was die französische Revolution eigentlich wollte, das beginnen wir jetzt erst einzusehen und haben's noch längst nicht. Ist es da verwunderlich, wenn der größte Umstürzler aller Zeiten, Jesus, der einen Gottesweg ohne Religion erfand, auch von ehrlichen Leuten nicht verstanden wurde? Der Mensch kann noch nicht folgerecht denken.

Nun gibt's aber nicht nur aufrichtige, selbstlose Menschen. Die Führer der Massen denken viel auch an sich selbst. Sobald aber der Weg Jesu beschritten wird, hat der einzelne Führer gar nichts mehr zu bedeuten. Er verschwindet unter der Majestät Gottes. Religionen sind Verschattungen Gottes. Da verschwindet Gott in den Tiefen

der Tempel und den Geheimnissen der Priesterschaften. Das Reich Gottes ist die Offenbarung Gottes, da kann kein menschlicher Name mehr bestehen. Jeder steht selbst vor Gott ohne den Wahrheitskrämer. Glaube selbst, dein Glaube hilft dir, pflegte Jesus zu sagen.

Ein solches Zurücktreten, wie er es übte, der immer dann verschwand, wenn die Massen ihn bewundern wollten, ist aber für sonst begabte und bedeutende Geister unendlich schwer. Sich auslöschen, damit Gott groß werde, das bringen sie nicht fertig. Bloß Menschen und Brüder sein und aufhören, Religionsgewaltige zu spielen, das können sie nicht. Sie müssen Rollen spielen. Das heißt aber wieder dasselbe. Das große Neue wurde unter das Gesetz der Entwickelung gestellt.

Es muß auch der menschliche Größenwahn als Trug erkannt und überwachsen werden. Das kann gar nicht so schnell gehen. Es gibt stiefeldumme Menschen, die man leiten muß und soll, denen man nicht zurufen kann: Sei selbst. Aber das zu tun, ohne für sich selbst Nutzen zu haben, bloß um des andern willen, bloß damit Gott groß werde — dieser Aufgabe sind die Großen der Menschheit noch heute nicht gewachsen. Kein Wunder, daß allmählich auch die Sache Jesu in religiöse Bahnen lenkte, wo Menschen sehr groß und Gott sehr klein wurde.

Es lebt in der menschlichen Geschichte ein eigenartiger Humor. Heute ist eine Zeit geworden, die man nennen kann die Zeit der berühmten Leute. Keine Schicht der Bevölkerung ist berühmtheitenrein, und die vereinte Presse erfindet täglich neue. Vielleicht ist das der Weg, die Possen der Sache einzusehen, daß die wahrhaft Großen ihre Größe darin finden, nun einmal nicht mehr hervorzuragen wie die andern alle. Dann hört auch der Priester auf, Größe zu spielen, und damit fällt die Religion zugunsten Gottes und seiner Herrschaft. Ich glaube, Paulus entwirft einmal irgend-

wo ein solches Zukunftsbild, daß die Herrschaften, Throne, Thrönchen und Majestätchen sich vor Jesu beugen sollen und auf sich verzichten für das Reich Gottes. Das wäre aussichtsvoll für eine Zeit, in der man sich vor Majestäten nicht retten kann.

Es ist aber ein Irrtum zu meinen, daß es sich wesentlich darum handle, gewisse Gedankenreihen zum freien Allgemeingut werden zu lassen. Das Reich Gottes ist keine neue Gedankenbahn für das Verständnis des Menschen. Es handelt sich in der Menschheit nie um bloße Denkvorgänge, sondern um Lebensvorgänge. Sie hängen ja enge zusammen, aber es ist ein anderes, etwas zu denken, ein anderes, etwas zu leben.

Ich glaube, nicht einmal mathematische Wahrheiten werden auf reinem Denkwege vermittelt. Ehe der Schüler irgendeinen Beweis erfassen kann, muß er sich in die mathematische Gedankenwelt einleben. Dann wird ihm alles schnell deutlich auf seinem Denkwege. Die Kinder, die wir in die Schulen schicken, werden wahrscheinlich zum größten Teile gar nicht wissen, was man eigentlich von ihnen will. Meine eigenen Erinnerungen sind so. An meinen Kindern hab' ich's auch bemerkt. Haben sie sich aber erst in die Schule eingelebt, dann geht schließlich das Lernen. Es ist dabei eine allgemeine Lehrererfahrung, daß oft die Tüchtigsten sich am schwersten einleben und infolgedessen oft für unbegabt gelten, während die Minderen glänzen, um später im Leben oft recht abzufallen.

Es geht offenbar mit göttlichen Wahrheiten erst recht so. Es handelt sich nirgends um bloße Aufklärung, sondern um Lebensanstöße. Die Aufklärer sind sehr kleine Geister im Reiche Gottes. Es muß bei den Menschen zu einem eigenartigen Lebensdurchbruch kommen. Dann beginnt sofort auch der Blödeste zu verstehen. Es geht aber nicht umgekehrt. Durch Verstehenlassen und Lehren schafft man kein Leben.

Der Mensch ist offenbar so eingerichtet, daß er nur begreift, was er erlebt hat, und was in seiner eigenen Erfahrung begründet ist. Darum ist es ganz umsonst, Gedanken auszustreuen und sehr unwichtig, den Menschen allerlei Aufklärungen zu geben. Sie werden erst dann einen Nutzen davon haben, wenn das Leben und die Erfahrung nachrückt. Auch die wahrsten und besten Gedanken schaden leicht dem, dessen Lebensfähigkeit ihnen noch nicht angepaßt ist.

Das alles erklärt ausreichend, warum die Sache Jesu zunächst keinen Bestand hatte. In dem Augenblicke, als sie bloß gelehrt und gedankenmäßig vermittelt wurde, mußte das Dasein der Herrschaft Gottes aufhören und einer weltlichen Religion weichen. Die konnte man dann mit Jesus Christus und allerlei Wahrheitsstücken von ihm schön aufputzen, mit Wort und Sakrament ausstaffieren, aber dieses Wesen war nicht Reich Gottes. Es war – Christentum und fing auch bald an zu zerbröckeln und in Atome zu zersplittern. Der Zersetzungsvorgang ist bekanntlich heute noch nicht beendet.

Aber ebenso unleugbar ist, daß das Himmelreich Jesu einmal auf der Erde bestanden hat, denn für die Erde ist's da. Es ging nicht aus von seiner Lehre, er bemühte sich ja, nicht zu lehren, auch hat es heute mit seiner Lehre, weder mit der Bergpredigt noch irgendeinem andern Lehrstück, schlechthin nichts zu tun, sondern es ging aus von Menschen und wirkte auf den Menschen. Und dieses Geheimnis der Kraft des Menschen war nicht etwa eine Eigentümlichkeit Jesu, sondern die naturgesetzlich notwendige Folge seiner Haltung. Der einzige Gedanke und Mittelpunkt des Seins war der Vater.

Ist aber diese innere Einheit hergestellt, dann ist die Quelle gefaßt und muß dann laufen und mitten in der Wüste eine Oase bilden. Solange die Menschen wirken

wollen, besonders ins Große hinein etwas schaffen, solange ist's gefehlt. Sie spielen Rollen, und Posen sind Possen. Sobald sie aber nach innen gerichtet sind, und ausschließlich Gott suchen, haben sie eine unbewußte, ungewollte Wirkung, die unermeßlich ist.

Es ist in allen Dingen so. Wer Wissenschaft nach außen treibt, wird bald zum leeren Schwätzer, wer sich auf seine Wahrheit sammelt, von dem strömen Wahrheiten aus.

Daher war der Gedanke Jesu bezüglich der Seinen: Ihr müßt weit Größeres tun als ich. Jetzt ist der Weg zum Vater geöffnet. Von euch müssen Ströme des Lebens ausgehen. Wer Gott erfaßt hat, der lebt, und Leben steckt noch mehr an als der Tod.

Die Ansteckung des Lebens ging von Jesu aus, und er rechnete ganz folgerecht: Zwölf solche wie ich müßten in einem Geschlecht die Welt erobern. Denn alle Welt fürchtet bekanntlich nichts so als den Tod und sehnt sich nach nichts so als nach dem Leben. Eine unglaublich einfache Überlegung. Trägt man also das Leben hinaus in die Welt, so wird die Welt aufjauchzen vor Freude, denn die Welt ist unter allen Umständen Gottes, und Gott hat gerade die Welt geliebt. Es war alles so fertig, daß die leibliche Anwesenheit Jesu gar nicht mehr nötig schien. Er rühmte: Ich bin froh, daß ich fortgehe. Die Quelle war ja erschlossen, sie mußte laufen.

Anfangs lief sie auch. Scharen von Tausenden wurden ins Leben hineingerissen. „Sie wurden selig", wie der Berichterstatter sagt. Jerusalem muß damals eine Lebensstadt gewesen sein. Sogar Religionsgewaltige wurden davon erfaßt. Aber dann trat die Stockung ein.

Vielleicht bewirkte es der Einschlag der Priester, Schriftgelehrten und Pharisäer, die den Gedanken nicht aufkommen lassen konnten, daß man mit Religion nichts mehr zu tun hatte. So ein armer Mensch, der einmal mit Schriftgelehr-

samkeit behaftet ist, ist ja verbildet für sein Leben und trägt ein Band, das er nie ganz los wird. Sobald man sich als Religion fühlte, war ja die Wirkungslinie nach außen gegeben. Bei Jesus muß sie aber nach innen liegen. Da stockte natürlich auch das Ausgehen der Zwölf. Eine Religion in die Welt zu tragen, hat keinen Zweck. Das hat die Welt in überreichem Maße. Also fühlten sie wohl, daß es besser sei, in konsistorialer Ruhe in Jerusalem sitzen zu bleiben.

Vielleicht war auch die Ursache eine andere. Es ist heute schwer zu erkennen. Mir scheint, die Stockung hing damit zusammen, daß eine Persönlichkeit aufkam, die überall das ausschlaggebende Wort redete, vor der Petrus duckte und Johannes schwieg, und alle andern erst recht versanken. Das war ein Religionsmann von unheimlicher Gewalt und peinlichem Überwiegen. Der Bruder Jesu, Jakobus. Ich halte eigentlich ihn für den bösen Geist jener Zeit, den Schöpfer des Christentums[1]).

Wenn ein Mensch an sich das Fatale ist, was man eine „gewaltige Persönlichkeit" nennt, und noch dazu Bruder Jesu ist, also die Möglichkeit hat, sich zur religiösen Reliquie verarbeiten zu lassen, dann begreift man's, daß auch Apostel nicht dagegen aufkommen konnten. Solange Jesus da war, trat Jakobus ganz zurück. Er scheint ihm feindlich gesinnt gewesen zu sein, wenigstens erklärte er ihn einmal, wie Markus berichtet, für verrückt und wollte ihn einsperren lassen. Später ist er auf einmal da. Vielleicht hat er sich bekehrt, und Bekehrte maßen sich ja gern ausschlaggebenden Einfluß an. Jedenfalls hat er dieselbe Wirkung ausgeübt wie Aaron, der auch die einfache Wahrheit Mosis zu einer Religion verarbeitete. Es ist eine Eigentümlichkeit der bib-

---

[1]) Ausführliches darüber in Chotzky „Religion oder Reich Gottes, eine Geschichte".

lischen Geschichte, daß jeder große Gottesmann durch einen unverständigen Bruder neutralisiert wurde.

Man sieht den Jakobuseinfluß am deutlichsten im Wirken des Paulus. Paulus trug das Leben in die Welt und wirkte beglückend und befreiend trotz seiner angestammten Theologie, die auch er nie ganz los werden konnte. Aber an ihm lebten Völker auf. Er wollte auch nie etwas bedeuten, achtete sich selbst für den Allerunwertesten. Darum konnte er der Kanal des Lebens in die Völkerwelt werden und ist's bis heute noch.

Aber überall begegnete seinem Wirken ein Jakobuseinfluß, der vieles abstellte und berichtigte. Alles natürlich in der bekannten herzlichen, christlichen Liebe, aber in zähem Widerstehen. Paulus seufzt einmal, er habe viel gelitten von Feinden, Räubern und Verfolgern, aber auch viel von falschen Brüdern.

Schließlich drang nicht Paulus durch, sondern Jakobus. Natürlich. Auf seiner Seite stand die Macht der Religion, unter die die Menschen, wie sie sind, einmal gebunden sind. So kam's, wie's gekommen ist.

Schadet das etwas? Für den Einzelnen, für viele einzelne aller Zeiten, ist's wohl schmerzlich. Sie fühlen das Leben, aber es fehlt die Ansteckung durch das Leben. Sie werden nicht hineingerissen in den Machtbereich des sonnigen Lebens und müssen mühselig in allerlei Religionen ihr Dasein fristen.

War etwa Jesus zu großer Optimist, und übersah er die schweren Hindernisse seiner Sache? Viele glauben es. Ich nicht. Wer auf die Macht des Lebens rechnet, kann sich nicht verrechnen. Er wußte, daß trotz seiner Apostel und seines päpstlichen Bruders der Lebenssame doch gelegt war und nicht aussterben konnte. Er ist auch bis heute nicht ausgestorben.

Es gab zu allen Zeiten Lebensträger, die allein auf

Gott gerichtet waren und darum in kleineren oder größeren Kreisen Leben entzündeten. Sie waren mitten in den Religionen und außerhalb ihrer. Auch das kleinste Konfessiönchen hat irgendwelche Lebensleute in seinen Mauern gehabt. Aber auch außerhalb ihrer gab's nicht wenige. Auch Jesus gehört nicht dem Christentume. Natürlich nicht. Er hat's ja auch nicht gestiftet. Er gehört der Welt, seine Bewegungen werden nicht in den Religionen, sondern in der Weltgeschichte gesehen.

Und in die Welt kam das Leben, das Licht, und da ist's noch. Du findest es in der Loge, in der Sozialdemokratie, überall. Sogar im sogenannten Atheismus sind Lebensleute. Das sind diejenigen, die genau die Ziele Jesu verfolgen, die den Menschen suchen um des Menschen willen. Und wer den Menschen sucht, der sucht Gott, auch wenn er sich einen Gottesleugner nennt.

Das Reich Gottes ist. Vielleicht sehen's nicht alle. Es soll auch nicht geleugnet werden, daß ihm etwas fehlt, ein bestimmtes Maß von Kraft und Lebensfreudigkeit. Die Quelle sickert. Sie müßte wieder einmal gefaßt werden, um ihren Strom sehen zu lassen, daß man aus dem Sumpf herauskäme. Aber das kann ja leicht geschehen.

Die Welt ist nie mehr richtig zur Ruhe gekommen seit Jesus. Irgendwo arbeitet's immer, und keine Zeit ist sicher, daß diese Wahrheit einmal zum Durchbruch kommt und eine Umwälzung aller Verhältnisse herbeiführt. Das fühlen die Leute und fürchten sie. Besonders die Religionen. Sie werden mit der Welt gut fertig. Sie predigen hinein und schimpfen hinein, aber wo sich Leben regt, da wird's ihnen bald verdächtig. Denn wenn es erstarkt, wirft es sie um.

Wir dürfen nur nie den Fehler machen, zurückzusehen und unsere angebliche Armut über verflossenem Reichtum zu bedauern. Das tun nur bejammernswerte Greise, die dem Tode verfallen sind. Menschliche Ruinen. Nein wir

müssen unser Heute sehen und von seinen Lebenskeimen aus vorwärts sehen. Vor uns liegt der große Sieg der Menschheit, der Sieg der großen Jesuswahrheit vom Menschen als Kind des Vaters.

Es hat die Verzögerung nicht nur nichts geschadet, sondern viel genützt. Die Sehnsucht nach Leben ist unermeßlich groß geworden, auf die Dauer gar nicht zu bändigen. Keine Verdorbenheit vermag sie zu hindern. Sie muß sie erhöhen. Die Schwarzseher verstehen alle die Welt und die Menschheit und Gott nicht. Heute scheint's soweit, als bedürfte es nur noch des lösenden, des lebendigen Wortes, um das Leben zu entbinden für die ganze Welt. Dann aber gehört der Sieg nicht irgendwelchen Religionen und ihren gepflegten Persönlichkeiten, sondern dem Reiche Gottes für die Welt.

Heinrich Chotzky.

Religion und Moral

Das unumstößliche Datum im Geistesleben des Menschen ist das Selbstbewußtsein. Unbewußte Vorgänge im Menschen sind denkbar, aber nicht erlebbar. Alles Erleben des Menschen ist persönliches Erleben, denn alle und jede menschliche Tätigkeit hat zu ihrem Subjekt das Ich. Darnach scheinen die verschiedenen Sphären, in denen der Menschengeist sich bewegt, eine Einheit zu bilden, weil das Selbstbewußtsein das Band ist, das sie zusammenfaßt.

Aber das ist die Frage, ob nicht diese Zusammenfassung rein formaler Natur ist und die Geistestätigkeit des Menschen, auf ihren Inhalt gesehen, auf verschiedene, getrennte Gebiete sich verteilt, die unabhängig voneinander leben.

Ein Blick in das große Menschenleben überschaut in überreicher Fülle die mannigfaltigsten Felder, auf denen Menschen an der Arbeit sind. Ich brauche nur an die Tatsache der zahlreichen Berufsarten zu erinnern, deren Masse man früher durch die Einteilung in den Wehr-, Nähr- und Lehrstand glaubte übersichtlicher gestalten zu können.

Hier hat sich die Menschheit eine verzweigte Arbeitsteilung geschaffen. Aber sie ist nicht nur aus dem praktischen Bedürfnis entstanden, der Welt nach allen Seiten hin Herr zu werden und die Aufgaben der Kultur zu erfüllen, sondern sie entspricht ebensosehr einem inneren Bedürfnis

des Menschen, seine Anlagen und Kräfte, wie sie verschieden sind, so auch verschieden zu betätigen und auszubilden. In der Mannigfaltigkeit der Berufsarten kommt eine innere Mannigfaltigkeit der menschlichen Fähigkeiten, Neigungen, Kräfte zur Erscheinung.

Auf diese innere Ausstattung und Begabung des Menschen richten wir unseren Blick. Wenn wir also recht daran tun, am Menschenwesen das Erscheinende und das Wirkende, den Leib und die Seele, zu unterscheiden und wenn man mit Recht den Leib des Menschen nicht nur beschränkt auf diese seine organische Fleischeshülle, sondern unter dem Leibe die ganze Umwelt des Menschen versteht, seine Behausung, seinen Berufskreis, alles das, was er um sich her von innen heraus aneignet und organisiert, so wird uns jetzt nicht sein Leib, das Gebiet seines Handelns, beschäftigen, sondern das, was sein Handeln treibt, lenkt, ordnet, seine Seele. Nicht bloß die Religion, auch die Moral ist eine Sache des inneren Menschen.

Was das ist, was wir Seele nennen, steht hier nicht zur Frage: soviel kann niemand entgehen, daß es etwas im Menschen gibt, was wir Seelenleben nennen müssen, und daß in diesem Seelenleben verschiedenartige Funktionen sich voneinander trennen lassen. Und seit Kant haben wir uns daran gewöhnt, eine Dreiheit seelischer Vorgänge zu unterscheiden: Die Erkenntnis, den Willen und das Gefühl. Dieser Dreiheit entsprechend hat man drei Gebiete für die Betätigung jener drei seelischen Funktionen gesondert, nämlich: das Wahre, das Gute, das Schöne. Oder mit anderen Worten: die Wissenschaft, die Moral, die Kunst.

Wo es also recht bestellt ist um die Menschenseele, wo sie kein Ackerfeld brach liegen läßt, zu dessen Kultur sie die Fähigkeiten hat, da wird der Mensch keinem dieser drei Gebiete fremd sein, da wird er wissenschaftlich und moralisch und künstlerisch sich betätigen müssen.

Aber geht das nicht über Menschenmöglichkeit hinaus? Und diese Erkenntnis hat doch auch zu jener Arbeitsteilung geführt. Allein, so gut wir verlangen, daß jeder, der auf die Würde eines Menschen Anspruch macht, auf dem Gebiete der Moral nicht versagt, indem er versucht, sich zu einem geschlossenen Charakter zu bilden — so gut wird auch gefordert werden müssen, daß er sein Denken braucht, um sich eine Erkenntnis von Welt und Leben, eine Art Weltanschauung zu schaffen. Und endlich die bunte Welt der Gefühle — darf er sie wirr und wild wachsen lassen, daß sie Weg und Ziel ihm überwuchern, Weg und Ziel bewußten Wollens? Er wird sie erziehen müssen zu der Einheit einer Lebenskunst, indem er Halt und Aufbau und Stil und Gestaltung in sein inneres Leben und seine Umgebung bringt.

In diesem Sinne wird dann das Wort vom „gebildeten Menschen" sein Recht bekommen.

Aber wo bleibt die Religion? Auf sie sollte es doch hinausgehen. Und nun scheint der Weg gänzlich verbaut zu sein, da doch alle Gebiete der Seele besetzt und allen Seelenkräften ihre Aufgabe zugeteilt ist. Wird es ihr nicht gehen wie ihrem größten Sohne, bei dessen Geburt es heißt: sie hatten keinen Raum in der Herberge?

Doch eins ist gewiß: sie ist da. Und sie wird ihren Platz in der Seele des Menschen finden so gut ihn auch das Christkind gefunden hat. Sie ist so sehr da, daß ihre Gegner in ihr das große Hindernis sehen, das den Menschen und die Menschheit an ihrem letzten Aufschwung hemme. Und sie ist so sehr da, daß ihre Abgönner das Volk suchen, das nichts von Religion besitzt, und können es nicht entdecken.

Ist sie aber da, so bleibt nur die Wahl: Entweder sie ist über alle drei Sphären der Seele, das Denken, Fühlen und Wollen ausgebreitet. Oder es gibt noch ein viertes Seelenreich, das noch nicht genannt, womöglich noch gar nicht

entdeckt ist. Das gleichsam, weil es so heimlich und geheimnisvoll ist, in der vierten Dimension liegt, von der uns die Spiritisten sagen, wie denn auch hin und her Brauch und Neigung besteht, die Religion den Phantasten und Geistersehern zu überlassen.

Wer einmal die verschiedenen Theorien über das Wesen der Religion hat Revue passieren lassen, der spürt etwas von der Ratlosigkeit der Forscher diesem Gebilde gegenüber. Und all die Mißdeutungen, welche die Religion bald in Weltanschauung, bald in Moral, bald in Lehre, bald in Mythos, bald in Dichtung, bald in Illusion aufgehen lassen, haben die Königin wie ein Aschenbrödel behandelt, das man meinte, nach Belieben beiseite stoßen zu können. Und sie saß währenddem ruhig und freundlich am Herdfeuer des Hauses. Aber schließlich, kommt sie nicht allen vor wie das Mädchen aus der Fremde, das jedem seine Gaben darbrachte, und keiner wußte, woher es war?

Auch die Frage: woher die Religion? – ist nicht gelöst. Wo liegen ihre Anfänge? Welches ist der Charakter der Urreligion? Lauter Ungewißheiten. Nur soviel steht fest: sie ist überall vorhanden, wo Menschen sind, und sie tritt gleichzeitig auf, wann und wo menschliches Leben aus dem Dunkel vormenschlicher Zustände tritt. Die Religion gehört zur ursprünglichen Ausstattung des Menschengeschlechts. Sie ist nicht erst ein Produkt einer vorangegangenen geistigen Entwicklung, geboren etwa aus den sich ausbildenden Seelenkräften, sondern ist selbst eine uranfängliche Seelenkraft, zum mindesten gleichzeitig mit den anderen vorhanden.

Ich möchte noch einen Schritt weiter gehen: Beobachtet man die Entstehung und das Wachstum des menschlichen Geistes, wie der Mensch sich anschickt, zu denken, zu wollen und zu fühlen, wie er allmählich seine geistige Kraft auf die Gebiete des Wissens, des Sittlichen und der Kunst zu sondern und zu verteilen beginnt, so kann man sich des

Eindrucks nicht erwehren: die ungeteilte Seele, ehe sie noch diese Trennung vollzogen hatte, ist die religiöse Seele. So, daß die religiöse Anlage nicht als eine neben anderen erscheint, sondern als die Anlage, als die eine ursprüngliche Ausstattung des Menschenwesens: Die Religion das erste Merkmal des erwachenden Geisteslebens. Und aus ihr sind die anderen Fähigkeiten erst herausgelöst und differenziert worden.

Daher darf man den Schluß wagen: Mit der Entstehung der Religion ist der Mensch zuerst Mensch geworden: die Religion der Förderkorb, auf dem der Mensch aus dem dunklen Schacht des untermenschlichen Daseins in die Helle des Selbstbewußtseins strebt.

Und da wir einmal bei religionspsychologischen Hypothesen angelangt sind, verzeihe man einen noch kühneren Satz: Noch früher, bevor noch eine Art Selbst- und Weltbewußtsein recht erwacht war, dämmerte schon eine Art Gottesbewußtsein im Menschen. Warum ich das vermute? Weil ich mich in solchen Seelenzustand, in solche Art Traumesbewußtsein psychologisch hineinfinden kann, in welchem die Seele zwischen unbewußtem Instinkt und dunkler Ahnung eines Übersinnlichen hin- und herschwankt. Und weil es eine hohe Religionsstufe gibt, die Mystik, auf der der Mensch im Verschwimmen des Selbst- und Weltbewußtseins zur Gottheit eingeht. Beide Male Zustände der Naturreligion und insofern verwandt, wenn auch das eine ganz auf naivstem und primitivstem Geistesboden anzunehmen ist, das andere sich inmitten einer raffinierten und verfeinerten Kultur findet. Aber beide Male ein Zustand wie zwischen Schlafen und Wachen, das eine Mal vom Schlafen zum Erwachen in den lichten Seelentag, das andere Mal vom Wachen im allzu grell empfundenen Weltlicht zum Schlafen. Hier ist dann alles Denken, Fühlen, Wollen wieder zur Ruhe gekommen und in die ursprüngliche Einheit religiösen Daseins zusammengeflossen, aus dem es sich einst entzweit oder besser entdreit hatte.

Wenn es unsere Aufgabe ist, über das Verhältnis von Religion und Moral zu handeln, so werden wir uns jetzt dem Augenblick zuwenden müssen, in dem die Dreiheit menschlicher Seelenkräfte sich aus der religiösen Einheit loslöste. Da ist denn zu sagen, daß es zuerst das Wissen gewesen ist, welches sich selbständig machte. Eine Begründung für diese Behauptung kann hier nicht gegeben werden, weil sie zu weit führen würde. Nur einem Einwand möge begegnet werden, welcher sich leicht einstellt. Nämlich: wenn wir uns überhaupt eine Vorstellung von der Entstehung des Wissens machen wollten, dann nur so, daß der Verstand des Menschen, der als der Träger des Wissens anzunehmen ist, sich an der Notwendigkeit ausbildete, mit der umgebenden Welt fertig zu werden, ihre Gaben ihr zu entreißen zur Lebenserhaltung und sich gegen ihre unheilvollen Einwirkungen, Kälte, Unwetter, Jahreszeitenwechsel zu schützen. Dieses rein praktische Bedürfnis habe mit Religion nichts zu tun. Doch wird dabei übersehen, daß diese sichtbare Welt als das Reich übermenschlicher Wesen, der Dämonen und Gottheiten, galt. Wer daher mit der Welt fertig werden wollte, mußte mit ihren Gebietern fertig werden. Darum ist uranfänglich Wissen und Religion haben dasselbe gewesen. Aus dieser Verbindung hat dann erst in langer Entwicklung das Wissen sich frei gemacht und zum selbständigen Geistestrieb und zum selbständigen Geistesgebiet ausgebildet.

Man kann geneigt sein, dem Verhältnis von Religion und Moral eine gleiche Entwicklung vorauszusagen. Bis jetzt scheint die Verbindung beider noch sehr eng zu sein und es wird die Aufgabe sich ergeben, zu untersuchen, wieweit dieser Schein nicht trügt und wieweit wir wünschen sollen, daß er nicht trüge.

Auch hier bestätigt zunächst eine historische Prüfung, daß die Religion das ursprüngliche Element der Menschenseele war, aus dem die Moral sich absonderte. Denn die

Anfänge und Urzustände der Menschheit weisen die moralfreie Religion auf. Wo dann das moralische Element die ersten Spuren zeigt, da geschieht es in enger Verknüpfung mit dem religiösen Element.

Freilich taucht auch hier – wie bei dem Ursprung des Wissens aus der Religion – der Zweifel auf, ob denn die Sittlichkeit wirklich aus der Religion geflossen oder ob sie nicht etwa bloß zur Religion hinzugekommen sei. Ganz gewiß ist die Sittlichkeit entstanden im Verkehr und Zusammenleben der Menschen untereinander. Hier mußte eine Ordnung der gegenseitigen Beziehungen von Mensch zu Mensch in der Stammesgemeinschaft und Familiensippe sich bilden, wenn es aus dem Naturzustande, diesem Krieg aller gegen alle, herausgehen sollte. Die Notwendigkeit der Selbsterhaltung und der Erhaltung der Gemeinschaft hat die Moral hervorgebracht. Allein, so sehr auch menschliche Interessen die Ursache waren, so darf doch nicht vergessen werden, daß eben dieses Menschenleben als unter der Macht übermenschlicher Wesen stehend gedacht wurde. Daher auch das Gemeinschaftsleben von dem Willen dieser unsichtbaren Mächte abhängig. Und was der Erhaltung und Förderung dieses Gemeinschaftslebens diente, die Moral, konnte nur aus dem Willen der Gottheit stammen. Der religiöse Glaube hat die Moral geschaffen.

Ratzel sagt in seiner „Völkerkunde": „Während auf roheren Stufen der Mensch fast nur als der Fordernde auftritt, der an die Geister, Fetische usw. mit seinen Wünschen oder gar Befehlen herankommt, für deren Erfüllung sie ihre Opfer erhalten, wird nun das Geistige zur Macht, die mit Lohn und Strafe ausgerüstet, über ihm waltet und nicht nur leitet, sondern auch zwingt."

Daraus geht deutlich hervor, daß eine Moral ohne Religion vorerst gar nicht denkbar ist, weil zur Durchführung ihrer Gebote die religiöse Autorität unerläßlich

war. Die Moral mußte ein Stück der religiösen Sphäre sein, damit sie an dem feierlichen Respekt, welchen diese von selbst besaß, teilhatte.

Sichtbar stellt sich die religiöse Autorität der moralischen Forderungen in dem Oberhaupt des Stammes oder der Familie dar, dem Häuptling oder Patriarchen, dessen achtunggebietende Stellung wiederum nur durch die Vorstellung behauptet wurde, daß sie von übermenschlichen Mächten getragen sei. Der Gehorsam gegen die Machthaber war bedingt durch die abergläubische Furcht, die ihre Gewalt mit einem übersinnlichen Nimbus umkleidete.

Auch noch auf höheren Stufen der Religion werden die Gesetze, die das menschliche Zusammenleben regeln, auf göttlichen Ursprung zurückgeführt. Wie etwa im mosaischen Gesetzbuch. In ihm sind die kultischen, moralischen, selbst die wirtschaftlichen und hygienischen Gebote noch nicht voneinander geschieden und abgestuft, sofern sie gleichmäßig unter dem Gesichtspunkt der göttlichen Urheberschaft angesehen werden.

Dabei bleibt der Religion ihre Eigenart und ihr Recht völlig gewahrt, indem sie nicht von der moralischen Sphäre aufgesogen wird, sondern über sie hinaus ihr besonderes und umfassendes Revier in der Seele des Menschen behauptet. Die Religion gilt immer als das höhere, bestimmende, die Moral erscheint als das abgeleitete und abhängige Element.

Aber, wenn damit zwischen Religion und Moral eine Grenze gezogen wurde, wie jedes Verhältnis, welches auf Über- und Unterordnung beruht, eine Scheidelinie in sich trägt, so ist auch hier zu erwarten, daß die Entwicklung zu einer weiteren Scheidung beider führen wird, und das von dem Augenblick an, wo die Moral an Bedeutung für das Zusammenleben der Menschen und die Erhöhung der sittlichen Einzelperson zunimmt. Die auseinanderstrebende

Tendenz wird um so schneller zum Ziele eilen, je reiner die Religion sich auf ihre Eigenart als Gottesgefühl besinnt und je stärker die Moral sich von den Motiven des Lohnes und der Strafe seitens einer göttlichen Autorität befreit und sich ihres Selbstwertes bewußt wird. Immerhin muß eine Entwicklung vorausgehen, in deren Verlauf der naive Standpunkt verlassen wird und mit dem Denken das Nachdenken des Menschen über sich selbst eingetreten ist. Darum kann es uns nicht wundern, daß mit der Emanzipation der Moral von der Religion zugleich der Intellektualismus aufkam.

Für die abendländische Menschheit ist dies, soviel ich sehe, in Sokrates geschehen. In ihm suchte die freie Sittlichkeit, unabhängig von der Religion, ihre eigenen Flügel zu regen. Dabei kann man dem uns sonst so sympathischen Manne den Vorwurf nicht ersparen, daß er dem heute so unheilvoll und schier unheilbar grassierenden Intellektualismus die Vorherrschaft verschafft hat, mag das auch seinerzeit eine geschichtliche Unumgänglichkeit gewesen sein. Er hat das ethische und logische Element im Menschen eng zusammengebunden, indem er die Tugend von der Einsicht abhängen ließ. Sein Satz lautete: Die moralische Lebensführung kommt her aus der richtigen Erkenntnis: man muß nur den richtigen Begriff dessen haben, was das Gute ist, dann wird der Wille auch zum Guten bestimmt und gelenkt. Und wenn Sokrates auch für sich selbst eine göttliche Stimme, sein Dämonion, wie er es nannte, als Führerin des Lebens behauptete, so hat er doch diesem individuellen Besitz keinen Platz in der Grundlegung der Sittlichkeit für die Allgemeinheit gegeben. Die Linie, an deren Anfang er steht, geht auf eine religionslose Moral hinaus.

So treten uns im Verfolg dieser Linie als echte Moralisten die Stoiker entgegen.

In ihrer Philosophie, die wesentlich Moralphilosophie

zu nennen ist, bildet den Kern und Grund des menschlichen Lebens der Gehorsam gegen das Gesetz. Also ganz moralistisch gedacht. Aber was ist das für ein Gesetz? Nicht ein äußeres Gesetz, das mit geschriebenen Geboten von außen her dem Menschen vorgelegt wird: Hier, das und das, was hier befohlen ist, das sollst du tun! Nein, der Gesetzesgehorsam ist ein innerlicher. Denn das Gesetz, dem gehorcht wird, ist dem Menschen ins Herz geschrieben, ist ein Teil seines eigenen Wesens. Es ist ja das Gesetz der Vernunft. Dabei verschlägt es nichts, zu sagen: Es ist das Gesetz der Natur. Denn dieses Gesetz geht durch die ganze Welt, darum in Natur und Menschenvernunft herrscht dasselbe Gesetz. Wer dieses Gesetz entdeckt und ihm folgt, der ist auf dem Wege zur Vollkommenheit und zum vollendeten Menschenwesen: zur Tugend.

Darin erblickt der Stoiker die Tugend: sich einordnen in den Lauf der Welt. Freilich nicht so, daß man sich von ihm treiben läßt und sich von den Freuden und Leiden, dem ganzen Wechsel der Empfindungen, berücken läßt. Nein, was auch kommen mag: unerschütterlich bleiben und sich nichts bis an die Seele kommen lassen, innerlich frei und seiner eigener Herr sein und in sich selbst das Glück finden – so den Lauf der Welt ertragen als etwas Unabänderliches und doch Vergängliches und sein Leben in Einklang bringen mit der ewigen Notwendigkeit, die in der Natur waltet – das ist dem Stoiker das Ideal des Weisen. Ganz deutlich ein sittliches Ideal.

Aber die Stoiker berühren mit ihrer Auffassung das Reich der Religion. Denn die Weltvernunft und die Vernunft im Menschen, die eins sind, das ist ihre Gottheit. Wer dem Weltgesetz gehorcht, der erfüllt damit den göttlichen Willen. Und diesen Gehorsam beschreibt der Stoiker dann auch mit ganz religiösen Wendungen. So sagt Epiktet: „Einen Gott trägst du mit dir herum. Wenn aber

Gott selber in deinem Innern gegenwärtig ist, alles sieht und hört, schämst du dich nicht, etwas Schlechtes zu denken oder zu tun? Immer ziehe ich das vor, was geschieht. Denn was Gott will, achte ich mehr als was ich will." Wie wird hier so schlicht und zugleich so kraß das mit undurchbrüchlicher Notwendigkeit sich vollziehende Weltgeschehen und der Wille einer religiösen Macht zusammengemischt! Das Religiöse setzt sich in Moralisches um. Und doch schließt Epiktet mit ganz religiösem Ausdruck: „Als ein Diener und Begleiter schließe ich mich ihm an, verlange nach ihm, sehne mich mit ihm, kurz: will mit ihm" – nämlich mit Gott.

Über dem Ganzen liegt der Schimmer eines frommen Gemütes und es ist auch nicht religionslos. Aber, wenn es hoch kommt, immer steht die Religion im Dienste der Moral: Gottes Nähe fühlen, um nichts Schlechtes zu tun! Aber ich fürchte, auch das ist im Sinne des Stoikers schon zu viel gesagt. Richtiger müßte es lauten: dem erkannten Weltgesetz gehorchen, um tugendhaft zu werden. Dazu kommt, daß gerade Epiktet aus seiner individuellen Veranlagung heraus der stoischen Auffassung mehr persönliches Leben einhaucht als sie an sich besitzt. Es bleibt als die Religion des Stoizismus schließlich doch nur die Unterordnung unter die Naturgesetzlichkeit übrig, der man den Namen der Gottheit unterschiebt. Denn das ist eben keine Religion, dieser Gehorsam gegen die unpersönliche Weltvernunft, gegen den notwendigen Weltlauf, das ist Moral.

Aber warum sich solange bei den Stoikern aufhalten? Einmal um an ihnen den Satz zu erweisen: Es gibt religionslose Moral. Und zum andern, weil diese stoische Anschauung der Neuzeit gar nicht so fern liegt wie man annehmen möchte. Denn wir haben unter uns etwas ganz Analoges in den Bestrebungen der Gesellschaft für ethische Kultur. Vor allem aber darum, weil der einflußreichste Denker

der Neuzeit eine tiefe innere Verwandtschaft mit der stoischen Lebensauffassung verrät. Ich meine **Kant**. Er ist der hervorragendste Vertreter einer religionslosen Moral.

Für Kant entbehrt die Moral der Begründung in der Religion und muß ihr entraten, denn die Moralität muß ihrem Wesen nach durchaus im Wesen des Menschen begründet sein. Er sagt: „Die Moral, sofern sie aus dem Begriffe des Menschen als eines freien, eben darum auch sich selbst durch seine Vernunft an unbedingte Gesetze bindendes Wesens begründet ist, bedarf weder der Idee eines andern Wesens über ihm, um seine Pflicht zu **erkennen**, noch einer andern Triebfeder als des Gesetzes selbst, um sie zu **beobachten**." Das heißt: die Moral und die moralische Lebensführung ist allein im Menschen begründet und bedarf des Glaubens an einen Gott nicht.

Aber worauf zielt nun die sittliche Lebensführung? Muß nicht das sittliche Streben des Menschen die Gewißheit der Vollendung haben, wenn es nicht erlahmen soll? Wenn es überhaupt einen Sinn haben soll, muß es dann nicht einen Zweck haben?

Hier springt Kant mit der Religion ein. Er sagt: „Das sittliche Streben des Einzelnen ist auf die Herstellung eines ethischen gemeinen Wesens gerichtet, eines Volkes Gottes unter ethischen Gesetzen, welches als das Reich Gottes dem sittlichen Endzweck entspricht."

Also, um den Erfolg des moralischen Verhaltens zu sichern, den der Mensch nicht in der Hand hat, und um den Endzweck der Weltschöpfung zu erreichen, den der Mensch erst gar nicht in der Hand hat, verlangt das sittliche Bewußtsein die Anerkennung eines Gottes, der zu beidem die Macht und den Willen hat.

So kommt Kant von der Moral aus zur Religion und die Religion stellt sich nur als ein Anhängsel der Moral dar. Denn die eigentliche Lebenssphäre des Menschen

ist nach ihm die moralische. Daran kann kein Zweifel sein. Das hat zur Folge, daß die Religion innerhalb unsres menschlichen Daseins nicht zu ihrem Rechte kommen kann. Sie ist nur da als eine Forderung der praktischen Vernunft, weil die moralische Weltordnung an ihrem Anfang und an ihrem Ende von einer höheren übermenschlichen Macht gewährleistet sein muß. Am Anfang, indem Gott als ihr Urheber gilt: die Sittengesetze werden als göttliche Gebote erkannt und anerkannt. Am Ende, indem Gott als der beurteilt wird, der dem moralischen Verhalten des Menschen die Vollendung in einer ewigen Welt der Sittlichkeit, einem künftigen Reiche Gottes garantiert.

Danach steht bei Kant die Religion durchaus im Dienste der Moral und hat ihre Selbständigkeit verloren. Und schließlich hindert uns nichts, den religiösen Zusatz zu streichen, ohne die Moral zu gefährden. Denn wenn sie so fest im Wesen des Menschen verankert ist, wie Kant behauptet, dann bedarf sie auch nicht der Religion zu ihrer Sicherung. Sie ist ganz selbständig, denn sie steht ganz auf eignen Füßen.

So haben wir hier das klassische Beispiel einer religionslosen Moral.

Wenigstens in der Theorie. Aber was sagt die Praxis dazu? Wird durch sie die Theorie bestätigt? Man kann es oft sagen hören, daß im wirklichen Leben die Sittlichkeit auf die Dauer der religiösen Fundamentierung nicht entbehren könne. Eine religionslose Moral werde keinen Bestand haben, weil sie ihn nicht haben könne. Wie steht's damit?

Wenn einer wie unsereiner sich daran begibt, seinen stillen Landsitz zu verlassen, dann trägt ihn die Eisenbahn wie im Umsehen mitten hinein in den Strom des geschäftlichen und gewerblichen Lebens. Und es kann ihm das Gefühl des Ertrinkenden überkommen: er geht in dem

Strome unter: der Einzelne ist nichts und der Strom ist alles. Gelangt er weiter dahin, wo die Förderräder sich drehen und die Hochöfen glühen, da taucht wie von selbst die Frage auf: Wie vermag der Mensch gegenüber dieser Übermacht wirtschaftlicher und mechanischer, mathematischer, technischer, unpersönlicher Werte sich selbst d. h. das Bewußtsein seines Persönlichkeitswertes zu behaupten?

Und wenn das kaum möglich zu sein scheint: wieviel weniger noch wird da der Mensch imstande sein, sich das Bewußtsein oder das Gefühl einer übermächtigen und überweltlichen Persönlichkeit, eines alles Leben umfassenden Wesens, des absoluten Geistes zu erhalten — wo alles persönliche und geistige Leben in einem seelenlosen Mechanismus untergegangen zu sein scheint und sich verwandelt hat in den ehernen Automaten.

Mit anderen Worten, Moral und Religion scheinen ausgeschaltet zu sein, wie nicht vorhanden, ja vielmehr: wie überhaupt nicht möglich in dieser mechanisch-technischen Welt des rotierenden Rades, in dieser Welt, deren Herz nur pulsiert im Wechsel von Angebot und Nachfrage.

Und immer mehr Menschen werden in diese unpersönliche Welt mit ihrem Dasein hineingezogen. Und immer mehr wird unsere Kultur eine Kultur von Gütern statt einer Kultur des Guten, eine Sachenkultur statt einer Persönlichkeitskultur.

Und wir Leute vom stillen Lande kommen uns fast vor wie eine Ausnahme von der Regel, wie die „Stillen im Lande", die bevorzugt sind, noch ein eigenes, inneres Leben leben zu können.

In der Tat, ich kann mich nicht entschließen, in diesem wirtschaftlichen und technischen Hochstand, dieser „Kultur", wie sie die Menschheit erreicht hat, eine besondere Errungenschaft zu sehen, geschweige denn ihre höchste Leistung.

Allein, dies vorausgeschickt, muß ich doch bekennen: ich

stehe immer wieder bewundernd davor. Nämlich dann, wenn ich hinter den Eisenkolben und ihrer Drehung, hinter den Kontortischen, den Stoffen und Stücken, hinter dieser ganzen Arbeit und Leistung diese Fülle von geistiger Tätigkeit, diesen Reichtum schöpferischer Erfinderkraft, ja auch diese Menge einfacher körperlicher Arbeit spüre, was darin steckt und darüber waltet. Und es muß mir diese Erscheinung des wirtschaftlichen und industriellen Lebens geradezu zu einer Offenbarung sittlicher Kraft und Tüchtigkeit werden. Nur die oberflächliche Beobachtung und Beurteilung kann hier das Vorhandensein moralischer Kräfte leugnen. Und umgekehrt kann diese Arbeit nicht getan werden, ohne daß sie sittliche Werte in den Menschen hineinschafft, Gründlichkeit, Ehrlichkeit, Genauigkeit, Verantwortlichkeitsgefühl, Gewissenhaftigkeit, Treue, Geduld.

Man hat vom Kriege gesagt, um sein Recht auch vom ethischen Standpunkt aus zu erweisen, er fördere sittlich den Menschen, indem er schlummernde Tugenden ans Licht bringe und die moralische Persönlichkeit straffe – ich meine: dieser wirtschaftliche Kampf und dieses technische Ringen mit der Natur, ihre Kräfte zu überwältigen und sich untertänig zu machen, ist fast in noch höherem Maße geeignet, solchen Dienst einer moralischen Förderung der Menschheit zu leisten. Und so käme doch durch die Sachenkultur eine Kultur der Persönlichkeit zustande.

Aber was so von der Moral gilt, das gilt in umgekehrter Weise von der Religion: ihr Dasein läßt sich nicht in notwendigen Zusammenhang mit der Erscheinung dieses wirtschaftlichen und industriellen Lebens bringen. Ich wüßte nicht, wie sich das bewerkstelligen ließe. Denn die tatsächlichen Verhältnisse beweisen das Gegenteil. Religiöses Leben kann in den Menschen, die hier in Betracht kommen, vorhanden sein, aber seine Quelle liegt dann sicherlich nicht in ihrer Lebensweise. Und wenn gar von einer Förderung

oder Steigerung des religiösen Lebens geredet werden sollte, dann zeigt das praktische Verhalten der Beteiligten in der gewerblichen und vor allem der industriellen Bevölkerungsschicht oben und unten vielmehr eine starke Abwendung nicht bloß von der Kirche, sondern von der Religion überhaupt.

Was folgt aber, auch wenn das bestritten werden sollte, ganz unverkennbar aus der Situation? Daß die hier vorhandene moralische Kraft ihre Nahrung nicht aus einer religiösen Wurzel zieht. Wer daher sich daran gewöhnt hat und von seiner Gewohnheit nicht lassen will, festzuhalten an einem notwendigen Zusammenhang zwischen Religion und Moral, der sieht sich in die Lage versetzt, den Beweis zu liefern, wie aus einer schwachen Wurzel ein starker Baum wachsen soll und kann. Ich vermag dagegen nur zu urteilen, daß eins deutlich geworden ist: der organische Zusammenhang zwischen Religion und Moral ist hier zerrissen und die Moral steht auf sich selbst.

Was Kant theoretisch zu erweisen versucht hat, das bestätigt die Praxis: Es gibt religionslose Moral.

Ich sehe keine Veranlassung, über diesen Nachweis zu erschrecken und weder um die Moral noch um die Religion braucht uns darüber bange zu werden. Denn wir sind damit nicht am Ende unsrer Betrachtung über das Verhältnis von Religion und Moral. Nicht auf die Spitze sind wir gekommen, sondern ich habe mir erst eine Grundlage geschaffen, auf der ein Aufbau möglich ist.

Ehe ich damit beginne, müssen wir uns noch einmal nach der Religion umsehen, die scheinbar zurückgeblieben ist und zwar allein, verlassen von der Moral. Aber gerade diese Frage steht zu beantworten, ob die Religion ohne Moral sein kann. So gut wir der Moral ihre Selbständigkeit zugestanden haben, so gut wird auch die Frage nach der Selbständigkeit der Religion nicht unbeantwortet bleiben dürfen.

Gibt es moralfreie Religion? Diese Frage wird seltener gestellt und ist vielleicht auch schwerer zu beantworten. Denn die Entwicklung hat hier scheinbar den umgekehrten Verlauf genommen: während die Moral immer mehr die religiösen Hüllblätter, denen sie sich entwachsen glaubt, abzustreifen sucht, ist die Religion je länger je mehr moralisiert worden. Daher es unserem religiösen Bewußtsein Mühe macht, sich in einen moralfreien Zustand hineinzudenken.

Steht es aber so mit der Entwicklung, dann müssen sich in ihr Stufen entdecken lassen, auf denen das sittliche Element noch weniger stark zur Geltung kommt oder gar ganz fehlt. Das kann aber nur auf dem Boden der Naturreligionen der Fall sein. Denn sie haben ihre Bezeichnung daher empfangen, daß in ihnen die natürliche Welt göttliche Verehrung erfährt und nicht vielmehr durch ethische Gegenkräfte, wie sie der Mensch in sich selbst ausbildet, überwunden wird. Psychologisch angesehen kann man es so ausdrücken, daß hier im Wesen des Menschen die Natur die Stelle der Moral einnimmt. Der natürliche Mensch ist wesentlich von sinnlichen Trieben bestimmt. Und wo diese die religiöse Stimmung erzeugen oder sich mit den frommen Gefühlen vermischen, haben wir die Naturreligion und ihrem Ursprung und ihrer Art gemäß die moralfreie Religion. Überall da, wo Gott und Natur noch zu stark in Eins gesetzt wird, wo die Gottheit noch nicht aus naturhafter Wesenheit sich zur geistigen Macht erhebt, da kann auch mit der Frömmigkeit noch keine vergeistigte Sittlichkeit verbunden sein. Hier kann die Moral, sozusagen, nur in der Hingabe an die Sinnlichkeit bestehen, nicht in einer Überwindung des Naturhaften, sondern gerade in einem Untergehen der persönlichen Freiheit in dem unbewußten Strom des unpersönlichen Naturlebens.

Die Wonne, die den Menschen durchfließt im aufwachenden Frühling, wenn in ihm die Lust sich regt, mit-

zuschwingen die Reigen des Allebens und einzutauchen in seine flutenden Wellen — das verschafft ihm etwa die Stimmung, welche der Naturreligion entspricht. Sittlichkeit entspringt hier nicht, vielmehr hat er dann eher das Gegenteil davon. Sind wir aber berechtigt, in solchem Gefühl ein religiöses Element zu sehen, dann haben wir hier das Beispiel einer moralfreien Religion.

Dabei handelt es sich nicht um vereinzelte Erscheinungen, sondern weite Gebiete der Religionen kommen in Betracht. Fast das ganze Reich dessen, was wir „Heidentum" nennen. Ganz offenkundig tritt das zutage, wenn hin und her zum Kultus der Gottheit die geschlechtliche Ausschweifung gerechnet wurde. Die Preisgabe der Keuschheit galt als ein Opfer an die Gottheit, der man den eigenen Leib darzubringen hatte. Unter diesem Gesichtspunkte ist es zu beurteilen, wenn zum Dienste namentlich der weiblichen Gottheiten, z. B. der vorderasiatischen Kybele, der syrischen Astarte, der griechischen Aphrodite, der römischen Rhea unzüchtige Handlungen und wollüstige Bräuche bis herab zu Widernatürlichkeiten gehörten. Wenn wir solches als „unsittlich" brandmarken, so tun wir von unserem ethischen Standpunkt aus recht daran, dürfen aber nicht vergessen, daß wir damit nicht nur ein ethisches Urteil aussprechen, sondern vielmehr die Abwesenheit der Sittlichkeit konstatieren. Nach unserem heutigen Standpunkt stellen wir Handlungen als unmoralisch fest, die vielmehr als moralfrei zu beurteilen sind und auf dem damaligen Standpunkt als religiöse Akte galten.

Darum wird es keine Herabsetzung bedeuten, wenn wir hier auch Frömmigkeiten höherer Stufen anschließen, nämlich alle Arten pantheistischer und mystischer Religionsweisen. Denn sie haben alle das eine mit den Naturreligionen gemeinsam, daß sie in der Preisgabe der eigenen Persönlichkeit den Höhepunkt des religiösen Lebens sehen.

Damit verbannen sie die Moral aus ihrem Bereich, weil diese nur da sein kann, wo die Freiheit der Persönlichkeit respektiert wird. Sie ist die Wurzel aller Sittlichkeit.

Daher bedeutet es, genau betrachtet, eine Rückkehr in das unbewußte und unpersönliche Naturleben und damit eine Abkehr vom sittlichen Leben, wenn die Mystik aller Zonen und Zeiten, die indische so gut wie die deutsche, die Aufgabe des Ich und den Eingang in den bewußtlosen Zustand, in dem die Seele in den ewigen Weltgrund versinkt, als die letzte Seligkeit feiert und, wenn das Glück voll wird und die Gottheit gnädig ist, erlebt. Mag dann auch in den weltwachen Zeiten – und sie nehmen den weitaus größten Teil des Lebens ein, denn die Augenblicke der höchsten Seligkeit sind selten – der Mystiker dem persönlichen Dasein seinen Tribut zahlen, prinzipiell nimmt das sittliche Verhalten keine Stellung in seiner Frömmigkeit ein und die Abkehr von der Welt, das Vergessen der eigenen Persönlichkeit ist die Voraussetzung, will er seiner Religion leben und ihre Tiefen auskosten.

Doch scheint sich damit ein Gegensatz zu dem Wesen der Naturreligion aufzutun. In ihr eine starke Hinneigung zu allem sinnlichen Leben, in der Mystik eine Ertötung aller Regungen der Sinnlichkeit. Aber der Unterschied ist nur scheinbar. Es gibt von vornherein zu denken, daß eine in allem sinnlichen Genießen so maßlose und raffinierte Zeit wie die römische Kaiserzeit in der Philosophie des Neuplatonismus mit seiner ekstatischen Versenkung in die Gottheit den letzten und tiefsten Ausdruck ihres religiösen Lebens gefunden hat. Höchste intensivste Religiosität neben höchster intensivster Genußsucht der Sinne. Dieses Zusammentreffen ist nicht von ungefähr. Ganz zu schweigen davon, daß auch die Mystik im Grunde eine Religion des Genießens darstellt, jedenfalls sucht und erreicht auch das Überschäumen der sinnlichen Begehrungen und seine Befrie-

digung den Untergang des eigenen Ich, das in dem Wirbel der Leidenschaften und Erregungen verschwindet. Der Gipfel der Sinnlichkeit und der Höhepunkt der Unsinnlichkeit liegen auf ein und demselben Punkt.

Soviel wird deutlich geworden sein: es gibt Gebiete des menschlichen Lebens, auf denen Religion und Moral keinen notwendigen Zusammenhang zeigen. So gut es religionslose Moral gibt, gibt es auch moralfreie Religion.

Und, soviel ich sehe, gilt das nicht bloß von der Vergangenheit. Wer die Stimmung gewisser Kreise beobachtet, in denen die Freiheit von den ethischen Forderungen für das Recht des menschlichen Individuums erklärt wird, wer den stark erotischen Einschlag in den literarischen Erzeugnissen unserer Zeit bemerkt, wer dazu mancherlei Vorgänge der sogenannten guten Gesellschaft nimmt, der kann nicht verkennen, daß die Moral keineswegs den ersten Rang in der geistig verfeinerten Welt zu besitzen braucht. Dagegen kann in derselben Atmosphäre sehr wohl nicht bloß „religiöses Interesse", sondern geradezu religiöse Stimmung gefunden werden.

Soviel steht freilich fest: das reine, sichere Gottesbewußtsein, welches in Ehrfurcht vor Gottes heiligem Wesen lebt, verlangt eine entsprechende reine und sichere Moralität. Darum ist auf dem Boden des christlichen Gottesglaubens das religiöse Element ohne die Frucht schwerer ethischer Forderungen und sittlicher Gesinnung nicht denkbar. Nur darf man aus einem Fehlen dieser Frucht nicht auf die Abwesenheit von Religion überhaupt folgern, sondern nur den Schluß machen, daß es eine Abart der Religion gibt, in welcher die Blüte keine Frucht reift. Und mir will es scheinen, daß diese Abart der Religion mitten unter uns, mitten in der Christenheit wächst und gedeiht. Nicht von aller Religion gilt es, daß sie sich versittlicht hat, es gibt auch bis in die Gegenwart hinein moralfreie Religion.

Was ist von diesem Resultat zu sagen, von dem Nachweis religionsloser Moral und moralfreier Religion? Nur dies Eine, daß es nicht zu bedauern ist. Vielmehr, wie wir es gesucht haben, so kann es uns nur willkommen sein, daß es gefunden ist. Denn es ist von der größten Bedeutung für das, was uns am tiefsten am Herzen liegt, nämlich eine Einsicht zu gewinnen in das Wesen der Religion!

Wenn Religion und Moral nicht notwendig zusammenhängen, wie so oft behauptet wird, und wenn beide nicht aufeinander angewiesen sind, dann kann die Religion als eine selbständige Macht erscheinen, als eine Größe, die an sich nichts mit der Moral zu tun hat.

Und ich behaupte nun: Religion und Moral sind ihrem Wesen nach ganz verschiedene Dinge, beide haben verschiedenen Charakter und verschiedenen Endzweck.

Sie dienen beide dem Menschen, um mit der Welt fertig zu werden, aber jede auf ihre eigene, besondere Weise.

Der Mensch, dieses Zwitterwesen zwischen Natur und Geist, halb der Natur entwachsen, halb ihren Gesetzen unterworfen, will ganz von der Natur loskommen, nicht mehr ihrer Machtsphäre angehören. So strebt er nach Freiheit von der Naturnotwendigkeit. Das versucht er auf zweierlei Wegen.

Entweder auf dem Wege der Religion, indem er sich eines übernatürlichen, von der Welt unabhängigen Gottes bewußt wird und Teilnahme an seiner Freiheit sucht.

Oder auf dem Wege der Moral, indem er sich seiner selbst bewußt wird und in sich ein Reich innerer Freiheit entdeckt und ausbaut.

Der Mensch will vor allem der Vergänglichkeit und Unzulänglichkeit der Natur entrinnen, über ihren Kreislauf hinauswachsen. Das tut er entweder auf dem Wege der Religion, indem er sein Leben dem Willen eines höheren ewigen Wesens, Gottes, befiehlt, — oder auf dem Wege der

Moral, indem er sich ein eigenes, inneres Leben schafft, das von allen äußeren Gesetzen unabhängig und über Raum und Zeit erhaben ist, eben das sittliche Leben der freien Persönlichkeit.

Die Religion sucht Gott. Meine Seele dürstet nach Gott, dem lebendigen Gott. Das ist Religion. Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Das ist Religion. Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände. Das ist Religion.

Die Moral sucht sich selbst. Sie strebt nach der Entdeckung der eigenen Persönlichkeit. Sie will die Vervollkommnung des eigenen Wesens. Sie arbeitet an der Ausbildung des menschlichen Innenlebens.

Die Religion hat es zunächst und an sich nicht mit der Frage nach Gut und Böse zu tun, sondern mit der Frage nach Gott.

Die Moral hat es zunächst und an sich nicht mit Gott zu tun, sondern mit dem guten und bösen Menschen.

Die Religion fragt nichts nach der Beschaffenheit des Menschen, sondern will Gott selbst haben. Und wo sie die Beschaffenheit des Menschen berücksichtigt, da heißt es nicht, gut werden, sondern so werden, daß man zu Gott gelangen kann.

Die Moral fragt alles nach der Beschaffenheit des Menschen. Und wo sie Gott berücksichtigt, da heißt es nicht, Gott haben wollen, sondern selbst wie Gott, Gott gleich werden wollen.

Mit diesen Sätzen etwa kann man den Unterschied zwischen Religion und Moral beschreiben. Und ich habe ihn absichtlich so stark herausgearbeitet, um zu verdeutlichen, der Unterschied ist tief und geht bis auf Gegensatz hinaus.

Denn in der Praxis wird er nie rein zu finden sein. Da verwischen sich die Grenzlinien und die Farben laufen ineinander.

Ja, wer wie etwa Johannes Müller das religiöse Element wesentlich in der Entfaltung und dem Wachstum der Persönlichkeit nach organischen, göttlichen Werdegesetzen sieht und erlebt, für den ist der Unterschied schließlich ganz aufgehoben und Religion und Moral in Eins gesetzt. Sonst wird man bald das Eine, bald das Andere vorherrschend finden und danach die Grundtendenz oder Richtung bestimmen können. So überwiegt in den Naturreligionen, auch in der Mystik, wo der moralische Einschlag nicht fehlt, der religiöse Charakter, während etwa bei den Stoikern und bei Kant, die in ihrem System und Leben auch der Religion den Platz nicht versagen, die Richtung aufs Moralische geht. Beide Male will mir immer das Eine zu kurz zu kommen scheinen: bei den ersten die Moral und bei den letzten die Religion.

Darum: erst da wird der normale Zustand erreicht, wo beides, das Religiöse und das Moralische gleichmäßig zu seinem Rechte kommt.

Allein, wenn es wahr ist, daß beide nur in Unabhängigkeit und Selbständigkeit ihr eigenstes Wesen entfalten können, wie mögen sie anders zu ihrem Rechte kommen als daß jedes seine eigenen Wege geht? Und der Mensch hat nur die Wahl zwischen beiden und muß zusehen, wie weit er auf dem einen oder dem anderen kommt. Anderseits, so sehr sie beide im Laufe ihrer Geschichte einander zu fliehen scheinen, scheinen sie ebensosehr einander zu suchen, als könnte eins nicht ohne das andere sein. Dieser Rhythmus des gegenseitigen Anziehens und Abstoßens tritt so stark hervor, daß der, der eine geschichtliche Entwicklung von Religion und Moral geben will, in ihm die Linie erkennen kann, der er folgen muß.

Tut man das aber, dann wird sich die überraschende Tatsache ergeben, daß der Höhepunkt der Religion sowohl wie der Moral da erreicht ist, wo sie sich am innigsten

verbunden haben. Das ist allein in der christlichen Religion geschehen. Darum verdient sie vor allen anderen den Namen einer vollkommenen Religion und gibt uns die Möglichkeit, an ihr das rechte Verhältnis zwischen Religion und Sittlichkeit zu erkennen.

Wenn auch hier die Spannung zwischen beiden nicht überwunden ist, so bedeutet das so wenig einen Schaden, daß sie vielmehr beweist, beide Teile sind lebendig und machen ihre Eigenart und ihren Einfluß aufeinander geltend. Dabei bleibt ihnen die Aufgabe, daß beide wachsam sind, um nicht ihre Selbständigkeit an den anderen Teil zu verlieren. Nur müssen sie gleichzeitig das rechte Verhältnis zueinander finden, wenn ihre Gemeinschaft nicht Schaden leiden oder gar in die Brüche gehen soll. So darf der religiöse Teil nicht vergessen, daß er der Sittlichkeit seine Läuterung von allen naturhaften Schlacken verdankt, und die Moral das Bewußtsein nicht verlieren, daß sie nicht blühen und bleiben kann, ohne im Religiösen zu wurzeln, wie sie auch ihren ersten Ursprung aus der Religion genommen hat.

Schon daraus geht hervor, daß in dieser Gemeinschaft von Religion und Moral der Religion der erste Platz gebührt. Die Religion kann nicht Religion bleiben, wenn sie der Moral untergeordnet wird. Die Religion muß immer die Herrin und die Moral die Dienerin sein. Denn die Religion und nicht die Moral ist die höchste Blüte des menschlichen Geistes. In der Religion faßt sich das Tiefste zusammen, was der Mensch erlebt, und zugleich das Höchste, zu dem er sich erhebt. Und der Mensch hat dieses Tiefste und Höchste, zu dem er gelangen kann, überall Gott genannt.

Darin stimmen alle Religionen überein, mögen sie in ihrer Vorstellung von Gott auch noch soweit auseinandergehen, der Grund und das Ziel aller Religion ist die Vereinigung mit Gott und die Teilnahme an seinem Leben.

Steht das außer Frage, dann haben die Naturreligionen und die Mystik besser ihren religiösen Charakter zu wahren verstanden als diejenigen Richtungen des Christentums, welche in der *sittlichen Vollkommenheit* des Menschen den Endzweck der Religion setzten.

Es gibt eine dogmatische Auffassung, die im Anschluß an die ersten Erzählungen der Bibel den Urstand der Menschheit in einer vollkommenen Gerechtigkeit erblicken will. Sie faßt das dem Menschen anerschaffene Ebenbild Gottes als den Charakter sittlicher Vollkommenheit. Dem entsprechend wird der Weg zu Gott so beschrieben, daß er in der Linie einer Erfüllung des göttlichen Willens lag. Als dann nach dem Sündenfall dieser Weg sich für den Menschen als ungangbar erwies und auch das von Gott erlassene Sittengesetz seinen Zweck verfehlte, da habe Gott die Sendung seines Sohnes ins Auge gefaßt, um durch den Glauben das zu erreichen, was durch das Gesetz nicht gelungen war: den Menschen in den verlorenen Zustand der sittlichen Vollkommenheit zu versetzen.

Hier wird der Glaube, d. h. das religiöse Verhalten zu einem Mittel für einen moralischen Zweck.

Ganz ebenso verfahren die Anhänger des sogenannten Heiligungschristentums. Von ihnen gesteht Johannes Lepsius den Reformatoren zwar soviel zu, sie hätten den Schatz im Acker gefunden, daß man durch den Glauben *gerechtfertigt* wird. Aber er vermißt bei ihnen ein Weiteres, indem er fortfährt: „Wie leicht war es nun, auch die köstliche Perle zu finden, daß man durch den Glauben *geheiligt* wird." Was das zu bedeuten hat, erläutert uns der Ausspruch eines noch energischeren Vertreters dieses Christentums, indem er – zwar in dem Dialekt seines Kreises, aber doch für Andersredende verständlich – ausführt, „daß Gott mich zur Gleichgestaltung mit dem Lamme bringen will. Glied der Braut kann ich nur sein mit einer Heiligkeit, die vor Gott, vor Engeln und Teufeln sich sehen lassen kann".

Es liegt in diesen Worten nicht nur sprachlich, sondern auch sachlich eine Herabsetzung Gottes am Tage, indem die alte anmaßende Verheißung des Versuchers im Paradiese: Eritis sicut deus — als erreichbares Ziel des Menschen hingestellt wird. Denn der Heiligkeitscharakter des Menschen, der nur in der Sündlosigkeit bestehen kann, wird fast wie eine selbständige Größe neben Gott postuliert und als Ziel nicht die Gemeinschaft mit Gott, sondern die Gottgleichheit behauptet. Damit ganz in Übereinstimmung erklärt ein dritter Anhänger des Heiligungschristentums das Wort des Petrus: Christus hat uns ein Vorbild gelassen, daß wir sollen nachfolgen seinen Fußstapfen — dahin, daß er sagt: „Gott selbst ist unser Heiligungsziel, wie er sich in Christo offenbart hat."

In alledem wird der Boden des religiösen Verhaltens zu Gott verlassen und am letzten Ende die Moral zur Herrin gemacht, der die Religion zur Erreichung ihrer Zwecke dienstbar sein muß. Soll aber das Christentum Religion bleiben, dann muß auch in ihm deutlich herauskommen, daß das religiöse Element seine Vorherrschaft behält und die Moral in seinem Dienste steht, wenn auch in einem Dienst, den die Religion nicht entbehren kann.

Denn die Moral behält ihre weittragende Bedeutung, sie ist es, die die christliche Religion zu einer geistigen Religion macht. Hier ist nicht ein dumpfes Fürchten vor Geistern und Götzen, nicht ein Anbeten personifizierter Naturkräfte und -Erscheinungen, nicht ein Versinken und Untergehen in der unbewußten Weltseele, sondern hier wendet sich die menschliche Persönlichkeit in Freiheit zu dem persönlichen Gott und hat zu ihm Vertrauen und Ehrfurcht als zu ihrem Vater. So dient im Christentum die Moral der Religion, indem sie ihm den Rang einer sittlichen Religion verschafft, ohne seinen religiösen Charakter anzutasten.

Daher ist es nicht zu verwundern, daß die Moral auch

im religiösen Erleben des Christen ihre Stelle hat. Aber eben nicht so, daß sie das Ziel ist, zu dem das religiöse Erleben führt, sondern umgekehrt, daß sie das Mittel ist, den Menschen auf den Weg zu Gott zu bringen. Denn, wenn auch nicht immer, so doch sehr oft ist es die moralische Not, die den Menschen zu Gott treibt. Gerade die Großen in der Geschichte des Glaubens haben durch die Moral hindurch sich zu Gott retten müssen, um von der Last der Moral frei zu werden. So war doch das Erlebnis bei Paulus und Luther. Und wenn Augustin es wagt, die Sünde zu preisen, weil sie Gott das Gnadengeschenk seines Sohnes abgenötigt habe, wer weiß, ob auch wir nicht noch einmal Gott für unsere Sünde danken, weil sie es ist, die uns zu ihm gebracht hat. Sie hat uns ja geholfen, das Ziel unsres Lebens zu finden. Ohne sie hätten wir es wohl gar verfehlt. Und wenn es Sünden in unserem Leben gibt, die wir nie loswerden, sollte hier nicht vielleicht eine Fügung Gottes walten, der sich ihrer bedient, um uns immer wieder in seine Arme zu treiben?

Denn was uns von ihm trennt, das ist nicht unsere sittliche Unvollkommenheit mit allen ihren moralischen Folgen, den Sünden. Sie hat Jesus sehr schnell abgetan, indem er zusagte: Dir sind deine Sünden vergeben. Damit ist dann die Frage, ob gut oder böse, zunächst erledigt, Sie kommt nicht mehr in Betracht, wenn der Mensch zu Gott kommen will.

Darum ist es nichts als eine Irreführung, wenn man es so darstellt, als habe diese Beseitigung der Sünde durch die Vergebung schließlich doch den Zweck gehabt, den Menschen auf den Weg der moralischen Besserung zu bringen. Hier verwechselt man Zweck und Folge miteinander. Nein, die Vergebung der Sünde hat nur einen Zweck, nämlich dem Menschen den Weg zu Gott freizumachen. Denn nicht die tatsächliche, sondern die unvergebene Sünde trennt den

Menschen von Gott. Entweder so, daß der Mensch kein Bewußtsein seiner Sünde hat und dann keinen Gott sucht, der vergibt, oder so, daß sein Schuldgefühl ihm den Mut nimmt, Gott zu nahen. Immer ist es der Mensch selbst, der sich im Wege steht, zu Gott zu kommen. Gott hält keinen fern, zu ihm zu gehen, er mag beschaffen sein, wie er will.

Das ist die große Errungenschaft, die uns zuletzt Jesus geschenkt hat, daß nichts, gar nichts, kein Böses, das noch so bös ist, den Menschen trennen soll und trennen kann von Gott. Gott stellt keine Bedingungen, er verlangt keine sittlichen Qualitäten und keine guten Vorsätze und keine Versprechungen moralischer Besserung. Nur eins ist unerläßlich, daß der Mensch kommt.

Denn was war für Jesus letzlich Sünde? Nicht die Übertretung eines ein für allemal gegebenen, absoluten Gesetzes, sondern die Abkehr von dem persönlichen Gott. Im Gleichnis vom verlorenen Sohn, diesem großen Paradigma der Religion, legt er nicht den Finger auf das unmoralische Leben des in die Fremde Gezogenen und heftet daran den Makel der Sünde. Nein, das ist seine Sünde, daß er sich von seinem Vater abgewandt hat. Und sofort beginnt die Aufhebung dieses Sündenzustandes, als der Sohn sich aufmacht: Ich will zu meinem Vater gehen. Wie tief der Sohn auch seine Schuld empfindet – wenn er es nicht täte, er wäre nicht heimgekehrt – der Vater tut so, als wäre nie etwas zwischen sie getreten.

Hier feiert der Gottesglaube Jesu seinen größten Triumph. Diese Religion kann nicht überboten werden: Nichts kann den Menschen von Gott scheiden, nur er selbst. Und nichts soll den Menschen von Gott trennen, auch seine Sünde, auch seine Schuld nicht. So, wie er ist, so darf er kommen. Mit seiner Sünde, mit seiner Schuld soll er kommen – und der Vater wird ihn annehmen und an sein Herz ziehen.

Und Freude wird sein im Himmel über einen Sünder, der umkehrt, vor neunundneunzig Gerechten.

Hier kommt in schlichtester Form und zugleich wahr und tief heraus, was Religion ist, Religion in Reinheit und Echtheit, sittliche Religion. Hier haben beide, Religion und Sittlichkeit, ihr Recht und das angemessene Verhältnis zueinander gefunden. Jesus hat die Religion aus naturhafter Stufe auf die Höhe der sittlichen Religion gehoben, indem er der Sünde ihren Platz in der Beziehung zwischen Gott und Menschen anwies. Die Moral ist ihm wahrlich nichts Gleichgültiges gewesen. Aber in demselben Augenblick hat er die Moral aus der Religion verbannt, indem er es nicht den Menschen, sondern Gott überließ, die Sünde in der Beziehung zwischen Gott und Menschen aus der Mitte zu tun. Die Moral ist ein Stück der Religion geworden, nicht so, daß die Religion moralisiert ist, sondern vielmehr so, daß die Moral religiös gefaßt wird: Sünde ist nicht das unmoralische Verhalten, sondern die Abkehr von Gott, der Unglaube.

Nehmen wir zu dem gedichteten Beispiel der Religion aus Jesu Munde ihre Wirklichkeit aus seinem Leben, dann erkennt jeder die überragende Bedeutung Jesu für die Geschichte der Religion und man begreift es nicht, wie ein bekannter Religionsphilosoph die Person Jesu so ganz beiseite schieben will, bald, indem er sagt, daß wir von der Persönlichkeit Jesu, geschichtlich betrachtet, so gut wie gar nichts wissen, bald, indem er es bestreitet, daß der Mensch Jesus irgend etwas zu dem Zustandekommen eines direkten innerlichen persönlichen Verhältnisses zu Gott beitragen könne. Dabei übersieht er völlig, daß Jesus eine ganz bestimmte Form des religiösen Erlebens der Menschheit geschenkt hat, deren Inhalt bis heute noch nicht rückständig geworden ist. Man müßte denn den billigen Mut haben, mit dem Religionsphilosophen von der „trivialen" Wahrheit zu reden, die Jesus bezeugt habe, indem er Gott des Menschen Vater nannte.

Hier stehen wir gerade im Mittelpunkt dessen, was Religion ist.

Man hat das Wesen der Religion dahin beschrieben, daß man sagte: Religion ist das Gefühl der schlechthinnigen Abhängigkeit von Gott. Jesu Leben gibt eine bessere Erklärung an die Hand. Dabei schaltet sich die Frage nach der Geschichtlichkeit seiner Person ganz aus, weil allein die psychologische Wahrheit seines Erlebens hier in Betracht kommt. Von ihm aus sagen wir: Religion ist das Gefühl des schlechthinnigen Geborgenseins in Gott.

Damit ist das Herz des religiösen Lebens Jesu getroffen. Ohne diese Gewißheit des unbedingten Geborgenseins in Gott wäre Jesus schlechthin undenkbar, wäre er nicht der gewesen, der er war. Jeder Augenblick seines Lebens zeugt davon. Alles, was er sagte, steigt aus dieser Tiefe herauf. Und wenn er den anderen ihre Fehlerhaftigkeit fühlbar machen will, dann sagt er zu ihnen nicht: Ihr Bösen, sondern dann sagt er: O ihr Kleingläubigen! Alles, was er tat – und Tat ist auch sein Leiden und Erleiden – alles, was er lebte, hat darin seinen Grund und Halt, daß er sein Leben geborgen wußte in Gott.

Das ist im Hinblick auf Jesus Religion.

Aber gerade dadurch, daß Jesus die Religion wieder als Religion entdeckt hat, nämlich als Gottesgemeinschaft, hat er auch der Moral den ihr gebührenden Platz angewiesen: Die Religion, getragen von der Moral wie die Diener die Sänfte ihrer Herrin tragen. Die Erfahrungen eines sittlichen Lebens umgeben den Bezirk der Religion: wer zu ihr kommt, geht durch sie hindurch, indem er vor Gott sich seiner ethischen Unvollkommenheit bewußt wird. Das ist das eine. Und nun das andre: wer bei Gott gewesen ist, der geht in ein sittliches Leben hinein. Die Moral ist die F o l g e der Religion.

Dadurch, daß Jesus mitten in dem Moralismus seiner

Zeit – wie er typisch in der israelitischen Frömmigkeit durch die Pharisäer und Schriftgelehrten vertreten wurde, deren Religion nicht nur für den oberflächlichen Blick in Gesetzesdienst und Buchstabenglaube entartet erscheint. Denn wenn auch bei den Pharisäern eine glühende Erwartung vorhanden war, Gott, der jetzt verborgene Gott, möge sich wieder offenbaren, ein brennendes Verlangen nach dem Kommen seines Reiches und der vollendeten Heilszeit – darin hatten sie sich ein Stück lebendiger Religion bewahrt – so gründeten sie doch die Erfüllung dieser Hoffnung auf ihr moralisches Verhalten, nämlich den Gehorsam gegen das Gesetz. Wie Jesus von ihnen sagte, daß sie ihre Frömmigkeit übten, um von den Leuten gesehen zu werden, so taten sie es auch, um Gottes Aufmerksamkeit zu erregen und sein Wohlgefallen zu erwerben, daß er nun nicht gut anders könne als ihnen ihr gutes Verhalten zu lohnen mit der Gabe seines Reiches und Heiles. Damit moralisierten und – demoralisierten sie wieder das letzte Stück Religion, das sie noch hatten.

Ich sage: Dadurch, daß Jesus mitten in diesem Moralismus die Religion wieder als Gottesgemeinschaft festgestellt hat, hat er dem sittlichen Streben und Leben des Menschen freie Bahn gemacht. Er wollte den Menschen dahin bringen und hat ihn dahin gebracht, daß er seinen tiefen Zusammenhang mit Gott wiederfand. Da grub er die Quelle auf, aus der auch das sittliche Leben quillt. Seines Gottes froh und gewiß wächst der Mensch in ein neues Leben, auch in ein neues sittliches Leben hinein, ein sittliches Leben nicht mehr nach den Vorschriften eines unpersönlichen Gesetzes, sondern nach dem Willen des persönlichen Gottes, der aufgenommen wird in den eigenen Willen.

Wenn Jesus seine schweren sittlichen Forderungen an den Menschen stellt, dann stellt er sie nicht abgesehen von der Religion und als Bedingung der Gottesgemeinschaft, sondern er stellt sie an den glaubenden Menschen, der Gott

hat. Und der Mensch kann nun tun nach dem Worte Augustins und zu Gott sagen: Da, quod iubes, et iube, quod vis. Gib zuerst, was du gebietest, und dann gebiete, was du willst.

Hier hat die Moral zum Rückhalte die Religion: Gott will uns täglich das alte Leben abnehmen und täglich ein neues Leben schenken. So ist der Mensch immer befreit von der Last des vergangenen Lebens, wie es auch war, und alle seine Kräfte werden immer wieder frei für ein neues Leben.

In Gott, im Vertrauen und in der Liebe zu ihm, hat er den festen Halt und die unverrückbare Grundlage für sein Schaffen und Wirken gefunden, für sein Schaffen und Wirken an der Welt und an sich selbst. In der Gemeinschaft mit Gott stehend wird er arbeiten in der Welt, in seinem Beruf, in seinem Amt, in seinem Geschäft – und nicht verzweifeln. Nun kennt er seine Arbeit und tut sie, weil er Gott kennt und seinen Willen. Nun weiß er, was Gott will mit ihm und mit der Welt, nun ist er eingeweiht in die Schöpfungsabsichten Gottes, die er mit ihm und der Welt hat. Und es geht ihm nach dem Worte des Paulus: Meine Brüder, ich schätze mich selbst noch nicht, daß ich es ergriffen habe. Eins aber sage ich: Ich vergesse, was dahinten ist und strecke mich zu dem, was da vorne ist.

So drängt die Religion ganz gewiß zu einem moralischen Leben. Aber du mußt es nicht falsch verstehen, diesen Drang der Religion, du mußt es begreifen so, wie du es begreifst, daß die Mutter das Kind gebiert. Das Kind ist nicht der Zweck, sondern das Geschöpf der Mutter.

Vielleicht ist es überhaupt eine falsche Einstellung des Auges, hinter der Religion einen Zweck oder ein Ziel zu sehen und zu suchen. Sie ist in sich selbst vollendet und selbst das Ziel alles Lebendigen. Denn sie bedeutet die Vereinigung mit dem Ersten und Letzten, mit Gott.

Aber wenn sie das ist, dann ist unser religiöses Werden noch nicht am Ende, denn wir wachsen immer erst noch in diese Vereinigung hinein. Und die Vollendung dieses Wachsens wird ein Zustand sein, den wir das Jenseits nennen. Da wird dann auch die Moral nicht mehr sein. Denn die Moral ist ein Teil des Diesseits. Hier bedeutet die Religion, wie sie ein Hinauskommen ist über das Diesseits, auch ein Hinauskommen über alle Moral. Gott hat darin sein Wesen als Geist und Leben, daß er jenseits von Gut und Böse ist. Darin besteht seine Vollkommenheit, daß dieser Dualismus in ihm aufgehoben ist.

Darum kann auch das Ziel der Welt nicht das gute, sondern das vollkommene Leben sein. Wenn es nicht so wäre, wie könnte Gott, solange wir im Diesseits weilen, sonst hinwegsehen über das Böse, es für nichts achten. Und das trauen wir ihm doch zu, wenn wir von ihm sagen: Er vergibt die Sünde. Das heißt ja nichts anderes als dies: Er tut so, als gäbe es an uns und in uns keine Sünde. Und indem er so tut, nimmt er den Zustand des Jenseits vorweg, zu dem wir einmal gelangen sollen, daß auch wir jenseits von Gut und Böse kommen, jenseits aller Moral. Da wird dann die Religion alles sein. Denn sie ist die Teilnahme am Leben Gottes.

Friedrich Daab.

Kunst und Religion

1.

Kunst und Religion haben vor allem ein formales Charakteristikum gemein, und davon wollen wir ausgehen.

Beide sprechen sich in Schöpfungen aus, die man rational nicht nachprüfen kann, ja deren Sinn man durch diese Methode geradezu verdirbt.

Beide haben in den letztvergangenen Zeiten unseres wissenschaftlichen Zeitalters eine Entwicklung durchgemacht, welche diese ihre Grundeigenschaft gegensätzlich für Sehende bis zur Evidenz bewiesen hat.

Wir hatten den wissenschaftlichen oder experimentierenden Roman, die wissenschaftliche oder naturalistische Malerei und auf der Seite der Religion den historischen Christus und die wissenschaftliche Weltanschauung.

Auf beiden Gebieten sind die äußersten Konsequenzen nur von den ganz schwachen, eben den sogenannten konsequenten Geistern gezogen worden, denen, will das sagen, in denen das Leben schwach genug war, um sich von rationalen Doktrinen vergewaltigen zu lassen.

Sehr deutlich wurde die Täuschung, der man sich hingab, in der Malerei. Man wurde sich klar, daß es sich, gerade streng wissenschaftlich betrachtet, in aller Kunst nicht darum handele, noch je gehandelt habe, wie die Dinge „in Wirklichkeit" seien, sondern darum, wie sie den menschlichen Sinnen erschienen. Um den Eindruck also, den sie im Beschauer hervorriefen – „Impressionismus". Aber damit

war ja wieder auf ein gänzlich Unwissenschaftliches zurückgegriffen, auf die persönliche Art, wie einer die Dinge sah. Denn was ursprünglich vorschweben mochte, das menschliche Auge an sich und die wissenschaftliche Feststellung dessen, wie dieses menschliche Auge die Dinge sah, mußte bald der Erkenntnis weichen, daß es ein solches allgemeines Auge nicht gab; daß jeder anders sah, und im weiteren dann auch, daß diese Seh-Eigentümlichkeiten nicht nur von der besonderen physiologischen Eigentümlichkeit der Augen abhingen, sondern und sogar mehr noch von der ganzen Art des Sehenden, zu fühlen, zu empfinden, das Leben aufzufassen. Schließlich konnte die Einsicht nicht ausbleiben, daß eben in dieser persönlichen „Note", wie man es nannte, der eigentliche Hauptwert des Kunstwerkes lag. So kam man auf einem weiten weiten Umweg wieder auf das Unwissenschaftliche, Persönliche, Irrationale, als das eigentliche Quellgebiet der Kunst zurück.

Natürlich hat es nicht an solchen gefehlt, die diese ganze Entwicklung dem allgemeinen wissenschaftlichen Charakter unserer Kultur wieder unterwerfen wollten. Es handle sich eben um die psychologische Wissenschaft. Es handle sich um allerinteressanteste Feststellungen darüber, wie alle möglichen Faktoren auf das Auge des Menschen einwirkten, und wie unter solchen Einflüssen dieselbe Eine Wirklichkeit so überaus verschiedenartig aufgefaßt werden könne.

Indessen, daß man allen noch so persönlichen Ausdruck, überhaupt alles einmal Geschaffene hinterher wissenschaftlich bestimmen und rekonstruieren könne, war niemals bestritten. Auch die Entstehung eines Märchens kann man natürlich wissenschaftlich, zum Beispiel „völkerpsychologisch" nachkontrollieren. Wenn es sich darum gehandelt hätte, — so wäre kein Wort darüber zu verlieren gewesen. Aber daß die mit der Kunst sich beschäftigende Forschung eine

wissenschaftliche Tätigkeit ist, beweist nicht, daß die Kunst eine ist. So wenig als ein Baum, weil er in der Botanik vorkommt, durch gelehrte Arbeit erzeugt wird.

Die Rede von der experimentellen Kunst gehört eben hierher. Wir müssen sie dennoch näher prüfen, weil sie den Unterschied noch deutlicher zeigen und unsre Einsicht in ihn vertiefen kann.

Was die Idee auftauchen ließ, ist ja deutlich: Das Experiment prüft das Allgemeine am Einzelfall. Es konstruiert den Einzelfall unter fest berechneten Bedingungen, und indem es alles Willkürliche, Störende, Zufällige ausschaltet. (In einer der Wissenschaften hat es diese Methode seit Jahrtausenden gegeben, in der Mathematik. Denn grade Linien oder mathematische Punkte laufen ja in der Wirklichkeit nicht herum.) Nun kennt auch die Kunst eine Ausschaltung des Willkürlichen oder Zufälligen, eine Betrachtung des Allgemeinen im Einzelfall; man nennt es da das Typische. In einer Zeit wie der unsrigen, wo die Wissenschaft den Glauben für sich hat, alles zu können, kann man sich nicht wundern, daß eine solche Ähnlichkeit genügte, um eine Parole abzugeben, die lange Zeit völlig ernst genommen werden konnte. Die Maler bemühten sich redlich, das nicht berechenbare seelische Moment auszubrennen aus ihrem Sehen, um nur möglichst rein physiologisch Auge zu sein, Auge und nichts als Auge. Die Bildhauer begannen das monumentale Gefühl auszuschalten, weil es wissenschaftlich genaues Sehen beeinträchtigte. Man wollte keine Verse mehr: zwar nimmt der Mensch in gehobenen Momenten rhythmische Bewegung in Worten wie Geberden an, aber Reime sucht er nicht. Vor allem aber der rechte Roman mußte eine bestimmte Spezialität aufsuchen, ein bestimmtes Lebensgebiet exakt nach seinen Hauptmöglichkeiten darstellen, mußte fast ein Kompendium werden.

Es kam die Zeit, wo Leute, die ein bestimmtes Gebiet

kennen lernen wollten – vielleicht das, in dem sie ihr Brot zu suchen vorhatten –, sich vor allem den betreffenden Zolaschen Roman anschafften. Oder, wenn sie es mehr mit der „Phantasie“ hatten, den von Verne.

Wir wollen diese Zeit und diese Künstler nicht mißverstehen. Die Natur der Dinge ist stärker als eine noch so wohl aufgenommene Parole, und auch einige der Differenzierungen, die die Kultur hervorgebracht hat, gehören bereits zur Natur der Dinge. Die Künstler, die durchaus Wissenschaftler werden wollten, blieben darum doch Künstler; sie hätten sonst wahrscheinlich über lang oder kurz den Drang dazu in sich verspürt, wirkliche Wissenschaft zu treiben oder, wenn sie nicht produktiv wissenschaftlich waren, wirkliche Kompendien statt der Romane zu schreiben. Was als Kunstparole falsch war, wirkte als Arbeitsparole zum Teil sehr gut. Man gewöhnte sich daran, eine ganz andere Gegenständlichkeit zu erreichen, ganz neue Möglichkeiten der Beleuchtung und der farbigen und überhaupt sinnlichen Reize zu sehen. Das Gebiet der Kunstmittel erweiterte sich unendlich. Was das Wertvollste war, ganze Schichten sentimentaler Vorurteile und Forderungen wurden abgetragen. Ein härterer, herberer, strengerer Sinn, ohne den es wahre Kunst und wahre Religion nicht gibt, erwachte. Bei der Beschränktheit der menschlichen Natur ist es oft so, daß starke Irrtümer nur durch entgegengesetzte, in ihrer Art nicht weniger kräftige Irrtümer weggeschafft werden können. Und die Wahrheit pflegt fast regelmäßig nur in den Zwischenzeiten aufzuatmen. Nur wo das Gewebe der großen Vorurteile einmal reißt, findet sie Platz, hindurchzulugen. Höflicher und ein wenig pathetischer gesagt: sie erscheint wie der Blitz als Lösung überstark gewordener Spannungen.

Kehren wir indessen zurück: Was ist es mit jener verführerischen Ähnlichkeit zwischen den beiden Allgemeinheiten der Wissenschaft einer- und der Kunst andrerseits?

Vor allem wird eine richtige wissenschaftliche Allgemeinheit den Künstler überhaupt nie sehr interessieren. Ein Forscher, der eine solche Allgemeinheit sucht, und dem in diesem Suchen allerlei menschliches Schicksal begegnet, kann den Künstler interessieren, aber niemals diese Allgemeinheit selbst. Und umgekehrt steht es mit dem Interesse der Wissenschaft an künstlerischen Typen. Natürlich kann man im Material einer Dichtung, wie es der Faust ist, herumsuchen, man kann zu bestimmen suchen, um wieviel Uhr welches Tages jede einzelne Zeile geschrieben ist, man kann auch etwa die Veränderungen der Faustidee erforschen. Aber der Typus selbst? Sofern eine wissenschaftliche Allgemeinwahrheit aus ihm gemacht werden kann, wird es eine Trivialität werden.

„Es irrt der Mensch, solang er strebt." – Nimmt man dies nicht als einen Satz, der bewiesen ist, sondern als eine schmerzvolle Lebenserfahrung, so mag es gelten. Man sieht es so auf dem Grund des bewegten Bildes, das der Dichter hingestellt hat, als ein Licht über dunklen Schicksalen selber wie hinirrend; etwas, das nicht gelehrt, sondern empfunden wird, etwas, womit andere Empfindungen sich auseinandersetzen werden, – etwas, das wie ein skeptisches Lachen in unsre edelsten Erlebnisse und Hoffnungen hineingrinst, leidenschaftlich abgelehnt, verzweifelt zugegeben, im Mitempfinden des Faustfalls erlebt, doch nicht als letztes Wort, sondern als eine fahle Seitenbeleuchtung, die einem der dargestellten Typen Rundung und kräftige plastische Form gibt – gut, so mag der Satz gelten, und man mag finden, daß er in dem bewegten Leben, das er solchergestalt in und zwischen unseren Gefühlen führt, einen gewissen Allgemeinwert hat, daß er in dieser Form, das heißt in dieser oder dergestalter Auseinandersetzung mit bestimmten Schicksalen öfter wiederkehren kann.

Aber als wissenschaftlicher, etwa als psychologischer

Satz? und nun gar durch das Kunstwerk als Experiment bewiesen? – Man sieht sofort, daß alles das, was ihm seinen Kunstwert gibt, das, wodurch er uns erregt und erschüttert, seinen wissenschaftlichen Wert beeinträchtigt, ja vernichtet. Denn der Wert eines Experiments beruht restlos auf seiner absoluten Beweiskraft und auf nichts sonst. Aber gerade diese Beweiskraft fehlt ja dem Kunstwerk! Und, was mehr sagen will, gerade auf dem Fehlen dieser Beweiskraft beruht das Erleben des Kunstwerks, beruht sein Kunstwert!

Ja, noch mehr: Wenn jemandem der Satz durch die Dichtung zu unumstößlicher Gewißheit geworden sein sollte, so würde auch eine solche Gewißheit keinen wissenschaftlichen Charakter an sich tragen und ihren eigentlichen Wert in dem Augenblick verlieren, wo sie wissenschaftlichen Charakter bekäme. Denn ihr Wert würde auf dem persönlichen Erleben beruhen und auf ihm allein. Dem Kunstwerk wäre es gelungen, eine gewisse Reihe von Erlebnissen des Lesers zum Abschluß zu bringen, zu einer Gesamterfahrung zusammenzufügen. Diese Dichterwahrheit hat dadurch eine persönliche Beziehung zu ihm und hierin erst ihren bestimmteren Sinn gewonnen. Und so erst ihren Wert. Zum Hauptwert einer Lebenswahrheit gehört dies: daß sie lebt. Sie mag noch so fest sein, – sie bleibt immer etwas, was in den Erlebnissen gewachsen ist und in kommenden Erlebnissen weiter wachsen wird. Sie ist vielleicht als eine kühle Skepsis mit der Tendenz: „Also warum?" gewachsen, bevor sie bewußt wurde. Durch den Faust mag sie bewußt geworden sein, aber indem sie den Nachsatz erhielt, der ihren Sinn völlig veränderte: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen." Vielleicht wächst sie weiter als ein Trost gegen Fehlschläge und ein Stachel zu größerer Kühnheit in der Lebensführung. Und wieviel andere Lebensbedeutungen kann das Wort noch

erhalten, je nachdem wie die Erlebnisse es von innen her umgestalten. Denn eine Lebenswahrheit ist gar nicht etwas für sich Bestehendes, ist überhaupt nur ein Siglum für bestimmte Erfahrungen und daraus geborene Empfindungen und Tendenzen und verändert sich mit ihnen, auch wenn ihre sprachliche Form stehen bleibt. Man kann sie nicht abheben und weitergeben, man kann sie nur so zur Darstellung bringen, daß sie den Hörer, Leser oder Schauer zum Miterleben zwingt, was natürlich nicht geschehen kann, ohne daß sie sich mit den eigenen Erlebnissen des Aufnehmenden verschmelzt.

Eine wissenschaftliche Wahrheit umgekehrt ist überhaupt erst fertig in dem Augenblick, wo sie fest und unveränderlich geformt ist . . . wo man sie ohne jede Gefahr für ihren Sinn abschrauben und herumgeben, einpacken, versiegeln und fortschicken kann. Kein Tüttelchen darf sich am Sinn einer wissenschaftlichen Wahrheit verändern, indem sie in andere Hände übergeht. Kein Spurchen einer persönlichen Erfahrung darf an ihr hängen geblieben sein. Jeder Versuch einer suggestiven Nahebringung wirkt als Erschleichung und verdirbt den eigentümlichen Wert solcher Sätze. Sofort mit der Entdeckung einer Mehrdeutigkeit in der Form einer wissenschaftlichen Wahrheit erfolgt die Arbeit an ihrer Verbesserung mit dem Zweck der völligen Eindeutigkeit. Alle Verbindungen nach rückwärts werden abgebrochen. Die wissenschaftliche Wahrheit kennt keine Väter. Desto ausgedehnter ist ihr Verwandtenkreis nach allen Seiten hin. Aus einem wissenschaftlichen Satz darf man nicht nur, sondern muß man alle Konsequenzen ziehen. Eine Lebenswahrheit wird falsch in ihrer ersten Konsequenz; aber alle ihre Vorstufen sind ebenso richtig wie sie selbst.

* * *

2.

Aber wo bleibt die Religion? Denn wir wollten nicht von der Kunst und der Wissenschaft, sondern von der Kunst und der Religion sprechen.

Wir sind mitten darin. Denn alles dies zuletzt von der Kunst und von der Lebenswahrheit, mit der es die Kunst zu tun hat, Gesagte gilt ohne weiteres auch von der Religion, und in dieser ihrer gemeinsamen Stellung zur Wissenschaft liegt ihre Hauptbeziehung zueinander.

Das ist nicht eine unfruchtbare Verwandtschaftsbeziehung zwischen sachlich Entferntem, sondern ein Licht auf viele Verhältnisse und für den weiteren Weg.

Zunächst wenn wir feststellten, daß die Auffassung von der Kunst als sozusagen einer Ergänzungswissenschaft (eine Art Unterjochung der Kunst durch die Wissenschaft) das Verständnis der Kunst schwer geschädigt und die Künstler auf dürrer Heide herumgeführt hat, so gilt fast alles gleichermaßen von der Religion.

Mit dem einzigen Unterschied, daß hier alles viel weiter gegangen ist und viel verheerender gewirkt hat. Wie denn auch hier die Hoffnung auf eine Umkehr viel spärlicher ist.

Man tut oft so, als ob im Mittelalter die Religion die Wissenschaften in ihren Dienst gezwungen hätte. Es hat ja nicht viel Sinn, große und von der Gesamtheit getragene Bewegungen als Schuldposten einzelner Geistesrichtungen anzusehen. Will man es aber in einem bildlichen Sinn abkürzungshalber tun, so kann man gewiß fragen, ob nicht vielmehr die Wissenschaft sich der Religion bemächtigt, sie zu ihresgleichen gemacht, sie unterjocht, sie verwissenschaftlicht habe.

Denn wenn die Religion einen Beweis ihres Mythos durchzusetzen suchte, so geschah das nur in der Gegenwehr. Das wissenschaftliche Denken bemächtigte sich des religiösen Gebietes, auf dem es nichts zu tun hat, und die Religion wollte nicht leiden, daß sie von daher Nackenschläge bekam. Oder vielmehr, um geschichtlich genauer zu sprechen: wissenschaftlich interessierte Menschen mißverstanden den Mythos, dem sie selbst anhingen, als Wissenschaft und behandelten ihn so; ganz genau in demselben Sinne, wie Juristen ihn als Lehrsatzung mißbrauchten — und mißbrauchen, — Moralisten als symbolische Moral oder handelsverständige Seelen als das große Hauptgeschäft des Lebens. In alledem ist die Religion der leidende, nicht der handelnde Teil!

Die Religion, wo sie sich rein aussprechen darf, ist ganz frei von wissenschaftlichen Ambitionen. Es hat noch keinen Religiösen gegeben, der sich aus eigenem Antrieb wissenschaftlich ausgesprochen hätte. Sein einziges Interesse bei der Aussprache ist, suggestionskräftig zu sprechen. Es liegt ihm also dieselbe Form der Aussprache zunächst wie der Kunst, zu allerfernst aber die Aussprache, welche die Wissenschaft gebraucht. Denn als wissenschaftlicher Satz verliert die religiöse Erkenntnis schlechterdings ihren Sinn und eigentümlichen Wert. Alles, was vorhin über die Lebenswahrheit gesagt wurde, braucht hier nur nachgelesen zu werden.

Dieser gemeinsame Gegensatz gegen die wissenschaftliche Art der Gedankenbewegung besagt auch eine unmittelbare sehr enge Beziehung beider geistigen Gebiete zueinander.

Die ganz großen Verkündiger lassen viel seltener wissenschaftliche als künstlerische Befähigung erkennen. Ein Mann, der auf allen drei Gebieten etwa gleich stark bewandert und veranlagt war, Schleiermacher, benutzte geradezu, kann man sagen, seine wissenschaftliche Fähigkeit

dazu, die Verbindungsschnüre, welche man zwischen Religion und Wissenschaft befestigt hatte, zu durchschneiden, während er andrerseits die Religion als „Sinn und Geschmack für das Unendliche" definierte. Daß er dafür von den Wissenschaftlern unter den Theologen böse Zensuren erhielt, ist natürlich, bedeutet aber gewiß nicht, daß er unrecht hatte.

Die Hauptsache sind aber die starken Religionsverkündigungen selbst. Sie bewegen sich fast ausschließlich in der Analogie der künstlerischen Gestaltung, sehr selten in derjenigen rationellen Denkens. Das letztere eigentlich nur in Zeiten, die wissenschaftlich umgetrieben werden, in denen also unbewußte und bewußte (pädagogische) Anpassung auf diese Ausdrucksweise hinwiesen, wie auf den Ausdruck in einer Fremdsprache, um denen, die diese fremde Sprache nun einmal sprechen, verständlich zu werden.

Für gewöhnlich kann man sagen: je stärker die religiöse Temperatur, desto weiter tritt die rationelle Gedankenbewegung zurück, die künstlerische nach vorn. Erst recht: je naiver und unreflektierter die Religion selbst statt des Räsonierens über Religion das Wort nimmt.

Die direkte Sprache der Religion ist überall der Mythos, also eine allgemein gesprochen künstlerische Ausdrucksform. Und gerade die schlimmsten Mißverständnisse der Religion sind es, die entstanden, wenn der Mythos rational ausgedeutet wurde. Man muß, wenn man ein wirkliches sachliches Verständnis der religiösen Erkenntnisse erstrebt, sich vor allem darüber klar sein, daß die Sprache der Religion dieselbe ist wie die der Kunst. Die religiösen Erkenntnisse, die sogenannten Mythen, sind zunächst nach Analogie des künstlerischen Ausdrucks zu verstehen. Das bedeutet natürlich keine Abhängigkeit der Religion von der Kunst. Man kann vielmehr die Sache ebensogut umdrehen und etwa sagen, daß der künstlerische Ausdruck

niemals in der Art eines wissenschaftlichen aufzufassen, sondern nach Art religiöser Ausdrucksweise aufzunehmen sei. Man tut das auch zuweilen. Es ist heute unter Künstlern sehr viel von Religiösem die Rede. Es fragt sich, was man jeweils als das leichter Erfühlbare auffaßt, durch das man das andere zum Verständnis bringen will.

Wenn der Dichter die Nacht ans Land steigen sieht, wie sie mit ihrer Stille die kleinen Stimmen der Bäche lauter sprechen läßt, daß sie das Ohr „der Mutter, der Nacht", suchen, so müßte es ein vollendeter Barbar sein, den es interessieren könnte, darüber zu philosophieren, inwiefern die Nacht eine Person sei, deren Ohr man suchen kann, und gar die Mutter der Quellen, die am Boden rauschen. Oder welches das genauere Verhältnis der Nacht zur Zeit ist, deren goldene Schale sie sieht. Oder, indem man andere Dichtungen Mörikes mit zu Rate zieht und einen „Lehrbegriff" des Dichters von der Nacht aufgestellt, wieso dieselbe Nacht die Stunden, die sie hier am Himmel schwingen sieht, vielmehr mit ihrem schreitenden Fuße selber messen kann, und wieso sie, die hier so ernst scheint, andern Orts „mit luftig schwirrender Musik" gehen und gar schwärmen kann, während „der Schöpfung Seele" mitschwärmt. Ist sie launisch, mangelt es ihr an Gesetztheit?

Es möchten einige meinen, daß der Dichter zu schade für derart Scherze sei. Ich gehöre zu ihnen; nur frage ich, weshalb es um die Bibel weniger schade sein soll?

Wenn dem Frommen Schicksal und Welt eine Einheit werden und wenn er sich dieser Macht ausgeliefert fühlt, wenn sie ihm Stimme gewinnt, die Stimme einmal einer grausamen Not oder Notwendigkeit, dann wohl gar eine richtende Stimme, die Stimme endlich eines Vaters, so ist es zunächst – wir werden die Bedeutung dieses Zunächst später besprechen – dieselbe Barbarei, diese Stimmen auf

solche spitze Fragen zu stellen wie die: Gehen diese Stimmen von einer Person aus? oder: Wie reimen sich in ihr Notwendigkeit, Richtertum und Vaterschaft? oder: Welches ist das genauere Verhältnis dieses Vaters zu dem Menschen, der die väterliche Stimme vernahm?

Vielmehr wollen alle diese verschiedenen Aussagen zunächst gleicherweise als nächster, natürlichster und deshalb plastischster Ausdruck von inneren Zuständen oder Bewegungen aufgefaßt werden. Inwiefern sie verschiedenwertig sind, kommt in zweiter Linie.

Wem das eine Beleidigung der Religion zu sein scheint, daß ihre Aussagen mit „bloßen Phantasien" wie den Stimmen der nächtlichen Quellen in gleiche Linie gestellt werden sollen, der erwäge, inwiefern es ihm ehrender vorkommen kann, wenn sie Reih in Reih mit wissenschaftlichen Auseinandersetzungen stehen. Also zum Beispiel über die sogenannte „Wahrheit" jener Stimmen der Nacht, als da wäre Sand, Steine, Schlamm und ihre Reibung; er erwäge, welche der beiden Arten von Aussagen für den Menschen und seine Erhebung Wesentlicheres ausdrückt.

Erst wenn dies begriffen ist, daß Religion und Kunst zunächst einmal gemeinsam Gemütsbeziehungen des Menschen ausdrücken, mag man darauf achten, daß diese Gemütsbeziehungen selbst sehr verschiedener Art sein können.

Es kann sich um Stimmungen handeln, schwebende, sinnende, wie in dem Mörikeschen Gedicht, oder um innere Erlebnisse, herbe, aus einer letzten Not quellende, befehlende, der Seele schwer abgerungene, wie in den eigentlich religiösen Zusammenhängen.

Es ist natürlich, daß Aussagen der letzteren Art den Menschen ganz anders erfüllen, erregen, bestimmen als die andern. Aus starken Notwendigkeiten und ihrem aufreibenden Gegeneinandermalen hervorgegangen, werden sie dem

Menschen zu Notwendigkeiten, und wenn sie ihm notwendiger werden als sein übriges Leben, so werden ihn keine Sprüche aus irgend welchen Wissenschaften her weder stören noch stärken.

Hierin und hierin allein liegt ihr Wahrheitsbeweis, nicht aber darin, daß oder ob ihre Aussagen sich rational widerspruchlos zusammenfügen lassen. Sie tun es gar nicht und es gehört ins Gebiet des groben Unfugs, sie dazu zu zwingen.

3.

Man sieht, daß die Grenzen zwischen Religion und Kunst von dieser Seite her keine festen sind.

Damit hängt zusammen, daß die eigentlich religiösen Probleme bei Künstlern ein unvergleichbar viel unbefangeneres und tiefer eindringendes Verständnis zu finden pflegen als bei Wissenschaftlern; und ich fürchte sogar, daß man die Theologen hierbei zum größeren Teil unter die Wissenschaftler zählen muß.

Dabei soll nicht verkannt werden, daß die moderne Theologie wenigstens im Prinzip sich selbst, sofern sie Wissenschaft ist, für inkompetent erklärt hat in bezug auf das Verständnis solcher eigentlich religiösen Probleme, was ja einen sehr großen Forschritt besagt. Aber es liegt auf der Hand, wie wenig das in praxi bis jetzt zu bedeuten gehabt hat. Denn in praxi ist es im wesentlichen auch für diese Richtung dabei geblieben, daß entweder eine zuverlässige Erforschung der religiösen Urkunden nach strenger wissenschaftlicher Methode, oder eine ebensolche Analyse der religiösen Gedanken und Vorstellungen das Verständnis unmittelbar bringen soll.

Es seien hier über das Verhältnis von Kunst und Religion einige Worte eines Malers eingelegt. Sie stammen aus einem Briefe des 1890 im Alter von siebenunddreißig Jahren verstorbenen holländischen Malers Van Gogh. Über seine Malerei kann ich hier nicht informieren; man weiß aus den Zeitungen, daß sein Werk neuerdings sehr begeisterte Verehrer gefunden hat. Der briefliche Charakter bringt es mit sich, daß die Äußerung sehr flüchtig ist und einige Zwischenreden nötig macht.

„.... die Bibel, die uns so verstimmt, die unsere Verzweiflung und tiefsten Unmut in uns wachruft, deren Kleinlichkeit und gefährliche Torheit uns das Herz zerreißt, enthält einen Trost wie einen Kern in harter Schale, ein bitteres Mark und das ist Christus. Die Christusgestalt, wie ich sie fühle, ist nur von Delacroix und Rembrandt gemalt worden, nur Millet hat die Lehre Christus' gemalt. Über den Rest der religiösen Malerei kann ich nur mitleidig lächeln, nicht vom religiösen, sondern vom malerischen Standpunkt aus. Die frühen Italiener, Vlamen und Deutschen sind für mich Heiden, die mich nur ebenso interessieren wie Velasquez und so und so viele andere Naturalisten.

(Die Gegenüberstellung zeigt, daß der Schreiber gerade vom religiösen und nicht vom malerischen Standpunkt aus urteilt, nur eben in bezug auf malerische Ausdrucksmöglichkeit, und das hat er offenbar sagen wollen!)

„Christus als einziger unter allen Philosophen, Magiern usw., hat als Hauptdogma ein ewiges Leben bejaht, die Unendlichkeit der Zeit, die Nichtigkeit des Todes, die Notwendigkeit und Wichtigkeit der Wahrheit und der Hingebung.

(Man weiß, daß das wissenschaftlich falsch ist, – religiös kann es um so richtiger sein: Es scheint in der Tat, daß nur „Christus" innere Gewißheit über das Leben aus-

zuströmen vermocht habe, sodaß es innere Gewißheit in anderen werden konnte.)

„Er hat unbeirrt als Künstler gelebt, ein größerer Künstler als irgend einer, den Marmor, den Ton und die Palette verachtend, denn er arbeitete in lebendigem Fleisch. Das heißt: dieser unglaubliche Künstler, der für das grobe Instrument unseres modernen, nervösen und zerrütteten Gehirns unbegreiflich ist, schuf weder Statuen, noch Bilder, noch auch Bücher .... er schuf wirkliche lebende Menschen, Unsterbliche. .... Unbedingt würde ihn die christliche Literatur im ganzen empören. Denn wie selten sind in ihr literarische Produkte zu finden, die neben dem Evangelium des Lukas, den Episteln des Paulus, die so einfach an ihrer harten und kriegerischen Form sind, Gnade finden würden. Aber wenn auch dieser große Künstler Christus es verschmähte, Bücher über seine Ideen und Sensationen zu schreiben, so hat er sicherlich das gesprochene Wort, hauptsächlich die Parabel [also eine Kunstform!] nicht verachtet. – Welche Kraft liegt in dem Sämann, in der Ernte, in dem Feigenbaum! – Und wer unter uns würde wagen, zu sagen, daß er gelogen hätte, als er mit Verachtung den Fall der römischen Bauwerke weissagte, und dabei behauptete: Wenn selbst Himmel und Erde schwinden, so werden meine Worte nicht schwinden.

„Diese gesprochenen Worte, die er als Grandseigneur nicht einmal für nötig hielt aufzuschreiben, sind der höchste Gipfel, den je die Kunst erreicht hat, in solcher reinen Höhe bekommt sie Schöpferkraft, erhabenste Schöpferkraft.

„Solche Betrachtungen führen uns weit, weit hinweg – erheben uns noch selbst über die Kunst. – Sie lassen uns einen Einblick tun in die Kunst, das Leben zu gestalten und schon im Leben unsterblich zu sein. ....“

(Van Gogh führt nun aus, wieso solche Betrachtungen,

ob sie wohl zunächst über die Kunst hinaus führen, doch auch für sie einige Hoffnung gäben. Diese Ausführungen werden vielleicht als absurd anmuten, man gönne es sich, sie trotzdem sympathisch aufzunehmen, auch etwa den Widerhall zu genießen, den hier in gewisser Beziehung die Betrachtungsweise Fechners von einer Seite her erfährt, die sicher von dem Philosophen unabhängig ist.)

„ . . . . . wir armen, unglücklichen Maler vegetieren unter dem verdummenden Joch eines kaum ausführbaren Metiers auf diesem undankbaren Planeten, auf dem die Liebe zur Kunst uns die wahre Liebe unmöglich macht. Da aber nichts gegen die Vermutung spricht, daß es auf unzähligen anderen Planeten und Sonnen ebenso Linien, Farben und Formen gibt, so bleibt es uns unbenommen, eine gewisse Heiterkeit in bezug auf die Möglichkeit zu bewahren, unter höheren Bedingungen, in einer veränderten Existenz zu malen, etwa durch ein Phänomen, das vielleicht nicht unbegreiflicher und überraschender ist als die Umwandlung der Raupe in den Schmetterling, des Engerlings in den Maikäfer, welche Existenz des Malerschmetterlings einen der unzähligen Sterne zum Schauplatz haben könnte, die nach dem Tode uns vielleicht nicht unerreichbarer wären, als die schwarzen Punkte auf einer Landkarte, die im irdischen Leben Städte und Dörfer bedeuten.

„Das Wissen! Die wissenschaftliche Logik scheint mir ein Instrument zu sein, das sich in der Folge noch ungeahnt entwickeln wird; denn z. B. hat man die Erde als eine Fläche angenommen. Das war auch ganz richtig. Sie ist es noch heute, von Paris bis nach Asnières. Das verhindert aber nicht, daß die Wissenschaft beweist, daß die Erde rund ist, was jetzt niemand bestreitet. Nun nimmt man ebenso jetzt an, daß das Leben flach sei, und von der Geburt zum Tode führe. Wahrscheinlich ist das Leben aber auch rund und weit höher an Ausdehnung und Fähig-

keiten als die Sphäre, die uns bisher allein bekannt ist. Spätere Generationen werden uns wahrscheinlich über dieses interessante Problem aufklären und dann könnte eventuell die Wissenschaft — nichts für ungut — zu ungefähr denselben Schlüssen kommen, die Christus als die andere Hälfte des Lebens gelehrt hat.

„Wie dem aber auch sei, Faktum ist, daß wir Maler sind, im realen Leben, und daß wir unserm Schaffen unseren Atem einblasen sollen, solange wir selbst atmen. Ach das schöne Bild von Eugène Delacroix, die Barke Christi auf dem See Genezareth! Er, mit seiner blaßgelben Aureole schlafend, leuchtend, in einem Fleck von dramatischem Violett, dunklem Blau, von Blaurot, die Gruppe der erschreckten Jünger auf dem furchtbaren smaragdgrünen Meer, welches steigt und steigt bis oben an den Rahmen. Welch ein genialer Entwurf!"

Ich habe die letzten Sätze mit hergesetzt, nicht nur, um den rein malermäßigen Zusammenhang des Ganzen fühlen zu lassen, sondern auch, weil sie näher empfinden lassen, was mit dem über die religiöse Malerei Gesagten gemeint war. Wie das wirklich Religiöse, — der Schrecken des übermächtig werdenden Schicksals und das mitten drin doch darüber zur Herrschaft gekommene ruhige Gemüt — mit rein malerischen Mitteln ausgedrückt ist. Jedes religiöse Bild Rembrandts zeigt Ähnliches.

Doch zurück zu unserem Thema. Was den ausgehobenen Betrachtungen das zweifellos Absurde gibt, das sie an sich tragen, ist, daß Van Gogh in ihnen über die Wissenschaft urteilt wie — fast hätte ich gesagt: wie der Blinde von den Farben, es wäre richtiger zu sagen: wie der Maler von der absoluten Farblosigkeit! Er kann sie überhaupt nicht vorstellen, er sieht sie selbst, die Farblosigkeit in irgend welchen Farben.

Es ist ja leicht genug zu sehen, daß die wissenschaft-

liche Logik sich genau in umgekehrter Linie entwickelt, als Van Gogh hier meint, und daß sie Farben und Inhalte nur insofern noch mit sich schleppt, als sie sie noch von früher her an sich hat. Der Religion und der Kunst hat an der formellen Richtigkeit über die Erdgestalt nie etwas gelegen, und solange sie in ihrem Eigenen und Nächsten bleibend naiv sich aussprechen, bleibt die Erde für sie, was sie dem Augenschein ist: eine Fläche. Das Leben dagegen auf dieser flachen Erde hat sie inhaltlich interessiert und da haben sie es stets als „rund" betrachtet, unbewußt und bewußt. Umgekehrt ist die Wissenschaft ursprünglich von einer inhaltlich gesättigten Auffassung des Lebens, das heißt: vom runden Leben ausgegangen. Je mehr und je besser sie das wurde, was wir heute „Wissenschaft" nennen, das heißt: formale Orientierungstechnik, desto mehr und desto bewußter hat sie von inhaltlichen Einsichten absehen, abstrahieren gelernt. Solange sie streng in ihrem Ressort bleibt, scheidet sie sie aus, weil sie für ihre Aufgabe nicht in Betracht kommen; sofern sie über ihr Ressort hinausgeht, als Täuschungen. Je weiter sie sich entwickelt, desto mehr wird sie gerade das Inhaltliche noch bewußter frei geben, aber gewiß nie „beweisen". Für sie wird das Leben nicht runder, nur noch flacher. Und „beweisen" wird sie höchstens, daß auch die künstlerische Anschauungsform von einer Kugelgestalt des Lebens, die Vorstellung von einer Fortsetzung auf fernen Sternen für das Wissen allerhöchstens als eine psychologisch interessante Illusion in Betracht kommen kann.

Indessen nicht um dieser obwohl sehr informierenden Irrtümer willen haben wir die Betrachtungen dieses Malers hierher gesetzt, sondern um deswillen, was darin direkt über das religiöse Lebensideal gesagt ist. Nicht zwar, als ließe sich nicht Tieferes darüber sagen. Aber gerade der Planheit und scheinbaren Selbstverständlichkeit halber, mit

der es gesagt ist. Es scheint uns, daß der Künstler von Natur geeigneter ist, einem Problem wie dem der religiösen Lebensführung und also zum Beispiel dem Leben Christus' gerecht zu werden, als der Wissenschaftler, zu dem der Moralist die nächste Verwandtschaft zeigt. Das inhaltlich erfüllte Leben wird nicht als wissenschaftliches Problem am kongenialsten ergriffen, wie mit den Naturphilosophen à la Häckel auch die meisten Theologen glauben, auch nicht als ein moralisches Problem, wie die meisten Theologen annehmen, wenn sie von der Metaphysik zurückgekommen sind. Sofern man es überhaupt der Plastik halber von einem andern Lebensgebiet als dem eigenen aus betrachten will, wird es am nächsten kommend mit der Betrachtungsweise des Künstlers ergriffen, mit der es eine weitere Strecke Wegs gemeinsam hat.

4.

Das Leben als Kunstwerk, als Ausdruck eines Inneren, Geistigen — das ist gewiß das der religiösen Auffassung am nächsten Kommende.

Aber weil es so am nächsten der Sache kommt, werden wir von hier aus auch den Unterschied am ersten treffen, der das Religiöse auch vom Kunstwerk trennt.

Ja, es ist wahrscheinlich, daß der Künstler selbst den Unterschied der religiösen Betrachtung von der seinen am ersten und aufrichtigsten wird erkennen können. Van Gogh in der ausgehobenen Betrachtung drückt es so aus, daß er sagt, dies Problem führe selbst über die Kunst hinaus, weil es die Kunst betreffe, das Leben durch das Leben zu gestalten „und schon im Leben selbst unsterblich zu sein".

Hiermit kommen wir zurück zu der Abgrenzung von Kunst und Religion.

Nehmen wir die Formulierung von der Gestaltung des Lebens ernst. Wie ernst es der Fromme damit zu nehmen pflegt, springt in die Augen. Er kommt mitunter vor lauter Ernst, den Geist, der ihn beseelt, in die Erscheinung zu bringen, um diesen Geist selbst. Dieser Geist der Angestrengtheit ist dem Geist der Erlösung und Beseligung, der ausgedrückt werden soll, nicht günstig. Der Künstler kennt Ähnliches. Auch er zerquält oft genug seine besten Eingebungen.

Man könnte versucht sein, in der Tat den ganzen Unterschied, wie Van Gogh in unserer Stelle, darin zu finden, daß eben der Fromme das eigene Leben zum Gegenstand seiner Kunst hat, der Künstler dagegen Eindrücke fremder Dinge und seines eigenen Lebens wie eines an sich ihm fremden Dinges, und daß ferner der Fromme das eigene Leben nicht nur als Gegenstand, sondern auch als Material seiner Kunst hat, der Künstler dagegen einen neutralen, fremden Stoff.

In der Tat, man kommt von hier aus auf den eigentlichen, den inhaltlichen Unterschied, der schon angedeutet wurde: daß die Impressionen der Religion sich aus den innersten Notwendigkeiten des Lebens gebären, die der Kunst aus flüchtigeren oder doch ruhigeren Stunden. Man könnte versucht sein, zu glauben: Wenn ein Künstler in seinen Impressionen über eine gewisse Grenze hinausgeht, wird er religiös. (Manchmal soweit, daß er aufhört, Künstler zu sein, — möglicherweise der Fall Tolstois!)

Man kann dies Moment noch von einer anderen Seite her bestimmen, wo es vielleicht noch deutlicher wird: Die religiöse Auffassung, wie sie enger aus dem eigentlichen Lebensernst entspringt, so ist sie unmittelbarer auf die Wirkung im Lebenskampf zugehauen. Sie gehört viel stärker zum Leben selbst in Eindruck wie in Antwort. Der Mensch ist verflochten in Welt und Schicksal, in den Gang und

Lauf des allgemeinen Lebens. Er fühlt, daß er mit seinem Innern dem Weltinnern näher steht als alles sonst. Daß er hier irgendwo ins Reich der Motive des Daseins hineinreicht, in ihm verwurzelt ist. Soweit er mit diesem inneren Reiche der Motive zusammenhängt, ist er religiös. Die religiöse Aussage also ist ein Schieben und Schaffen innerhalb dieses Reichs der Motive. Die Ausdrucksweise kann gar keine andere sein, als die Gestaltung des Erlebten, dieselbe die auch der Künstler gebraucht. Nur liegt ihre Absicht weder noch ihr Wert in der Vollkommenheit, mit der sie das Erlebte zum wirklichen Ausdruck bringt, sondern in der Kraft und Tiefe des Erlebens selbst, während die künstlerische Aussage von sich aus keinen Ehrgeiz in dieser Beziehung hat; ihr Wert hängt nicht an der Tiefe und Wahrheit der Eindrücke, die sie formt, sondern an der Ruhe und Vollendung dieser Form selbst.

Die Religion bemißt sich nach der Stärke und Weite (denn sie denkt immer der ganzen Welt!) der Motive, die sie empfindet und vermittelt, die Kunst nach der des Genusses am Gelingen der Form der Mitteilung. (Wobei die Art des Genusses sehr verschieden sein kann von der geistreichen Unterhaltung bis zu einem tiefen Einziehen von Stimmungen, die über Lust und Unlust sich erhoben haben.)

Der Unterschied zwischen Religion und Kunst ruht von hier aus darin, daß – um es in eine kurze Formel zu fassen –, der Künstler in der erreichten Gestaltung ausruht, der Fromme allein in dem Geist, den er gestalten will.

Dem Künstler rein als Künstler betrachtet, steht der Wert dessen, was er gestaltet, nicht zur Diskussion. Ihn reizt das Charakteristische mehr als das Vollkommene. Er wird viel lieber die Geschichte eines Verbrechens schreiben, dessen Verlauf von den Motiven durch die einzelnen Wendungen hindurch bis zum Schluß in ihrer Naturhaftigkeit und sinn-

lichen Plastik deutlich und greifbar sich darstellen läßt, als die Geschichte einer tugendhaften Handlung, deren Motive vielleicht zu tief liegen, um sinnlich-plastisch wahrscheinlich und faßbar zu sein. Natürlich kann er durch die Darstellung den Unwert der verbrecherischen und den höheren Wert einer edlen Handlung mit zur Empfindung bringen – und wenn er beides lebhaft fühlt, so wird das vielleicht von selbst eintreten. Aber das ist etwas, was den Menschen in ihm, nicht den Künstler als solchen angeht.

Der Fromme im Gegensatz hierzu (oder auch über dieses hinaus) empfindet viel stärker als das Charakteristische einer Handlung den Wert oder Unwert ihrer Motive. Deren Erhöhung in sich interessiert ihn mehr als ihre Gestaltung für die Außenwelt. Ja, man kann fast sagen, daß die Ausgestaltung nur um der Rückwirkung willen interessiert, die sie auf die Erhöhung ausübt. (Sei es in der Befestigung des Erreichten in leichtfließenden Gewohnheiten, sei es in der Anregung und Aufreizung andrer Menschen. Denn dem Religiösen bleibt die Vorstellung oder das Gefühl stets nahe, daß die Erhöhung des Menschlichen in anderen eine positive Bedeutung für die eigene Erhöhung hat. Etwas von dem Gefühl, daß das Menschliche in irgendeiner Weise eine Gesamtgröße ist, die von jeder Einzelaffektion in ihrer Gesamtausdehnung mitbetroffen wird.)

5.

Man kann der Übersichtlichkeit halber drei verschiedene Vergleichspunkte herausstellen, in denen von einem Verhältnis zwischen Religion und Kunst zu handeln ist. Sie mögen zum Schluß noch einmal auseinander gehoben und nebeneinander gesetzt werden:

Es handelt sich zunächst um die Auffassung der Dinge (der ganzen Wirklichkeit mit Einschluß des Geistigen, des Seelischen, des Bereichs der Gefühle, Motive usw.). Hier stehen Religion und Kunst vorerst zusammen, indem sie gleichermaßen sich nur um die Inhalte, nicht aber um ihre wissenschaftliche Bestimmung, um die formelle Orientierung zwischen ihnen kümmern. Diese Inhalte dann aber gehen die Kunst nur in ihrem Verhältnis zur Erscheinung an, die Religion nur nach ihrem Wert für die Erhöhung des Menschentums.

Es handelt sich weiter um die Gestaltung des Empfundenen. Und zwar zunächst um die Gestaltung durch das Leben. Auch hier werden sich beide zuerst treffen in der Wertlegung auf möglichste Reinheit und Lauterkeit der Beziehung zwischen dem Inneren und der Ausgestaltung. Darüber hinaus wird doch dem Künstler auch hier mehr am Charakteristischen und allenfalls an der Kraft des Ausdrucks liegen als an der Höhe der Motive.

Wenn er auf die Motive als solche überhaupt aufmerksam wird, so wird ihm mehr daran liegen, daß ihre Gesamtheit möglichst einheitlich sei, möglichst gut in der Wechselwirkung, so daß die charakteristische Auswirkung aller einzelnen ein kräftig artikuliertes Gesamtbild ergebe. Darüber hinaus wird er kaum auf ihre Beeinflussung Wert legen. (Hier wie überall und wie auch bei der Bestimmung des Religiösen ist immer der Typus rein als solcher gesehen; in Wirklichkeit ist natürlich der Künstler nie bloß Künstler, der Religiöse nie bloß religiös, der Wissenschaftler nie bloß Wissenschaftler, der Moralist nie bloß Moralist.) Der Religiöse dagegen ist eher in Gefahr in der Reinigung und Erhöhung der Motive ganz stecken zu bleiben und gegen die Ausgestaltung überhaupt gleichgültig zu werden: er wird leicht „quietistisch".

Auch hier steht der Wissenschaftler den beiden andern

gleichmäßig gegenüber. Sein Augenmerk ist überhaupt nicht auf das Verhältnis des Inneren zur Erscheinung gerichtet. Ihm liegt auch hier wie überall daran, richtiggehende Orientierungslinien durch das ganze Gebiet zu legen und darauf zu sehen, daß sie richtig bleiben. Er wird also, wenn er über mögliche Beeinflussung des Handelns nachdenkt – was eigentlich schon über sein Fach hinausgeht – zusehen, wie die Richtlinien des Handelns sich am besten so ziehen lassen, daß sie ungebrochen und gleichmäßig durch die ganze Menschenwelt hindurchgehen können. Ihn interessiert, ein Gesetz zu finden, welches möglichst rationell darauf berechnet wäre, daß wie im ganzen, so auch im einzelnen, alle Reibungen, Spannungen, Widersprüche (in denen der Fromme und der Künstler eher etwas Wertvolles erkennen) ausgeschaltet seien: „Handle so, daß die Maxime deines Willens zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne!" Der Fromme und der Künstler würden dem gleichmäßig gegenüberstellen: Handle so, daß dein Inneres möglichst hell und deutlich hindurchscheine. Nur während der Künstler fortfahren wird: die stärksten Motive am deutlichsten, wird den Frommen mehr interessieren, wie man es anfasse, in sich und anderen die edelsten zu den stärksten zu machen.

Am deutlichsten werden die Eigentümlichkeiten der verglichenen Gebiete am dritten Vergleichspunkt werden, bei der Ausgestaltung am neutralen Stoff. Der Wissenschaft kommt es hier lediglich darauf an, das Netz der gefundenen Beziehungen zwischen den Dingen möglichst lückenlos zu knüpfen, die Übersichtlichkeit der Orientierung, die richtige Einordnung der Dinge unter die verschiedenen Kategorien, zu einer vollkommenen zu machen.

Kunst und Religion werden die Inhalte der Dinge zu gestalten suchen; nicht die Anhaltspunkte, die sie für die Orientierung geben, sondern die Beziehungen, die sie zum

Gemütsinhalt des Menschen haben. Indessen wird auch hier die Kunst mehr darauf aus sein, Spiel und Wirken der Kräfte, die dabei in Bewegung kommen, für ein betrachtendes Genießen darzustellen. Das übermütige Spielen der Wellen im Meer, die verheerende Wucht des Feuers, der schwerschreitende Schritt des auf Hoffnung säenden Landmanns, der Friede des Allein auf weiter Flur. Die Religion dagegen in allen ihren eigentlichsten Ausdrücken ist auf Veredlung und Stärkung der Kräfte aus, sucht immer nur Werte und Hoffnungen in Kräfte zu verwandeln. Sie spricht sich in einem Mythos aus, der in jedem einzelnen Zug dies als sein treibendes Motiv verrät, daß der Mensch zu einer großzügigeren, edleren zukunftvolleren Haltung seines Inneren überredet werden soll, daß neue Kräfte in seinem Inneren erschlossen und wirksam gemacht werden sollen, aus denen heraus er mit der Einfachheit eines Kindes die Kraft eines Helden vereinigen soll.

Das kommt natürlich nicht daher, daß die Schöpfer des Mythos sich dies als Zweck vorgenommen haben, sondern daher, daß sie, indem sie das eigentlichste Innere der Weltwahrheit suchten, dahin in ihrem Inneren sich verstiegen, wo der innere Sinn des Menschen mit dem inneren Sinn der Weltentwicklung sich einigt. Der innere Sinn aber der Weltentwicklung ist, was er sein mag, jedenfalls eine Bewegung. Ewas, heißt das, das aus Motiven her und auf Werte hin geht.

Doch hiermit geraten wir über unser Thema hinaus.

Wir wollen lieber schließen, obwohl wir das eigentlichste Innere der Religion noch kaum gestreift haben. Man kann ja auch nur vergleichen, was Gemeinsames hat. Aber auch, um in dies Innerste der Religion zu gelangen, ist die künstlerische Anschauung ein geeigneterer Erklärer als die wissenschaftliche. Denn auch in der künstlerischen Anschauung horcht der Mensch auf Stimmen, die aus seinem

gesammelten Innern herauftönen. Wer aber dahin noch ein Körnchen wissenschaftlichen Interesses mitbringen wollte, — was wollte er hören? „Hysterie", „fixe Ideen" und was sonst der, dessen Interessen pflichtmäßig den Normalitäten gehören, über das zu sagen weiß, dessen Wesen in der Durchbrechung der Normalitäten gipfelt.

Arthur Bonus.

Christentum und Politik

Es ist unmodern geworden, über Christentum und Politik zu sprechen. Zuerst kam der Rückschlag auf dem innerpolitischen Gebiet. Daß Naumann unter die „Realpolitiker" ging, daß der Dichter mit dem Herzen voll christlicher „Phantastik" und Liebe die Politik als die Technik der Macht zu betreiben begann, war das Ende des stolzen Traumes, in dem die Herzen einer ganzen Generation froh geworden waren. Nun wurde Wirklichkeit, was einst mit Ingrimm gehört worden war: Politische Pastoren wurden ein Unsinn; niemand wollte mehr einer sein. Es war meist nicht Feigheit, sondern die stille Entsagung, mit der sich die Menschen nun einmal einem großen Zug der Zeit unterwerfen und auf eigenes Denken und Sein verzichten. Das Thema Christentum und Politik kam von der Tagesordnung. Und gerade die vorher die glühendsten Träume und die kühnsten Ideale hatten, wurden die Träger des Materialismus; sie ergriffen mit einer gewissen asketischen Begeisterung die neue Lehre, daß die Einzelmenschen, die Schichten des Volkes und endlich die Völker nichts anderes seien als Raubtiere, die miteinander um die Futterplätze kämpfen. Und für ganz modern, ganz kühl, ganz nüchtern hielt man sich, als man auch noch das Wirtschaftliche etwas in den Hintergrund rückte und von der „reinen Politik" lernte, daß der Trieb nach Macht ein ebenso elementares Bedürfnis sei wie Essen und Trinken, Haus und Hof, sowohl

für den Einzelnen mit seiner Parole „Herr im Haus" wie für die Völker mit ihrer imperialistischen Tendenz. Man wurde immer „strenger", „wissenschaftlicher" und „ernster", legte die „kindlichen" Träume von einer christlichen Welt beiseite und – merkte nicht, daß man nur auf die Ideale anderer hereingefallen war. Zuerst auf das Ideal der Leute, die mit Essen und Trinken, ordentlichen Löhnen und Zeit zur Erholung, mit dem „größtmöglichen Glück der größten Zahl", meinen ihrer Seele Hunger stillen zu können, und danach auf den Mann, der uns mit dem Wort vom „Willen zur Macht" bezaubert hat und dessen Lehre, bald von den Gewaltmenschen überall ins Unedle mißverstanden, sich heute mit dem Ideale der Vaterlandsliebe schmückt und die niedrigste Habgier und Genußsucht rechtfertigen muß.

Um solcher Dinge willen hat man Abschied genommen von den Idealen, von denen man einst lebte. Das Christentum soll eine stille Insel werden, wohin man auf dem romantischen Kahne flüchtet in der Abendkühle, wenn man in des Tages Last und Hitze seine Seele abgemattet hat mit des Lebens Listen und Brutalitäten.

Man hat auch einen Ekel mit hinausgenommen vor den Parteien und der Politik, die im Namen des Christentums getrieben wird, vor dem Ultramontanismus und dem christlichen Sozialismus in ganz Europa, vor Stöckers Agitation und dem Treiben all der Kleinen und Ordinären, die ihn zu übertrumpfen suchten. Man sagt uns immer wieder: „Seht dort die Früchte einer christlichen Politik!"

Als ob ein Problem gelöst wäre, wenn man seine schlechten Lösungen aufdeckt! Als ob ein Problem falsch gestellt sein müßte, wenn noch keine ganze Lösung gefunden ist! Christentum und Politik aber, diese Worte umschließen ein Problem, das man nicht ungelöst lassen kann. Denn des Menschen Glauben und seine Hoffnung, wenn sie echt sind, werden zur Arbeit. Sein sittliches Ideal treibt ihn

zum Handeln. Politik aber ist Wille, ist Handeln, ist Arbeit. Es kann gar nicht anders sein, als daß Christentum und Politik zusammentreffen.

Wer das Problem so löst, daß ihm das Christentum nur die Verpflichtung zur politischen Mitarbeit gibt, dann aber dieses politische Handeln für eine bloße „Technik" erklärt, die ihren eignen Gesetzen folge, auch der wird bald lernen, daß seine Seele nicht ohne Schaden die Gemeinheit, die List und die Selbstsucht, die unsere „Real"- und Machtpolitik verlangt, als „Technik" betreiben kann. Entweder er wird selber ganz gemein und verliert das sachliche Wesen des Christentums, Reinheit und Menschenliebe, oder er verzweifelt daran, daß Reinheit, Güte, Liebe und Hingabe die Mächte sind, die die Welt im tiefsten Grunde regieren; das heißt aber: er verliert Gott. Denn das ist nicht Gottesglaube, daß ich an eine letzte, meinetwegen persönliche Ursache der Welt glaube, oder daß ich mir einen ästhetischen Privatgott für die stillen Stunden meiner Seele anschaffe, sondern das heißt Gottesglaube, es in der Welt und für die Welt wagen, das Gute als seinen Willen zu tun und um das Kommen seines Reiches und, daß sein Wille geschehe, zu beten und zu arbeiten. Muß die Welt durch Gemeinheit geleitet werden, dann ist sie keine Welt Gottes, sondern eine Erfindung des Teufels. Unsere Politik ist stets auch der Prüfstein für unsern Glauben. Wer seine Seele zerreißen will, der wird von der Zerrissenheit bald den Zweifel ernten und immer tiefer hinabsteigen zu den Leuten, die sich in der Weltgeschichte immer für die klügsten hielten und die doch durch ihre Kurzsichtigkeit und Hoffnungslosigkeit immer wieder die Narren der Weltentwicklung geworden sind.

* * *

1.

Was ist Politik? Die Kunst, den Staat zu leiten, ihn zu erhalten und seine Zwecke zu fördern. Man muß dabei das Wort „Staat" im allgemeinsten Sinne nehmen als eine irgendwie abgegrenzte Menschengemeinschaft, die sich erhalten und fördern will durch Zusammenhalten unter Zwang. Auch die Kirchen sind solche Gemeinschaften und unterliegen deshalb auch ganz ähnlichen Gesetzen wie die Staaten. Staaten ruhen auf der Gewalt, nicht auf einem Contrat social, nicht die Sittlichkeit und nicht die Gesinnung, sondern das Recht ist ihre Grundlage. Herrschaft und Unterordnung zum Zweck der Erreichung des gemeinsamen Zieles, das jeder Einzelne nicht erreichen könnte, ist ihre Lebensbedingung. Das Ziel ist zunächst und elementar der Schutz des Lebens des Einzelnen durch und in der Gesamtheit und die Förderung seiner Wohlfahrt. Der Staat entsteht aus dem Krieg; Krieg ist auch das vornehmste Mittel seiner Erhaltung, denn er ist immer im Kampf, solange er nicht die ganze Welt umspannt, – wobei „Welt" natürlich etwas sehr verschiedenes bedeuten kann und bedeutet hat. Der moderne Staat hat nur die brutalste Form dieses Kampfes selten gemacht. Aber in Wahrheit ist unsere Lage des Staaten-Gleichgewichts kein Friede, sondern nur heimlicher Krieg. Nach innen aber ist das Hauptmittel des Staates das Recht. Auch das Recht ist bloß stetig gewordene Gewalt. Es ist derjenige Teil der erkannten Sittlichkeit, den man mit Gewalt durchsetzen kann und durchsetzen muß, soll nicht die Gemeinschaft, wie sie ist, Schaden nehmen. Es ist meist der negative Teil der Sittlichkeit, den man erzwingen kann, daher ist die Form des Rechts stets negativ, während die Sittlichkeit positiv ist. „Du sollst nicht töten!" sagt das Recht (es nimmt natürlich den Krieg aus, das Verbot bezieht sich nur auf die Glieder

des Staates). Oder es kleidet sich in die andere Form: „Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll wieder vergossen werden.“ Strafe ist das große Geheimnis des Rechts: Strafe ist Gewalt, die die Befolgung erzwingt oder für die Nichtbefolgung vergilt und durch Vergeltung abschreckt. So ist die Strafe eigentlich gemeint, und alle moderne Theorien darüber sind rationalistische Ausflüchte. Im Recht steckt immer Gewalt, und immer „ungerechte“ Gewalt. Denn einmal ruhen alle Staaten auf Eroberung, und nicht die Sittlichkeit aller ist die Grundlage des Rechtes geworden, sondern nur die der erobernden Schicht. Sklaven und Heloten liegen in der Tiefe aller Staaten. Und ferner: die Sittlichkeit ist etwas ewig Fortschreitendes. Sie wird erst dann von allen ergriffen, wenn sie vorher Besitz einer kleinen Zahl, dann der Mehrzahl gewesen ist; und immer wird nur das Negative von ihr Recht werden können. So ist auch das Recht immer in eine Entwicklung hineingezwungen, und doch muß sich gleichzeitig das bestehende Recht gegen sie sträuben. Denn solange die neue sittliche Forderung nur wenigen gehört, empfindet sich das Recht ihr gegenüber als gute alte Gerechtigkeit und Schützerin der Sitte. Sokrates und Jesus sind im Namen des Rechtes durch die Hüter alter Sitte und staatlicher und kirchlicher Ordnung getötet worden, und die Prophetenmorde werden kein Ende nehmen, solange es Staaten — auch Kirchen sind Staaten — gibt. Wenn die neue sittliche Forderung die Mehrzahl ergriffen hat, ergiebt sich eine neue Lage: das Recht wird unsicher. Das erleben wir heute mit dem Duell, wo unser Staat nur mit Hohn oder Mitleid betrachtet werden kann, wenn er seinen Offizieren das Duell zur Pflicht macht und dann eine Rechtskomödie zu ihrer „Bestrafung“ aufführt. Auch die harte Bestrafung der Eigentumsvergehen, insonderheit, wo es sich um den Schutz großen Besitzes gegen die gemeinschaftliche Selbsthilfe der

Arbeiter handelt, ist ein Punkt unseres Rechtslebens, den das Volk bereits als lächerlich oder als abscheulich empfindet. Unser Strafrecht ist nicht bloß in der Theorie, sondern in der Praxis auch im Einzelnen veraltet. Sträubt sich der Staat gegen solche neuaufkommende Anschauung von dem, was „recht sei", so geht die herrschende Schicht in ihm der Revolution entgegen. Revolution ist die notwendige Begleiterscheinung des Rechtes. Sie ist Gewalt wie das Recht; sie ist das Recht der Minderheit, die in Wahrheit die Mehrheit ist. So sind die Konstitutionen erfochten durch Revolution, weil die unteren Schichten reif und die oberen nicht verständig genug waren, ihnen ohne Kampf auf bloßen Druck hin politische Macht abzutreten. Daß dabei auch neues Recht — im engeren Sinn — entstehen kann, ist klar. Heute schützt der Staat das Privateigentum und man lobt ihn wegen der Gerechtigkeit; wenn die Sozialdemokratie wirklich sich durchsetzt, hört das Privateigentum auf und der Staat schützt das Kollektiveigentum gegen die Festlegung in privaten Händen. Recht ist nichts Ewiges. Durch die Revolution oder durch die moderne „Evolution" — unter stets zunehmendem Druck und unter Drohung mit Gewalt — entsteht neues Recht.

Nun muß man aber eines deutlich sehen, will man die Lebensgeschichte der Staaten wirklich begreifen. Der Staat ist nicht ein Ende. Innerhalb des Staates beginnen neue Lebensmöglichkeiten für den Menschen aufzudämmern. In allen Nationalstaaten liegt ein Drang nach ihrer Auflösung, denn der Volksstaat strebt überall zum Weltstaat. Jedes Volk fühlt sich als Herrenvolk und hält sich für das beste in der Welt, das ein Recht habe über die anderen zu herrschen. Wir haben es ja auch an uns erfahren, wie der Spruch vom deutschen Wesen, an dem die Welt noch genesen solle, sofort die Seelen gefangen nahm, als wir eine staatliche Einheit geworden waren. Aber indem die

Völker miteinander bekannt werden, entsteht auch eine neue sittliche Erkenntnis: der „Mensch“ taucht als neue sittliche Größe über dem Volksgenossen auf, und das Ideal der Menschheit beginnt, das alte Ideal der sich einander bekämpfenden und unterdrückenden Staaten zu überwinden. Gleichzeitig tritt auch nach innen eine Vertiefung der Sittlichkeit ein. Dem Gedanken der Menschheit entspricht der Gedanke der „Menschlichkeit“, und an die Stelle des Bürgers tritt der neue sittliche Wert der Persönlichkeit. „Kosmopolitismus“ und „Individualismus“ kämpfen mit dem Nationalismus um den Sieg in den Menschenherzen. Je mehr die Sittlichkeit in die Weite geht, desto individueller wird sie abgetönt. Dasselbe gilt von der Frömmigkeit.

Inzwischen ist aber auch die Kultur an der Arbeit. Die Arbeitsteilung hat sich vergrößert, aus dem Bauernstaat ist ein differenzierter Organismus geworden. Die ästhetischen Ansprüche und die wissenschaftlichen Kenntnisse und Erkenntnisse sind gestiegen. Alle diese neuen Güter des Menschen soll ihm nun auch der Staat schützen helfen, da sie jetzt zu seiner „Wohlfahrt“ gehören. Kann das der Staat? Er versucht es; aber diese Güter sind ihrer Art nach zu fein, als daß er sie wirklich schützen könnte. Er vergewaltigt sie zu leicht, wenn er sie mit Gewalt pflegen will. Er wird z. B. fast stets die verflossene Kunst, die verflossene Wissenschaft bevorzugen, da sie allmählich auch von der Masse begriffen ist. Aber wenn sie das ist, sind die wahren Arbeiter schon wieder weiter.

Über dem allem bildet der Staat ein neues Mittel aus, das ihn ebenfalls überflüssig zu machen trachtet: die Schule. Erziehung hat nicht nur die Tendenz, die Strafe überflüssig zu machen, das Verbrecherische im Menschen abzutöten, sondern sie ist auch der Strafe vollkommen entgegengesetzt als Gewöhnung zum Guten.

So will der Staat, wie wir jetzt sagen, ein „Kultur-

staat" werden. Aber eben in diesem Gedanken liegt ein Widerspruch in sich selbst. Es will vielmehr im Staat etwas Höheres entstehen: eine Menschengemeinschaft, die nach außen alles umspannt, was Menschenantlitz trägt, und die nach innen nur Menschlichkeit üben will.

Als Jesus in die Welt kam, waren die feinsten Seelen der griechisch-römischen Völkerwelt eben bis zu diesem Punkte gelangt. Daß „der Mensch eine heilige Sache sei für den Menschen" hat die Stoa gelehrt, ehe er kam, und sein jüngerer Zeitgenosse Seneka hat das schöne Wort geprägt. Daß auch der Sklave ein Mensch sei und eine heilige Sache, nicht mehr erbeutetes Eigentum des Herrenvolkes, hat die Stoa ebenfalls gelehrt. Weithin in der Menschenwelt waren Menschlichkeit und Persönlichkeit die neuen Ideale geworden. Das alte Ideal des nationalistischen Staates, der alles zertritt, was nicht zu ihm gehört, war bei den Edelsten im Vergehen.

2.

Jesus selbst ist in die kleine Schar der Männer eingetreten, die das neue Ideal predigten. Er tiefer und reiner, kraftvoller und siegesgewisser als alle. Er mit dem Mut der Wahrheit, für das neue Ideal gegen sein Volk aufzustehen und für das neue Ideal zu sterben. Er auch klarer als alle anderen in der Verurteilung von Recht und Gewalt und in seiner Predigt von der Liebe selbst gegen den Feind unerbittlich gegen alle alten Ideale der Familie und des Volksstaates und treu bis zum Tod, ja bis zum Verbrechertod, den ihm sein Volk im Verein mit dem fremden Gewaltherrscher gab.

Denn im Kampf mit dem Staat ist Jesus gestorben. Er verwarf radikal die Revolution, den Aufstand gegen Rom, vor dem sein Volk stand. Kein Wunder, daß das

Volk seinen Helden, den Führer seiner Freischaren, Barabbas, freibat und Jesus dem Römer überließ. Hatte Jesus doch dem Volk statt dessen, was „nationale Größe gibt", statt des Krieges und des Aufstandes, Buße und Wiedergeburt, Güte und Treue und Liebe auch zum Feind gepredigt! Es war nicht Gleichgültigkeit, was Jesus in solche Haltung trieb. Als ob er nicht gewußt hätte, was staatliches und politisches Leben ist! Er war kein Kind und kein bleichsüchtiger Jüngling, so wenig wie Goethe ein abgelebter Greis, als das gleiche Problem vor ihm stand. Jesus hat das Problem ganz durchgelebt. Es ist ihm aufgedrungen worden als Frage: ob man dem Kaiser, dem fremden Eroberer, Steuer geben solle oder nicht. Es hat längst in ihm gelebt. Denn wenn er sich für den Messias hielt, so war das eben die Frage, ob er den Aufstand gegen Rom beginnen solle oder nicht und wie er eigentlich sich die Befreiung seines Volkes denke. Selbst wenn er bloß an das Kommen der Gottesherrschaft glaubte, ohne messianische Ansprüche für sich selbst, so enthielt eben dieser Glaube den Wunsch und das brennende Verlangen nach Zerstörung der Weltherrschaft, Roms und des Teufels, den er wie einen Blitz vom Himmel fallen sah. Und wenn er an eine neue Gemeinschaft dachte, die aus dem Jüngerkreis hervorwuchs, so war es eine, die anders war als die Staaten: dort herrschen die Gewalttäter und die Völker nennen die sie unterdrücken ihre „Wohltäter"; nicht also bei euch! Wer der Erste sein will, soll aller Diener sein! Das Recht ist ihm so verächtlich wie die Rache: So dir jemand einen Streich auf die eine Wange gibt, halte ihm auch die andere hin! Er will nicht den Schutz des Staates, weil er die Gewalttat nicht will. Sein Gott ist erhaben über das Ideal der Gerechtigkeit. In immer neuen Wendungen hat das Jesus gepredigt: Er läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute; er gibt allen Arbeitern den gleichen Lohn, weil er Allmacht und Liebe ist; er nimmt

den verlorenen Sohn in seine Arme und weist den Bruder zurecht, der Gerechtigkeit fordert.

Man darf die Wucht dieser Tatsachen nicht abschwächen. Es handelt sich aber nicht bloß um Jesus, um eine persönliche Abneigung bei ihm oder eine lediglich zeitgeschichtliche Beschränktheit wie etwa beim Weltbild, wenn er an Engel und Teufel, Himmelsgewölbe und Feuerhölle glaubt. Nein, hier handelt es sich um sein Ideal selbst und um das Wesen der Sache, die er vertrat. Es handelt sich auch um eine ganz bestimmte Lage der Menschheit und ihrer Kultur. Das „humane" Ideal trat damals gegenüber dem Staatsgedanken überall im römischen Reich hervor. Später ist der Staat in neuen Kämpfen um seine Grenzen wieder auf die alte Höhenlage zurückgerückt. Die jungen Völker der Germanen strömten über sein Gebiet und begannen den Gang des Staatslebens noch einmal von vorne, durchs Mittelalter hindurch, bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts auch für sie die innere Reife wieder gekommen war. Wieder leuchtete die Idee der „Humanität" auf, und das Christentum vertiefte sich, indem es sich auf sein Wesen besann.

Als aber verfrüht und rationalistisch eng von einem Gewaltherrscher das Weltreich – auch der Vernunft – aufgerichtet werden sollte, da trat wieder ein nationalistischer Rückschlag ein. In ihm leben wir noch heute. Es ist noch keineswegs die innere Situation des römischen Reiches zur Zeit Jesu überholt, sie ist noch kaum wieder da. Auf das Wesen des Christentums gesehen, stellt sich das Problem ganz ebenso. Denn das Ziel der Menschengemeinschaft, das dem Christentum vorleuchtet, ist eben die Vereinigung der Menschheit aus den Kräften der Liebe heraus, und die Mittel des Staates sind verboten durch die Liebe, die Gewalttat verschmäht und Zwang nicht kennt, sondern allein das Wort, das die Gewissen bewegt. Weit liegt dies Ideal über den Staat und seine Mittel hinaus.

3.

Ist es darum eine unbrauchbare, vor den Forderungen des Lebens versagende Utopie?

Ja, wenn man aus ihm einen augenblicklichen und chaotischen Anarchismus fordert. Das tut Tolstoi; freilich nicht, wie viele meinen, aus bloßer Schwärmerei und poetischer Phantasie heraus. Denn so sehr die klugen Leute über ihn den Kopf schütteln: in seinen großen Abhandlungen, wie etwa in den zwei Bänden von „Was sollen wir denn tun?", steckt sehr viel mehr historische Erkenntnis und lapidares Denken als in den glatten Verteidigungen unseres bestehenden Zustandes mit ihrer scheinbaren wissenschaftlichen Objektivität. Dennoch ist Tolstois Rat, alle Übel des Staatslebens, alle Ungerechtigkeit unserer „Gerechtigkeit", alle Scheußlichkeiten der Kriege mit einem Schlage durch ein radikales Aufgeben aller staatlichen Tätigkeit zu heilen, unannehmbar. Das würde nicht bloß zu unerhörten Opfern gerade der Besten führen – die sind vielleicht immer für die Ideale notwendig –, sondern zu einem gewagten Spiel mit den Grundlagen alles Lebens überhaupt. Denn noch sind die Menschen nicht reif, ohne Zwang und gar ohne Organisation zu existieren.

Es gilt vielmehr, das Christentum in der Welt möglich zu machen, indem man das Ziel einer „christlichen Welt" klar ins Auge faßt und Mittel und Wege angibt, wie auch vom Christentum aus alle anderen, wahren Werte der Menschheit erhalten, ja vertieft und veredelt erhalten werden können, Ehe, Familie, Volkstum und Vaterland, Arbeitsgemeinschaft und Gesellschaft.

Nach außen muß das Christentum danach streben, daß der Krieg aufhört, daß die Völker ihre Streitigkeiten ebenso nach den Grundsätzen der Liebe ordnen, wie wir das von den Einzelnen als Ideal verlangen. Es ist eine törichte und durch nichts begründete Rede, daß das an sich unmög-

lich sei. Der Krieg ist nicht eine Naturkatastrophe wie ein Erdbeben, sondern eine vermeintlich oder wirklich zweckmäßige menschliche Maßnahme, um ein Volkstum in seinem Bestand zu sichern oder ihm zur freien Entwicklung in ein reicheres und tieferes Leben zu helfen. Früher glaubte auch der Einzelne, der Stamm, die kleine Stadt, der Duodezstaat nicht ohne das Mittel der brutalen Gewalt zu einem reicheren und höheren Leben gelangen zu können. Wir wissen es jetzt besser. Die Welt wird auch allmählich reif, den Gedanken des Friedens zu fassen und in die Wirklichkeit umzusetzen. Die Schiedsgerichte mehren sich, und der Schiedsgerichtsgedanke gewinnt an Boden. Aber was mehr ist: der Krieg selbst ist im Begriff sich umzuwandeln. Wir führen nicht mehr einen Vernichtungskampf gegen den Feind, wir töten nicht mehr seine Frauen und „schmettern" nicht mehr seine „Kindlein an den Stein". Wir führen nicht einmal mehr Krieg gegen alle seine Männer, sondern nur gegen seine Soldaten. Und auch gegen sie nur, solange sie im Kampf stehen. Die Verwundeten pflegen wir als Menschen, auch wenn sie eben noch auf uns geschossen haben. Ist das „konsequent" und „vernünftig" vom brutalen Standpunkt des Krieges aus? Es ist vielmehr der reine Wahnsinn, daß wir unsere Mittel und Hilfskräfte so schwächen. Und im Burenkrieg wie im Hererokrieg hat sich auch gezeigt, daß es nicht immer möglich wird. Aber als empörend empfand man es doch, daß Frauen und Kinder des Feindes leiden mußten. Das Christentum und die Humanität sind unterwegs, den Krieg zu vertilgen. In der Politik hat darum ein Christ alles zu tun, um diesen Siegeszug der Liebe zu unterstützen. Christen mit bluttriefenden Worten im Munde sind Heuchler oder Unsinnige. Die Religion E. M. Arndts und der Sedanpredigten ist deshalb noch lange kein Christentum, weil sie sich dafür hält.

Ebenso wie die des Krieges muß auch die Beseitigung

des Rechts als letztes Ziel ins Auge gefaßt werden; die Erziehung hat an seine Stelle zu treten. Auch hier braucht man das Lächeln der klugen Leute nicht zu fürchten. Man hat sie darauf hinzuweisen, daß auch hier das Christentum und die Humanität an der Arbeit sind. Im Strafvollzug nämlich tritt der Gedanke der Vergeltung immer mehr zurück gegen den anderen der Erziehung, die wir durch Arbeit und Schule, durch Predigt und Seelsorge dem Sträfling angedeihen lassen. Die Sinnlosigkeit auch dieses Verfahrens von der alten Rechtsüberzeugung aus liegt auf der Hand. Das ist doch keine Strafe mehr, sondern Wohltat — ganz wie es das Christentum verlangt. Denn Vergeben heißt nicht bloß mit Worten verzeihen, sondern Böses mit Gutem vergelten, Verbrechen mit Erziehung. Wenn unser Strafgesetzbuch selbst von diesem Gedanken aus durchgedacht würde, wenn die Länge des Strafmaßes nicht dem Richter und seiner ungenügenden Kenntnis des Verbrechers, sondern dem Gefängnis-, d. h. Erziehungsbeamten überlassen würde, wenn die Erziehung sachverständig unternommen und durch Verpflanzung der Verbrecher in andere Länder u. ä. unterstützt würde, dann würde man erst sehen, wieviel neue und bessere Möglichkeiten es gibt, das Verbrechen selbst zu bekämpfen, statt unseres jetzigen törichten Unternehmens der Strafe auf Grund unseres Dünkels, wir könnten „gerecht" sein. Und nun kommt noch dazu, daß wir diesen Dünkel überhaupt zu verlieren beginnen, daß die Psychologie und die Psychiatrie am Umsturz der alten Rechtstheorie besser und gründlicher gearbeitet haben als das eine das Wesen des Christentums schon lange mißkennende Theologie vermocht hatte. Die moderne Strafrechtstheorie hat das alte naive Vergeltungsrecht aus den Angeln gehoben. Sollte es nicht an der Zeit sein, endlich dem neuen, nun schon 1900 Jahre alten Ideal der Vergebung und Erziehung ins Leben zu verhelfen?

Und im Wirtschaftsleben ist es nicht anders. Muß

hier wirklich auch der Krieg aller gegen alle herrschen? Sieht nicht die Praxis immer mehr ein, daß auch hier der Friede ernährt und der Unfriede verzehrt? Ist es wirklich so unmöglich, das Ideal der Liebe und des Friedens als organisierendes Prinzip geltend zu machen? Das Christentum hat hier jedenfalls mit seinem letzten Ideal einer „christlichen Welt" nichts stärker Utopisches als irgendein Zukunftsglaube des Sozialismus oder des Individualismus. Daß die Arbeit für die Gesamtheit ohne die Aussicht auf große Gewinne, nur mit der Gewißheit eines leidlich gesicherten Lebens mit Zeit zur Erholung und zur geistigen Bildung treue, tüchtige und erfolgreiche Arbeit ermöglicht, zeigt unsere Beamtenschicht deutlich genug. Warum sollen nicht alle sich so fühlen lernen? Die Apostel des liberalen Individualismus vergessen ganz, daß wir auch hier in einer fortdauernden Entwicklung in der Richtung begriffen sind, daß wir gerade die wichtigsten Arbeiten und Leistungen dem Privatbetrieb aus der Hand nehmen und einer staatlichen Beamtenschaft übergeben.

Im dreißigjährigen Krieg war z. B. noch das Militär Privatunternehmung einzelner Obersten und Heerführer, die mit ihrem Regiment oder mit einem ganzen Heer gegen Bezahlung Dienst nahmen. Wir haben das System verlassen. Im römischen Reich wurden die Steuern an Bankiers verpachtet, man weiß von den Zöllnern im Neuen Testament mit welchem schönen Erfolg. Die großen Verkehrsinstitute, bei denen es auf absolute Sicherheit des Lebens und der Mitteilungen ankommt, vertrauen wir nicht mehr dem privaten Gewinngeist an, sondern der Pflichttreue von Beamten. Kurz, wohin man sieht, es wächst die Arbeit, die nicht aus der Gewinngier des Einzelnen entsteht, sondern die auf der sittlichen Unterlage eines durch die Gemeinschaft äußerlich gesicherten Lebens ruht. Sollte dieses soziale Ziel für das Ganze unerreichbar sein?

4.

Aber, wird man einwenden, all das sind doch nicht Fragen der Politik. Wir wollen hören, wie das Christentum zur absoluten oder konstitutionellen Monarchie, zur Frage des „persönlichen" oder parlamentarischen Regiments steht, ob das Christentum verlangt, daß man christlichen Parteien beitritt, dem Zentrum und den Christlich-Sozialen, ob man liberal sein muß oder überhaupt darf und ob man konservativ sein muß, wenn man ein echter Christ ist. Das sind politische Fragen.

Ganz richtig, nur kann man sie erst stellen, wenn man sich jene früheren Fragen beantwortet hat. Das oberflächliche Gerede über diese im engeren Sinn politischen Fragen wird nicht aufhören, wenn man sich nicht über das Wesen des Staates und des Christentums überhaupt im Klaren ist. Das Christentum will am letzten Ende die staatliche Epoche der Menschheitsgeschichte ersetzen durch eine andere, höhere Weise des Lebens. Dabei darf, was der Staat seither zur Erziehung und Erhaltung der Menschheit geleistet hat, nicht untergehen, sondern es soll nur besser und sicherer geleistet werden.

Erst wenn man sich über dieses überstaatliche Ziel des Christentums im Klaren ist, kann man die Frage stellen, mit welchen im engeren Sinn politischen Mitteln dieses Ziel vom Christen erstrebt werden darf, welcher Art seine Einwirkung auf den bestehenden Staat und seine Mitarbeit an ihm sein muß.

Da ist vor allem ein doppelter Irrweg abzuwehren.

Der erste ist der Irrweg, den die Kirche, seit Konstantin und seine Nachfolger ihr die Machtmittel des Staates zur Verfügung stellten, eingeschlagen hat. Seitdem hat die Kirche vergessen, daß sie den Staat selber ersetzen wollte, sie hat sich seiner Machtmittel bedient, um das Christentum

zu fördern, sie hat ihn für die Zwangsbekehrung und für die Verfolgung der Ketzer und Schismatiker mißbraucht. So scheinheilig sie auch selber die Gewalt für sich ablehnte, in Wahrheit hat sie dem Staat einfach seine Mittel genommen. Die Folge war, daß sie selber vergaß, was eigentlich ihre Aufgabe war, daß sie sich immermehr auf den bestehenden Staat einrichtete, daß sie jede Scheußlichkeit der Herrschenden verteidigte, wenn nur der Staat sich treu in ihren Dienst stellte. „Christlich" war der Staat, der die Kirche schützte, mochte er innerlich dem Ideal des Christentums widersprechen, so stark er wollte. Luther hat versucht, diesen Irrweg zu verlassen; daß es gelungen wäre, kann man nicht behaupten.

Der zweite Irrweg ist der der christlichen Revolution, wie sie die schwärmerischen Sekten des Christentums seit alter Zeit, besonders aber im Mittelalter und im Anfang der Reformationszeit gepredigt haben. Sie waren ihren Gegnern, auch dem späteren Luther unbedingt voraus in der klareren Erkenntnis des Zieles. Aber indem sie nach anfänglich richtiger Haltung unter dem Druck brutaler Landesherren oder Magistrate in die offene Revolution getrieben waren, gingen sie selber den unchristlichen Weg der Gewalt. So lief ihr Christentum in die soziale Revolution aus, und was in der Liebe und im Erbarmen mit dem Elend der Zertretenen begonnen hatte, das endete in furchtbarem Haß und rasendem Fanatismus.

Das Christentum kennt nur ein Mittel, sein Ideal in der Welt durchzusetzen, das Wort. Das Wort der Wahrheit, das unerschrocken gesagt wird, ob es auch Spott und Hohn oder Kampf und Leiden bringt, und das sich an nichts anders im Menschen wendet als an das Gewissen. Durch die Verkündigung des neuen Ideals will es im Menschen die Reue und die Umkehr bewirken und ihn dahin bringen, sein eigenes Leben wie das der Gemeinschaft

nach diesem Ideal zu gestalten. Nicht bloß Jesus und Paulus haben das klar und unbeirrt von jeder Gewalttat, die man gegen sie übte, festgehalten, auch Luther hat in seinen besten Zeiten auf diesem Grundsatz gestanden. Das Wort ist die einzige Waffe des Christen.

Mit ihr tritt der Christ ein in den politischen Kampf, der für ihn auf den Frieden des Gottesreiches zielt, auf eine christliche Welt, in der die Staaten sich — wie die Kirchen — nur als Mittel fühlen, das Leben der Menschen so zu fördern, daß sie dem Ideal der Liebe leben können.

Doppelt kann sich dabei das Wort betätigen; es kann erstlich sein: Protest. Tolstoi ist diesen Weg gegangen, weil sein Staat innerlich zu unchristlich ist und gleichzeitig auch wieder zu sehr überzeugt, christlich zu sein, da er die Kirche schützt, wie kein Staat Europas es mehr tut. Hier schien nur der schärfste Protest eine Verheißung auf Besserung zu haben. Jesus hat so sich gänzlich abgewandt von dem staatlichen Leben seines Volkes, das mit vollen Segeln dem Aufstand zutrieb und kein Gehör hatte für die Predigt der inneren Erneuerung. Und es mag immer wieder einmal die Stunde kommen, wo auch wir, seine deutschen Jünger, den Weg des schärfsten Protestes gehen müssen.

Aber es gibt auch einen anderen Weg, und in einem Staat, der so weit geöffnet ist für das christliche Ideal wie unser modernes Deutschland, scheint dieser Weg der richtigere und normale: der Weg, am Staatsleben und aller Organisationstätigkeit innerhalb der Gemeinschaft teilzunehmen, um sie umzubilden nach unserem großen Ziel.

Dabei hat der Christ als Mensch über die Technik der Staatsleitung keine Meinung. Er will ja den Staat überwinden. An sich wäre es ihm ebenso recht, wenn ein aufgeklärter christlicher Herrscher den Staat in den neuen Zustand umgestaltete, wie wenn das eine Republik tut. Die Reformation ist zugleich von einem absoluten Herrscher

und von einer Republik begonnen worden; die Staatsform war gleichgültig, als das Christentum begann, sich auf sein Wesen zu besinnen. Und unerlaubte Gewalttat treiben Monarchien wie Republiken, und beide womöglich im Namen des Christengottes. Majoritäten vergewaltigen ebenso wie Einzelne, und was Parteien für sittliche Gefahren umgeben, weiß man auch nur zu wohl.

Dennoch liegt im Christentum eine bestimmte Stellung auch zu diesen Fragen. Wer eine „rein technische" Behandlung dieser Dinge empfiehlt, sieht sich sehr bald auch vor Ideale gestellt.

Und zwar kämpfen in der Politik ganz deutlich überhaupt zwei große Überzeugungen miteinander. Die eine ist die aristokratische, wie sie die Grundlage des Königtums von Gottesgnaden und aller konservativen Politik ausmacht, jener alte in den polytheistischen und noch früheren Stufen der Menschheitsentwicklung allgemein verbreitete Glaube, daß die natürlichen Unterschiede in der Menschheit im Willen der Götter gesetzt seien, daß es sich tatsächlich bei Herrscher und Untertanen um anderes Menschentum handele, daß die einen zu Herren, die anderen zu Knechten bestimmt seien, und daß die Herren eben nur gute und gerechte Herren sein müßten, wie sie Väter für ihre Kinder seien. Man kennt ja dies patriarchalische System und braucht sich nur Luthers Erklärung des vierten Gebotes ins Gedächtnis zurückzurufen, um diese Art, den Staat aufzufassen und zu regieren, sich klar zu machen. Ihr steht aufs Schroffste die Meinung entgegen, die aus der Erklärung der Menschenrechte in der französischen Revolution am klarsten hervorleuchtet: die individualistische Ansicht von der Menschheit als einer Ansammlung von lauter gleichen Rechtsbesitzern, die zum Staat durch einen Kontrakt zusammentreten, durch eine Verfassung, die eine gemeinsame Arbeit sichert. Von ihr aus läßt sich eine doppelte Politik weiter begründen,

entweder vom Individualismus aus der Anarchismus, dessen ethische Gestalt etwa Nietzsche ausdrückt, und andrerseits der Sozialismus, der von dem Gesellschaftsvertrag aus weiter gedacht werden kann. Was sich bei uns als politischer Liberalismus fühlt, liegt zwischen den beiden Extremen, neigt aber entschieden heute mehr zum Sozialismus hin.

Die Geschichte hat gezeigt, daß es eine Illusion war, wenn diese Systeme historische Rechte in Anspruch nahmen. In Wahrheit sind sie Ideale. Denn geschichtlich angesehen ist der Staat weder das Produkt gottgesetzter Patriarchalität noch eines Gesellschaftsvertrages gleichberechtigter Individuen. Er ist etwas Organisches, aus der natürlichen Gemeinschaft der Familie und der Horde durch Gewalttat und, um größere Gewalttat zu hindern, gewachsen. Es gibt weder Menschenrechte noch göttlich gewollte Menschenunterschiede. Gott ist mit allem, was da lebt und wird.

Fragt man nach der Stellung des Christentums zu den beiden Systemen, so hat man zu fragen, wohin sein Ideal weise, ob nach dem Patriarchalismus oder nach dem Liberalismus, nicht aber danach, ob Luther und Paulus die von Gott eingesetzte Obrigkeit verkündigt haben; denn sie haben ihr beide auch wieder den Gehorsam aufgesagt, wo sie gegen das Ideal, gegen den Willen Gottes ging, dem man mehr gehorchen soll als den Menschen. Im christlichen Ideal liegen unstreitig viel konservative Züge. Erziehung ist das große Mittel, durch das das Christentum wirkt. Auf Verpflichtungen stellt es den Menschen, nicht auf Rechte, etwa gar auf Menschenrechte, die er sich mit Gewalt nehmen sollte. Dennoch liegt das Ideal des Christentums im Ganzen deutlich nach der anderen Seite. Das Christentum glaubt an den Menschen, an jeden Menschen. Es kann nicht zugeben, daß es verschiedene Menschensorten in dem Sinne gebe, daß die einen dahingelangen sollten, wo die anderen nicht hinkommen können. Es will alle zu Gottes-

kindern machen, kennt keine andern Werte als Liebe und Reinheit. Es hat die alten aristokratischen und ästhetischen Werte als falsche Ideale und als Irreführungen erkannt. Vornehmheit, Bildung und Besitz sind, wo sie als höchste Güter gelten, eher Hindernisse und müssen ganz zurücktreten gegen Güte und Liebe. Das ganze Ideal liegt nach der Seite hin, wo alle Menschen umspannt sind, nicht von denselben Rechten, aber von demselben Glauben an die Möglichkeit ihrer Vollendung im Höchsten und von derselben Liebe, die nichts vor dem anderen vorausbegehrt. Das Ziel ist eben doch ein Staat, der jeden erzieht, so daß jeder mithelfen kann, sein Bestes für den Staat zu leisten, ein Staat, in dem der erste wie der letzte sich als ein Diener für alle fühlt. „Es gibt hier wohl Unterschiede der Dienstleistungen, aber es ist derselbe Herr", dies Wort gilt auch dem Staat, wie ihn das Christentum erstrebt, wobei der Herr das Ideal des Gottesreiches ist, zu dem jeder Einzelne gefördert werden und jede Staatseinrichtung förderlich sein soll. Von hier aus gesehen werden Konservativismus und Liberalismus nur zwei Methoden. Denn ein Konservativismus, der nur oder nebenbei darauf hinausgeht, gesellschaftliche, wirtschaftliche oder politische Vorrechte festzuhalten, ist ebenso unchristlich und zu bekämpfen wie ein Liberalismus, der den Individualismus erzwingt, weil er dem Stärkeren dazu helfen will, den Schwächeren auszubeuten. Die Leute, deren Parole das Wort „Herr im Hause" ist, sind ebenso wenig christlich wie die, denen der Patriarchalismus nur Vorwand für den gleichen nackten Egoismus ist. Für den Christen sind Liberalismus und Konservativismus nur verschiedene Methoden, dasselbe soziale Ziel zu erreichen, eine christliche Welt, in der selbständige Menschen in Liebe einander zum Besten helfen.

Darin liegt auch, daß die Mittel, die der Christ als Parteimann anwenden darf, nicht beliebiger Art sein können.

Wieder steht ihm nur das Wort zur Verfügung, das überzeugt. Zwang darf nur in erzieherischer Absicht gegen Unmündige oder verbrecherische Menschen angewendet werden, nicht aber dürfen erwachsene und erzogene Menschen, die sich innerhalb der Gemeinschaft bewegen, vergewaltigt werden. Dabei ist die Majoritätsbildung heute die einzige Möglichkeit, zur Ordnung der Dinge zu kommen. Und so muß der Christ an sich selbst und an andere die Forderung stellen, sich der Majorität zu fügen, natürlich ohne Verleugnung seines Standpunktes und nicht ohne ihn deutlich und mutig gesagt zu haben. Er kann und muß den Versuch machen, durch Überzeugung die Majorität für sein Ideal und für die von ihm für recht gehaltene Methode zu gewinnen, aber er hat andere nicht mit Gewalt zu entrechten. Selbst Wahlrechtsfragen lassen sich von hier aus klar und sicher entscheiden. Auch wer die konservative Methode im ganzen für richtig hält, darf als Christ keine hinterlistige Rechtsabschneidung billigen, wie sie sich im Festhalten an längst veralteten Wahlkreiseinteilungen etwa zeigt. Er muß sich bei der Kompliziertheit des heutigen Lebens auch fragen, ob er wirklich noch den Mut haben darf, die Bauern auch über das Schicksal der städtischen Arbeiter entscheiden zu lassen, wie es heute zum Beispiel unser Unrecht gewordenes Preußisches Wahl-„Recht" tut.

Ein Christ wird auch dafür sorgen helfen, daß die Minoritäten immer zu Wort kommen, denn er muß wollen, daß sie Majoritäten werden, wenn sie eine Wahrheit haben, die die Mehrzahl noch nicht einsieht, und er kann getrost damit rechnen, daß sie vergehen werden, wenn ihre Sache minderwertig ist. Er wird nie die kleinen und schwachen Parteien vergewaltigen helfen, sondern ihnen ebenso zu ihrem Besten helfen, wie denen, die in der Mehrheit sind. Auch von hier aus ergeben sich z. B. Wahlrechtsforderungen ganz deutlich und sicher. Man sieht, daß durchaus nicht

eine abstrakte und unbehilfliche Jenseitigkeit die Art des Christentums ist, wenn man nur die Forderung der Liebe nicht in der theologischen Blässe läßt, die sie meist hat. Tritt man mit ihr vor das wirkliche Leben hin, so wirft sie ihren hellen Schein auch auf die dunklen Probleme unseres Alltags.

Besondere christliche Parteien wären an sich durchaus denkbar und möglich, wenn sie sich klar wären, daß sie nun ganz besonders zu Reinheit und Gütigkeit, zu einem Wahrheitsagen in der Liebe verpflichtet wären, und wenn sie weiter nichts wollten, als mit den Mitteln des heutigen Staates das Ideal fördern. Aber leider hat die Erfahrung gezeigt, daß sie alle den Irrweg der Kirche noch einmal gehen. Sie wollen eben nicht eine christliche *Welt* mit *innerlichen* Mitteln, sondern die Machtmittel des Staates in die Gewalt der Kirche, besser gesagt, der in der Kirche herrschenden Richtung bringen. Die Entartung liegt für diese Parteien so nahe, weil diese Verwechslung so nahe liegt, die Meinung, dem Christentum könnte gedient werden durch Zwang und Gewalt, wie sie der Staat übt. In Wahrheit kann dem Christentum nur gedient werden, dadurch daß der Staat immer mehr aufhört, seine Macht in den Dienst der Kirche zu stellen. Dann erst kann sie ganz rein werden, was sie sein soll: die Gemeinde der Jünger Jesu, die sich zusammenschließt, um im Gottesdienst ihren Gott zu feiern und ihres Herrn zu gedenken und durch solches Feiern und Gedenken sich und vor allem die Kinder und Unmündigen zu erziehen. Wenn einmal der Strafgesetzparagraph beseitigt ist, der Gotteslästerung und Beschimpfung der Religionsgesellschaften besonders bestraft, wenn der Eid gefallen ist, wenn der Austritt nicht mehr mit Gebühren belastet ist, wenn alle Zwangsverfahren des Staates der Kirche nicht mehr zu Gebote steht, erst dann wird sie frei werden von dem Haß, der sich heute gegen sie wendet, weil sie Liebe und Opfer

predigt und Gewalt anwendet. Besser also man meidet die Versuchungen christlicher Parteien, so glänzend auch die äußeren Erfolge des Zentrums sein mögen.

5.

Und endlich, der Christ darf und kann nicht bloß Politik treiben, er muß es. Es ist gewissenlos und lieblos, wenn er sich auf seine eigene Seele zurückziehen oder bloß innerhalb der Kirchenmauern für das Reich Gottes arbeiten will. So wie Jesus mitten ins Volksleben getreten ist, dem chauvinistischen Ideal der Pharisäer gegenüber Heimat und Vaterhaus, Beruf und Leben eingesetzt hat, so muß auch sein Jünger hinein in das Leben des Volkes, es zu durchdringen mit den heilenden Kräften des Evangeliums. Er darf sich nicht verzärteln und muß von sich als Einzelnem und von der Gemeinschaft, der Kirche, verlangen: klares und kraftvolles Eintreten auch in den politischen Kampf, immer mit den Mitteln und in der Weise des Christentums, durch das aus der Liebe gesprochene Wort der Wahrheit. Es stünde ganz anders um das Christentum und um unser Volk, wenn wir mehr Männer hätten, die als Christen gegen die Schändlichkeiten, Unwahrhaftigkeiten und Lieblosigkeiten unserer Politik und unserer Parteien protestierten, mehr Männer, die aus Christentum sich einsetzten auch in der politischen Kleinarbeit mit ihren Mühen und Mißerfolgen, und wenn endlich auch die Kirchen durch ihre verordneten Organe nicht das kluge Schweigen übten gegen alles, was der Staat und was Parteien tun. Das kluge, unkluge Schweigen! Denn auch dadurch, daß man keinen deutlichen Klang, kein klares Urteil, kein sicheres Verurteilen der Schäden unseres öffentlichen Lebens mehr hört, hat die Kirche das Vertrauen verloren. Heute soziale Tätigkeit, wenn der Staat

es wünscht, und morgen keine; heute Kirchengebet für eine vertriebene Herrscherfamilie, und gestern keines, weil der herrschende Staat es verbot. Was glaubt man eigentlich auf diese Weise zu erreichen? Klare Gewissen? Feste Menschen? Männer und Jünger Jesu? Nein: Rohre, vom Winde geweht, vor jedem Hauch erzitternd, der vom Staate kommt. Wo sind die klaren Stimmen gegen all das Unchristliche, das die Politik tut? Wehe der Gemeinschaft, die nicht sieht, wo ihre Pflichten liegen, die sich in Lehrprozesse und liturgische Kleinigkeiten verstrickt, wo eine ganze Welt unchristlich werden will.

Einst sprachen die Christen stolz von dem Geist, der die Welt richte, heute sind sie froh, wenn man ihnen ein bescheidenes Plätzchen abseits vom Strome des Lebens gönnt, sofern sie den Mund halten und nur nicht ihr Christentum in die Händel der Welt hineinbringen wollen. Man soll die Gewalttätigen gehen lassen und am Sonntag erbaulich reden für Frauen und Kinder. Das muß aufhören. Das Christentum muß wieder das Gewissen der Welt werden, weil es das höchste Ideal der Welt seinem Wesen nach ist. Es muß all unser Tun bestimmen, auch unsere politische Arbeit. Es gibt ihr nicht bloß den Charakter der Treue und Wahrhaftigkeit, sondern es gibt ihr auch erst ein oberstes Ziel. Geschichtliche Einsicht und christliches Ideal müssen sich verbinden, um die Welt von einer ideallosen Gewaltpolitik zu erlösen, die die Menschheit immer wieder in die Tiefen ihrer Tierheit hinunterdrücken will.

Heinrich Weinel.

Religion und Wissenschaft

Von der dem gesunden, normalen Menschen so einleuchtenden Erklärung der Religion, daß sie eine Erfindung der Priester, der Wissenden, sei, ist man so weit zurückgekommen, daß man sie vielmehr auf dem naiven Boden des Urmenschen entstanden denkt. Die Religion die ursprüngliche Ausstattung des Menschen. Diese Erklärung wird dem geschichtlich gebildeten Menschen die wahrscheinlichste dünken. Friedrich Ratzel sagt in seiner Völkerkunde: „Die Religion der kulturarmen Völker faßt alle Keime in sich, die später den herrlichen, blütenreichen Wald des Geisteslebens der Kulturvölker bilden sollen; sie ist Kunst und Wissenschaft, Theologie und Philosophie zugleich, so daß es nichts von noch so ferne her auf Ideales Hinstrebendes in diesem armen Leben gibt, das nicht von ihr umfaßt würde."

So erscheint die religiöse Anlage nicht als eine neben anderen, sondern als die eine ursprünglich einzige Anlage des Menschengeistes: die Religion das erste Merkmal des erwachenden Geisteslebens auf der Erde.

Aus ihr sind dann in langer Entwicklung die verschiedenen Zweige menschlichen Seelenlebens herausgewachsen: Wissenschaft, Sittlichkeit, Kunst.

Zuerst die Wissenschaft. Damit stimmt ganz die Beobachtung überein, daß das Wissen anfänglich Privileg der Priester war. Die Beherrschung der Welt durch Erkenntnis lag in der Hand der Zauberer, Medizinmänner und Schamanen. In ihrem priesterlichen Kreise bildete sich un-

zweifelhaft eine Art medizinischer Wissenschaft aus, die in der Kenntnis heilkräftiger Wurzeln und Kräuter bestand. Hier hatte die Astronomie und Mathematik ihren Ursprung und ihre Pflege. Und noch bis in die höheren Stufen hinauf, wie in Ägypten, gab es ein Geheimwissen, das nur die Priesterkaste besaß.

Dementsprechend trägt alle Naturerkenntnis den Charakter des religiösen Wahrnehmens an sich. Die Natur wird personifiziert. Sie wird vom Wesen des Menschen aus verstanden, daher alle Erscheinungen und Bewegungen in ihr beseelt und als Handlungen höherer Wesen angesehen. Daraus entsteht dann der Mythus, der das Leben, die Welt und Geschichte der überirdischen Wesen beschreibt. In dieser Form des Mythus hat der Mensch sein Wissen und seine Erklärung der Welt.

Ebenso werden die menschlichen Seelenzustände, besonders die nicht normalen, krankhaften und daher auffälligen Zustände auch des Leibes, personifiziert und auf das Einwohnen fremder Geisteswesen zurückgeführt. Noch zur Zeit Jesu wird die Krankheit als Besessenheit aufgefaßt.

Das Weltgeschehen und die Geschicke der Menschheit sind abhängig gedacht von dem Eingreifen der Gottheit. Darum Beobachtung des Vogelfluges und der Eingeweide der Tiere, die der Gottheit geweiht sind. Krieg und Völkerbewegung, Geburt und Sterben, Dasein und Fortkommen, alles hängt mit der unsichtbaren Welt der Götter zusammen. Was der Mensch erkannte und vorstellte, dachte und berechnete, war religiös gefärbt und religiös bedingt und religiös gewendet.

Aus dieser religiösen Sphäre hat dann das Wissen sich losgelöst und sich zum selbständigen Geistestrieb und zum selbständigen Geistesgebiet entwickelt. Aber die Religion blieb, und blieb zunächst auch der Untergrund in der Entwicklung der Wissenschaft.

Man findet gemeinhin die Anfänge der Wissenschaft für die abendländische Menschheit bei den Griechen. Hier traten im 6. Jahrhundert vor Christo die sogenannten Naturphilosophen auf, die zuerst die Fülle der Erscheinungen zu bändigen und auf ein einheitliches Prinzip zurückzuführen suchten. So Thales auf das Wasser, Anaximenes auf die Luft, Parmenides auf das Eine Sein, Heraklit auf das ewige Werden, den ewigen Rhythmus des Geschehens.

Damit fing das wissenschaftliche Naturerkennen an. Aber gerade, wenn sie die Mannigfaltigkeit der Welt nicht als das Letzte empfinden, als das Wesen der Dinge, sondern dahinter zu einer Einheit vordringen, wenn sie die Welt aus Einem Grundstoff oder Einem Grundprinzip – und beides, das Materiale und das Formale, das Stoffliche und Geistige liegt meistens bei ihnen ineinander – entstehen lassen, wie hätten sie zu solcher Einheitserkenntnis gelangen sollen, wenn sie nicht vorher schon diese Einheit als Gefühl in sich getragen hätten!

Dieses Gefühl kann aber nur als ein religiöses Gefühl begriffen werden, weil es nur in der Beziehung der Seele zur Gottheit sich einstellt. Denn in Gott allein denkt der Mensch die Sammlung der Buntheit und die Vereinigung der Gegensätze.

Diese Art aber des religiösen Erlebens gehört der Mystik an. Und so hat Karl Joël mit Recht die Behauptung verfochten[1]: „Aus der Mystik stammt die aus keiner Induktion zu gewinnende Lehre von der Einheit der Natur, der Sinn für die Natur als Ganzes und damit alle Naturphilosophie – und zugleich die Grundlage aller wirklichen Naturerkenntnis."

Bei einem Manne wie Empedokles, der als die Trieb-

---

[1]) Karl Joël, Der Ursprung der Naturphilosophie aus dem Geiste der Mystik. Jena, Diederichs 1906.

kräfte der Weltentstehung und Welterhaltung die Liebe und den Haß findet, wird es ganz deutlich, wie die Welt und das Geschehen von der menschlichen Seele aus verstanden wird. „Die Welt aber", sagt Joël, „kann nur nach der Seele verstanden werden, wenn es eine Weltseele gibt. In Gott als Weltseele konzentriert sich also die erste mystische Fassung der Natur."

Es stimmt also nicht, wenn der bekannte Griechenforscher von Wilamowitz hier schon bei den griechischen Naturphilosophen die entschiedene Trennung zwischen Religion und Wissenschaft konstatieren will, indem er als die Macht, welche der theologischen Entwicklung schließlich mit überlegener Feindschaft in den Weg trat, die jonische Naturwissenschaft findet, die nur weltlich sein, nur an den Verstand appellieren soll, während das Herz dabei kalt blieb. Vielmehr zeigen die Anfänge der Wissenschaft in Griechenland unverkennbar ihren Ursprung aus der Religion.

Immerhin, war einmal die Tendenz auf die Loslösung der Wissenschaft von der Religion gerichtet, so mußten beider Wege auch immer weiter auseinandergehen. Und wir werden uns nicht wundern, daß schließlich dem Verstande mehr Recht und Macht gegeben wurde, als ihm gebührte. Der lange zurückgehaltene Bach schoß über sein Bett hinaus.

Als daher neben die Wissenschaft von der Natur die Wissenschaft vom Menschen trat, fing man an, den Verstand zum Mittelpunkt des Menschen zu machen. Und es ist gerade einem Manne wie Sokrates der Vorwurf nicht zu ersparen, mag es auch geschichtlich betrachtet nicht zu umgehen gewesen sein, daß er dem heute noch nicht überwundenen Intellektualismus Tür und Tor geöffnet hat. Er hat das ethische Element im Menschen von dem logischen Element abhängig gemacht, indem er die Tugend für eine Sache der eigenen Einsicht des Menschen erklärte. Wer das Gute erkennt, der tut es auch.

Aber derselbe Sokrates, dieser Aufklärer und Rationalist, war doch zu stark religiös veranlagt, um nur Aufklärer und Rationalist zu sein. Denn während er in seiner Lehre das moralische Wesen des Menschen ganz auf das Wissen gründete, hatte er für sein praktisches Verhalten einen tieferen Grund, auf den er sich verließ, das war sein Glaube an die göttliche Vorsehung. Er nannte es sein Daimonion, eine beratende und besonders warnende Stimme der Gottheit, der er in schwierigen Fragen und Lagen des Lebens folgen wollte. Damit hat er, wenigstens für seine eigene Person, das religiöse Moment als Unterströmung herübergerettet in seine sonst so verstandesmäßige Auffassung des Menschenwesens.

Adolf Harnack, mein verehrter Lehrer, hat einmal in einer Vorlesung von Augustin gesagt, er sei der größte Philosoph zwischen Sokrates und — einem noch zukünftigen Philosophen. Wir wollen das Wort dankbar hinnehmen. Denn die uns das menschliche Wesen deuten und verstehen lehren, das sind die wahren Philosophen. Sokrates, der die Wissenschaft vom Menschen inaugurierte, Augustin der Fortsetzer seines Werkes, indem er das tat, wozu es die antike Welt nicht gebracht hat, indem er den Menschen als Persönlichkeit entdeckte, endlich der kommende Philosoph — wir wollen ihn nehmen als den Mann, der der Religion ihr heiliges Recht gibt, der innerste und freieste Grund alles persönlichen Lebens zu sein, und doch zugleich in das Zentrum dieses Lebens den ganzen Sonnentag der großen Natur und unendlichen Welt scheinen läßt und seine Seele füllt mit allen großen und guten Ideen der Menschheit. Er würde es uns begreifen lehren, daß erst das den Menschen zum Menschen macht, wenn er die Religion als den Quell alles tiefen, reichen Lebens hat und die Wissenschaft als das Kind dieser seiner Mutter Religion, das groß geworden seine Selbständigkeit neben der Mutter behaupten soll und

muß und doch das Kind seiner Mutter bleibt. Die Religion nicht Wissenschaft – beileibe nicht — und die Wissenschaft nicht Religion, beide selbständig und doch im Innersten blutsverwandt.

In der Folgezeit scheinen dann wirklich Religion und Wissenschaft einen Bund geschlossen zu haben, um ein Auseinandergehen zu verhüten: Die Kirche hat die Wissenschaft in ihren Dienst genommen. Ein großer Gedanke. Aber seine Ausführung entsprach nicht der großen Absicht. Denn wer genauer zusieht, entdeckt nicht einen Dienst der Wissenschaft für die Religion, sondern eine Knechtung der Religion durch die Wissenschaft. Beide haben unter dieser Verbindung Schaden an ihrer Seele genommen. In der Scholastik hat sich die Religion in ein philosophisches System verdichtet und damit ihren eigentümlichen, persönlichen Charakter drangeben müssen. Und die Wissenschaft ihrerseits konnte ihre besondere Art nicht frei entfalten, denn die Kirche schrieb ihr Grenzen und Tendenzen vor.

Eins ist dabei lehrreich zu sehen, daß die Religion nicht Religion bleibt, wenn sie in Abhängigkeit vom Denken gerät.

Aber ebenso lehrreich ist es zu sehen, wie überall da, wo die Wissenschaft wieder frei wird von der Religion oder besser von der kirchlichen Bevormundung, da auch sofort wieder die Religion ihre Freiheit gewinnt und ihr eigenstes Wesen offenbart.

Denn es ist nicht zufällig, daß das Zeitalter der erwachenden Wissenschaft, der Renaissance, zusammenfällt mit dem Zeitalter der erwachenden Religion, der Reformation. Mit dem neuen, frei sich öffnenden Erkenntnisdrang, der nun erst das Wesen der Welt, ihre Ursachen und Erscheinungen entdecken zu müssen meint, springt die lange verschüttete Quelle der persönlichen Religion wieder auf.

Und das ist zu beachten: beides nicht einfach nebeneinander. Oft wird es so dargestellt, als habe sich im

Humanismus die Wissenschaft gleichsam auf sich selbst besonnen und auf sich selbst gestellt, um, der kirchlichen Bevormundung ledig, den Weg rein theoretischer Erkenntnis mit der ihr eigentümlichen Methode der Beobachtung und empirischen Erfahrung einzuschlagen. Im Humanismus haben wir allerdings die Anfänge der modernen Wissenschaft, der Naturerkenntnis, der Mathematik, der Physik, der Astronomie. Und selbst die Philosophie und Metaphysik, die Lehre von den ersten und letzten Dingen, wollte nichts anderes als die Dinge selbst erkennen, ihr Wesen und ihre Ursprünge, ohne sich um voreingenommene kirchliche Weltschöpfungstheorien zu kümmern. Aber während man so in gutem Glauben rein objektiv vorzugehen wähnte, zeigte sich doch sofort der subjektive Zug, der der ganzen Renaissance wesentlich ist, die persönliche Tendenz, das religiöse Element, mit dem alle Erkenntnis getränkt war.

Auch hier wird wieder deutlich, daß die Wissenschaft, wie in ihrem Ursprung, so auch in dieser Wiedergeburt den Zusammenhang mit dem tiefsten Wesen des Menschen nicht zerschneiden kann, mit dem religiösen Grundgefühl.

Um mich nicht lange mit Begründungen aufzuhalten, gebe ich die Nachweise in den Aussprüchen maßgebender Männer, wie sie sich in dem Buche von Joël finden.

So hat Kopernikus in der Widmung seines Werkes (de revolutionibus orbium coelestium), die er bezeichnend genug an den Papst richtet, es ausgesprochen, wie er durch sein Gefühl für Harmonie auf die Spur seines neuen Weltsystems, in dem die Erde sich um die Sonne dreht, gebracht worden sei, indem er sagt: Der Mangel an Symmetrie im alten ptolemäischen Weltsystem, das die Erde zum Mittelpunkt der Welt macht, habe ihn gestört und gestachelt.

Und der Entdecker der neuen Welt, Kolumbus, fühlt sein Unternehmen als göttliche Mission in der heiligen Schrift vorausverkündet.

Parazelsus, der Neuschöpfer der Chemie, sagt: „Nur wer sich mit Gott vereinigt, erkennt die Dinge in ihrem Urquell."

Und Kepler, der große Mathematiker und Astronom, der die Gesetze der Planetenbewegung entdeckt hat, gesteht: „Meine Entdeckungen sind nicht vom Himmel mir in die Seele geschlossen, sondern sie ruhten in den Tiefen derselben." Er beginnt sein Werk mit den Worten: „Wenn wir einen Gesang beginnen, der früher nicht gehört ward, dann ahmen wir Gott nach, der die Harmonie selber ist und ein Bild seines Wesens überall darstellt. Das Maß der Dinge im göttlichen Geist von Ewigkeit gibt Muster der Weltordnung und geht mit dem Ebenbild Gottes auf den Menschen über." Und er schließt sein Werk: „Lobe du, meine Seele, deinen Gott, solange ich lebe! Denn aus ihm, durch ihn und in ihm ist alles, das Sinnliche und das Geistige, das, was wir wissen, und das, was wir nicht wissen. Denn es ist noch viel zu tun!"

Man weiß nicht, was man an diesen Männern mehr bewundern soll: ihre religiöse Ergriffenheit oder ihre theoretische Begabung. Und das ist das Wertvolle dabei: sie haben beides nicht miteinander verwechselt und vermischt, aber beides auch nicht auseinandergerissen. Sie haben der Wissenschaft gegeben, was der Wissenschaft ist, haben sie selbständig und rein erhalten: wie hätten sie sonst zu ihren epochemachenden Resultaten, den Gesetzen der Mechanik und Körperanziehung, den physikalischen, chemischen, mathematischen Formeln, mit denen sie das Geheimnis der Welt ausmessen, den Bewegungen im Himmelsraume kommen können! Sie waren Wissenschaftler vom reinsten Wasser. Aber trotz alledem fühlten sie sich mit ihrem ganzen Sein tief in Gott wurzelnd. Und ihre Erkenntnis verstieß nicht die Religion aus ihren Herzen, vielmehr stand Denken und Glauben in Harmonie, ja ihr Denken hatte seine lebendige

Triebkraft aus ihrem Glauben empfangen. Gott war ihnen so sehr die Quelle alles Seins, daß sie alles, was sie erfanden und entdeckten, ihm zu Füßen legen konnten als ein Geschenk, in dem sie ihm wiedergaben, was er ihnen gegeben hatte.

Im Verlaufe hat dann freilich die Wissenschaft sich immer mehr aus dem religiösen Grunde gelöst und das persönliche Element abgestreift. Sie wollte ganz theoretisch und ganz objektiv werden. Die Sprache des Herzens sollte nicht mehr mitklingen, weil sie das reine Erkennen verwirre. Der wissenschaftliche Mensch wollte mit sich und seinem Objekt ganz allein sein, um unbeirrt von Neigung oder Abneigung und unbekümmert um die Folgen die Wahrheit bezw. die Wirklichkeit zu erforschen und zu finden.

Mag sein, daß so allein wirkliche Wissenschaft möglich ist, nämlich diese Art des Erkennens, wo das Erkennen seinen Zweck in sich selbst hat, nichts anderes als Erkenntnis will, bloß feststellen will, was ist. Ich bin ganz einverstanden damit, daß in diesem Sinne sich die Wege von Religion und Wissenschaft getrennt haben, daß die Wissenschaft sich ihr spezielles Arbeitsfeld und ihr spezielles Organ, den Verstand, ausgebildet hat. Nur darin sehe ich einen Grundirrtum, wenn der Verstand nicht für ein Wahrheitsorgan neben anderen, sondern für d a s Wahrheitsorgan erklärt wird, wenn man wähnt, mit ihm allein die Wahrheit zu finden.

Ich sehe gar keine Veranlassung, einer Seelenkraft im Menschen mehr Vertrauen zu schenken als der anderen. Wir haben kein Mittel, die Richtigkeit der Verstandeserkenntnis nachzuprüfen als wieder nur den Verstand. Daraus folgt, daß wir auch kein anderes Mittel haben, die Richtigkeit der religiösen Gewißheiten nachzuprüfen als das religiöse Bewußtsein. Darum darf sich der Verstand nicht zum Richter in Sachen der Religion aufwerfen. Denn die

Erkenntnisart beider ist grundanders. Wenn man es kurz ausdrücken will: die Wissenschaft erkennt die Außenseite der Welt und versucht von außen her in das Wesen der Dinge einzudringen. Die Religion faßt die Welt und ihr Geschehen im Gefühl zusammen und bemächtigt sich von da aus des Weltganzen.

Mag dann auch die Wissenschaft vergessen, daß sie einst aus der Religion geboren wurde, – daß sie mehr Recht im Menschengeist habe als diese, wird sie uns nie einleuchtend erweisen können.

Ich sehe wohl und darum verstehe ich diesen grundirrtümlichen Anspruch der Wissenschaft – ich sehe wohl, woher er stammt. Daher, daß der Mensch im Kampf mit der umgebenden Welt, um seiner Selbstbehauptung willen, das Organ des Wissens am schnellsten und reichsten ausgebildet hat – Not lehrt denken.

Und sobald das geschehen war, ja schon als es anfing, mußten die anderen Seelenkräfte in der Ausbildung zurückbleiben. Denn das ist Naturgesetz: Ein Teil des Organismus kann nur auf Kosten der anderen überhandnehmen. Und ebenso: Ein Organ, das nicht gebraucht wird, stirbt ab. Je mehr der Verstand, desto weniger wurden die anderen Geistesorgane gebraucht und je mehr der Verstand wuchs, desto mehr verkümmerten die anderen.

Als der Mensch dann spürte, wie dieser sein Verstand ihm die Welt und das Geschehen unterwarf, wie er praktisch der Welt Herr wurde, indem er ihre Kräfte erkannte und sich dienstbar machte, und wie er theoretisch der Erscheinungen Herr wurde, indem er sie übersichtlich ordnete und registrierte – da lernte er, seinem Verstande immer mehr zutrauen und den anderen Seelenkräften immer weniger.

So wurde unsere ganze innere Verfassung und ganzer äußerer Lebensbestand Verstandeskultur.

Vieles in uns sträubt sich dagegen und es gibt von

jeher und auch heute wieder Menschen von ursprünglichem Gefühl und tieferem Wesen, die rufen zum Kampfe dagegen auf. Da scheinen dann sich allerlei Anzeichen zu melden, die dafür sprechen: Wir werden noch einmal über die Verstandeskultur hinauskommen.

Man wird geneigt sein, dahin das Erstarken der philosophischen Interessen zu rechnen, die lange Zeit hinter den realistischen und exakten Wissenschaften mit ihren Erfolgen auf materiellem Gebiet zurückgedrängt waren.

Allein ich fürchte, die Philosophie führt uns noch tiefer in die Verstandeskultur hinein. Wenn sie sich daran begibt, auch der Gebiete sich zu bemächtigen, die der Menschengeist mit anderen Organen als dem Verstande umfaßt, wenn die Religion von der Religionsphilosophie und die Kunst von der Ästhetik in Fürsorgeerziehung genommen wird – dann wird der Schade ärger werden denn zuvor.

Die Philosophie will ausgesprochenermaßen Wissenschaft sein und sieht gerade in dieser ihrer Eigenschaft ihre Überlegenheit über Religion und Kunst. Darum muß sie Religion und Kunst vergewaltigen, nimmt sie sich ihrer freundlich und herablassend an.

Wir aber waren froh, daß sich die Wege von Religion und Wissenschaft getrennt hatten, und ließen dieser gern das Bewußtsein der Überlegenheit, wenn es sich außerhalb oder neben der Religion aufblies.

Aber nun? Nun reden sie wieder von einer Versöhnung von Glauben und Wissen und sie meinen damit eine Beugung des Glaubens unter das Wissen, eine Reinigung des Glaubens durch das Wissen, schließlich eine Aufhebung des Glaubens durch das Wissen.

Eine Versöhnung von Glauben und Wissen hat zur Voraussetzung die Meinung, daß beide, Glauben und Wissen, auf einer Fläche liegen und dasselbe Ziel erreichen. Diese Voraussetzung ist falsch.

Denn: die Religion ist eine ursprüngliche Lebensäußerung der Seele, der wissenschaftliche Trieb eine abgeleitete und daher sekundäre.

Die Religion sucht die Welt als Einheit zu erfassen, die Wissenschaft geht den Einzelerscheinungen nach. Und wo sie die Welt als Ganzes erfassen will, da umfaßt sie diese in der ganzen Breite der Erscheinungen und sucht aus ihnen durch Abstraktion und Schlußfolgerungen die Weltgesetze zu destillieren, während die Religion umgekehrt die Welt gleichsam in einem Punkte erfaßt, indem sie die Welt und alles Geschehen in die Seele hineinzieht und von dem eigenen Erleben aus, von dem eigenen Schicksal aus versteht.

Die Religion erlebt, die Wissenschaft berechnet.

Die Religion schafft, die Wissenschaft entdeckt.

Die Religion wagt, die Wissenschaft wägt.

Die Religion ist die persönliche Angelegenheit des Menschen, sie läßt sich von dem Subjekt nicht trennen. Darum wird sie am besten an den religiösen Persönlichkeiten erkannt. Die Wissenschaft dagegen hat nichts mit der Person des Forschers zu tun, der ihr ganz gleichgültig ist. Darum wird sie nicht am Leben der Denker erkannt, sondern an deren Feststellungen. Sie muß sich von der Person ganz und gar trennen lassen und ein objektives Dasein führen.

Die Wissenschaft hat Resultate, Erkenntnisse, Lehrsätze. Die Religion ist nicht lehrbar, kennt keine objektiven Ergebnisse, sondern nur persönliche Interessen.

Wie will man diese Gegensätze versöhnen? Religion und Wissenschaft können wie die beiden Königskinder im Volksliede nicht mehr zusammenkommen: das Wasser ist viel zu tief. Es wäre dabei schön, wenn sie dennoch einander so lieb hätten. Aber zu einem Zusammenkommen reicht's nicht. Es ist tragisch, aber verständlich, wenn ihre Wege, da sie einmal auseinander gegangen sind, auch nicht mehr sich treffen.

Wenn daher eine Versöhnung beider gesucht wird, dann müßte man erst mit List und Gewalt ihre divergierenden Linien zusammenbiegen, damit sie sich wieder einmal von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen und miteinander verglichen werden können.

Das hat man versucht, indem man sich daran gemacht hat, ein neutrales Gebiet zu schaffen, wo sich nach langer Abschweifung die beiden wieder begegnen und die Hände reichen sollen. Diesen Friedensgarten nennen sie die Philosophie.

Bei diesem Unternehmen treffen diejenigen, die die Religion durch Wissenschaft ersetzen, mit denen zusammen, welche Religion und Wissenschaft versöhnen möchten. Ich glaube, es sind im Grunde dieselben. Denn beide begegnen sich in der Meinung, daß die Religion in Bildern und Symbolen habe, was der denkende Geist in Begriffen und Ideen besitze. Beide wollen die Religion aus der Bilderstufe erlösen und zur Weltanschauung erheben. Was darunter verstanden wird, ist an dem obersten Beispiel leicht zu erkennen: Wenn die Religion „Vater" zu Gott sagt, dann nennt ihn das Denken „absoluter Geist" oder „Weltgrund".

Beide vergessen zweierlei: Einmal, daß der Mensch eine letzte, abschließende Gesamterkenntnis nicht auf dem Wege der Wissenschaft finden kann. Denn die Wissenschaft kann nur das Gebiet der Erfahrung durchmessen, wo der Verstand Beobachtungen und Experimente anstellen und beschreiben kann, um sie dann zu einem Weltbilde zu ordnen und zu erweitern. Die Weltanschauung aber, die über solche Erfahrung hinausgeht, geht damit über das Revier der Wissenschaft hinaus und begibt sich in die übersinnliche Welt, vor der das Erkennen des Verstandes Halt machen muß, weil der Verstand sich eben nur an dieser erfahrungsmäßigen Welt und darum nur für sie ausgebildet hat. Soviel haben wir doch schließlich von Kant gelernt.

Und zweitens, daß die Wissenschaftler, wenn sie trotzdem in die übersinnliche Welt eindringen oder einzudringen wähnen, den Weg gehen, den ihnen die Religion vorangegangen ist, und sie darum nichts anderes finden, als was sie der Religion verdanken. Denn sie allein dringt bis dahin vor. Von dieser übersinnlichen Welt wissen wir nicht mehr, sondern glauben wir nur.

Damit hängt dann ein Drittes zusammen: Wird auf diese Weise Religion und Wissenschaft vermischt, dann kommt weder die eine noch die andere zu ihrem Recht. Weltanschauung ist nicht Religion und Wissenschaft, sondern weder Religion noch Wissenschaft. Um Wissenschaft zu sein, hat sie zu viel von der Religion, und um Religion zu sein, hat sie zu viel von der Wissenschaft an sich.

Aber die Vertreter der Weltanschauung sind trotzdem der Meinung: Wir haben, indem wir den Gipfel der Wissenschaft erstiegen und die Religion übertroffen haben, die letzte Wahrheit, zu welcher der Mensch gelangen kann. Und zwar in ihrer reinsten Form, geläutert aus der Erkenntnis und geläutert von den Schlacken des Glaubens.

Diese Einbildung könnte man ihnen lächelnd gönnen, wenn sie nicht eine tiefe Undankbarkeit gegen die Religion verriete, indem sie so tun, als habe ihre Methode sie auf die Höhe geführt, wohin nur der Weg des Glaubens sie gebracht hat.

Und so wiederholt sich denn die alte Fabel — Fabeln wiederholen sich immer — die alte Fabel von den Vögeln, die sich einen König wählen wollten. Der Adler stieg auf zur Höhe, den Flug der anderen weit hinter sich lassend. Aber unter seinen Fittichen trug er unbemerkt den Zaunkönig, der oben sich herausschwang und jubelte: Ich bin doch der Höchste — und kam sich als der König vor.

Wie tief die Undankbarkeit der Philosophie gegen die Religion sitzt, mag man an dem Urteil sehen, das ein „Berufener" wie Eduard von Hartmann über die Person Jesu

gefällt hat: „Kein Genie, sondern ein Talent, das aber bei dem völligen Mangel gediegener Kultur nur Mittelmäßiges produziert und nicht vor zahlreichen Schwächen und bedenklichen Verirrungen zu schützen vermag; ein stiller Fanatiker und transzendenter Schwärmer, der trotz angeborener Menschenfreundlichkeit die Welt und das Irdische haßt und verachtet und jedes Interesse dafür dem einzig wahren transzendenten Interesse schädlich erachtet."

Ich meine, hier kommt nicht bloß eine Verkennung der Person Jesu zum Vorschein, die alles an ihm ins Kleinliche und Grobe verzerrt, sondern eine ausgiebige Verständnislosigkeit für die Religion selbst. Denn man mag über die geschichtliche Erscheinung der Person Jesu denken, wie man will, daß er zu den großen Pfadfindern auf dem Wege zu Gott gehört, wird man einem Manne nicht absprechen dürfen, der die Bergpredigt gesprochen und die Gleichnisse erzählt hat. Und die Geschichte seines Lebens, wie sie uns die Evangelien geben, geht doch wohl über das übliche Menschenmaß hinaus.

Man halte daneben und dagegen, welchen Eindruck ein Künstler, der 1890 verstorbene Maler Van Gogh, von Jesus gewonnen hat.[1]) Er sagt in seinen jüngst erschienenen Briefen: „Diese gesprochenen Worte, die er als Grandseigneur nicht einmal für nötig hielt aufzuschreiben, sind der höchste Gipfel, den je die Kunst erreicht hat. In solcher Höhe bekommt sie Schöpferkraft. Solche Betrachtungen führen uns weit, weit weg – erheben uns noch selbst über die Kunst –. Sie lassen uns einen Einblick tun in die Kunst, das Leben zu gestalten und schon im Leben unsterblich zu sein . . . Dieser unglaubliche Künstler, der für das grobe Instrument unseres modernen, nervösen, zerrütteten Gehirnes unbegreiflich

---

[1]) Vgl. den Aufsatz von Bonus: Kunst und Religion, in diesem Bande.

ist, schuf weder Statuen noch Bilder noch auch Bücher . . . er schuf wirkliche, lebendige Menschen, Unsterbliche . . ."

So van Gogh. In ihm haben wir einen Künstler, der im Tiefsten Jesum versteht und damit, was Religion ist. Und der Wissenschaftler hält Jesu seinen völligen Mangel an gediegener Kultur vor, um dessentwillen er im Durchschnitt nur Mittelmäßiges produziert habe.

Ich denke, man wird gut tun, sich an den Künstler zu wenden, dessen Seele mit innerer Sympathie für religiöse Vorgänge begabt ist, wenn man erfahren will, was Religion sei. Und man wird auf der Hut sein müssen, wenn die Wissenschaftler von Religion reden: Sie haben in ihrer abstrakten, unpersönlichen Denkweise, in der auch Gott nur als der unbewußte, unpersönliche Geist erfaßt wird, nicht den Verstand — o den haben sie fast zu übermäßig — aber das Verständnis dafür verloren, was Religion ist.

In einer Darstellung des Eduard von Hartmannschen Monismus[1]) sagt Alma von Hartmann: „Das religiöse Bewußtsein als psychologische Tatsache genommen sagt aus, daß im religiösen Verhältnis die Einheit von Gott und Mensch, also der religiöse Monismus vollzogen ist. Es hat sich also schon seine Religionsmetaphysik gebildet und bedarf nur noch der Bestätigung durch die logischen Beweise des schließenden Denkens, um sich ganz fest und sicher zu fühlen."

Dem gegenüber bitte ich, mir dieses besagte religiöse Bewußtsein vorzuführen, das für die Gewißheit seines Inhalts der logischen Beweise des schließenden Denkens bedarf. Wo sind die Religiosi, die sich die letzte Garantie für ihr Erleben bei den Denkern geholt haben?

Ich behaupte, religiöse Gewißheiten sind so fest in sich verankert, daß sie keiner Vergewisserungen durch die wissen-

---

[1]) Der Monismus. Dargestellt in Beiträgen seiner Vertreter. 2 Bände. Jena, Diederichs 1908.

schaftliche Erkenntnis bedürfen. Oder wo sie so beschaffen sind, daß sie nach ihnen verlangen, da waren es keine religiösen Gewißheiten. Gewiß hat der glaubende Mensch Stunden des Zweifels, aber in ihnen hilft ihm am allerwenigsten die schließende Kunst der Vernunft.

Denn Religion und logisches Denken sind heterogene Begriffe, so sehr, daß die Religion viel eher gegen die Logik ihren Weg sucht. Und da ist sicherlich immer die stärkere religiöse Kraft, nicht wo der Vernunft gemäß geglaubt wird, sondern wo es geht nach dem Satze: Credo, quia absurdum. (Ich glaube, weil es wider den Sinn geht.)

Der treuste Schüler Eduard von Hartmanns, Arthur Drews, hat ein umfangreiches Buch[1]) geschrieben, worin er die Religion nach allen Seiten hin darstellt und ihre Art und ihren Inhalt festlegt. Und wie er am Anfang seines Buches betont, daß erst der zu erwartende religiöse Genius die neuen philosophischen Gedanken religiös verwirklicht und ihnen durch die schöpferische Macht seiner Persönlichkeit erst ein praktisches und dauerndes Leben einhaucht – so gesteht Drews auch am Schluß, daß die Religionsphilosophie eine neue religiöse Wirklichkeit höchstens mittelbarerweise vorbereiten hilft, indem sie das Ideal der Religion als Maßstab und Ziel des Fortschritts bestimmt, die Einsicht in die Unzulänglichkeit der gegenwärtigen Entwicklungsstufe weckt, ihre eigenen Resultate zur Erörterung stellt (!) und damit (!) den Entwicklungsprozeß des religiösen Bewußtseins beschleunigt" – damit, fügen wir im Sinne Arthur Drews' hinzu, der religiöse Genius etwas schneller als vorgesehen kommen könne.

So dankbar ich für das Zugeständnis bin, daß die Religionsphilosophie immerhin von sich aus keine neue

---

[1]) Die Religion als Selbstbewußtsein Gottes. Jena, Diederichs 1906.

Religion schaffen kann und will – das ist ja schon etwas – um so mehr wundere ich mich über die Vorstellung, die der Religionsphilosoph von dem religiösen Prozeß hat. Ganz augenscheinlich diese, daß der religiöse Genius in die vorbereiteten und aufgestellten philosophischen Ideen hineinschlüpft. Denn die religiösen Ideen sind ja fertig dargeboten von der Religionsphilosophie, – nur daß ihr dabei ein kleines Versehen unterläuft, indem sie das, was doch die Religion hervorgebracht hat, als Produkte des philosophischen Nachdenkens behauptet. Aber wer wird das groß übelnehmen? Jedenfalls: Die religiösen Ideen sind vorhanden. Denn die Religionsphilosophie hat, wie Drews es offen ausspricht, in vorurteilsloser Untersuchung den Inhalt des Neuen, wohlgemerkt: des Neuen festgestellt. Es fehlt dem Neuen also weiter nichts als das Leben. Nicht wahr, eine Kleinigkeit? Bloß das Leben! Es fehlt ihm weiter nichts als die persönliche Verwirklichung – aber die bringt ja der kommende religiöse Genius, der sich der Drewsschen Aufstellungen und Bedingungen liebevoll annehmen wird. Denn es ist Sache der Gnade, sagt der Religionsphilosoph, daß die von seinem Denken gefundenen religiösen Wahrheiten sich ins Leben umsetzen. So sagt er in der Tat!

Bis aber die Gnade sich der Sache annimmt und ehe der religiöse Genius das Leben bringt – was dann? Solange scheinen mir die Ideen tot zu sein. Auch ein freundliches Zugeständnis der religiösen Ohnmacht des Religionsphilosophen.

Ich habe bis dato immer die Ansicht gehegt, die religiöse Erfahrung gibt dem religiösen Denken seinen Inhalt. Ich habe gemeint, der Glaube schafft die Ideen. Und so ist's doch wohl auch in der Geschichte gewesen. Aber in der Religionsphilosophie ist es anders. Da wird die Sache umgedreht: Erst das Denken, dann das Erleben Erst die Idee, dann die religiöse Persönlichkeit.

Wahrhaftig, man muß seinen Unmut zurückhalten, wenn jemand, der so wenig von dem versteht, was Religion ist und wie sie zustandekommt, den Anspruch erhebt, als Darsteller und Richter religiöser Dinge ernst genommen zu werden.

Ich habe allen Respekt vor der Gelehrsamkeit und Denkkraft Drews', aber von Religion versteht er nichts. Sein Gott ist eine konstruierte Größe, deren Wesen so beschrieben und bestimmt wird, daß es auch ja nicht gegen die Anforderungen wissenschaftlicher Erkenntnis verstoße. Und wiederum wird Gott mit dem tieferen Selbst des Menschen in eins gesetzt, wodurch dann Hingabe des Menschen an Gott, Vertrauen zu ihm, Ehrfurcht und Liebe, alles das, was ein religiöses Verhältnis zu heißen verdient, ein bloßes Spiel mit Worten bedeutet.

So viel ergibt sich auch hier: Wo die Religion den Wissenschaftlern und Philosophen in die Hände fällt, da ist sie verloren.

Dem gegenüber haben wir allen Grund zu fordern, daß die Religion in ihrer Selbständigkeit belassen werde. Und fürchten uns dabei gar nicht vor der Gefahr, daß da, wo „die Religion in einen feindlichen Gegensatz zur Wissenschaft tritt, vor allem die Religion selbst durch die Untergrabung ihrer Glaubenszuversicht und Sicherheit gefährdet werde".

Vielmehr geht es uns hier, wie es Luther ging, als er wider den Willen seines Kurfürsten von der Wartburg nach Wittenberg zurückkehrte und jenen berühmten Brief schrieb. Da brauchen wir nur an die Stelle des Kurfürsten die königliche Wissenschaft zu setzen. Denn so spricht die Religion zur Wissenschaft: „Eure Gnaden soll wissen, ich komme in einem viel höheren Schutz denn der Wissenschaft. Ich hab's auch gar nicht im Sinne, Euer Gnaden um Schutz zu bitten. Ja, ich halt, ich wolle Euer Gnaden mehr

schützen denn sie mich schützen könnte. Dazu, wenn ich wüßte, daß mich Euer Gnaden könnt und wollt schützen, so wollt ich nicht kommen. Wenn Euer Gnaden glaubte, so würde sie die Herrlichkeit Gottes sehen. Weil sie aber noch nicht glaubt, so hat sie auch noch nichts gesehen." So redet die Religion zur Wissenschaft. Denn so sehr ist sich die Religion ihrer selbst gewiß und bedarf nicht der Wissenschaft zu ihrer Selbstgewißheit.

Ich behaupte: In der Philosophie haben sich die Linien der Religion und Wissenschaft so wenig wieder zusammengefunden, daß sie vielmehr hier am weitesten auseinanderstreben. Hier ist der Gegensatz von Glauben und Wissen vollständig geworden, trotzdem oder gerade weil sie sich beide hier am ähnlichsten sehen. Beide postulieren das Dasein Gottes und das Vorhandensein einer übersinnlichen Welt, aber der Weg, wie sie es finden, und das Wesen dessen, was sie finden, ist fundamental verschieden.

Darum hüte man sich am meisten vor den Wissenschaftlern, will man etwas über das Wesen der Religion erfahren. Sie sind ihre gefährlichsten Feinde, wenn sie aussehen wie ihre besten Freunde.

Friedrich Daab.

Seelenleben

Alles Erkennen birgt das Moment des Wirkens und des Leidens in sich. Wo sich, sei es in theoretischen, sei es in praktischen Begriffen ein neues Sein unserer Seele erschließt, da wird der Besitzstand unserer Innenwelt verändert und umgestaltet.[1]) Denn unsere Begriffe, Wünsche und Hoffnungen liegen nicht isoliert und getrennt nebeneinander in der Seele; sondern wie in ihnen die Wirklichkeit unserer Seele besteht und ihre Einheit die Einheit unseres Bewußtseins ausmacht, so berühren und durchdringen sie sich aufs innigste; und wer an irgendeiner Stelle zu neuen Erkenntnissen fortschreitet, der gestaltet damit, wenn auch vielleicht ihm selbst kaum merklich, sein ganzes seelisches Dasein um. So ist denn mit jedem Erkennen ein Veränderwerden, ein Leiden verbunden. Aber es ist doch die Seele selbst, welche in der neuen Erkenntnis lebt und wirkt; und so ist also auch jeder Denk- und Willensakt eine Entfaltung und eine Selbsttätigkeit der Seele. Im Bewußtsein der Menschen mag aber die eine oder andere Seite, die Wirksamkeit oder das Leiden, zu verschiedenen Zeiten verschieden stark empfunden werden. Wer das Verändertwerden der Seele in jeder Erkenntnis stärker empfindet, der sieht das Vergehen, das Versinken der Wirklichkeit und verschließt leicht seine Blicke dem

---

[1]) Eine weitere Ausführung einzelner der hier gegebenen Gedanken findet man in meinem Buch: Der Humanitätsgedanke, Leipzig 1908.

Kommenden, dem Auftauchen eines neuen Seins. In Wahrheit ist ja jede neue Eroberung der Seele zugleich auch die Vernichtung eines alten Besitzes; die neue Wahrheit tötet die alte, die als Irrtum erkannt wird. Man mag wohl die Melancholie als den Zustand der Seele bezeichnen, in welchem ihr Blick einseitig auf das Vergehen und Versinken der alten Wirklichkeit in jedem Geschehen, in jeder Erkenntnis gerichtet ist. Da scheint's dem Gemüt, als ob sich alle Dinge in Schatten verwandeln, als ob das Greifbarste, Sicherste wie ein luftiges Traumbild zerrinnt. Kennen wir nicht alle solche Stunden seelischer Einsamkeit, in denen die Melancholie ihre Netze spinnt und alles Leuchtende, Schöne, das wir im Herzen verehrten, in grauer Dämmerung zu versinken scheint? Ein neues Leben, eine neue Wirklichkeit ringt in uns empor; von ferne scheint schon das goldne Licht eines besseren Tages – aber wir fühlen, wir sehen's nicht. Unser Auge bleibt wie gebannt am Versinkenden haften und beklagt den Verlust eines erstorbenen Daseins, als hinge an ihm unsere ganze Seele, deren wahrhaftes Leben doch nur im Kommenden wurzelt. Der griechische Philosoph Demokrit kennt auch ein Wort für den entgegengesetzten Zustand der Seele, da nur das Wirken und Werden dem Bewußtsein lebendig ist. Er nennt dies „Wohlgemutheit" (Enthymia). Es ist das rechte Widerspiel der Melancholie. Frohes Vertrauen, unerschütterlicher Glaube sind seine freundlichen Gaben.

Aber das Bewußtwerden der Veränderung des eigenen Seelenlebens in allem Wollen und Erkennen kann sich auch geltend machen als ein Gefühl des Bestimmtseins und der Abhängigkeit. Dann erscheinen auch die eigensten Taten der Seele nicht mehr als ihr Werk, sondern als aufgezwungene Bestimmungen. Solche Gemüter werden zum Autoritätsglauben, zum Determinismus und Fatalismus neigen. So empfing z. B. das Mittelalter alle Sicherheit

seiner moralischen und religiösen Gemeinschaft von außen durch die Kirche, der gegenüber das Gefühl der Wirksamkeit des einzelnen völlig verschwand. Im Gegensatz hierzu hat schon J. Burckhardt die Renaissance als das Zeitalter des wiedererwachenden Individualismus bezeichnet. Hier ist das Bewußtsein der Selbsttätigkeit und Veränderung der Welt durch das eigene Ich das beherrschende Moment im Seelenleben der Menschheit. Dieser Freude am Werden und Wirken opferte man altbewährte Verbände und Gemeinschaften; die Größe der Menschen wurde danach abgeschätzt, ob sie es verstanden hatten, kräftig in den Lauf der Welt einzugreifen; und vor dieser Beurteilung mußte selbst die moralische verstummen. So erklärt sich, wie selbst ein Cesar Borgia bei sonst edeldenkenden Leuten jener Zeit Lob und Anerkennung finden konnte.

Auch die neuste Zeit hat dies Ideal des Wirkens und Gestaltens nicht verloren. Von hier aus dürfte ein erläuterndes Licht auf manche Gedankengänge Stirners und Nietzsches fallen, denn was beiden am Christentum mißfällt, ist ja die Tugend des Schwachen (das Mitleid), und das stille Empfangen des Geschickes von einer äußeren Macht. Der Übermensch und der rücksichtslose Egoist stehen in dieser Hinsicht dem Asketen als ihrem Gegensatz gegenüber. Der Asket verzichtet auf alle Einwirkung auf die Welt und will nichts mehr wissen von dem Anteil seiner Seele an der Umgestaltung der Wirklichkeit; aber beide Ideale heben sich in ihrer schroffesten Konsequenz auch selbst auf, denn „der Einzige" würde sehr bald alles selbständige Leben um sich ersticken, und eben deswegen keiner wahrhaftigen Einwirkung auf die Welt mehr fähig sein. Er würde sich bald isoliert empfinden und seine Gedanken und Worte würden, wie Schnitzler sagt[1]), „in seine Weltabgeschieden-

[1]) Der Ruf des Lebens. 1. Akt, 6. Szene.

heit wahnhaft und machtlos hineinklingen, nur vom Echo ihres eigenen Sinns getragen", und so würde er im Erfolg dasselbe erreichen, wie der Asket mit dem Verzicht auf seine Wirksamkeit.

Wer das Wirken und Werden empfindet im Erkennen und Weltgeschehen – lebt in der Zukunft; wer umgekehrt in jedem Akt der Erkenntnis, in jeder Willenshandlung und jeder Veränderung der objektiven und subjektiven Wirklichkeit nur das Bestimmt- und Genötigtwerden wahrnimmt, der muß es mit der Vergangenheit halten, denn die Vergangenheit ist die absolute Bestimmtheit, die unbewegliche Ruhe und Starrheit.

Von hier aus erklärt es sich, warum aller Historismus zum Autoritätsglauben und Dogmatismus neigt, denn ihm erscheint das Geschehen wie ein Empfangen von der Vergangenheit (Historische Rechtsschule).

Überall, wo die Seele sich bloß der einen Seite des Erkenntnis-Handelns und Geschehens bewußt wird, muß sie endlich den lebendigen Zusammenhang mit dem Sein verlieren; wo die Regeln der Sittlichkeit, des Rechtes und des Staates äußerlich und fremd werden, sinken sie ins Reich des Problematischen zurück.

Man kann in dieser Hinsicht geradezu von einer Rückläufigkeit der religiösen Dogmen und Symbole reden. Das mythische Bewußtsein des primitiven Menschen apperzipiert alle Kräfte der natürlichen und sittlichen Welt in sinnlich dinglicher Art[1]). Einen Rest dieser ursprünglichen mythisch-symbolischen Apperzeption bergen die Dogmen auch der entwickelteren Religionen. Dieser mag lange unbemerkt bleiben und die Dogmen können daher lange Zeit im Bewußtsein der Menschheit dem Anspruch genügen, ein zureichender Ausdruck für die vollendete und absolute Wahrheit zu sein.

---

[1]) Vergl. die Einleitung meiner Geschichte der Philosophie.

Mit dem Fortschritt der Wissenschaft und Kultur aber wird sich der Widerspruch zwischen jenem mythischen Element und der Wissenschaft herausstellen, und man wird beginnen, sie wiederum symbolisch-mythisch zu erläutern; die Dogmen sind also auf die Stufe des Problematischen zurückgesunken.

Jean Paul hat mit Recht in seiner Vorschule der Ästhetik zwischen aktiven und passiven Genies unterschieden. In den einen ist das Bewußtsein des Bestimmens, in den andern das des Bestimmtwerdens besonders lebendig. Zu den passiven Genies dürften wir in unserer Zeit vielleicht einen Kuno Fischer und einen R. Haym rechnen, deren größte geistige Fähigkeit sich enthüllt im Nachempfinden und Nachdenken fremder Lehre und Arbeit.

Selbstverständlich wird sich auch die Weltanschauung des Philosophen sehr verschieden gestalten, je nach dem, ob er im Weltgeschehen das aktive oder passive Moment mehr beachtet. Bei Fichte ist die Welt aktiver wirksamer Geist, bei Spinoza gebundener und bestimmter. Sonderbar ist es, wie sich die Extreme beider einseitigen Weltbetrachtungen leicht dem Fatalismus oder wenigstens einem absoluten Determinismus zuneigen. Ist dies für die Weltanschauung passiver Naturen leicht einzusehen (es genügt hier auf Spinozas Determinismus zu verweisen), so ist doch der Zusammenhang mit der Weltanschauung der absoluten Aktivität nicht weniger offenkundig.

Der Willkür des einzelnen kann man die Sittlichkeit auf die Dauer nicht anvertrauen. Die Gemeinsamkeit der Vernunft hat man verschmäht, indem man das isolierte Wirken und Handeln an sich bereits für wertvoll erklärte, so muß die Notwendigkeit des sittlichen Geschehens den außervernünftigen Mächten des Schicksals anvertraut werden. Wir verweisen nur auf Nietzsches Lehre von der ewigen Wiederkehr aller Dinge.

Die Stoa, welche gleichfalls dieser Lehre huldigte, hat

auch den Begriff des Weisen, des absolut vollkommenen Individuums, ersonnen. Aber auch der äußere Verlauf des historischen Geschehens bewährt den Zusammenhang zwischen Individualismus, Fatalismus und Schicksalsglauben. Wir haben bereits auf die Renaissance als das Zeitalter des absoluten Individuums hingewiesen. Man kann in Burckhardts Meisterwerk nachlesen, wie sehr in jenen Tagen Astrologie und Schicksalsglaube im Schwung waren. Auch die Romantik im 19. Jahrhundert hat sich dem Kultus des genialen Individuums ergeben, und wiederum: welche bedeutsame Rolle spielt der Begriff des Schicksals in den Schriften der Romantiker. In unseren Tagen aber wagt sich sogar die Astrologie wieder hervor.

Jedes Erkennen ist zugleich ein Verbinden und Trennen, ein Vereinigen und Sondern[1]). Jeder Begriff faßt eine Mannigfaltigkeit des Seins durch das Gesetz seiner Bedeutung zusammen, so wie z. B. der Begriff des „Kegelschnittes" die Mannigfaltigkeit der Kreise, Ellipsen, Hyperbeln usw. durch ein Gesetz vereinigt; eben dadurch trennt er aber auch die so gewonnene Einheit des Seins von anderen Einheiten. In der Allgemeinheit, im Gesetz des Seins liegt die Sicherheit des Wirklichen; und man kann sagen, daß alles Isolierte, alles vereinzelte Wirkliche, das wir noch nicht im Gesetz und in der Allgemeinheit zu befestigen vermögen, noch den Charakter des Problematischen, Ungewissen an sich trägt. Eine isolierte Vorstellung, die wir noch nicht in das System unserer Erkenntnis einzugliedern vermögen; oder eine Handlung, die mehr dem Instinkt als der Einsicht in das sittliche Gesetz entspringt, verliert sich leicht im Chaos der Empfindungen und Gefühle, mit denen uns das Leben überschüttet. Die sittliche Wirklichkeit des einzelnen ist aufs engste an die Gemeinschaft

---

[1]) Vergl. H. Cohens Logik der reinen Erkenntnis.

der Menschen gebunden; und von hier aus wird es verständlich, wie die Verbannung schon auf primitiven Stufen der Kultur als eine der härtesten Strafen verhängt und empfunden wurde. Ja, wenn die katholische Kirche im Recht wäre mit ihrer Behauptung, daß sie allein im Besitz des absoluten moralischen Gutes wäre, und daß also der Mensch nur in der Gemeinschaft der Kirche zu seinem sittlichen Selbst gelangen könnte, so müßte die Exkommunikation allerdings die schlimmste Strafe sein, die den Menschen treffen könnte. Allein die absolute Wahrheit ist nur Idee, unendlichfernes Ziel der Kultur, und erst die Vollendung der Wissenschaft würde uns in ihren Besitz setzen.

Wer sich der Einsamkeit ergibt, ach! der ist bald allein! In dauernder Isolierung muß die Seele des Menschen verkümmern. Die Gemeinschaft der Menschen ist es, welche auch die Seele des einzelnen zum Leben, Wirken und Genießen erweckt. Hoffnung, Furcht und Entsagung, all das tiefste Leid und die höchsten Freuden des Lebens schenkt die Menschheit dem Menschen; aber die Einsamkeit müßte uns diese Wirklichkeit rauben. Zwar vorübergehend kann die Seele der Einsamkeit bedürfen: wenn das Meer der Gefühle zu heftig brandet, wenn sich das Herz auf sich selbst besinnen muß. So kann auch ein Volk, das noch um seine politische und sittliche Existenz ringt, zuzeiten der Isolierung gegen andere Völker bedürfen. Wohin es aber führt, wenn die Berührung mit der Außenwelt einem Volke ganz verloren geht, sehen wir bei China.

Es ist nun wieder vornehmlich Sache der individuellen Veranlagung, ob man in der Erkenntnis zumeist und am deutlichsten das trennende, sondernde Moment oder das vereinigende, bindende sieht. Produktive Genies sind durchaus synthetisch; das Trennen und Analysieren ist mehr Sache des kritischen Talentes. Neue Einheiten, neue Gesetze des Seins ersinnt der Gelehrte; er schaut das Chaos der Er-

scheinungen zum Kosmos der Natur zusammen. Aber auch der Künstler schafft neue Einheiten, indem er die Wirklichkeit der Natur und der Sittlichkeit in die neue Wahrheit des Kunstwerkes verwandelt. Die Natur in ihrer seligen Genügsamkeit vermag ihrer eigenen Schöne nicht froh zu werden: da ruft sie des Künstlers Herz, das reich bewegte, und in ihm erwacht sie zu neuem, lustvollem Leben.

Die Zeit der höchsten Blüte in Deutschlands Dichtkunst hat auch den Gedanken der Humanität geboren, der ganz auf der Idee der Einheit und Gemeinsamkeit der Menschheit beruht. Hier muß das Individuum zurücktreten. Es ist charakteristisch, daß im Zeitalter der Humanität ein Friedr. Aug. Wolf die Werke Homers, ein Lachmann das Nibelungenlied dem Volke, also der Gemeinsamkeit, zurückgab[1]).

Zeiten des scheinbaren politischen Verfalls, der religiösen Auflösung und Neubildung sind häufig der Kunst sehr günstig gewesen. Wir dürfen an die hohe Blüte deutscher Poesie vor den Befreiungskriegen, zur Zeit der politischen Erniedrigung Preußens, oder an das Italien der Renaissance erinnern, wo die politischen Verhältnisse ebenso traurig, wie die Entwicklung der Kunst großartig und prächtig war. Wie erklärt sich das? Die Kunst muß dem Herzen die Gemeinschaft ersetzen, die in der rauhen Wirklichkeit verloren gegangen ist. Spricht doch der Künstler unmittelbar zum Gefühl des Menschen von der Idee der Menschheit; gibt er doch dem Menschen die Gewißheit der Einheit des Menschengeschlechts — nicht durch Begriffe, nicht durch lehrhafte Erzählung, sondern indem er die Seele in die Gefilde des reinen Gefühls der Humanität entführt.

Das Entfalten der Seele im Wirken, Erkennen und

---

[1]) Ich entnehme diesen hübschen Gedanken einer Anzeige der gesammelten Schriften von W. v. Humboldt durch R. A. Fritzsche.

Handeln muß immer zugleich ein sich-selbst-objektiv-werden sein. Freilich ist unsere Seele in unserem Wissen, Wollen und Wünschen enthalten, aber sie darf nie darin restlos aufgehen. Das Verlangen zur Idee, auf dem im letzten Grunde die Kontinuität unseres sittlichen Selbstes beruht, muß den jeweiligen Besitzstand unserer Wirklichkeit überwachsen. Und so müssen wir in jedem neuen seelischen Erlebnis uns von uns selbst scheiden, um uns neu, tiefer und reiner wieder zu gewinnen. Diese ständige Selbstkritik fehlte im Mittelalter, dessen Grunddogma die Substanzialität und also Endlichkeit der Seele war. Es ist charakteristisch, wie kritiklos das Mittelalter in Wissenschaft, Religion und Sittlichkeit war; und es ist wiederum im Gegensatz dazu bezeichnend, wie das Erwachen des Individualismus im Zeitalter der Renaissance auch die Kritik eigentlich erst geboren hat. Es ist gleichsam auch das Korrektiv des übertriebenen Individualismus, welches sich im Aufkommen der Kritik, aber auch der Ironie und Satire bemerklich macht. Im Bewußtsein der Selbsttätigkeit, des Handelns und Wirkens allein wird der Wert des Lebens gefunden. Aber wo dies Handeln und Wirken nur hohler Schein ist, stellt sich Kritik, Satire und Ironie ein (Pietro Aretino, vergl. Burckhardt, Kult. d. Ren.).

Das Individuelle gibt sich zunächst immer in Form des Problematischen kund. Wer eigene, individuelle Wege geht, der sagt sich von bestehenden Allgemeinheiten und Gesetzen los und stellt gewissermaßen das Sicherste noch einmal zur Diskussion. Dauernden Wert aber gewinnt das Individuelle erst, wenn es sich sozusagen selbst aufgehoben, wenn es das Allgemeine, Gesetzliche erreicht hat. Man sieht aber wohl, wie der Fortschritt sich zunächst in den meisten Fällen in einer Absage an das Bestehende, in dem Aufwerfen des Problematischen in Gestalt des Individuellen betätigen muß. Ja, man kann sagen, daß einzelne Men-

schen, ganze Völker und Zeiten ihren sittlichen Beitrag zum Fortschritt der Kultur zuweilen mehr dadurch geleistet haben, daß sie die Problematik des Lebens deutlicher zum Bewußtsein brachten und seine Probleme vermehrten, als daß sie positive Lösungen und Resultate erschufen. Es sind fordernde, verheißende Menschen und Zeiten.

Das Konventionelle, die Sitte, sofern sie gleichsam zum Mechanismus der Sittlichkeit geworden ist, schützt und verbirgt das Individuum; aber die Gefahr der Sitte, die über ihre sittliche Berechtigung nicht mehr Rechenschaft abzulegen vermag, liegt eben auch darin, daß sie das Auftauchen neuer Probleme und so den Fortschritt unterdrückt. Sie will die Unendlichkeit der Seele gleichsam dauernd in endliche Bande schlagen. So sind Rang und Stand Deckmäntel der Seele, welche ihre schlummernden Probleme, ihr geheimes Werden und Vergehen, somit auch ihre höchsten Vorzüge und tiefsten Fehler vor den Augen der Welt verbergen. So erklärt sich's, daß das höfische Leben so leicht die Seele verflacht, weil am Hof zumeist Rang und Stellung den Menschen machen. Dies ist auch der tiefere Grund für die große Macht der Mode: dies Verbergen und Einhüllen des Individuellen, Problematischen. Dagegen gab es z. B. in Florenz um 1300 keine männliche Mode, weil jeder schon im Äußeren sein individuelles Seelenleben verraten wollte (Burckh. I. 144). Ebenso darf man hier mit Burckhardt darauf hinweisen, wie das Mittelalter zwar den Begriff der Standesehre, nicht aber den der individuellen, persönlichen Ehre kannte, oder wenigstens nicht in dem Maße, wie die moderne Zeit. Auch der Begriff des Ruhmes war nicht so individuell: Heiligen-Verehrung und Religionskult drücken doch mehr den Kult des Allgemeinen aus; dagegen im Zeitalter der Renaissance: das Streben nach persönlichem Nachruhm, Poetenkrönungen usw. Auch die Karikatur des Individualismus fehlt in der Renaissance nicht: die Eitel-

keit (Petrarca). Wir finden ganz ähnliche Erscheinungen im Zeitalter der deutschen Romantik. Die Romantik übernahm von den Stürmern und Drängern den Kult des Genies und des großen Individuums. Und wiederum sehen wir, wie die Romantiker das Gegengift der Eitelkeit und Selbstüberhebung in der Ironie zu finden wußten.

Immer liegt für den Individualismus die Gefahr nahe, daß sich die Seele im Problematischen verliert. Dann wird der Übermensch zum blasierten Weltverächter. Zuerst empfindet die Seele die Berührung mit neuen Begriffen und Problemen intensiver, solange, bis sich die Einheit und das Gleichgewicht der Innenwelt wieder herzustellen beginnt. Wenn aber nun dem Menschen die Seligkeit in dem bloßen Bewußtwerden des eigenen Wirkens zu liegen scheint, so wird er diesen Reiz der Neuheit immer wieder suchen und das geduldige, konsequente Durchführen der Gedanken und Handlungen scheuen. Aber so wird er sein Ziel und seinen Wunsch, die Lebendigkeit und Lebhaftigkeit seiner Gefühle zu bewahren, gerade verfehlen. Denn die Probleme, die sich seinem Blick enthüllen, werden immer geringer an Bedeutung, also auch an Gefühlswert werden, je geringer die Basis seiner Wirklichkeit wird, von der aus er seine Streifzüge ins Reich des Werdenden, Unbekannten unternimmt.

Indem wir aber nun den entgegengesetzten Fehler des Beharrens bei erschöpften Formen betrachten, wird sich Gelegenheit finden, eine neue Art der Charakteristik des Seelenlebens einzuführen. Wenn die Energie der Seele, die sie für ein Problem aufgespeichert hat, verbraucht ist, muß der seelische Blick weiter wandern und nach neuen Beziehungen, neuen Zielen suchen. Man kann eine wissenschaftliche Hypothese überspannen und übersieht dann neue Probleme; man kann ungerecht in der Beurteilung seiner Mitmenschen werden, indem man einmal gültige Beurteilung verallgemeinert.

In allem Erkennen, in allem seelischen Geschehen überhaupt sind nicht nur Bestimmen und Bestimmtwerden, Selbsttätigkeit und Leiden verbunden, sondern auch Erhaltung und Veränderung, so wie sich in der Bewegung z. B. bei aller Ortsveränderung das Gesetz der Bewegung in der Geschwindigkeit oder Beschleunigung erhält. Aber nicht nur in der einzelnen Erkenntnis, sondern auch in der gesamten Entfaltung des Seelenlebens machen sich jene beiden Faktoren (Erhaltung und Veränderung) stets vereint geltend. Was als Wunsch und Ziel in unserer Zukunft lebt, geht in Gegenwart und Vergangenheit als Bestandteil der Wirklichkeit ein. So lebt auch in der Gegenwart nur das aus der Vergangenheit wahrhaft weiter, was schon zu seiner Zeit über den Tag hinaus eine Zukunft in sich barg. Nicht jedem Menschen und jeder Zeit ist es gegeben, das Sichdurchdringen von Erhaltung und Veränderung am Sein und an der Gestaltung der Wirklichkeit immer klar zu erkennen; sondern auch hier ergeben sich einseitige Charaktere und Gemütszustände, je nachdem der Blick mehr am Beharren oder an der Veränderung haften bleibt. Das Lob der guten, alten Zeit (das übrigens fast so alt ist, wie die Kultur der Menschen; findet man doch z. B. das Lob der Vorzeit schon bei Hesiod und Homer) zeigt nur, wie Herz und Gemüt am Gewordenen hängen. Wir alle aber können an uns jenen Kampf der Mode fast täglich erleben, wie sich der Geist sträubt alten liebgewonnenen Vorstellungen und Begriffen Lebewohl zu sagen, weil mit ihnen ein starker erprobter Gefühlswert verbunden ist: scheint es doch, als müßten wir mit ihnen uns selbst verlieren. Und auch im Sturm der Leidenschaften, wenn unser Lebensschifflein an den Klippen des Unvorhergesehenen zu scheitern droht, suchen wir nach dem Erprobten, Alten, das sich und uns erhalten soll. Dabei verkennen wir so leicht, daß unser wahres Wesen und Sein gerade durch das sich bildende

Neue erhalten wird. – In Griechenland standen sich Athen und Sparta wie das Prinzip der Veränderung und Erhaltung gegenüber. Sparta suchte sein Heil in alterprobten Formen und haßte jede Neuerung. Wie scheu man sich vor allem Fremden, Unbekannten zu verbergen suchte, zeigt das feindselige Verhalten der Spartaner gegen Fremde. Einen ähnlichen Zug finden wir heute in China[1]).

Eine tiefe Sehnsucht, ein inniger Wunsch der Seele mag zuzeiten von neuen Gedanken überwuchert und verdrängt werden; aber weil er innigst mit dem wahrhaftigen Wesen unserer Wirklichkeit verbunden war, taucht er unvermutet zu seiner Zeit wieder auf. Ist nun die Seele indessen reicher an Wissen und Fühlen geworden, so wird auch er sich verändern, reicher, tiefer und inniger werden. Die Erhaltung des wirklich Vergangenen aber ist immer schädlich; ja wir stehen oft einem früheren Wunsch und Gedanken, den uns die Erinnerung wieder zurückführt, wie einem Fremdling gegenüber und erkennen uns darin nicht mehr. Dennoch kann weder im Leben des Einzelnen noch der Gesamtheit das Tote immer sogleich und unmittelbar abgeschüttelt werden, denn nicht alle Probleme sind gleichzeitig lösbar. Und so bedarf die Menschheit oft vergänglicher, ja in ihrem innersten Wesen schon toter Formen gleichsam als Krücken, um zu höherem Sein langsam empor zu steigen. Aber das Vorübergehende dieses Zustandes muß erkannt werden. So gibt ja auch der Alltag die Voraussetzung, aber nicht die Erfüllung der geistigen Existenz. Wir heiligen das Alltägliche, Triviale, wenn wir es zum Mittel für das Bedeutsame, Ewige machen; aber wir zerstören das Heilige und Bedeutsame, wenn wir ihm das Alltägliche neben- oder überordnen. Auch Poesie und Kunst

---

[1]) Viele Beispiele für die gegensätzlichen Prinzipien der Erhaltung und Veränderung in der Geschichte und Sitte findet man bei Th. Lindner: Geschichtsphilosophie. Stuttg. 1901.

werden alltäglich, wenn sie zum bloßen Mittel der Existenz herabsinken; aber sie hören auch eben damit auf Poesie und Kunst zu sein. Je begreiflicher die Welt wird, desto rätselhafter wird sie. Denn jedes Problem gebiert neue Probleme. Die Kunst spricht in einer allen Menschen verständlichen Sprache vom letzten, dem Verstande noch unzugänglichen Ziel. Sie gibt dem Gefühl die Sicherheit des Problematischen.

Aber die Kunst kann nicht die Lösung der sittlichen Fragen geben, die allein dem denkenden Willen zusteht. Sittlichkeit und Natur sind für den Künstler nur Stoff, aus denen er seine neue künstlerische Wirklichkeit gestaltet. Aber es gibt eine Richtung in unserer Zeit, den Ästhetizismus, der will die Kunst an Stelle der Sittlichkeit setzen; diese Meinung will also die Probleme der Sittlichkeit durch die Sprache der Problematik lösen. Und sonderbar genug, hat die Richtung auch in der modernen Kunst ihren eigenen Ausdruck gefunden. Die Kunst spricht vom Absoluten, also auch absolut Problematischen, als wäre es das Sicherste, Gewissește; und das ist es ja auch in einem gewissen Sinne. Aber es gibt heute eine Kunst, welche das Problematische nicht durch das Sichere, sondern durch problematische Lebensformen selbst ausdrückt. Dieses bewußte Kunstschaffen des Ästhetizismus kann man in der Malerei am besten an Aubrey Beardsley studieren. Und ihm steht etwa als Dichter ein O. Wilde zur Seite. Ihre sittlichen und Naturbegriffe sind gewissermaßen Improvisationen; so sind denn auch die durch ihre Kunst erweckten Gefühle Improvisationen. Eng verwandt ist hiermit auch die Stimmungslyrik eines St. George. Man kann nicht leugnen, daß bei all der Schönheit, die uns diese Kunst geschenkt hat, ihr eine gewisse Äußerlichkeit anhaftet. Sie ist darin dem Aphorismenstil in der Wissenschaft ähnlich, der heute auch so beliebt ist. Wo die Seele sich nicht in

flüchtigen Stimmungen, in Gefühlsimpressionen ergeht, sondern wo sie bis ins tiefste Innere ergriffen ist vom Sturm der Leidenschaft, von der unerschöpflichen Sehnsucht nach der Idee: da genügt weder die Kunst des Ästhetizismus (– man darf ihr nur die Werke eines Klinger, Liebermann, Rodin und G. Hauptmann gegenüberstellen, um diesen gewaltigen Unterschied zu ermessen), noch der Aphorismenstil. Auch die Vorliebe für die Seiten des Lebens, die die Problematik des Daseins am deutlichsten enthüllen, in der Kunst eines Toulouse-Lautrec und anderer ist wohl aus ähnlichen Tendenzen entsprungen, wie der Ästhetizismus, doch sind hier ernstere und größere Motive unverkennbar.

Es gibt eine humoristische Philosophie des Trivialen in der Kunst, welche es auf den Nachweis abgesehen zu haben scheint, wie überall bei den höchsten Bemühungen der Menschen um das Unendliche, Ewige das Althergebrachte und Triviale mit im Spiel ist. So trifft diese Kunst (W. Busch, Oberländer usw.) in der Tat eigentlich das Wesen des Humors. Ihr Gegenstück finden wir in der Kunst des Symbolismus, welche vielmehr überall, auch im Alltäglichsten, Trivialen die Beziehung zum Ewigen, Unendlichen sucht (z. B. M. Maeterlinck). Das Gefühl des Unheimlichen, Ungewissen, Problematischen knüpft sich hier an gewohnte Dinge an; und es scheint, daß man Lessing zum Trotz die Geister bei hellem, lichtem Tagesschein uns vorführen will. Es gibt ja eine ewige Mythologie des Lebens und des Herzens, die unsere Befürchtungen und Hoffnungen versinnlicht und vergegenwärtigt; und von ihr nährt sich diese Kunst.

Wenn die Melancholie aus dem Gefühl der Vergänglichkeit entspringt, so der Pessimismus aus der einseitigen Betrachtung der Problematik des Daseins. Daher verbinden sich so gern Pessimismus und Ästhetentum. Dem echten Pessimisten erscheint die Geschichte als fortwährende, fort-

schreitende Auflösung des Seins. Die Welt ist ihm gleichsam ein Gebäude, das Zeit und Menschheit abzutragen bemüht sind, und von dem bald nur noch die kahlen Mauern stehen werden.

Der Jüngling lebt im allgemeinen im Werdenden, in der Idee und Zukunft; so fehlt ihm der rechte Blick für das Gewordene, Einzelne, das sich schon gestaltet hat. Er denkt sich vielmehr das Werdende gegenwärtig. Der Mann dagegen lebt im Gewordenen und sieht auch im Allgemeinen unmittelbar seine Beziehung zum Einzelnen. Der Greis sieht umgekehrt im Einzelnen sogleich das Allgemeine, im Gewordenen das Werden und nimmt das Vergangene für Zukünftiges; er denkt symbolisch und kehrt dadurch zur Jugend zurück. Die Jugend sieht die entfernteren, das reifere Alter die näheren Probleme, aber in ihrem Zusammenhang mit dem Ganzen. Im Jüngling ist daher auch das Gefühl der Freiheit stärker, das immer nur der subjektive Ausdruck für die Lebendigkeit der Begriffe ist. Der Mann und der Greis haben eine Notwendigkeit des Seins erreicht, ein Fertiges, an dem sie sich halten. So ist aber auch hier die Gefahr des Dogmatismus größer. Denn fertig ist die Welt und Wirklichkeit in keinem Augenblick des Lebens.

Dogmatismus beruht immer auf der Verendlichung und Verdinglichung der Begriffe. Aber die Fülle des Seins wächst allezeit über den jeweiligen Besitzstand der Wirklichkeit hinaus. Das Auftauchen neuer Empfindungen, Gefühle und Leidenschaften ruft nach neuen Begriffen. Umgekehrt erwecken neue Erkenntnisse neue Gefühle und Empfindungen. Man darf der mächtigen Leidenschaften gedenken, welche die französische Revolution durch die neugeschaffenen Begriffe der Gleichheit und Freiheit zu erwecken verstand. Ja, unsere ganze Wirklichkeit ändert sich mit unserem Wissen und unseren Erkenntnissen. Man denke, wie verschieden die

Empfindungen eines ungelehrten Mannes und die des Naturforschers sind, wenn sie eine Blume betrachten, eine Biene beobachten. Je reicher die Seele an Wissen und Erkenntnissen, desto mannigfacher spricht das Leben sie an. Tausend Beziehungen, die dem Unwissenden verborgen bleiben, — tausend Wünsche, die der stumpfe Wille des Gleichgültigen nicht kennt, strömen der Seele zu, welche mit inniger Hingabe das Sein sucht.

Die beste Lehrmeisterin ist die Begeisterung; sie nimmt den Hindernissen und Widerwärtigkeiten ihr drohendes Aussehen, sie führt Herz, Verstand und Gemüt an die Quellen des Wachstums und zeigt dem Suchenden den Weg zum Wesen der Dinge. Auch der Künstler bedarf der Begeisterung. Der Natur wundersames Herz verschließt sich dem nüchternen Geiste. Soll sie ihr heilig Geheimnis der hoffenden Seele entschleiern, laß Liebe und Begeisterung deine Führer sein. Ein lichter Fleck auf grünem Wiesenplan, vertraute Zwiesprach rauschender Bäume, ein lockend Vogellied in blauer Sommerluft — alles, alles weckt dem echten Künstler Sehnsucht und Gestaltungskraft. Wer aber die Kräfte des Werdens nicht im eigenen Herzen spürt, wird auch die stille Macht des Wachstums da draußen nicht begreifen. Laß den Bach dein Verlangen deuten, das Licht durch deine Träume fluten! Alles wird reich und lebendig, wenn nur Herz und Liebe gegenwärtig sind. Du fühlst Lebensfreude im glühenden Mittag und in der sanften Umarmung der Abenddämmerung. — Aber Begeisterung ist nicht Fanatismus. Der Fanatiker entzündet seine Gefühle an vorgefaßten Begriffen; der Begeisterte sucht nach Begriffen oder sonstigen Ausdrucksmitteln für seine Gefühle. Der Fanatismus ist immer eine Art des Dogmatismus. Begreiflich genug, daß gerade die religiösen Vorstellungen so leicht den Fanatismus wecken. Denn in ihren Symbolen und Dogmen sprechen die Religionen vom Absoluten, und wo

sie mit dem Anspruch auftreten, die letzte, absolute Wahrheit zu enthalten und verkünden, da nehmen sie die Seele des Gläubigen völlig gefangen.

Das Zeichen des Dogmatismus, wir wiederholen es, liegt in dem Versuch, die unendliche Fülle des Seins in endlichen, relativen Begriffen erschöpfen zu wollen. Aber die Seele läßt sich nicht ersticken; ihr Wesen ist Wachstum und Werden. Von hier aus versteht man z. B. die Transzendenz der religiösen Vorstellungen des Mittelalters. Auf Erden ist die Seele durch Autoritätsglauben und religiöse Dogmen geknebelt; die Freiheit, die hier verloren ging, suchte man im Jenseits. Und so mußte die Weltfremdheit in Weltfreudigkeit umschlagen, als die Renaissance die Seele aus ihren Fesseln befreite. Wir sehen, wie ein lustiges Weltleben anhebt:

> Das Drüben kann mich wenig kümmern;
> Schlägst du erst diese Welt zu Trümmern,
> Die andere mag danach entstehn.
> Aus dieser Erde quillen meine Freuden,
> Und diese Sonne scheinet meinen Leiden;
> Kann ich mich erst von ihnen scheiden,
> Dann mag was will und kann geschehen.

Ein Borgia als Papst trägt sich mit den Plänen der Verweltlichung des Papsttums. Freude an Augenblick, an Festen und Aufzügen, in denen sich auch wiederum die eigene Person zur Geltung bringen ließ. Man lese bei Burckhardt nach, wie sich ein Brunelesco, ein Leonardo da Vinci bereit finden ließen, ihre Kraft in den Dienst solcher Feste und Vergnügungen zu stellen. Man denke demgegenüber etwa an Konrad von Würzburgs Darstellung der Frau Welt in seinem Lied vom Ritter Wirnt von Grafenberg[1]). – Ein weiteres Zeichen der Verweltlichung des Kulturideals ist das

[1]) Vergl. Scherer, Gesch. d. deutsch. Literatur. 3. Aufl., S. 80.

Aufkommen des Naturempfindens. (Petrarca; vergl. wiederum Burckhardt.)

Dem religiösen Dogmatismus entspricht auf politischem Gebiet der monarchische Absolutismus, wie er sich am deutlichsten in dem Worte Ludwigs XIV. von Frankreich: „Der Staat bin ich" ausspricht. Auch hier ist die Entfaltung und Entwicklung des Lebens unterbunden. Der Staat ist der Weg, auf dem die Vernunft die Verwirklichung der sittlichen Idee im Rechte versucht. Aber das Gute ist Idee, d. h. stets erneute Aufgabe. So ist auch der Staat Aufgabe, Idee. Aber der Absolutismus setzt eine endliche Persönlichkeit an Stelle der unendlichen Idee. Der Staat soll nicht mehr ein Versuch der Lösung, sondern letzte, absolute Lösung sein. Diese Verendlichung des sittlichen Ideals muß sich auch in der Kunst geltend machen; sie führt hier zum Dekorativen. Nicht mehr vom Unendlichen, Ewigen erzählt sie in ihren Werken, sie verherrlicht das im absoluten Staat verwirklichte Ideal. Was ihr so an Freiheit und Beweglichkeit des Inhaltes genommen ist, muß das Schalten und Walten mit der äußeren Form ersetzen. Man sehe sich daraufhin die Bauten zu Versailles, die Gärten eines Le Nôtre, die Werke eines Le Brun und Lesueur an. In den Dramen Corneilles und Racines muß sich selbst das Schicksal, der Zufall, das völlig Problematische den Regeln und Gesetzen der Form unterwerfen. Alle Wechselfälle des Lebens, alle Launen des Daseins sind den Einheiten der Zeit und des Raumes unterworfen. Das Barock ist die notwendige Konsequenz des Absolutismus: alle Leidenschaft, alles Gefühl muß sich in äußeren Formen aussprechen; der Inhalt ist unabänderlich gegeben. Aber es ist natürlich nicht nur der politische Absolutismus, welcher zum Barock führt, sondern dies wird überall da auftreten, wo die natürliche Freiheit des Künstlers durch gebundene Ziele gehemmt ist. Man kann auch verstehen, wie sich das Barock zum Rokoko entwickeln mußte.

Das Rokoko ist weit ausschließlicher Hofkunst als das Barock; aber es entstand zu einer Zeit, als der Absolutismus innerlich abgewirtschaftet hatte, als man seine Inkongruenz mit dem ethischen Staatsbegriff durchschaut hatte. Der Inhalt war zerbröckelt, so blieb nur die Form. Daher das Spielerische des Rokoko. Wenn der Ernst der Probleme fehlt, entweder weil man sie als gelöst betrachtet, oder weil man sie nicht sieht, bleibt in der Kunst und im Leben nur die schöne Form zurück. Man darf hier auch an die griechischen Sophisten und Redner erinnern, einen Protagoras und Isokrates; namentlich dem letzteren ist ja die Form alles, der Inhalt nichts.

Es gibt auch einen Absolutismus in der Seele des Einzelnen, eine natürliche Sophistik des Herzens. Irgendein Gedanke, eine Leidenschaft oder ein Verlangen nimmt gleichsam die Stelle der Idee ein: alles muß sich ihm unterordnen, alles scheint auf es hinzuzielen. Dies ist eine besondere Form des Dogmatismus, dem gerade die Kunst wirksam entgegentreten kann, indem sie dem Herzen neue, größere Gefühle zuführt. –

Im Spiel, so kann man sagen, verhält sich die Seele gewissermaßen humoristisch zum Leben; die Seele stellt sich hier mit Bewußtsein für einige Zeit in den Dienst eines ephemeren, vergänglichen Zwecks. In diesem Sinne hat das Rokoko etwas Humoristisches. Aber hier ist die Grenze zwischen Spiel und Leben nicht immer gewahrt. Etwas von der Stimmung des: „après nous le déluge“ ist in das Rokoko eingegangen. Watteau, Fragonard, Boucher usw. verraten es. Aber bei Watteau schimmert doch immer noch der Ernst des Lebens durch: einem Fragonard und Boucher ist das Leben zum Spiel geworden. Von manchen Figuren Watteaus kann man sagen, daß sie lachen, um nicht laut zu weinen. – Das Beharren im Endlichen muß schließlich zur ironischen Lebensführung führen, wie sie sich im Rausch,

in der Spielleidenschaft äußert. Da wird der ethische Kern des Lebens direkt verleugnet. In Schnitzlers „grünem Kakadu" findet man diese Lebensstimmung trefflich geschildert.

Den Klassizismus in der Kunst, der das Rokoko ablöste, kann man vielleicht als eine Art Ermüdungserscheinung der Seele auffassen: er suchte, das Gleichgewicht der Seele wiederzufinden. („Stille Größe".) Freilich ist das Nachäffen eines fremden Stils an sich in der Kunst gerade so lächerlich, wie eine auswendig gelernte Liebeserklärung oder das Abschreiben eines Liebesschriftstellers. Denn der Stil der Kunst muß aus der eigenen Sehnsucht der Zeit entspringen. Aber wir wissen ja auch, wie der neuere Klassizismus überall den Stil der Antike nach eigenem Maß verändert; und der so gewonnene Eklektizismus kam sicher einem Zeitbedürfnis entgegen, ebenso wie die Kunst der neueren Präraffaeliten. Wir endlich suchen uns heute unseren eigenen Stil. Das Alltägliche gewinnt nur Sinn und Bedeutung, wenn man es in Muße und in der Nähe besieht. Die Großstadt ist dem Idyll feind. Überall, im Leben und in der Kunst, muß sich die Seele in ihrem Werk und in der Welt wiederfinden, wiedererkennen. So geht unsere rechte und echte Kunst nicht mehr am sozialen Leben achtlos vorüber und träumt sich in fremde Zeiten und Welten, wie z. B. noch die Historienmalerei der Düsseldorfer Schule im 19. Jahrhundert. –

Das Aufnehmen eines Begriffes setzt in der Wirksamkeit des Gesetzes, welches sein Wesen ausmacht, der Seele eine Schranke. Aber die Erkenntnis dieser Schranke als Zustand oder Wissen hebt sie wieder auf und macht die Seele frei. So ist die Freiheit der Seele ihr Selbstleben, ihr Beisichselbstsein; aber das heißt nicht, daß sie sich gegen andere verschließen soll, sondern sich zum anderen erweitern. Nicht in der unbestimmten Unendlichkeit des Gefühls liegt die wahre Freiheit der Seele. Gefühl und Empfindung

liegen im Reich des Problematischen, das auf Erlösung harrt durch Vernunft und Gesetz. Oft aber ist es süß sich der Scheinwirklichkeit des Gefühls anzuvertrauen, wenn die Sicherheit einer neuen begrifflichen Wirklichkeit noch nicht gewonnen ist. Die Romantik versuchte das Gefühl selbst zum Erkenntnisquell zu machen. In ihrer Kunst daher die Vorliebe für das Märchen (Spiel mit dem Unwirklichen, Problematischen).

Niemand vermag die Seele seiner Mitmenschen, ja auch nur seine eigene Seele restlos zu durchschauen; denn in neuen Wünschen, neuen Handlungen und Erkenntnissen wächst und entfaltet sich das Selbst. Aber so liegt auch ein tiefer Segen in der Problematik des Leidens. Im Glück mag die Seele verflachen: weil sich alles scheinbar von selbst, wie bei einer Maschine, reguliert, scheint ihr in dieser Endlichkeit das Ziel ihrer Sehnsucht beschlossen. Sorgen und Kummer rütteln sie auf. So läßt sich's verstehen, wie gerade die Erkenntnis gemeinsamen Leidens die Menschen so eng verbindet. Freundschaften, die nicht gemeinsame Sorgen kennen, die das Glück geschlossen, lösen sich leichter. – Ja, ein glückliches Werk selbst kann der Seele zum Hemmnis werden: sie scheint in ihm die Ruhe ihrer Sehnsucht zu finden und verlangt nicht mehr über sich selbst hinaus. Aber alles einzelne Wirken des Menschen ist Stückwerk, und seine Vollendung wohnt in der Idee der Menschheit.

Walter Kinkel.

Das heimliche Königreich

Eine Christusdichtung

Johannes, der in der Wüste war,
taufte und predigte am Jordan.
Da kam Jesus zu ihm, sich taufen
zu lassen.

1.

Des Wegs schritt Jesus, als der Morgen quoll
jenseits des Landes mit dem Feuerodem.
Hell raunt ein Wind: Die Zeit ist Wunderns voll!
Der Menschensohn steigt aus des Tales Brodem.
Ein heilig Staunen freie Bahn sich bricht
mit Schöpferblicken durch die blinde Welt.
Die starren Häupter überwächst das Licht.
Die Erde wird zum Gottestisch bestellt!
Sie trage Brot und Tau vom Himmelreich!
Und alle Hände strecken sich zugleich!
Der arme Mann, er wird ein Kind im Licht.
Der Tag erscheint in jedem Erdgesicht! –

Und Jesus spricht: „Noch geht im grauen Kleid
über die niedre Schwell der Erdensohn;
erdgrau die Stirn: ‚Hier wächst das Kräutlein Leid.
Ich esse mir den Tod in harter Fron.'
Und hinter ihm, – wer kehrt sein Antlitz um? –
schon wandelt sich der Berg zum Heiligtum.
Wer hebt dem armen Mann die schweren Lider:
Die Schöpfung kehrte als Erlösung wieder!

Noch ist sein Königreich ihm unsichtbar.
Er denkt: ‚Wie esse ich mich heute satt?
Mein Leben ist auf Erden bloß und bar,
und meine Hände sind vom Graben matt‘.
Und wenn das Licht ihm auf den Rücken brennt,
denkt er: ‚Der Feind ist's, hat gar scharfe Pfeile‘.
Zu seiner Not er in die Höhle rennt
und klagt: ‚Das Leben hat doch nirgend Weile‘.
Erst Abends, wird die Welt zur dunklen Klause,
kommt er hervor und ist bei sich zu Hause.
Zum dunklen Fluß hinwandeln dunkle Haufen;
wollen die Not sich aus der Seele taufen. . . . —"

Am Berge steht der Mann im Feuerlicht.
Er atmet Licht, bis ihm die Brust als Schrein
das Licht ausfüllt und durch die Augen bricht
und Blitze sät ins Menschenland hinein.
Wie Donnerhallen stürzt sein Wort zu Tal:
„Wie lange noch! Die Augen auf und traut
dem Licht! Euch steht ein Königreich zur Wahl,
wenn ihr dem heil'gen Licht ins Antlitz schaut!
Ihr sollt! Ich trete an den dunklen Fluß
zu euch dort unterm grauen Wolkenzug.
Ihr sprecht: ‚Das Leben ist wohl eine harte Buß',
wofür, warum? Der Not ist's nie genug.‘
Ich aber öffne türweit Aug' und Hand.
Ihr sollt das Licht mir von den Augen trinken.
Euch soll das Königreich am dunklen Strand
als Heiland in das Antlitz winken!
Ich will's!" —
Am Berg vorm Himmel stand der Mann.
Er hob beschwörend auf die offnen Hände.
Das nackte Urgestein schaut stumm ihn an.
Zu seinen Füßen schmiegt sich das Gelände.

Und als die Dämmrung roch des Lichts Erblassen,
schritt er hinab und durch des Volkes Gassen
zum Fluß, wo sich im Haar die Armut wühlt
und in den Wassern sich vergebens spült.

Er schritt . . . Die Klage murmelt in die Flut:
„Was ist zu tun?“ — Ein Mensch gleichwie ein Pfahl
im Wasser, in dem Auge strenge Glut,
taucht unter, unter die Gewissensqual.
Er schritt! . . . Die Klag' wird stumm. Und Jesus naht
zu dem, der aus der Wüste bracht' das Wort:
Kehrt um, es kommt das Reich und Gottes Tat.
Und Jesus spricht: „Das Reich ist nah', ist hier!
Ich will zu dir ins Wasser steigen!“ —
Wer bist du? bebt der Mensch. Du kommst zu mir?
„Wer bin ich?“ fragt der Herr in großem Schweigen.

Du bist im Licht, wie ich's noch nie geschaut!

Und Er: „Du sollst mein Haupt ins Wasser tauchen!“

Ich kann es nicht! Das Licht, es redet laut:
Was uns benötet, kannst du nicht gebrauchen!

Mit weiten Augen, überhell von Licht,
sagt Er: „Tu' nach dem Wort, das zu dir kam.
Nimm deine Hand und tauche mein Gesicht
zu euch ins Wasser und in euren Gram!“

Und bebend hebt der Mensch die hagre Hand,
und an dem Ufer hebt's dem Volk die Arme:
Du kommst von einem hellen Morgenland
zu uns zum Zeichen, daß sich Gott erbarme?

Und als des Heilands Haupt das Wasser netzt,
rauscht auf die Flut, und in den Lüften schwebt
weiß eine Taube, ruft das Volk entsetzt:
Das tote Wasser schwimmt im Licht und lebt!

Du bist's! schrie auf der Mensch, der in der Wüste
mich überkam beim Fels mit heil'gem Scheinen.

Der Heiland schritt herauf zur Menschenküste:
„Ich bin's!"
Und alles Volk hub an zu weinen.

Alsbald trieb ihn der Geist in die Wüste vierzig Tage; und ward versucht von dem Satan.

2.

Und wieder stand der Heiland auf dem Berg.
Das Dunkel kroch zu ihm heran wie Hunde.
Die Nacht zerpflückt bewußtlos ihren Kranz.
Das letzte Sternlein fiel zur Mittnachtstunde.
Es kam der Tag und führt am blauen Band
die Sonnenwölklein auf die Himmelsweide.
Es kam die Nacht als wie ein trauernd Weib
und überragt die Welt im Witwenkleide.

Und immer saß der Heiland Stein bei Stein
und Licht und Finsternis rührt ihm den Scheitel ...
und als er hob die Stirn nach langer Zeit,
schrie gell sein Mund: „Die Menschenwelt ist eitel!
Erst fuhr das Licht in ihr Gesicht als Schreck.

Sie wollten sich in Lust und Leid zerreißen.
Doch als ich rief: Schaut euer Königreich!
Der arme Mann soll künftig König heißen! ...
Da war ein Staunen, Schweigen, dann ein Wort,
und jeder riß das Wort in seine Zähne:
Trägt dieser nicht gleich uns den hanfnen Rock?
Er zeige mir das Reich, das ich ersehne!
Er eile, schreite vor ob Berg und Tal.
Wir folgen ihm mit Fäusten und mit Stangen! ...
Sie wollten sich da draußen wo im Feld
das Königreich als wie ein Häslein fangen.
Gleich Räubern mochten fallen sie ins Land.
Den Heiland wollten sie zum Häuptling machen ...
Ich floh und sitze hier, allein, allein!
Mich hungert!"
Da erscholl ein höhnisch Lachen.

Es kam aus dem gespaltnen Felsgeklüft,
wo unfruchtbar der Grat die Lüfte schneidet.
Dort steht im schwarzen Mantel ein Gebild,
das an des Heilands Herzeleid sich weidet.
Ein gräßlich Lächeln zuckt wie Höllenqual;
den Mantelsaum umläuft ein fahles Flimmern.
Es tritt heran, reckt eine Hand, es will
sein Wollen steinhart in die Erde zimmern:

„Dich hungert? sagst du? ... Hier, nimm diesen Stein!
Befiehl: Sei Brot, ich will dich essen!
Ich bin der Heiland, was ich will, geschieht.
Das dürfen auch die Steine nicht vergessen! —
Du winkst. Und wo du sitzest, sieh der Fels,
er wandelt sich? Es lagert sich im Kreise
aus Steinen Brot, ein knusprig Backwerk, ei?
Der Stein verwandelt sich zur zarten Speise?

Von innen her verändert sich die Art . . .?!?
– Narr! Stein ist Stein! Ich kenn die Menschen besser.
Kein Heiland wandelt sie, kein Gott.
Sprich du: Hier esset! Heilandsbrot!"
Sie sind auf ihre Art besondre Esser.
Sprich du: „Ihr eßt an mir ein Königreich!" –
Sie sagen: „Stein", wir können dich nicht beißen!
Und was dir Stein – ist Brot dem Menschenwitz.
Denn also hat's der Teufel sie geheißen.
Du Narr! Du willst sie an dir lassen schaun
den Feuerschein vom heil'gen Himmelsherde?
Dein hell Gesicht, das Scheinen aus der Brust,
den Mann im Schatten hell erleuchten werde?! . . .
Weshalb bin ich denn, wie ich bin? Ich hab'
mein Herz auch einmal nackt zur Hand genommen.
Da ward ich Teufel! Gott und Menschen feind!
Narr! Stein bleibt Stein. Du mußt von außen kommen.

Er sprach's, der Schreckliche. Es schnob ein Wind
winselnd von seinem Mantel, Wolken stoben . . .
Und Erd' und Himmel schied sich endlos weit.
Der Tiefe Reich ward an den Tag gehoben.
Der Teufel sprach: Schau an, die Teufelei!
Im Land das kleine, kribbelnde Gewimmel,
sind deine, meine Menschen; Ameislein.
Du willst zu ihnen mit dem Reich der Himmel?
Schau her! der Kopf steht ihnen im Genick.
Nach hinten haben sie die Augen stehen.
Noch fehlt der Kunst, daß in der leeren Luft,
statt auf der Erde, ihre Füße gehen.
Was bunt und bauschig wimpelt in dem Wind,
das ist ihr Reich, dazu ihr Geist der Schlüssel;
was sich im Mützchen fängt: der König hoch!
was sie beim Knie auslöffeln aus der Schüssel.

Weiß nicht, warum Der, dem ich Widergeist,
den „armen Leutchen“ schickt den Himmelsheiland –?
Das, was du siehst, so weit das Meer umspült
das Land – die Erde ist des Teufels Eiland!

Gib mir die Hand. Sei mein! du wirst ein Held,
du sollst sichtbar ein Königreich dir schaffen.
Du sollst dir bis ins letzte Stückchen Land
die Macht der Erde in die Hände raffen!

Er ruft's und winkt. Und ob der Tiefe blitzt
in Spießen grenzenlos ein Herrscherwille.
Es wallt und wogt. Ein donnernd Schreiten hallt.
Der Himmel schweigt in atemloser Stille.
„Heil unserm König! Sieg dem Herrn der Welt!“
Und Schwerter klirren. Tausend Schilde schlagen.
„Heil dem Erretter, der sein Volk befreit!“
In Gold und Purpur gleißt der Königswagen.

Ich will nicht! schreit der Heiland. Gott ist Gott! –

Der Himmel schluckt das Wahnbild in die Leere.
Du willst nicht? äfft ein Ton aus weiter Fern'.
Und farblos grau Gewölk schwimmt überm Meere.

Und wiederum den Heiland auf dem Berg
kreist ein das gläsern regungslose Schweigen.
Die Einsamkeit mißt ihm den Stirnreif an,
der unverstandner Größe ist zu eigen.

Du willst nicht? spricht es leise hinter ihm.
Ich hab's gewußt, du kennst erst kurz die Erde.
Nur wähne nicht, daß ohne Teufel je
ein Heiland über Menschen herrschen werde.

Wir machen einen Pakt: ich hier, du dort.
Schau, hell winkt Zion mit den goldnen Gassen.
Nimm dir das Gotteshaus und das Gebet!
Mir kannst du das Unheil'ge überlassen.
Ich stör' dich nicht. Du sitzst im Heiligtum.
Ich schicke dir am Sabbat zu die Menge.
Du sitzest auf dem Stuhl. Sie preisen dich –
Ich geh' da draußen durch das Marktgedränge.
Doch willst du nicht – dann ist am Weg kein Dorn,
der dir nicht nach den Händen schlüge.
Dann wind' ich dir ein Kränzlein spitz, das sich
um deine weiße Stirn zusammenfüge.

Im Nacken flüstert's heiser: Du!
– „Hinweg!"
Der Heiland ruft's in zornigem Befehlen.
„O Menschheit! Menschheit! Arm verloren Land!
Dir soll der Teufel nicht den Heiland stehlen.
Ein hungernd Hündlein winselt auf der Schwell'.
Man will das letzte Brosamlein ihm rauben.
Ich komme, Menschheit, die du niemand hast,
dein Bruder bin ich, und will an dich glauben.
Will glauben, wer an dich das Letzte wagt,
stirbt nicht um eine hoffnungslose Sache.
Kampf bis zum Tod dem Reich der Finsternis!"

Kampf! höhnt ein Wort. Mein Leben ist die Rache!

Er ordnete die Zwölfe, daß
sie bei ihm seien.

3.

Nun weist ein jeder Pfad zum Menschenlande,
der aus der Höhe ab sich kniewärts senkt.
Und legst du nur dein Auge an die Erde,
von selber sich der Weg zu Menschen lenkt.
Dann triffst du in dem Sand die ersten Spuren:
Hier ging ein Mensch, der sich nach Wasser bückt.
Und dort hat einer, den der Hunger geißelt,
Dem Lande seine Sohlen aufgedrückt.
Und wo der Staub als Straße ist getreten,
hat Holz und Stein geschichtet eine Hand
zur Unterkunft, quer überm Weg gebietet
ein Schlagbaum Halt ... du bist im Menschenland.

Der erste Mensch schaut aus dem Zöllnerhause.
Die erste Hand, sie will vom Heiland – Geld.
Der Blick hebt sich, umwirrt von grauer Braue,
und schweigt erschrocken vor dem heil'gen Held.

Kling, Klang! so lockt es heimlich aus dem Kasten.
Kling, Klang!
Dem Zollmann schwillt empor das Herz:
Ich glaub, da steht mein armes, liebes Leben
und schaut mich an in mitleidsvollem Schmerz?
Wo kommst du her?
„Ich ging wohl weite Wege
und finde eine Seel' in schwerer Haft." –
Kling, Klang!
Ich weiß, du bist von Gott gekommen
und sagst, daß Gott die sünd'ge Seele straft?

„Komm mit! du sollst es sichtbar sehen“,
lächelt geheimnisvoll des Heilands Wort.

Da läßt die Seel' den Kling-Klang-Kasten
und wandelt blindlings mit dem Heiland fort.

* * *

Es schweigt der See, voll dumpfer Glut gesogen,
und jede Welle sinkt in sich hinein.
Weshalb soll eine Well' zum Strande laufen?
Am besten ist das Schon-gestorben-sein.
Und handbreit liegt der Schatten bei der Hütte.
Der magre Acker dörrt im Sonnenbrand.
Die Glut prallt gegen dich auf deiner Schwelle.
Weshalb regt noch der Mensch allein die Hand?
Ums Stücklein Brot, ums arme Weiter-leben,
ein Wichtigtun, Sich-mühn auf Schritt und Tritt.
Weshalb legt einer sich nicht an die Erde,
platt hingestreckt: – ich mache nicht mehr mit?!
Wenn du die ganze Nacht das Netz geworfen,
mit wachem Auge dich gebückt, gereckt,
kehrst du am goldnen Tag, das Netz zerrissen;
mit einem Fischlein wird dein Tisch gedeckt.
Du ißt es auf, o schmackhaft, einzig Fischlein! –
Und gleich wird wiederum das Netz geflickt.
Geschäftig bläst der Odem durch die Nase . . .
Daß doch das Leben an sich selbst erstickt!
Es hat einmal geträumt, das dumme Leben,
das sich jetzt selber an dem Gaumen klebt,
es sei der Zeiten Wende angekommen,
seitdem ein Mensch mit Namen Petrus lebt . . .
Er zog hinaus! Habt ihr ihn nicht gesehen?
Er kam. Es dröhnt das Land: Er ist ein Held! –

Und lag doch nur mit weitgerissnen Augen
beim Abend-Mückenspiel im nächsten Feld. –
Das Leben sollte einmal König werden,
so weit der Tag sich vor dem Himmel längt.
Nun flickt's im Taglohn die zerrissnen Netze,
damit es morgen sich ein Fischlein fängt.
Und überm See im Nebel fließt das Leben,
und immer kürzer kehrt's zurück zum Strand – –

„Drum mußte auch zu dir ein andrer kommen",
spricht einer „Nimm dein Netz und fahr' vom Land.
Ich will zu dir ins Bretterschifflein steigen".

Und Petrus: Hab' dich niemals doch geschaut.
Und kenne dich, als hätt' ich dich erwartet?
Vielleicht ist's auch ein Traum? — er sagt's nicht laut, –
hab' doch ein Fischlein nur die Nacht gefangen.
Doch, weil dus sagst . .

Der Heiland sitzt im Kahn.
Er läßt die lose Hand ins Wasser hangen.
Neugierig scheu blickt ihn der Fischer an:
Ich will doch einmal sehen, ob dem Heiland,
wenn nun das Netz ins Boot kein Fischlein fängt,
noch immer so gewiß und wie zum Spiele
die lose, helle Hand ins Wasser hängt?
'ʼs ist nur die Hand. Der Fischer steht im Schiffe
und ruckt das Netz mit harten Sehnen an.
Und ruckt und zieht . . . Und ist ins Mark erschrocken.
Und lose hängt die Hand dem Heilandsmann.
Ein schuppig silbern Leben springt im Netze
und füllt das Boot bis an den Wasserrand.

Und ruhevoll, mit einem leisen Lächeln
der Heiland sitzt. Es fährt das Boot zu Land.
„Ist's wirklich so vergeblich, du! Das Leben?
Nichts, was die arme Leere fülle, du!?"
Den Fischer schüttelt wie mit Riesenfäusten
des Heilands lichte Über-Menschen-Ruh.
„Du weißt gar nicht, wie herrlich wird das Leben!"
– Der rauhe Färge wankt vom Bord zurück:
Herr, geh' hinaus von diesem sündgen Menschen!

Da nimmt der Heiland ihn mit seinem Blick.
„Komm mit! Du sollst von heut an Menschen fangen!"

Der Heiland geht des Wegs. Der Mensch folgt nach.
Ein helles Wölklein winkt am Himmelsbogen.
Die Sonne scheidet von dem niedern Dach.

Das magre Geißlein meckert an dem Wege:
Wohin doch nur ein Mensch so eilig geht?
Dann schweigt der See. Der Schatten rückt ans Wasser.
Des Menschen Spur ist wie vom Wind verweht.

Und daß er sie aussendete, zu predigen,
dazu gab er ihnen Vollmacht.

4.

Die Zeit war da der vollen, sichelreifen Ähren,
als sich der Heiland tat zu seinen Jüngern kehren.
Sie schritten fürbaß auf den schmalen Erntepfaden.
Und ihr Gesicht sie in dem reifen Schimmer baden.
Sie sehn des Heilands Haupt über den Ähren lauschen,
und hören aus dem Feld ein heimlich knisternd Rauschen.
Ein Bündel Ähren nimmt der Heiland in die Hände:
„So viele, Vater, wuchsen dir erst im Gelände.
Die neue Menschheit ist ein kaum besamter Garten.
Und doch du, Vater, willst, ich soll nicht länger warten.
Es drängt an meine Brust in wogenstarker Eile,
ich lese dein Gebot aus jeder Ährenzeile."
Im reifen Felde spricht der Heiland zu den Seinen:
„Steht nicht um Mittag scheitelrecht der Sonne Scheinen?
Am Abend wird sie dort am Rand den Schnitter sehen.
So heiße ich euch heute zu den Menschen gehen!
Tragt keinen Beutel, keinen Stab in euren Händen;
wie Ähren will ich euch gekleidet ihnen senden.
Und eine Ähre sollt ihr in den Händen tragen
und sollt von unserm Heiligtum den Menschen sagen.
In Ähren rauscht's als lebend Brot; in euren Mienen
ist's wie ein Morgenrot vorm Erntetag erschienen.
Ihr schaut ein lebend Königreich im Ährenneigen —
Sagt an: Gott gibt als Brot dem Hunger sich zu eigen!
Geht auf den Weg, des Hungers Mund im Land zu suchen
und seid barmherzig, wenn sie euch verfluchen!
Den Kranken leget auf die Hand, vergebet Sünden.
Und allorts sollt ihr Gottes Königreich verkünden!.." —

Bei einem Weiser steht der Herr, den Arm gebreitet.
Die Ähre nickt. Die Jüngerschar die Pfade schreitet.

Und an das Holz lehnt sich der Herr in tiefem Sinnen.
Es rauscht im Feld das Brot.. Dem Heiland Tränen rinnen:

„Und wenn sie nach der Sichel fruchtlos wiederkehren,
will ich das Königreich sichtbar zum Tod verklären."

Fritz Philippi.

BR
45
.D2
V.5

329443.

Daab.

Das suchen der zeit.

9083 B MAY 16 '73

Daab
Das suchen der zeit.

Volum

ume 6

Das Suchen der Zeit

Blätter deutscher Zukunft

Herausgegeben von

Friedrich Daab und Hans Wegener

Sechster Band

Verlag von Alfred Töpelmann
(vormals J. Ricker) ∴ Gießen ∴ 1911

Druck von C. G. Röder G. m. b. H., Leipzig.

Inhalt

Jesus und die Bibel

Es ist mehr als ein bloß geschichtliches Tun, wenn wir die Frage nach der Stellung Jesus zur Bibel aufwerfen. Der geschichtliche Jesus ist gar nicht der wichtige. Das hat schon Paulus erkannt und ausgesprochen. Vielmehr ist der Geist wichtig, dem Jesus seinerzeit sein Leben gewidmet hat. Jesus als echter Mensch, oder wie Paulus sagt, Jesus als der Christus, als der Gesalbte, der ist bedeutsam. Weil wir ihn heute brauchen, weil er als neuzeitlicher wichtig ist.

Wie sich Jesus als echter Mensch zur Bibel stellte, das muß die Anteilnahme aller Menschen erregen. Er muß darin gerade heute vorbildlich sein können. Heute stehen viele Menschen der Bibel ratlos gegenüber.

Man wirft unserer Zeit vor, daß sie an allen Autoritäten rüttele, auch an der Bibel. Unsere Zeit wird überhaupt viel getadelt, aber ich liebe sie und freue mich ihrer. Mag sie in vielen Stücken zu weit gehen, so fängt sie doch wenigstens an zu denken. Wer irgendwo vorwärts will, ist noch stets nach der Anschauung erhaltender Gewalten zu weit gegangen. Jesus selbst ist der beste Zeuge dafür. Er wurde gekreuzigt, weil er Feinden und Freunden zu weit ging.

Wir bewegen uns bezüglich der Bibel zwischen zwei Übertreibungen. Auf der einen Seite ist ziemlich allgemein eine Abkehr von der Bibel, auf der anderen eine Bibelvergötterung. Das erste kann man als Wirkung, das zweite als Ursache auffassen. Beides ist bedauerlich. Aber das

erste ist doch besser noch als das letzte. Der Mensch kann leben und Gott finden ohne Bibel. Er kann aber Gott nicht finden, wenn er die Bibel vergöttert.

Wie weit und tief die Bibelvergötterung gegangen ist, kann man an vielen Dingen sehen. Es gibt große Christentümer, in denen wird die Bibel nicht gelesen, sondern nur geküßt. Sie ist als Buch eine Art Fetisch, dem man ehrfürchtige Gebärden vormacht. In andern Kreisen, wo die Bibel wirklich viel gelesen wird, konnte man die Bibelvergötterung besonders an dem Entsetzen sehen, das viele seinerzeit und auch heute noch über die Bibelkritik erfaßt hat. Die Kritik der Bibel ist eigentlich nur eine wissenschaftliche Frage, die für das wirkliche Leben wenig Bedeutung hat. Man kann unbekümmert um alle Kritik seine Bibel lesen, auch drüber sprechen, und man meint damit nicht den geschichtlichen Buchstaben und Wortlaut, sondern das allgemein Menschliche, was als Geist in dem Buchstaben eingeschlossen ist. Dabei ist's doch gleichgültig, ob die oder jene Sache echt oder alt ist.

Die Geschichte z. B., die im Johannesevangelium das Zusammentreffen von Jesus mit der Ehebrecherin erzählt, ist gewiß unecht und von der Kritik mit Recht angefochten. Dennoch gibt's kaum eine echtere und wahrere Geschichte, an der uns niemals eine Kritik die Freude verderben kann.

Um sie heute nutzbar zu machen, brauchen wir die Bibel keiner einzigen Kritik zu unterwerfen. Wollen wir sie geschichtlich verstehen, so ist jede Kritik, soweit sie wissenschaftlich ist, berechtigt und willkommen.

Darum mag einmal die Frage sein, wie Jesus sich zur Bibel stellte. Wir sind von vornherein gewiß, daß der wahre Mensch auch hier für alle Menschen vorbildlich sein kann. Es werden ebenso Bibelfreunde wie Bibelfeinde an Jesus auf ihre Rechnung kommen und auf die eigentlich menschliche Wahrheit in der Bibel aufmerksam werden.

I.

Die Bibel kann für den Menschen verschiedene Bedeutung haben. Im allgemeinen hält man sie für ein Buch der **Belehrung.** Das Wort ist vielleicht nicht gut gewählt, aber ich habe kein anderes. Jedenfalls fällt die Bibel nicht unter das, was man gewöhnlich Wissenschaft nennt.

Will man die Bibel unter die Wissenschaft einschachteln, so verliert sie ein sehr wesentliches Stück ihrer Bedeutung. Sie kommt dann eigentlich nur in Betracht als ein Stück Sitten- oder Religionsgeschichte. Sie bietet vielleicht mancherlei Anregung aller Art, aber jedenfalls ist sie nicht das Lebensbuch, das sie allen denen ist, die sie von einem höheren als bloß wissenschaftlichen Gesichtspunkte zu nehmen wissen.

Die Bibel will dem Menschen für sein Eigenleben Aufklärung und Belehrung geben in Fragen, die sich jedem irgend einmal aufdrängen. Sie kann also als Wegweiser dienen auf Wegen, die jeder durchaus selbst gehen muß.

Jedem kommt einmal die Frage nach Gott. Wo ist Gott? Wer ist Gott? Die Frage ist ja falsch gestellt. Es gibt keine Antwort darauf, und alle, die gegeben werden, sind sicher falsch. Dennoch kommt sie. Sie kommt aber zugleich mit andern Fragen: Wer bin ich? Was soll ich? Was will ich?

Die Frage nach dem Ich ist noch dringlicher als die nach Gott. Sie hängt mit ihr aufs engste zusammen. Aber siehe, auch sie hat keine Antwort. Niemand weiß, wer er selbst ist, und niemand weiß, was er eigentlich soll. Darum ist auch nichts so schwer als etwas zu wollen. Ich glaube, manche Menschen wissen, wenn sie Bestimmtes vollbracht haben: Das sollten wir tun, das war unsere Lebensaufgabe.

Die offenbart sich aber erst, wenn sie ausgeführt ist. Trifft's einer nicht, so erfährt er's auch nicht, und weiß niemals, was er soll, und was er will.

Wir stehen also im Leben in bezug auf die wichtigsten Fragen in peinlichster Verlegenheit. Hier ist's, wo uns die Bibel eine wirklich nötige und willkommene Belehrung leisten kann, wo sie für unser inneres Sein mehr zu bieten vermag als jede Wissenschaft. Zwar die Fragen, die wir eigentlich auf dem Herzen haben, löst auch sie nicht und kann sie nicht lösen, aber wenigstens erzählt sie uns eine fortlaufende Geschichtenkette von Menschen, die für ihre Person Antworten hatten auf solche Fragen.

Die Bibel ist die Geschichte von Menschen, die Beziehungen zu Gott hatten. In dieser Hinsicht dürfte sie sogar trotz ihrer späten Abfassung das älteste Zeugnis unserer Geschichte von dem Einen Gott sein. Alle noch älteren Schriftwerke kennen noch nicht den Einen Gott. Die Bibel lehrt und offenbart ihn von der ersten Seite ab. Das ist ihr unbestrittenes und unschätzbares Verdienst.

Es kann mithin jeder ihrer Leser mit einigem Nachdenken in bezug auf Gott und sich selbst die eine Aufklärung bekommen: Ich stehe mitten in einer ungeheuren Einheit, aus der ich nie heraustreten kann, in deren Erkenntnis ich ohne Maß zunehmen kann, die zugleich Quell und Ziel meines Seins ist. Das ist Gott. Wem diese Belehrung zuteil wird, der steht schon auf einem Lebensboden, auf dem er weiter wachsen kann.

Wir wissen nicht, ob der Glaube einer Göttervielheit das Ursprüngliche war oder, wie die Bibel anzunehmen scheint, das Ergebnis einer Falschentwickelung, aber das wissen wir, daß die Göttervielheit der Hort aller Angst und Furcht vor höheren, unheimlichen Gewalten ist. Sie birgt etwas mörderisches, wie alles, was Furcht erregt. In der Erkenntnis der Einheit Gottes liegt die Befreiung im Geiste,

das frohe Aufatmen und der Keim zu dem Glück, das dem Menschen aufgeht, wenn er Vater sagen lernt.

Jedenfalls ist die Bibel das älteste Buch, das vom ersten bis zum letzten Blatte Zeugnis der Einheit ablegt. Der Gott Abrahams ist also auch unser Gott, ja sogar schon der Gott jenes uralten Adam, des ersten Menschen, der sich einen Namen gab und sich als Sonder-Ich wußte und sich von allen Dingwerten dieses Planeten dadurch unterschied, daß er seiner als einer lebendigen Seele bewußt wurde. Natürlich hat's einen solchen Adam gegeben, und seit es ein Menschenbewußtsein gibt, besteht auch ein Gottesbewußtsein. Beides ist untrennbar. Es ist so untrennbar, daß der Atheismus sogar behaupten kann, nicht Gott habe den Menschen erschaffen, sondern umgekehrt habe der Mensch nach seinem Bilde Gott geschaffen. Es ist auch wirklich so, daß alle Gottes- und Göttergeschichten die Züge an sich tragen, die der menschlichen Entwickelungsstufe entsprechen, von der sie stammen.

Die Schlüsse, die aus dieser Tatsache vom Atheismus gezogen worden sind, schaden daher weiter nichts. Sie stammen von ehrlichen Menschen, die nie in ihrem Leben von der eigentlichen Wahrheit Gottes berührt wurden. Es ist gar kein Wunder, wenn solche Leute Atheisten sind. Sie würden in andern Zeitläufen auf der Höhe biblischer Helden stehen, sind nur zufällig in einer Zeit geboren, in der eine große Menge von Menschen keine unmittelbaren Gotteserlebnisse macht. Ein durch andere vermitteltes Erleben Gottes haben sie erst recht nicht, weil die, welche sich heute Vertreter Gottes nennen, gelinde gesagt für die Wahrheit Gottes nicht durchscheinend sind. Folglich muß sich doch ein großer Teil der aufrichtigsten Menschen zum Atheismus bekennen. Der Gott Abrahams wird an ihrem folgerechten Verhalten im stillen die gleiche Freude haben wie an dem Gehorsam Abrahams, den er seine Herrlichkeit sehen ließ.

Im Grunde ist auch jeder Atheismus ein Monotheismus, d. h. er vertritt die Lehre von der Einheit des Seins und erhofft auch seine Lebenskräfte aus seiner Erkenntnis dieser Wahrheit, die eine große Wahrheit ist, wenn auch nur der Schatten der echten. Auch der Atheismus ruht auf dem, was die Bibel von der Einheit Gottes geglaubt und gelehrt hat.

Das ist freilich wahr. Die Beziehungen, die sich die Menschen zu dem Einen Gott in Bibelzeiten gaben, waren gelegentlich recht wunderlich. Hier walten auch die Gesetze der Entwickelung und vom Gesichtspunkte der Entwickelung will vieles verstanden werden.

Für unser Verstehen ist z. B. das Menschenopfer fremd. Abraham wollte eines bringen an seinem eigenen Sohne, Samuel hat in aller Form eins gebracht, wahrscheinlich auch Jephtha an seiner Tochter. Auch Saul hatte einmal seinem eigenen Sohne gegenüber Opferanwandlungen. Das ist ein Religionswesen, das sich glücklicherweise abgestoßen hat.

Man darf sich überhaupt nie an Religionsformen halten, wenn man an Gott denkt. Vor ihm verschwinden sie. Im alten Israel war z. B. ein Opfer ohne Wein, also Alkohol, kaum denkbar. Simson wieder ehrte denselben Gott, indem er sich als Antialkoholiker hielt. Gott selbst steht himmelhoch über dem Alkohol und dem Antialkohol, aber er ließ sich von beiden Seiten gefallen, wenn sie ihn auf ihre Weise ehrten. Der Eine hat mit Religionsformen schlechthin nichts zu tun.

Auch sonst finden sich wunderliche Züge. Jakob z. B. glaubte zur Ehre Gottes seinen Vater betrügen zu müssen und sah den sichtlichen Segen des Einen darin, daß ihm seine mindestens zweifelhaften Schliche Laban gegenüber gelangen. Diese Dinge sind unserem heutigen Verständnis ganz ferne getreten. Als Entwickelungsstufen sind sie aber höchst bemerkenswert. Es hat wenige Menschen auf dieser

Erde gegeben, die so wacker für die Wahrheit Gottes gerungen haben, wie gerade der Jude Jakob. Ich halte ihn in seinen Fehlern und in seinem Glauben für eine der rührendsten und bedeutsamsten Gestalten in der Entwickelung der wahren Erkenntnis des Einen Gottes.

Dieses Buch voll eigenartiger Geschichten, die sich zwischen Menschen und Gott abspielten, fand Jesus vor, und es ist kein Zweifel, daß er nach jüdischer Weise frühzeitig in seine Tiefen eingeführt wurde. Er hörte jedenfalls daheim von den Erlebnissen der Väter, mindestens aber im Lehrbereich der Synagoge.

Auf ihn hatten die Geschichten die Wirkung, daß sie sein Denken fesselten und zu folgerechtem Weiterdenken zwangen. Das ist überhaupt das Kennzeichen aller bedeutenden Menschen, daß sie denken, und daß ihnen die folgerichtige Wahrheit höher steht als alle hergebrachten und herrschenden Meinungen. Darum stehen alle Größen der Menschheit im Zeichen des Widerspruchs. Wenn um einen Menschen her kein Zusammenstoß wird, ist er ganz gewiß eine Null.

Die biblischen Geschichten haben aber außer ihrer Lehre von der Einheit Gottes eine andere Eigentümlichkeit. Überall liegt im Hintergrund die Frage, die zum Nachdenken reizt: Wie steht's heute? Ist Ein Gott, so ist er heute derselbe wie vor Jahrtausenden, wie in grauer Zukunft. Der Gott, unter dessen Leitung sich Abraham wußte, ist heute genau der gleiche. Wenn es uns gelingt, einen Gleichheitswert wie Abraham einzusetzen, so müßte das für unser heutiges Sein die einschneidendsten Folgen haben. Wir müßten unendlich zunehmen an göttlicher Gegenseitigkeit. Ja, wir müßten eigentlich über Abraham weit hinauskommen können, da uns noch die reiche Erfahrung der Jahrtausende zugute kommt.

Wer Abraham als religiöse Mustervorlage ansieht, wäre

vielleicht versucht, irgendwelche Isaaksopfer anzuwenden. Es sollte mich auch wundern, ob's nicht religiöse Menschen gäbe, die wie Jakob zweifelhafte Versuche in der selbstsüchtigen Beeinflussung der Schafzucht machen. Daß es bis heute noch frommen Betrug gibt, wissen wir ganz genau.

Wer aber unabhängig von religiösen Wunderlichkeiten denkt und den Geist der alten Geschichten zu erfassen sucht, der muß sein Heute übertragen können auf das Wesentliche jener alten Begebenheiten, dem liegt fortwährend die Frage vor: Wie steht's mit diesem Einen Gotte heute, wie stelle ich mich zu ihm, wie stellt er sich zu mir, wie wird dadurch unser heutiges Sein beeinflußt!

Die Folge würde sein, daß jede Zeit ganz anders handelt als alle ihre Vorgänger, bis zur Unkenntlichkeit verschieden ist in der Mannigfaltigkeit ihrer Formen und dennoch im gleichen Geiste steht wie die Größen der Vorzeit oder der Nachwelt.

Es ist doch ganz klar. Jeder Gottgläubige wird zugeben, daß die Natur eine Offenbarung Gottes ist. Das Eigentümliche der Natur ist aber ihre Mannigfaltigkeit. Ein Leben äußert sich in milliardenfacher Wirklichkeit. Zeitigte es nur Eine Form, so wär's eben Unnatur. Jede Religion aber hält nur Eine Form für die rechte. Nämlich ihre. Sie bezeugt sich durch nichts so deutlich als unnatürlich und darum ungöttlich.

Jesus las und lebte sich in die Geschichten der Väter so hinein, daß er sein Heute nicht etwa jenen nachzubilden, wohl aber in ihrem Geiste zu gestalten suchte. Die Verhältnisse wechseln, auch die Sitten und Anschauungen der Menschen. Gott ist Einer und der Gleiche. Also stellt das Sein Gottes jedem Menschengeschlecht eine andere Aufgabe, und nur durch die gleiche Gesinnung, mit der sie gelöst wird, wird sie zur Einheit im Geiste oder fällt als ungelöst hinunter.

Gerade daher scheint aber in Jesus der Widerspruch gegen die Theologie seiner Zeit entstanden zu sein. Zunächst hatte er die eigentümliche Auffassung, die viele junge, religiös erzogene Leute haben, die Theologen wüßten mehr und Genaueres über Gott, und von ihnen könnte man sich Rat und Auskunft in zweifelhaften Fällen holen. Es war also zunächst sein Herzenswunsch, einmal auf alle die ungelösten Fragen seines nachdenklichen Sinnes von berufener Seite Antwort und Aufklärung zu bekommen, und sobald er seinem Alter nach das Recht dazu hatte, wandte er sich suchend und fragend an die Schriftgelehrten und Tempelgewaltigen seines Volkes.

Wir hören aber aus den allerdings spärlichen Überlieferungen nur von einem einzigen Versuche der Art, und wenn man sich sein ganzes Auftreten vergegenwärtigt, so muß sich irgendwann und sehr bald in dem heranwachsenden Jüngling die Überzeugung gebildet haben, daß dort allerdings für seine Zwecke nichts zu holen sei.

Zwei Dinge müssen ihm überaus peinlich gewesen sein an der herrschenden Theologie seiner Zeit. Das eine war das fortwährende Rückwärtsblicken, das unentwegte Herumwühlen in einer fernen Vergangenheit. Es schien beinahe, als hätten die Theologen seiner Zeit keine andere Frage gekannt als die: Was ist Mosesmäßig? Und das immer feiner ausgetüftelt und herausgeklügelt, daß der Jüngling sich sagte: Nein. Gerade das kann nicht im Geiste des Moses sein. Als er zum Manne herangereift war, tat er sogar das Unerhörte: Er verbesserte öffentlich den Moses.

Das trug ihm natürlich dieselbe Entrüstung ein, als wenn heute jemand dem Luther oder dem Papste, Paulus oder gar Jesus widersprechen wollte. Oberster Lehrsatz jeder Theologie ist, daß es über solche Größen kein Hinaus gibt. Wen immer eine Theologie mit ihrer Verehrung be-

lastet, der ist ihr fester Anker, der jede Vorwärtsbewegung unweigerlich hindert.

Für Jesus muß das schwer geworden sein. Gerade in dieser Rückständigkeit sah er eine Hinderung, die heutigen Aufgaben für Gott zu erfüllen. Am Ende ist doch Gott der Wichtige und alles andere ist Fleisch, das sich vor ihm nicht rühmen kann. Es kann also, wie einmal ein großer Neuerer ausgesprochen hat, nicht einmal der Christus nach dem Fleisch irgendwelche wesentliche Bedeutung haben.

Jesus selbst hat das deutlich empfunden. Solange er im Fleisch war, hatte weder Abraham noch Moses noch irgend jemand für ihn die Bedeutung dessen, was man im Deutschen „Autorität" nennt. „Ich und der Vater", das war für ihn die Achse des Seins, die die zwei entscheidenden Punkte verband, Gott und das Ich.

Es ist ganz wunderlich, daß die Menschen die Nutzanwendung nicht zu machen verstehen. Für viele gute fromme Leute ist die Frage, die ihnen überaus wichtig ist: „Christus und der Vater". Die wirklich wichtige Frage lautet aber heute noch wie damals: Ich und der Vater, d. h. Wie steht und stellt sich der Einzelne zu Gott und umgekehrt. Das ist die einzige Frage, auf die das Leben unbedingt eine Antwort heischt, eine Antwort, die jeder für sich geben muß, ohne daß ein anderer für ihn eintreten könnte.

Die damalige Theologie verstand das nicht, keine Theologie versteht das, und darum blieb auch Jesus von ihr geschieden. Das war ein Punkt, worin sie sich nicht verstehen konnten, bis heute noch nicht können.

Der andere war ihre unglaubliche Redseligkeit. Die Menschen brachten's nach dem Bericht wirklich fertig, bei Gelegenheit eines Festes drei Tage lang über religiöse Dinge zu reden, immer über Altes, längst Gewesenes mit immer neuen Vermutungen, Erklärungen, Behauptungen,

Darlegungen, kurz allem Rüstzeuge greisenhafter Beredsamkeit.

Über Gott kann man gar nicht soviel reden. In einem richtig empfindenden Menschen wird dadurch der peinliche Eindruck geistlicher Unkeuschheit hervorgerufen. Die Frage „Ich und der Vater" ist eine so wichtige und zarte, die gerade die tiefsten Kräfte beschäftigt, daß ihre einzelnen Wandlungen sich nicht in Redeausbrüchen entladen können.

Der sogenannte Gottesdienst der Synagoge bestand geradezu aus Bibellesen und Reden über Gott und allenfalls noch öffentlichen Gebeten, die eigentlich auch eine Unmöglichkeit sind und Jesus schließlich so zuwider wurden, daß er den Seinen sagte: Wenn ihr wirklich beten wollt, dann um Gottes willen nicht öffentlich, sondern in innerster Verborgenheit, ohne Worte zu machen, womöglich hinter verschlossenen Türen und außerdem recht kurz.

Das damals übliche gottesdienstliche Religionsgeschwätz muß für Jesus entsetzlich gewesen sein, eine Qual und Last seiner Seele. Warum? Weil er ein wahrer Mensch war, der natürlich empfand, und diese Redereien auf die Dauer einfach nicht vertragen konnte.

Sein Lesen der Bibel bewegte sich auf einer ganz andern Ebene. Er hat in ihren Gedanken gelebt, wie vielleicht keiner. Über sie zu reden, kostete ihn innere Überwindung. Es lebt im echten Menschen ein gewisses Zartgefühl, das allerdings abgestumpft werden kann, das ihn eigentlich verhindert, über die tiefsten Lebenswahrheiten zu reden und seine innere Haltung ohne weiteres preiszugeben.

Wie sehr aber Jesus in seinem Innern biblische Fragen bewegte, sehen wir aus Antworten, die er gelegentlich den Bibelfexen gab, wenn sie versuchten, ihn in Verlegenheit zu bringen.

Ich möchte nur an zwei Worte erinnern, die mich

immer zum Nachdenken gestimmt haben. Beide waren veranlaßt durch Zusammenstöße mit den herrschenden Religionsgewalten. Wer im Geiste der Schrift steht, muß über kurz oder lang mit den Religionen in Widerspruch kommen.

Das erstemal waren es Leute, die sich pharisäisch aufregten über seine schändliche Sabbatsentweihung, daß er seinen Jüngern gestattete, Ähren zu raufen und damit ihr kärgliches Frühstück zu gewinnen. Vielleicht würde heute jemand darauf antworten: Bitte ladet ihr uns doch ein, wenn's euch so nicht gefällt! Aber Jesus wußte, daß er biblische Spruchhelden vor sich hatte und erinnerte sie an Davids Geschichte: Das habt ihr wohl noch nie beachtet, daß David sogar Schaubrote aus dem Heiligtum aß, bloß weil ihn hungerte? Der Mensch darf offenbar eher ein Religionsverbot übertreten, als daß er Hungers stirbt.

Über solche Fragen machen sich die üblichen Bibelleser keine Gedanken. Sie lesen und lesen, aber denken nicht, und wissen schließlich nicht, was sie gelesen haben. Dem Menschen wird irgendeine religiöse Anschauung angelernt. Nachher läßt man ihn die Bibel lesen, und sie hat sich der Anschauung anzupassen. Der Durchschnitt liest auch richtig alles heraus, was er herauslesen soll.

Die Leute, die jemals religiöse Fortschritte machten, waren unbefangene Bibelleser. Natürlich kamen sie mit den herrschenden Richtungen in Gegensatz. Niemand mehr als der ächte Bibelleser.

Aber wie hat Jesus sich in das innerste Verstehen der Bibel hineingelesen und gelebt! So, daß sie ihm jederzeit so zu Gebote stand! Und nie hat er von diesen Kenntnissen sonderlichen Gebrauch gemacht. Offenbar nicht, um das herrschende B i b e l g e s c h w ä t z nicht noch zu vermehren. Ihm entströmten die Antworten nur, wenn er von feindlicher Seite auf die Probe gestellt wurde.

Ein zweites Wort habe ich immer besonders bewundert.

Das ist der Hinweis auf die Auferstehung, die Jesus in dem Schluß fand: „Ich bin der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs". Also leben sie, denn Gott kann doch nicht ein Gott der Toten sein.

Die Worte sind nicht bewundernswert wegen der Schlagfertigkeit, die Jesus in einziger Weise eignete. Das war ein Augenblickserfolg, denn im Grunde wohnt dem Schluß keine Beweiskraft inne. Aber die Worte öffnen unbewußt einen Einblick in seine Innenwelt und in die Fragen, die ihn da beschäftigten.

Mir scheint, der Ausgangspunkt seines Denkens war die soziale Not. Es ist doch unerhört, daß in der Welt Gottes eine Minderheit sich auf Kosten der Mehrheit mästet, während die Mehrheit bitter darbt. Das ist ein Zustand, der einfach unerträglich ist, über den jede Verständigung ausgeschlossen ist.

Natürlich stellte sich Jesus zur darbenden Mehrheit. Für diese Frage hatte er als Antwort das Kommen der Herrschaft Gottes in kürzester Frist und riet gelegentlich Reichen, ihre Güter an Arme zu verschenken, den Armen aber machte er Mut auszuhalten auf die baldige Änderung aller Dinge und Verhältnisse. Jesus ahnte nicht, was für eine langfristige Not die soziale Frage war.

Immerhin war sie auch ihm der Ausgangspunkt zu der weiteren Frage: Wie löst sich die Not die noch schlimmer als Armut ist, die Not des Sterbens? Während heute noch die Christenheit im Leichenwagentrott erbaulich singt: „Alle Menschen müssen sterben", war Jesus der Umstürzler, in dem es schrie: der Tod hat eigentlich kein Recht über die Menschheit. Denn sie ist Gottes.

Man darf ja solche Gedanken nicht aussprechen ohne für einen Narren zu gelten, aber Jesus bewegte sie innerlich um so eifriger und überdachte die alten Schriften und klammerte sich an dieses Wort vom Gotte Abrahams, Isaaks

und Jakobs an mit dem Schluß: Also leben doch einige wenigstens. Wenn einige leben, so muß der Tod in allen überwunden werden, und ohne ein Wort zu sagen, zu lehren oder zu predigen, wandte er sich gegen die Krankheiten, die Henkersknechte des Todes. Seine Heilungen, die man heute vielfach durch Gedankenübertragung und Hypnose zu erklären liebt, waren eigentlich die Auflehnungsversuche gegen die Allgewalt des Sterbens und folgerechte Stufengänge auf seinen großen Lebenssieg hin.

Sein Wort an die sadduzäische Orthodoxie ließ wie im Blitzfeuer seine Innenwelt sichtbar werden und erregte natürlich Entsetzen. Nicht nur wegen seiner Schlagfertigkeit sondern wegen der Ungeheuerlichkeit, daß es so etwas überhaupt gibt, daß jemand sich herausnimmt, an der Allgewalt des Todes zu zweifeln. Wer am Tode zweifelt, ist natürlich auch Religionsumstürzler, denn alle Religionen stehen ja unter der Herrschaft des Todes und haben in ihm ihren Allherrn und ihre Stütze. Es ist noch heute auch für christliches Empfinden eine Ungeheuerlichkeit, daß jemand nicht nach dem Tode sondern wider den Tod Hoffnungen und Lebenstaten herbergt.

Wir sehen also, Jesus lebte in dem Worte in einer ganz eigenartigen Weise. Das war nur möglich, wenn er nicht das hatte, was wir heute „biblischen Unterricht" nennen. So sehr Jesus durch Elternhaus und Synagoge in die Bibel eingeführt worden sein mag, so war das doch kein systematischer Unterricht in unserem Sinne. Wer den Vorzug hat, nicht so schulmäßig unterrichtet zu sein, der kann eher zu einem selbständigen und nutzbringenden Brauch der Bibel gelangen. Der Unterricht, wie er bei uns üblich ist, nimmt leicht das Denken weg, denn auch die gewöhnlichen Schriftgelehrten sind nicht unbefangen. Sie haben ihren „Standpunkt", und diesen lesen sie und lehren sie aus der Bibel.

Daher kommt's, daß die Mehrzahl der Bibelleser doch

nicht weiß, was drin steht und sehr verwundert und entsetzt ist, wenn sie einmal jemand mit neuzeitlichen Augen liest und Dinge drin findet, die den allgemein angenommenen Lehrtümern schnurgrade widersprechen. Dann sind sie tief entrüstet nicht etwa über ihre toten Lehrtümer, sondern über die lebensfrohen anders gerichteten Bibelleser.

Die Bibel müßte man lesen wie die Zeitung. Nicht als eine Art Gottesdienst, sondern lediglich in der Absicht zu wissen, was drin steht. Wer gar zu viel in der Bibel liest, bezeugt in der Regel, daß er von dem Gelesenen wenig weiß. Sonst brauchte er's doch nicht immer zu wiederholen.

2.

Es gibt Menschen, die wirklich wie Jesus seinerzeit und viele Große, die Bibel mit ernstem Nachdenken lesen, um sie innerlich zu erfassen. Aber die Bibel ist kein ganz harmloses Buch. Sie kann, gerade weil sie Bibel ist, auch zur **Versuchung** werden. Das ist die zweite Möglichkeit, die den Bibelleser erwartet. Sie kann Lehre sein. Sie kann auch Versuchung sein.

In der Regel wird die Bibel zur Versuchung, sobald Teile ihres Inhalts, zum „Spruch" oder zur „Stelle" werden. Bibelsprüche sind eine gefährliche Ware.

Namentlich der aus dem Zusammenhange gerissene Spruch, der irgend etwas beweisen oder raten oder veranlassen soll, ist schon manchem verderblich geworden. Das Wort kann Geist sein, es kann auch Zaubermittel sein, es kann auch Geschwätz sein. Es ist besser für den Menschen, die Bibel bedeutet ihm gar nichts als ein stumpfsinniges Herunterlesen von Versen und Kapiteln, als daß sie ihm den abergläubischen Gebrauch des Spruchzaubers öffnet.

Auch an Jesus ist dieses abergläubische Wesen versuchlich herangetreten. Er sah sich einmal irgendwie auf das

Tempeldach gestellt mit der peinlichen Frage: Wie komme ich aus dieser halsbrechenden Verlegenheit heraus? Es geht allen Menschen so, daß sie zuweilen in Lagen kommen, in denen sie schlechthin keinen Ausweg sehen oder keinen Rat mehr wissen. Wenn man dann zu irgendeinem mächtigen Zauber greifen könnte!

Da kam zu Jesus wie ein Engel des Lichts gekleidet ein frommer Bibelspruch: Für den Gottesmenschen gibt's keine Verlegenheit. Er kann geradezu hinunterspringen, denn es steht geschrieben: „Er hat seinen Engeln über dir befohlen, daß sie dich auf den Händen tragen, und du deinen Fuß an keinen Stein stoßest."

Ja, ja, das steht wirklich in einem ganz prachtvollen Psalm, den man gerne gebrauchen darf. Aber spruchmäßig angewandt, ist dieses Wort eine Versuchung. Es ist gewiß schon mancher ins Elend gesprungen und zugrunde gegangen durch versuchliche Bibelsprüche. Der Berichterstatter jener Geschichte bemerkt ganz richtig, so gebrauche der Teufel die Bibel. Man scheint in der Hölle zuweilen bibelfester zu sein als in der Christenheit.

Ich kannte einmal eine alte Dame, die mir ihre bittere Not klagte, sie müsse ein neues Quartier beziehen und wisse nicht, wohin sie solle. Ich sagte ganz arglos, ob sie schon ein neues gesucht habe. Entrüstet verneinte sie: „Das darf ich gar nicht tun, aber gebetet habe ich drum, denn es steht geschrieben: Alles, was ihr bittet in eurem Gebet, glaubet nur, es wird euch werden. Also wird auch mir ein Quartier werden, ohne daß ich suche, und ich bin gespannt, wie es Gott einrichten wird."

Die Bibel kann also auch Buchstabe sein, und dann ist sie sehr gefährlich. Daher weiß man oft bei religiös geschulten Leuten nicht, wo der Glaube aufhört und der Aberglaube anfängt. Für Jesus muß die Versuchung groß gewesen sein. Er war ein Mann der Tat. Wie leicht

hätte er sich durch eine solche Wundertat bei den Massen einführen und eine große religiöse Rolle spielen können. Er bedurfte Taten in einer so redseligen Zeit wie die seine war. Aber ihn bewahrte vor solchen Spruchtorheiten das Heilmittel, das uns Gott dagegen in ausreichender Menge gegeben hat, der gesunde Menschenverstand. Wollen Bibelsprüche versuchlich und gefährlich werden, so fragt man sein natürliches Empfinden. Jesus sah damals ein auf die Probe Stellen Gottes und schlug Spruch mit Spruch: „Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen."

Jesus machte aber sehr bald darauf die schmerzliche Entdeckung, daß die ganze Religion und Frömmigkeit seiner Zeit auf den Bibelbuchstaben aufgebaut war. Wer das merkt, daß seine ganze Zeit auf dem falschen Wege ist, gerade da, wo sie ihr Heiligstes hat, der macht schwere Stunden durch.

Es konnte natürlich nicht fehlen, daß Jesus als neu aufgehender Stern bald die Aufmerksamkeit weitester Kreise erregte. Die Menschheit ist ja in so unbeschreiblicher Verlegenheit, daß immer Tausende auf der Lauer stehen, irgendeine neue Berühmtheit zu erfinden und ihr willenlos Gefolgschaft zu leisten. Dieser Versuchung fallen viele zum Opfer und lassen sich zu Berühmtheiten stempeln. Glücklicherweise werden sie in der Regel schwer ernüchtert. Sie müssen nämlich über kurz oder lang noch neueren Berühmtheiten weichen, und das mag dann recht schmerzlich sein. Aber es ist heilsam.

Jesus fiel nicht in diese Schlinge. Der Erzähler sagt, als sie ihn umdrängten und suchten: „Aber Jesus vertrauete sich ihnen nicht an, denn er kannte sie alle und bedurfte nicht, daß ihm jemand Zeugnis gebe von einem Menschen. Denn er wußte was im Menschen war."

So blieb er innerlich tief geschieden von allen Menschen, die ihn in ihre Religionsangelegenheiten verflechten wollten,

und der Erzähler gibt zur Veranschaulichung dieser Haltung ein ganz besonders wirkungsvolles Erlebnis von Jesus.

Als seinerzeit Franz von Assisi durch seine schlichte, bedingungslose Hingabe an Gott der herrschenden Kirche bedrohlich wurde, machte ihn der Papst kurzerhand zum Ordensgründer und schachtelte ihn auf diese Weise in das bestehende Religionswesen geschickt ein. Um ihn unschädlich zu machen. Und er erreichte seinen Zweck.

Denselben Weg ging weit früher schon das Judentum mit Jesus. Nur mißlang bei ihm der religiöse Kniff.

Jesus hatte selbstverständlich auch die Aufmerksamkeit der religiösen Oberen erregt. Und sie fühlten in ihm die Gefahr gleich von Anfang an. Also versuchten sie nach ihren Gepflogenheiten den gefährlichen Menschen einzuschalten in ihren Religionsbetrieb und die Kraft dienstbar zu machen, die sie vernichten konnte.

Wie es aber bis heute noch nicht gelungen ist, eine Einrichtung zu ersinnen, die den Gewitterblitz anzieht und seine Kraft ohne weiteres in eine Maschine leitet, die sie umbildet zu nützlichen Kraftleistungen als Straßenbahnen zu treiben, Fabriken in Gang zu erhalten, Straßen zu beleuchten usf., so gelang es auch nicht, Jesus einzuspannen in den üblichen, Staat und Gesellschaft erhaltenden Religionsbetrieb, bei dem alles so nützlich und angenehm beim alten bleibt.

Aber der Versuch ist ewig denkwürdig. Der oberste Leiter des Pharisäertums, der Pharisäergeneral Nikodemus, begab sich in eigener Person in die geringe Wohnung des einfachen Volksmannes, um ihm ernstlich ein Angebot zu machen. Er bot behördliche und religionspolitische Anerkennung, Jesus sollte dafür offenbar Gefolgschaft leisten. Es war ein ungeheures Angebot, die höchste irdische Ehrung, die Jesus erlebt hat, eine Versuchung, der der heilige Franz seinerzeit erlegen ist.

Aber Jesus hatte dafür nur einen Seufzer der Beklemmung und die schreckhafte Offenbarung: Ihr seid auf so grundfalschem Wege, daß ihr nicht mehr zurückkönnt. Euch könnte nur geholfen werden, wenn ihr noch einmal ganz frisch geboren würdet, ja nicht einmal das würde helfen. Es dürfte gar keine gewöhnliche Geburt vom Fleische her sein, sondern eine vom Geiste her.

Geistliche Behörden haben mit Jesus kein Glück. Schon die erste fiel so ab, daß ihr das Mitleiden der Jahrtausende folgt, und doch war ihr Vertreter einer der edelsten Menschen, ein Mensch, dem später der große Wurf gelang, wirklich völlig umzudenken und aus einem pharisäischen Machthaber ein Jünger von Jesus zu werden.

Warum war die Abweisung so schroff und scharf? Weil Jesus auf einen Boden gelockt werden sollte, wo die Bibel Buchstabe ist, weil alle Religion, die mit der Bibel in Zusammenhang steht, auf Stellen und Sprüche gegründet ist und nicht auf Geist und Wahrheit. Darum kann Jesus ihr niemals Gefolgschaft leisten.

Natürlich hatte Nikodemus von diesem Tatbestand keine Ahnung. Er war jedenfalls der eifrigste und redlichste Gottesdiener. Wir dürfen überhaupt annehmen, daß die maßgebenden Menschen in geistlichen Behörden ehrliche Leute sind. Auch der heutige schimpfende Papst in seiner bäurischen Lümmelhaftigkeit, wie ihn die Borromäusenzyklika zeigt, ist gewiß ein ehrlicher Mensch, der einfach nicht versteht, warum Gott Regungen duldet, die mit Religion nichts zu schaffen haben wollen. Wir wissen die Ursache: Weil Jesus auf der andern Seite steht. Gerade dort, wo die Religion nicht ist.

Darum tun geistliche Behörden eine Fehlbitte, wenn sie gegen Zusicherung ihrer hohen Anerkennung Jesus mit hineinregistrieren wollen in ihre Schemata. Seit Nikodemus geschieht das und wird niemals anders sein, weil der Geist

zur Herrschaft kommen muß, nicht der Buchstabe. Im Buchstaben sucht die Finsternis als Engel des Lichts gekleidet, den Geist und das Gute Gottes zu vernichten. Es wird ihr nicht gelingen.

Damals bedeutete für Jesus jene Absage natürlich den Anfang der schwersten Kämpfe seines Lebens. Es ist übrigens großartig und köstlich, daß der geistliche Herr für seine Person keineswegs der Feind von Jesus wurde, sondern gerade dadurch veranlaßt wurde, den Weg zu ihm zu finden. Seine Partei konnte diesen Weg freilich nicht mit ihm gehen. Sie hätte sich selbst auflösen müssen.

Wer die Kämpfe verfolgt, die von da ab zwischen Judentum und Jesus ausgefochten wurden, kann genau feststellen, daß es der Kampf war zwischen Bibelbuchstabe und Bibelgeist, Religion und Reich Gottes. Ihm fiel bekanntlich Jesus zum Opfer. Freilich nur scheinbar, nur um desto glorreicher aufzuerstehen.

Auch wer heute an die leibliche Auferstehung Jesus nicht mehr glaubt, wird zugeben müssen, daß wenigstens der Christus auferstanden ist und in allen folgenden Kämpfen der Weltgeschichte zur Geltung kam.

Um was dreht sich's denn immer und überall? Anscheinend werden alle Kämpfe geführt ums Haben und Besitzen, in der Wirklichkeit handelt sich's immer schroffer um die soziale Frage. Das ist aber eine Frage nach der Wahrheit der Menschheit, also die Christusfrage: Geist oder Buchstabe? Und der Geist muß es gewinnen.

Daher kommt's auch, daß in der ganzen Zeit seither die Bibel ihre große Rolle gespielt hat. Warum sind die Veden oder andere heilige Religionsbücher nicht ins Bewußtsein der Menschheit gekommen? Weil die Bibel überall den einfachen Menschengeist für Gott in Anspruch nimmt und den Buchstaben überall bekämpft; weil sie also die Menschheitsfrage am schärfsten stellt. Darum wird sie immer

wieder wertvoll werden, auch wenn sie gelegentlich lange verdunkelt wird.

Es ist sehr interessant, daß die Neuzeit begann mit Wiederauffindung alten klassischen Schrifttums im sogenannten Humanismus. Es dauerte aber nicht lange, da kam die Bibel zum Durchbruch und schuf die Reformation. Sie bezeugte sich offensichtlich als kräftiger als das klassische Altertum.

Nur wußten die Reformatoren nicht, wie gefährlich gerade die Bibel sein kann. Elektrische Kräfte sind sehr nützliche Lebensförderer, aber gleichzeitig können sie todbringend sein. Die Reformation selbst war ein großer Fortschritt und veranlaßte die Wendung der Zeiten, aber sie führte auch einen gefährlichen Grundsatz ein, der sich nicht bewährt hat. Sie sagte, alle Wahrheit müsse aus der Bibel genommen werden. Natürlich meinte sie damit nicht wissenschaftliche Wahrheiten. Aber damit öffnete sie leider, ohne es zu wissen oder zu wollen, dem Buchstabendienst ein weites Gebiet. Es erstanden die Schriftforscher wie die Pilze auf den Sommerregen.

So führte die Reformation notwendig zur Separation. Der Buchstabe gewann's wieder einmal über den Geist.

Auf die Buchstaben, die „Stellen" und „Sprüche" sind auch die eigentümlichen Lehrgebilde aufgebaut, die man „Dogmatiken" nennt. Jede Dogmatik ist ein Lehrgebäude, in dem auf falschgestellte Fragen folgerichtige Antworten gegeben und biblisch bewiesen werden. Diese Lehrtümer sind alle äußerst verwickelt und nicht leicht verständlich. Sie sind also alle auf falschem Wege. Das göttliche ist immer einfach und leicht verständlich und bewegt sich in Formen, wie sie zwischen Kind und Vater herrschen, die einander auch auf jeder Daseinsstufe ohne sonderliche Anstrengung verstehen.

Weil alle Dogmatiken falsch sind, veranlaßten sie eine wahre Flut verschieden ausgerichteter Christentümer.

Daß die Menschheit mit den Hunderten von Christentümchen, die alle seitdem auf den Bibelbuchstaben reformatorisch aufgebaut worden sind, nichts anfangen konnte, ist klar. Nachdem auch die theologische Wissenschaft die Bibel nicht nur in Stellen und Sprüche, sondern in einzelne Buchstaben aufgelöst hatte, war die Bibel damit eigentlich ebenso abgetan, wie durch den Staub, den das Mittelalter auf sie fallen ließ.

Die Menschheit ging natürlich andere Wege. Sie versuchte ihre große Menschenfrage durch die Wissenschaft oder staatlich zu lösen und machte ihre Fortschritte ohne die Bibel und ohne die Kirche. Sie erlebt aber ein eigentümliches Schicksal. Je mehr sie ihre Wahrheit findet und ihre letzten Fragen stellt, um so mehr begegnet ihr die Bibel, aber nicht mehr als Buchstabe, sondern in ihrem Geiste, wie Jesus ihn vertrat.

Was ist denn die letzte Wahrheit der Menschheit? Du sollst dich Gott geben und den Nebenmenschen ebenso achten wie dich. Die revolutionärsten Menschen haben heute kein anderes Ziel als dieses. Zwar ist ihnen die Wahrheit von Gott noch nicht aufgegangen, aber die Wahrheit vom Menschen, daß jeder den gleichen Anspruch auf anständige Behandlung hat, ist heute deutlicher als je. Das heißt nichts Geringes, als daß sich die Zeit vom Christentum abgewandt und dem Christus zugewandt hat. Man hat die Bibel als Buchstabe verworfen aber ihren Geist doch verstanden.

Das ist ein großer Fortschritt der Zeit, wenn er auch schwer genug erkämpft wurde. Das, was Jesus wollte, wird also in neuer Weise unsere Wahrheit und auf Grund langer bitterer Kämpfe und Erfahrungen festerer Besitz, als wenn wir ihn einfach durch Offenbarung überkommen hätten.

Jesus war seinerzeit, wenn nicht der erste, so jedenfalls der kraftvollste Vertreter des Geistes der Bibel gegenüber ihrem religionsmäßig vertretenen Buchstaben.

3.

Es gibt darum noch einen dritten Gebrauch der Bibel. Das war der Gebrauch, den Jesus von ihr machte.

Als Lehrtum mag sie wohl dazu gedient haben, seine Gedankenwelt zu leiten und sie eigenständig aufzubauen. Als Buchstabendienst hat er sie einfach bekämpft. Aber für ihn war sie noch mehr. Sie war ihm wie ein **Erbteil.**

Ein Erbteil ist ein freier Besitz, der durch sein Dasein Zeugnis ablegt von den geordneten Beziehungen zwischen Vater und Kind. Ein Erbteil ist das Zeugnis, daß man Kind ist, also im Geiste des Vaters steht. Wer ein Erbteil hat, kann frei darüber verfügen, denn er ist der Herr über den Besitz.

Dieses freie Verfügen über die Bibel ist die Eigentümlichkeit von Jesus und aller, die in seinem Geiste standen. Sie waren erfüllt von der Gesinnung des Vaters, darum verwendeten sie die Bibel nach ihrem Ermessen, darum schufen sie auch selbst Bibel.

Das ist überhaupt die Stellung des richtigen Menschen zur Bibel. Die Bibel ist um des Menschen willen da, und der Mensch ist ein Herr auch über die Bibel.

Wenn ein Geschlecht ausgesprochen oder in schweigender Übereinkunft beschließt, die Bibel überhaupt wegzulegen, so sündigt es damit nicht, ebensowenig wenn es die weitgehendste Kritik an ihr übt. Das ist das Recht des Nachkommen, daß er seine Kritik an die Vorfahren legt. Denn er soll sie nicht nachahmen, sondern ihr Gutes benutzen und über sie hinauszukommen trachten. Dazu ist unter allen Umständen irgendwelche Kritik notwendig.

Wenn die Menschheit nicht weiter kommt als die Bibel, so bezeugt sie damit, daß sie nicht vorwärts schreitet. Das einzige Recht, das die Bibel für unsere Zeit überhaupt

hat, ruht darauf, daß sie noch nicht voll erfaßt worden ist. Alle Religionen, die auf ihr stehen, sind bekanntlich auf ihre Buchstaben festgenagelt, haben sie also überhaupt noch nicht. Demnach ist unsere nächste Aufgabe, erst zum vollen Bibelverständnis zu gelangen, dann aber müssen wir sofort weiter schreiten. Die Bibel nach dem Fleisch oder dem Buchstaben brauchen wir gar nicht, sobald wir den Geist, der sie beseelt, geatmet haben.

Jesus verstand, was die Bibel seinerzeit eigentlich wollte, also stand er drüber. Was ist der wahre Wert der Bibel? Sie ist wertvoll als zusammenhängende Geschichte der Reichsunmittelbaren Gottes. Ihre einzig wertvollen Teile enthalten die Lebensäußerungen von Leuten, die über den Religionen ihrer Zeit im unmittelbaren Wechselverkehr mit Gott standen, und die infolgedessen mit den Religionsleuten, den angeblichen Gottesvertretern, in fortwährenden Widerspruch kamen. Solche waren die Erzväter, so war Moses, so waren die Propheten.

Und was waren diese Leute? Alles einfache, echte Menschen, sogar mit allen Fehlern der Menschen belastet, die bekanntlich den Verkehr mit Gott so wenig hindern, wie die Unarten von Kindern in einem ordentlichen Hause nicht stören. Die Unarten verursachen nur verdoppelte Aufmerksamkeit und Liebesäußerung und werden ordentlich der Kitt, der die Familie zusammenhält. Es ist unmenschlich, Kindern nicht zu verzeihen, und es wäre ungöttlich, wenn menschliche Sünden nicht übersehen und verziehen werden könnten.

Die Bibel hat auch wertlose Stücke. Die sind im Laufe der Zeit völlig versunken. Dahin gehören vor allem die aaronitischen Religionsgesetze, die wahrscheinlich im Laufe langer Zeiträume von Religionsleuten zusammengestapelt und schließlich dem Moses in die Schuhe oder seine angeblichen fünf Bücher geschoben wurden. Auch anderes gehört dahin, was eine religiös beeinflußte Gesinnung verrät.

Jesus hatte eine ganz eigene Art, die Bibel zu benutzen. Ich glaube das merkwürdigste an ihm war das, was man echte Menschlichkeit nennen kann. Im wahrhaft Menschlichen begegnen wir ja alle in eigentümlicher Weise dem Göttlichen.

Demnach fand alles in Jesus Widerhall, was echt menschlich war, während alle andern Töne nichts zum Mitschwingen in ihm zu veranlassen vermochten.

Es ist eigentlich bis heute noch ein Rätsel, daß ein Mensch ein Buch wie das Alte Testament mit ganzer Seele in sich aufnehmen konnte und genau das Gegenteil herauslesen als die gesamte Theologie seiner und aller Zeiten. Ich habe viele Jahre nicht voll zu verstehen vermocht, daß Jesus aus seiner Bibel nur den „Vater" herauslas.

Dem alttestamentlichen Jehovah wird gar nicht mit Unrecht eine Racheglut nachgesagt, die für unser Empfinden schwer ist, die aber in seinem Namen ganz sicher geübt worden ist. Dieses Ausrotten von Völkern und Sündern trifft man doch auf Schritt und Tritt. Da hat z. B. einer gestohlen. Kaum der Rede wert. Aber nicht nur wird er gesteinigt sogar auch seine Kinder und sein Vieh! Das war nicht der Vater, den Jesus herauslas aus seiner Bibel, sondern der Religionsgott, der wie jede Religion im letzten Grunde blutdürstig ist, ein Gott, der Menschenopfer haben will.

Daher kennt auch die gesamte christliche Dogmatik, soweit sie „rechtgläubig" ist, nur den Gott, dessen Zorn sogar gegen Jesus gewütet hat, weil er Blut sehen muß. Die Leute, die diesen Gott aus der Bibel herauslesen, haben Ströme von Menschenblut Gott zur Ehre vergossen und wären heute noch bereit dazu, wenn sie könnten. Deshalb entfahren z. B. der katholischen Religion trotz aller Frömmigkeitsäußerungen, Bußübungen und Toleranzanträge immer wieder gewisse Enzykliken, die den unersättlichen Blutdurst

der Religion verraten. Ebenso zieht sich auch durch das Alte Testament eine blutige Religionsfährte.

Und die hat Jesus übersehen und überlesen! Die fand in seinem Denken und Sein schlechthin keinen Widerhall, kam ihm vielleicht nicht einmal zum Bewußtsein. Dagegen berührte ihn tief alles Väterliche, dessen auch nicht wenig da ist. Das erschloß ihm ein ganz neues, ungleich tieferes Verstehen Gottes, das die Früheren höchstens ahnungsweise gehabt hatten, aber ihn zum ganz eigenartigen Weiterbildner des Verstehens Gottes machten. Es gibt keinen blutdürstigen Gott, keinen religionsmäßigen Gott, sondern ein Sein, dessen Wahrheit und Gerechtigkeit gerade in der Erlösung und im Erbarmen besteht. Das wurde an Jesus deutlich. Darum stand er über der Bibel, die diese Wahrheit nur entfernt ahnte und in ihrer ganzen Zusammensetzung mit viel religiöser Unduldsamkeit und Rachegesinnung vermengt brachte.

Eine ganz eigenartige Geschichte ist einmal Jesus widerfahren, natürlich eine Verlegenheit, in die seine religiösen Gegner ihn brachten. Diese verdroß natürlich bald, daß er niemals Sünder verdammte, sondern, wenn er harte Worte fand, sie höchstens für die frommen Religionsmenschen hatte. Also suchten sie ihn dazu zu bringen, einmal deutlich „Farbe zu bekennen", wie sie sich ausdrückten.

Sie lauerten einmal einen Ehebruch aus „auf frischer Tat". Es ist eigentümlich, wie furchtbar interessant für fromme Kreise Ehebruchsangelegenheiten sind. Wer unbefangen wäre, würde es gar nicht für möglich halten. Die frommen Leute brachten das also betroffene unglückliche Weib in einem wahren Triumphzuge gerechter Tugendentrüstung vor Jesus. Mit einem Bibelspruch natürlich. Die sind bei ihnen immer vorhanden wie die grifffesten Messer, ohne die Raufbolde nicht auszugehen pflegen. Also Moses hat gesagt: Steinigen. Was sagst du, Meister?

Aber den Meister überfiel mit so ursprünglicher Gewalt der Ekel vor dem entsetzlichen Ausbruch dieser gottverlassenen Tugendhaftigkeit, daß er keines Wortes mächtig war. Er schämte sich für die schamlosen Tugendbolde, er schämte sich für das unglückliche Weib, das in dieser ebenso rohen als frömmelnden Männergesellschaft herumgestoßen wurde, daß er auch seine Augen nicht aufzuschlagen vermochte, sondern verlegen im Sande kratzte. Aber die drängten. Wer lange in Religionen war, verliert alles feinere Empfinden. Da erhob sich der Meister und sagte: Also steinigt sie, wer unter euch ohne Makel ist! Dann versank er wieder in ein schamvolles Schweigen.

Erst da erwachten die von der Religion verschütteten natürlichen Empfindungen der Menschen, und sie fanden die Lage unbehaglich, und jeder erinnerte sich, daß er eigentlich keine Zeit habe, so herumzustehen. Einer nach dem andern schlich davon, bis sie alle verschwunden waren. Sie hatten das Weib also nicht gesteinigt. „Dann tue ich's auch nicht", sagte der Meister zu dem Weibe. „Sieh nur, daß du's nicht wieder machst."

Die Steine hätten nur ihren Leib getroffen, das Erbarmen erfaßte ihr tiefstes Sein. Vielleicht hat sie gelegentlich wieder gefehlt, aber dieses Erbarmen ist schließlich doch die rettende Liebesmacht geworden, die der Wahrheit des Weibes, der Wahrheit des Menschen auch bei ihr zum Siege verholfen haben muß.

Der Spruch vom Steinigen hatte offenbar in Jesus keinen Boden gefunden. Vom Vater stammte der nicht. Jesus war eigentlich der schärfste Bibelkritiker. Für ihn gab's große Teile der Schrift nicht. Er machte nur kein Wesen davon, weil die Sache für ihn nicht wichtig genug war.

Die Tatsache bleibt jedenfalls bestehen, daß Jesus erstlich etwas anderes aus der Bibel herausgelesen hat als jede Religion, und zweitens, daß sein Lesen sich von dem reli-

giösen dadurch unterschied, daß er nichts Verdammendes herauslas. Selbst da, wo Jesus wirklich scharf verurteilte, denn er war keineswegs der Sanfte, Milde, sondern ebenso feurig und heftig wie jeder Choleriker, also auch in seinen vernichtendsten Urteilen, stützte er sich nicht auf die Bibel und ihre Rachesprüche.

Der wahre Mensch ist ein Herr auch der Bibel. Darum auch des Sabbats, überhaupt aller Dinge. Der Mensch hat über sich nur Einen Herrn, das ist Gott. Wer in Gott steht und aus Gott lebt, dem ist alles untertan. Er ist Herr, soweit er in Gott steht.

Soweit jemand nicht in unmittelbarer Verbindung mit Gott steht, soweit wird er allerdings beherrscht von religiösem Glauben und Aberglauben, von Sprüchen und „Stellen", von Verhältnissen, von Menschen, von Krankheiten, vom Tode. Soweit ist er nicht frei. Wer aber Gott findet und sich als Kind glauben kann, der wird frei von all diesen Gewalten der Finsternis, ein seliger Mensch.

Daher konnte Jesus auch mit derselben Natürlichkeit gelegentlich der Bibel widersprechen. Wenn wir jene Zeit ins Auge fassen, in der der Buchstabe noch die Alleinherrschaft behauptete, war das allerdings eine unbeschreibliche Kühnheit, wohl Ursache, daß die Zuhörer sich „entsetzten".

Das kann überhaupt als Gesetz gelten: Je niedriger eine Religion steht, desto mehr ist sie von der Form und vom Buchstaben beherrscht, desto mehr nähert sich ihr Glaube dem Aberglauben. Geist ist eine Macht, die sich erst herausarbeiten muß in unendlichem Ringen aus der Gewalt der Buchstaben. Geist, Freiheit, Wahrheit sind die beherrschenden Mächte, die wir heute erst ahnen, deren Herrschaft aber noch nicht recht da ist, für die wir einstweilen alle zu kämpfen berufen sind. Sie aber werden einmal die Welt erfüllen und beglücken, daß man der früheren Finsternis nicht mehr gedenken wird.

Die Gelegenheit, bei der Jesus dem Moses widersprach, ist bekannt. Sie betrifft die Gebote vom Töten, vom Ehebrechen, vom Schwören. Er hat auch in vielen Stücken den Religionsgeboten der Väter, die nicht in der Bibel standen, aber bibelgleich gehalten wurden, widersprochen. Aber der Widerspruch bezog sich stets nur auf den Buchstaben, nicht auf den Geist der Gebote. Darum konnte ihn auch kein Vorwurf treffen. Der Geist bezeugte doch, daß Geist Wahrheit ist. Geärgert haben sich die Religionsdiener sicher, aber vor ihm mußten sie verstummen. Sie sind überhaupt machtlos, wenn man sie vom Geiste her angreift. Um so glühender hassen sie, je heimlicher sie es tun müssen.

Es ist bekannt, daß die Apostel später diese Geistesbahn von Jesus in selbstverständlicher Natürlichkeit weiterschritten. Die Pfingstrede von Petrus, also das erste Wort, das ein Apostel in der Öffentlichkeit redete, ist das nächste Zeugnis dafür.

Stephanus wurde hingerichtet unter der Anklage, gegen den Tempel und Moses geredet zu haben. Seine Verteidigungsrede bezeugt, wie hoch er über der Bibel stand, daß sie ihm dienen mußte, daß er Herr war über ihre Buchstaben.

Paulus geht mit der Bibel um nach seinem Willen. Paulus überschreitet beinahe die Grenze des für einen Ausleger Erlaubten. Aber er hat recht. Niemand steht so im Geiste der Sache wie Paulus. Die Buchstaben allerdings haben vor ihm keine Gnade und Beachtung. Er ist's ja auch, der das Wort vom Buchstaben gemünzt hat: Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig.

Es ist derselbe Kampf, der im gewöhnlichen Leben zwischen Mensch und Beamten spielt. Wo der Beamte zur Macht kommt, da regiert eine verständnislose Buchstabenknechtschaft, die keinen Schimmer hat vom Leben und in atavistischer Gedankenlosigkeit über einem wüsten Schema=

tismus öde brütet. Der Mensch aber lehnt sich auf wider den Beamtenstumpfsinn, weil er sich als Geist fühlt, und das Beamtentum stemmt sich einmütig gegen das Menschentum, weil der Tag des Menschen sein Gerichtstag ist. Ebenso fürchten alle Religionen den jüngsten Tag, während Jesus und die Seinen ihn herbeisehnten. Es ist der Tag der Offenbarung des Menschensohnes, das wahren Menschen.

Es ist nicht uninteressant zu sehen, daß das bald erwachende Christentum schon in der apostolischen Zeit wieder unter Buchstaben flüchtet. Die Gebote des Apostelkonzils waren Zugeständnisse an das Buchstabenwesen, die jüdische Gesetzlichkeit und Religiosität. Wo Paulus gegen die Gesetzlichkeit zeugte, flüchtete Jakobus, Jesus Bruder, und die um ihn wieder unter das Gesetz.

Seit Jakobus hat das gesamte Christentum unter dem Buchstaben gestanden. Nicht einmal die Reformation hat uns ganz frei gemacht davon. Sie stellte den gefährlichen Grundsatz auf von der Bibelherrschaft. Der eine Gedanke war richtig: Allein durch den Glauben! Wenn Glaube recht nach dem Geiste verstanden wird, hilft er wirklich. Aber der zweite Grundsatz war falsch: Jede Wahrheit muß sich auf die Bibel stützen. Darin behauptete sich der religiöse Buchstabe, und es wurde einer Theologie die Tür geöffnet, die oft nicht mehr war als ein Bibelbeamtentum.

Gottlob, daß diese Weisheit vor der Neuzeit mehr und mehr fällt. Es naht uns der Tag des Menschen. In ihm werden wir den Menschensohn unmittelbar verstehen und frei sein von den Buchstaben über ihn.

Welche Haltung werden wir nun heute als Menschen einnehmen? Sollen wir uns über die Bibel einfach wegsetzen? Nun, wer es tun will, dem soll man daraus keinen Vorwurf machen. Ich finde es nur nicht vorteilhaft; und zwar deswegen, weil wir solange in religiösen Fesseln erzogen worden sind, daß die Bibel heute geradezu befreiend

wirken kann. Wir müssen sie nur ihrem Geiste nach erfassen. Wir müssen sie messen an der Frage: Was ist das wahrhaft Menschliche? Dann werden wir übersehen, was an ihr nur zeitgeschichtlich, vergänglich und entwickelungsmäßig ist und werden immer wieder wie in einem erfrischenden Bade erquickt werden von ihrem wunderbar befreienden Lebenshauch im Geiste. Wir bedürfen der Bibel sehr, weil wir noch nicht ihre eigentliche Wahrheit erfaßt haben. Wir müssen sie nur selbst lesen ohne religiöse Befangenheit und Bevormundung.

Darin haben wir auch den Schlüssel zur Haltung, die Jesus einnahm. Wenn wir uns etwa Luther denken, so ist bekannt, daß er aus der Bibel herauswuchs und ihr seine Gedanken und Wissen entnahm. Darin lag seine bezwingende Kraft, die die Zeiten umgeschaffen hat, aber auch seine Schwäche, die dem Bibelbeamtentum freie Bahn schuf.

Jesus wurde anders. Er wurde nicht aus der Bibel. Er fand ohne Bibel und Schriftgelehrsamkeit den Weg zur Unmittelbarkeit des Vaters. Daher hatte er auch nie das Bedürfnis, die Bibel zu bepredigen, sondern lehnte sich lieber an die Natur an, aus der man den Vater viel unmittelbarer sehen kann. Aus der Bibel sieht man, wie der Vater war, aus der Natur, wie er ist. Sein Bibelverständnis war also früher fertig, ehe er sie las, und die Seinen kamen durch Jesus zur Bibel, aber nicht umgekehrt durch die Bibel zu Jesus.

Letzteren Weg versuchen alle die zu gehen, die irgendwie mit der Reformation zusammenhängen. Es ist mindestens kein glücklicher Weg, und die Zeitgeschichte zeigt uns, daß er nicht zum Ziele führt. Das Ergebnis vierhundertjährigen Bibelns ist eigentlich ein sehr trauriges. Die Massen wenden sich von der Bibel ab, die sie doch recht nötig gebrauchen könnten. Aber keine Bibelgesellschaft wird imstande sein, sie ihnen wiederzugeben. Der Weg der Neu-

zeit wird der umgekehrte Weg sein, als der, den die Reformation ging, es wird der Weg von Jesus sein. Er ist schon deutlich zu sehen.

Was ist eigentlich das Suchen unserer Zeit? Wir suchen alle, gleichviel ob wir uns Christen oder Atheisten, Politiker von rechts oder von links nennen, alle suchen auf verschiedenen Wegen das gleiche Ziel, nämlich die Wahrheit des Menschen. Die Politik sucht den menschenwürdigen Zustand auf diesem Planeten zu verwirklichen, die sogenannten Umsturzparteien beinahe noch mehr als die staatserhaltenden, und die Religion sucht das gottähnliche Wesen des Menschen, die Umstürzler auch mehr als die Übereiferer.

Aber gleichviel. Bei diesem Suchen wird uns, wahrscheinlich ganz überraschend, Jesus begegnen, indem er plötzlich deutlich wird, nicht seiner geschichtlichen Vergangenheit, seinem Fleisch, nach, sondern seinem Wesen, seinen Zielen, seinem Geiste nach. Wir werden da einen ganz andern zu sehen bekommen, als alle Christentümer ihn gezeichnet haben, einen Menschen, der uns nicht als grauer Religionsstifter sondern als allermodernster Mensch erscheinen wird, mit Zielen, wie gerade wir sie verfolgen.

Das wird ein solches Wundern hervorrufen, daß wir uns nach dem alten Jesus in der Bibel umsehen und die Bibel aufs neue lesen werden. Aber nicht wie die Reformation sie las, unter der Herrschaft des Buchstabens, sondern unter der Gewalt des Geistes, der aus der neuen Zeit zu uns spricht, und der Jesus ist.

So kämen wir zur Bibel durch Jesus, wie Jesus zur Bibel kam durch Gott, und wer so kommt, gewinnt die einzig richtige Haltung. So wird die Bibel Erbteil, freie Verfügung erbberechtigter Gotteskinder. Wir werden die Ziele Gottes verfolgen und darüber Gottes selbst inne werden, und dann wird uns die Bibel als Erbe zufallen.

Heute ist Übergangszeit. Die Atheisten wissen nicht,

daß sie göttliche Wege gehen. Die Leute, die in keiner Religion mehr aushalten, ahnen nicht, daß sie so empfinden wie Jesus, der auch zu keiner einzigen gehört. Solche Leute leben oft in keiner geringen Verlegenheit und verzweifeln öfter als man glaubt. Sie halten sich vielfach gerade von den Seligkeitswegen für ausgeschlossen. Ihre Gegner, die tapferen Bekenner wieder, merken nicht, wie sehr sie unter der Herrschaft des Buchstabens statt des Geistes stehen und folglich getrennt statt geeinigt werden.

Aber plötzlich wird uns ein Licht aufgehen über die Wahrheit unserer Zeit, es kann nicht einmal mehr allzuferne sein, und dann werden wir uns nicht genug wundern können, wie einfach die Wahrheit des Menschen ist, und wie nahe uns Jesus geworden ist. Dann wird die rechte Bibelfreude auch wieder erwachen, und wir werden zu ihr dieselbe Haltung einnehmen und so stehen wie Jesus und die Bibel.

Heinrich Lhotzky

Jesus und die soziale Frage

1.

„Und es kam ein Mensch aus dem XX. Jahrhundert zu Jesus und sprach: Meister, sage mir doch ein Wort über die soziale Frage unserer Zeit. Und Jesus sah ihn an, antwortete und sprach: Du sollst lieben Gott deinen Herrn von ganzem Herzen und deinen Nächsten als dich selbst."

Die Geschichte ist natürlich nicht historisch. Aber wahr ist sie.

Und wer sie nicht selbst erlebt hat, weiß wenigstens, daß jenes Wort Jesu an sich authentisch, von den Evangelien sicher überliefert ist.

So könnte man denn, um die Stellung Jesu zu den sozialen Fragen unserer Zeit klar zu kriegen, sich hinsetzen und aus jenem allgemeinen Gedanken deduzieren, welche Ordnungen des Wirtschafts- und Gesellschaftslebens nach Jesu Sinn seien. Aus der Forderung unbedingter Nächstenliebe könnte man in logisch strenger Gedankenfolge abzuleiten suchen, wie ein nach christlichen Grundsätzen geregeltes Volksleben eigentlich aussehen müsse, welche Verteilung des Wirtschaftsertrages gerecht sein würde, ob monarchische oder demokratische Verfassungsformen gottgewollt seien, und was dergleichen wichtige des Nachdenkens werte Fragen mehr sind.

Das könnte man tun, und es haben auch manche getan. Und wo jenes Kernwort Jesu nicht ausreichte, haben

sie andere Bibelsprüche herangezogen, neutestamentliche und alttestamentliche und schließlich auch aus den Apokryphen.

Aber ihre Ergebnisse stimmten nicht überein.

Und Jesus mag über ihrer gutgemeinten schweren Denkarbeit gestanden — und gelächelt haben — so hatte er's ja gar nicht gemeint. Er hat nie einem seiner überraschenden Worte hinzugefügt: und nun setz' dich hin und grüble, überlege und verarbeite mein Wort zu schönen Theorien —, sondern er pflegte zu sagen, einfach und schlicht: tue das.

Jener Mensch aus dem XX. Jahrhundert war eine Dame. Eine fein gebildete, in einigermaßen gesicherten Lebensverhältnissen stehende Dame. Sie hatte viel gelernt und gelesen, kannte schon manches schöne Stück von der Welt und war von alledem, was sie wußte und konnte und hatte, im Innersten nicht befriedigt. Da sie ehrlich war, mußte sie sich eingestehen, daß sie vom eigentlichen Menschenleben wenig wußte. Und dies Wenige war ihr unklar. Sich selbst verstand sie natürlich am wenigsten. Und hatte dabei doch das Gefühl, als liege in der Luft, als sei irgendwie ganz nahe, was sie brauchte. Kurz, es war so eins von den Menschenkindern, denen man wohl ein Büchlein wie „Das Suchen der Zeit" auf den Weihnachtstisch legt, gewiß, daß schnell die Hand danach greifen wird.

Und nun dieser Rat! „Gott über alle Dinge lieben" – wie konnte sie nur, sie gehörte ja zu den Suchenden – „und deinen Nächsten als dich selbst!" Wen denn? Vater und Schwester? Ja die auch, und im übrigen die, die gerade in unserer Zeit persönliche Liebe besonders nötig haben.

Unser deutsches Volk, das früher vorwiegend Landwirtschaft betrieb, arbeitet gegenwärtig zu ungefähr $^2/_3$ in Gewerbe, Handel und Industrie. Was wird eigentlich aus dem weiblichen Nachwuchs dieser Volksmajorität? Verlassen

die Mädchen 14jährig die Schule, so wird von ihnen ungefähr die Hälfte gleich von Handel, Gewerbe und Industrie aufgesogen. Begabtere Töchter besser gestellter Arbeiter pflegen ins Handelsfach zu gehen. Ein kurzer Besuch der Gewerbeschule oder der noch kürzere einer privaten Unterrichtsanstalt setzt sie instand Maschinenschreiberinnen oder Kontoristinnen zu werden. Andere werden in kurzer Lehrzeit Verkäuferinnen. Andere ziehen in die großen Nähstuben oder Schneiderwerkstätten ein, andere werden Putzmacherinnen oder gar Plätterinnen. Viele, in Berlin ein Fünftel der Gesamtzahl, in manchen Städten weniger in andern mehr, gehen in die Fabrik. Diese unendlichen Scharen junger Mädchen stehen in Gefahr an Leib und Seele zu verkümmern; bei den meisten ist die Ernährung dürftig, zu lang die Arbeitszeit und grenzenlos die Öde der Arbeit, die ihre Tage ausfüllt. Der Leib entwickelt sich nicht zu gesunder Vollkraft; viel häufiger wird er bei äußerer Lebhaftigkeit blutleer, nervös, schwächlich. Und der Seele fehlt schier alles, was sie zu gesunder Entwicklung braucht. Die Welt ist voll großer erhebender stählender Gedanken, aber an diese jungen Seelen kommen sie nicht heran. Es gibt viel Liebe in der Welt, aber manche dieser jungen Geschöpfe merken nichts, gar nichts davon; dann glauben sie schließlich überhaupt nicht mehr daran, daß es so etwas gibt, und fallen auf das erste beste plumpe Spiel vermeintlicher Liebe hinein. Die Welt ist voll echter edler Freuden, die ein junges Gemüt mit reinem Sonnenschein füllen könnten, ihnen aber zeigt sie niemand; so nehmen sie sich die unechten. Und das Ende solch einer Mädchenzeit: eine trostlose Leere des Gemüts, Verständnislosigkeit für alles Höhere, vollendete Oberflächlichkeit des Denkens — und das erste Kind; dem soll sie nun die erziehende Mutter werden.

Ich rede von dem Durchschnitt und weiß, daß es bewunderswerte Ausnahmen gibt, bei denen starke Begabung,

kräftige sittliche Veranlagung, wirkliche Frömmigkeit, die Nachwirkung einer glücklichen Erziehung oder der dauernde Einfluß einer guten Mutter auch die schlimmsten Lebensbedingungen überwand.

Weshalb gehen die Mädchen aber auch nicht in einen guten Dienst? Es gehen ja viele, vielleicht die Hälfte auch der Industriearbeitertöchter, in häuslichen Dienst. Aber es ergeht ihnen dort durchschnittlich auch nicht viel besser als den andern. Denn es gibt nicht sehr viele wirklich gute Herrschaften. Häufiger ist, daß das Mädchen nur als dienende Person angesehen und behandelt wird, die die angewiesene Arbeit zu tun hat und dafür bezahlt wird. Und es gibt ganz schlimme Herrschaften. Der Prostitution fallen mehr Dienstmädchen als Mädchen der meisten andern Arbeitszweige anheim.

Siehe da, verehrte Leserin, deine Nächsten. Einsichtige Frauen haben schon angefangen sich ihrer anzunehmen. Jungfrauenvereine, Mädchenbünde, Gewerkvereine, Mädchenheime boten ihnen den Rahmen für fröhliche, dankbare Arbeit. Aber sie können nur in ganz beschränktem Maße wirken, denn sie alle haben zu klagen: wir haben zu wenig Mitarbeiterinnen. Wo sind die gebildeten Frauen und Mädchen, die etwas von ihrer Zeit und Kraft daransetzen möchten, um in das Leben von zwei oder sechs oder zwölf ihrer jungen Schwestern Licht und Liebe und Leben hineinzutragen? Herzen stehen offen ohne Zahl, verlangend, bewußt oder noch unbewußt, nach Liebe, nach persönlicher Liebe. Nicht vorübergehn! –

Oder war es ein junger Mann, der mit jener Frage zu Jesus kam? Einer von denen, die den Vorzug haben, daß sie noch lernen und ihre Zeit und Kraft für eigne Ausbildung verwenden dürfen, während ihre Altersgenossen schon längst in der Arbeit stehen, um sich ihr täglich Brot zu verdienen und zugleich diese ihre bevorzugten Brüder

mit durchzufüttern? Er soll sich darauf besinnen, wie er einigen seiner Altersgenossen oder noch Jüngeren etwas sein könne. Er soll sich seine Nächsten unter den Lehrlingen und Gehilfen und jugendlichen Arbeitern suchen. Will er nur, so kann er vielen viel sein. Auch hier mag ein Verein — Lehrlings- oder Gehilfenverein, Jugend- oder Jünglingsbund kirchlicher oder sozialdemokratischer Abstempelung, eine Turn-, Sport- oder Wandervereinigung — den gebahnten Weg abgeben, um an den Einzelnen heranzukommen. Für den Studenten gibt es jetzt außerdem an fast allen Hochschulen die schöne Einrichtung der Arbeiter-Unterrichtskurse. Alle diese Organisationen suchen nach Helfern für ihre sehr mannigfachen Aufgaben. Und glaubte man in keinen dieser Betriebe zu passen, so kann man womöglich noch Wertvolleres tun, indem man sich einfach ein paar Jungens von der Straße holt, sonntags mit ihnen wandert oder rudert oder spielt und an einem Wochenabend mit ihnen klebt oder schnitzt und zwischendurch ihnen etwas erzählt oder vorliest — und dann dem einen und andern nachgeht in sein Heim. Man wird plötzlich unendlich viel Gelegenheit finden, andern etwas zu sein. Man wird in oft überraschender Weise finden, daß zahllose Leute gerade nach so etwas ausschauten: nach einem Menschen mit verständiger Liebe. —

Übrigens war jener Mensch aus dem 20. Jahrhundert doch wohl kein Jüngling mehr, sondern ein reifer Mann. Ein tüchtiger Geschäftsmann, der seine ganze Arbeit daran setzte, sein Geschäft in die Höhe zu bringen, rastlos tätig für seine Familie. Natürlich nicht ohne idealen Sinn, denn sonst kümmerte ihn die soziale Frage nicht. Auch nicht ohne Gefühl dafür, daß mit seinem Leben etwas nicht stimme, denn sonst wäre er nicht zu Jesus gegangen. Er hatte wohl einmal in einer stillen Stunde deutlich empfunden: dem Geschäftsmann verkümmerte die Seele. Und nun stand vor ihm plötzlich dies große „Du sollst!" praktischer Nächsten-

liebe. Was sollte, was könnte er denn Großes tun? Er bei seiner beschränkten Zeit!

Viel könnte er tun. Großes.

Wir haben in Deutschland 3—400 000 Trunkenbolde. Sie wohnen natürlich nicht auf einem Haufen. Jedes Dorf hat einen oder zwei davon, kleine Städte haben ein paar Dutzend, große Hunderte und Tausende. Und gewöhnlich gehört zu solch einem Mann eine Familie, ein bleiches Weib, manchmal auch ein sehr robustes, keifendes, verbittertes — und einige Kinder. Denen pflegt es auch nicht gut zu gehen. Unzählige verwahrlosen, zumal viele an Leib oder Geist mit bösem Erbteil belastet sind.

Diesem Elend können wir ein Ende machen. Eben so einem andern wenigstens zur Hälfte. Wir haben in Deutschland Gefängnisse und Zuchthäuser in Menge und es werden immer noch mehr gebaut. In denen sitzen hinter dicken Mauern und eisenbeschlagenen Türen, wie wilde Tiere eingesperrt, Menschen, nach Gottes Bilde geschaffen. Das ist viel Leid. Und zwar Leid, das im allgemeinen den Seelen nicht nützlich ist. Denn besser pflegt man im Gefängnis oder Zuchthaus nicht zu werden. Ratlos stehen deshalb die Fachmänner vor dem „Problem des Strafvollzugs".

Und dabei haben wir ein Mittel in der Hand, wenigstens eine Quelle, auf die die starke Hälfte aller Vergehen und Verbrechen zurückgeht, ohne weiteres zuzuschütten, zum wenigsten in ihrer Ergiebigkeit auf ein Minimum zu beschränken. Es ist nämlich die gute Hälfte gerade der schwereren Verbrechen von den Tätern eigentlich gar nicht gewollt, sondern von ihnen im Zustande gelinder Geistesstörung begangen. Infolge des landesüblichen Trinkens. Denn wenn Haus- und Landfriedensbruch in 53 % aller Fälle im Rausch begangen wird, wenn Körperverletzungen und Totschläge zu 63—74 %, Sittlichkeitsverbrechen zu 77 % in alkoholischer Erregung begangen wurden, wenn Graf Häseler schätzt, daß

von den schwer geahndeten militärischen Vergehen in Heer und Marine 90 % dem Alkohol auf Rechnung zu setzen seien, so zeigen solche und ähnliche Zahlen, daß unsere Gefängnisse und Zuchthäuser zur glatten Hälfte ihre Insassen in die Freiheit entlassen und leer bleiben würden, wenn ihnen das landesübliche Trinken nicht immer neue Opfer zutriebe. Das landesübliche Trinken, nicht die ausgebildete Trunksucht. Denn jene Unglücklichen waren zum geringsten Teil Trunkenbolde; nur der gelegentliche Rausch, wie er nach deutscher Volkssitte als dem Manne wohl anstehend beurteilt wird, hatte in einer schwachen Stunde das Gehirn ein wenig zu sehr umnebelt oder das Blut ein wenig zu sehr in Wallung gebracht.

Das sind nur zwei besonders stark in die Erscheinung tretende Seiten einer in fast alle Gebiete des Volkslebens hinein verzweigten Volksnot. Und diese furchtbare Volksnot kann — das beweisen Beispiele anderer Völker — durch die praktische Nächstenliebe einer gewissen Anzahl von tatkräftigen Männern innerhalb einer Generation beseitigt werden. Wenn jener brave Geschäftsmann in einen Abstinenzverein eintritt — es gibt deren eine ganze Musterkarte: Blaukreuzvereine und Guttemplerorden, sozialdemokratischer Verband abstinenter Arbeiter und Bündnisse abstinenter Katholiken, dazu Berufsorganisationen in Menge, und wem keiner von diesen Vereinen zusagt, der kann ruhig einen neuen gründen, es ist noch Raum da — wenn er der Abstinenzbewegung beitritt und widmet der guten Sache jede Woche einen Abend und ab und zu ein paar Stunden für Besuche und freundschaftlichen Verkehr mit Vereinsgenossen, so kann er totsicher darauf rechnen: er wird in jedem Jahr einem Trinker das Leben retten, in guten Jahren auch wohl mal zweien oder vieren. Und die werden es ihm danken über Tod und Grab hinaus, daß er an ihnen nicht Geringeres getan hat wie einst an dem unter die Räuber Gefallenen sein

barmherziger Samariter. Und nach der andern, hier besonders wichtigen Seite: sein fröhliches Beispiel, sein stiller Protest gegen die Gedankenlosigkeit der herrschenden Trinksitte wird, langsam vielleicht aber ganz sicher, mitarbeiten an der Umwandlung der öffentlichen Meinung über das hergebrachte Trinken, wird mithelfen den Umschwung herbeizuführen, daß es für eine Schande gilt, sich bis zur Trübung der Geisteskräfte zu alkoholisieren. Die alte Streitfrage, über die auch Verständige geteilter Meinung sein können, ob Wein und Bier denn überhaupt aus dem Volksleben entfernt werden sollen, kann dabei ganz außer Betracht bleiben. Hier handelt es sich einfach darum, die praktische Folgerung zu ziehen aus der Tatsache, über die sich alle Verständigen einig sind: daß der Alkoholismus am Marke unseres Volkes frißt und daß es in der Gegenwart zu seiner Bekämpfung nur ein durchschlagendes Mittel gibt: persönliche Abstinenz. –

So ließen sich noch einige andere Wege angeben, auf denen man in Gehorsam unter Jesu Befehl rückhaltloser Nächstenliebe in das Verständnis moderner sozialer Nöte hineinkommt. Sie alle aber würden dies eine Merkmal gemeinsam haben: soziale Arbeit zu sein.

Nicht etwa christliche Liebestätigkeit im alten Sinn. Darunter verstand man ja gewöhnlich Mildtätigkeit, Almosengeben, freundliche Gewährung von Geld und Geldeswert an Arme; auch barmherzige Pflege von Kranken, Krüppeln und Siechen, von Verwahrlosten und Verkommenen. Gewiß ist auch solche Liebestätigkeit, wo sie mit reinem Herzen getan wird, in Jesu Sinn; und töricht wäre es zu behaupten, sie sei heutzutage nicht mehr nötig. Nur zu unserm Ziel: die soziale Frage unserer Zeit zu verstehen, führt sie nicht. Denn zwischen dem, der nur Gaben austeilt und dem, der nur empfängt, bleibt eine große Kluft offen – mag die mildtätige Hand auch hinüberreichen und

eine dankbare den Gruß erwidern, schließlich bleiben Geber und Empfänger doch jeder in seiner Welt. Zum Verständnis der sozialen Frage müssen wir aber die Welt der andern kennen lernen. Und zwar nicht nur die Welt der Bettelarmut, sondern vielmehr die der großen Massen der Gesunden und Arbeitskräftigen, die unser Almosen nicht wollen und Barmherzigkeit nicht begehren. So kann hier nur die Arbeit in Betracht kommen, in der man den Nächsten von vornherein als gleichwertigen, nur zurzeit ungünstiger gestellten Menschen ansehen und behandeln muß, als einen Menschen, dem man nur dadurch etwas sein kann, daß man ihm ein Freund wird und sein Leben irgendwie teilt. Nur wo ein Mensch sich selbst, die eigne Persönlichkeit einsetzt, kann er erwarten, persönliches Vertrauen zu verdienen und so den Einblick in das Leben der andern zu gewinnen, den wir zum Verständnis der sozialen Frage brauchen.

Dieser Weg ist durch keinen andern zu ersetzen. Wer etwa „ins Volk gehen" wollte, um Menschen und Verhältnisse zu studieren, dem würden sich wenigstens die Menschen ziemlich sicher verschließen. Ebensowenig kann das Bücherstudium dies unmittelbare Miterleben ersetzen. Gewiß muß Sozialstatistik uns den Blick weiten und Nationalökonomie ihn uns schärfen für die großen Zusammenhänge. Aber was sie lehren, wird uns in seiner eigentlichen Bedeutung erst klar durch eignes Miterleben.

Zum Beispiel. Die Statistik erzählt: 1895 lebte in Berlin, Breslau, Dresden, Halle, Hannover, Frankfurt a. M. und vielen andern deutschen Städten rund die Hälfte aller Bewohner in Wohnungen, die aus nur einem heizbaren Raume (Küche oder Kochstube) und höchstens einem Nebengelaß bestanden. Nach der letzten Statistik von 1905 hausten in Berlin 42% der Bevölkerung in solchen Wohnungen, während weitere 33% dreiräumige Wohnungen (gewöhnlich 1 Küche, 1 Wohn- und 1 Schlafzimmer) inne hatte. Wobei noch zu bemerken

ist, daß bei einem Viertel der höchstens zweiräumigen und fast der Hälfte der dreiräumigen Wohnungen die Wohnung noch mit Familienfremden, Aftermietern, Schlafburschen oder Schlafmädchen geteilt werden muß. Was das aber bedeutet, daß $^{3}/_{4}$ unserer städtischen Bevölkerung, — d. h. im großen und ganzen die gesamte Lohnarbeiterschaft, denn in manchen Städten steht es wohl etwas besser, in andern noch schlimmer[1]) — so lebt, das versteht man erst, wenn man in Familien ein- und ausgeht, deren Leben sich in einer solchen Wohnung zusammendrängt im kalten Winter wie im heißen Sommer, am Werktag wie am Sonntag, an Waschtagen wie in Krankheitszeiten; wenn man es in manchem Einzelfall miterlebte, wie das Einlogiererwesen an dem bißchen Familienleben, das in solchen Wohnungen möglich ist, zu nagen pflegt.

Oder ein anderes Beispiel: Auch was die Arbeitsbedingungen, die in den modernen Betrieben Regel sind, für den Arbeiter bedeuten, lernt erst der verstehen, der unter den Arbeitern persönliche Freunde hat. Die 12stündige Arbeitszeit der meisten Fabrikarbeiter, der Wechsel wöchentlicher Tag- und Nachtschichten mit 24stündiger Arbeitszeit beim Schichtwechsel am Sonntag — die Anforderungen, die bei kürzeren Arbeitszeiten im Großbetrieb an Muskel- und Nervenkraft gestellt werden, denen die meisten vom 40. oder 45. Lebensjahr an nicht mehr voll entsprechen können, so daß sie von da an als alte Leute gelten, die bei Arbeitswechsel gewöhnlich nur schlechter bezahlte Arbeit finden — die furchtbaren „Überstunden" bei gutem Geschäftsgange, die Arbeitslosigkeit in flauen und kritischen Zeiten — weiter: die Stellung des Arbeiters im Betriebe, dessen Organisation, dessen Erzeugnisse ihn nichts angehen, mit dem ihm kein geistiges Interesse verbindet, in dem er nur unselb-

---

[1]) Vgl. Statistisches Jahrbuch deutscher Städte 1909, S. 442 ff.

ständige Teilarbeit zu leisten, im übrigen zu gehorchen und zu schweigen hat – das Gefahrenrisiko, dem er ausgesetzt ist, denn die moderne Industrie fordert jahraus jahrein Opfer an Leib und Leben, wie früher ab und zu ein Krieg[1]) – die Tatsache, daß der Arbeiter auch bei unermüdlichem Fleiß im allgemeinen besitzlos bleibt, so daß er nur mit schwerer Sorge dem Alter entgegensehen kann — diese und manche anderen Tatsachen, die zusammen dem modernen Arbeiterleben sein Gepräge geben, versteht man in ihren Wirkungen erst, wenn man mit Arbeitern lebt. Daß die Fabrikarbeit der Hunderttausende von Frauen, deren Kinder zu Hause vergeblich nach der Mutter verlangen oder, größer geworden, die Straße bevölkern, daß die Hungerlöhne unzähliger Heimarbeiter und -arbeiterinnen zum Himmel schreien, das versteht man wohl auch, wenn man davon liest oder hört. Aber den dumpfen, sich wesentlich immer gleichbleibenden Druck, der auf den Massen der tüchtigen, arbeitskräftigen, fleißigen Männer lastet, die graue Aussichtslosigkeit ihres Lebens, die die einen stumpf und lebensüberdrüssig macht und die andern immer wieder zu leidenschaftlicher Empörung über ihr und ihrer Kinder Los auftreibt, muß man miterleben, wenn man die soziale Frage unserer Zeit verstehen will. —

Aber ist das nicht ein ganz einseitiger Standpunkt, wenn man das soziale Problem unserer Tage nur von unten

---

[1]) Im Jahre 1906 zählte man in Deutschland 9141 Arbeiter „auf dem Schlachtfeld der Arbeit gefallen", während weitere 130585 Unfälle vorübergehende, doch jedenfalls 13 Wochen überschreitende, bis dauernde Erwerbsunfähigkeit zur Folge hatten (die beiden folgenden Jahre weisen noch etwas höhere Ziffern auf); im letzten deutsch-französischen Kriege zählte man 40000 Gefallene und 90000 Verwundete. Die Zahl der dort Gefallenen erreicht der moderne Arbeitsbetrieb mithin fast alle 4 Jahre, die der dort leicht und schwer Verwundeten überschreitet er in jedem Jahr.

her, mit den Augen der unter den gegenwärtigen Verhältnissen leidenden Masse ansieht?

Das ist es wohl. Aber es war doch nur die praktische Verfolgung jenes Jesuswortes von der Nächstenliebe, was uns in die Masse wies und uns dort den Standort zur Erfassung der sozialen Frage nehmen ließ. Ob Jesus selbst ihn nicht auch dort nehmen würde? Er, der zeitlebens in der Masse stand; den Reichen, den Mächtigen, den weltlichen und geistlichen Machthabern gegenüber, mitten im Volk – nicht aus Vorurteil, sondern weil ihn seine Arbeit, für die er bei den leiblich und geistlich Satten keine Anknüpfungspunkte fand, dorthin führte?

Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, daß wer solche Dinge nicht bewußt von einer Seite her ansieht, es unbewußt tut. Wir sind an diesen Dingen zu sehr beteiligt, mit unserm Eigennutz oder mit unserer Liebe, als daß wir sie ganz objektiv erfassen könnten. Selbst bei dem rein wissenschaftlich historisch Referierenden leuchtet die persönliche Stellungnahme doch immer durch, sie beeinflußt seine Darstellung, bestimmt seine Gruppierung der Tatsachen, klingt in allerlei Wertungen immer wieder durch. So belassen wir es dabei, die soziale Frage darzustellen, wie sie uns im wesentlichen durch die Not der Lohnarbeiterschaft gestellt ist. Nur das soll unsere Sorge sein, nicht ungerecht zu werden gegen andere.

2.

Die Gefahr liegt allerdings nicht sehr nahe. Denn wir sehen die Hauptursache der gegenwärtigen Not in einer gesetzmäßig geschehenen Entwicklung unserer Produktionsverhältnisse. Suchen dafür nicht die Schuld bei diesen oder jenen Böswilligen, sondern reden von Schuld nur insofern, als die Menschen nicht Weisheit und moralische Kraft genug hatten, die mit ungeheurer Wucht einhergehende wirtschaft-

liche Entwicklung in Bahnen zu lenken, die den Menschen weniger verhängnisvoll gewesen wären. Interessieren uns im übrigen wenig für anderer Leute Schuld, sondern suchen die eigne Pflicht.

Über dem modernen Arbeiterleben hängt es wie eine dunkle Macht. Daran stößt der Mann der Masse bei jedem Versuch sich zu erheben, von da aus wird mit unsichtbaren Fäden sein Leben geregelt. Fragt man den Arbeiter selbst: was ist das eigentlich, diese geheimnisvolle Menschenleben beherrschende Macht, so antwortet er: das Kapital.

Das ist ein Schlagwort. Aber eins, das einen komplizierten Tatbestand nicht unzutreffend bezeichnet. Wie ein kurzer Rückblick auf die Entwicklung, die zu der gegenwärtigen Lage der Arbeiterschaft führte, zeigen mag.

Früher hatte der Arbeiter mit seinem Arbeitgeber zu tun. Das war ein Mensch, zu dem ein persönliches Verhältnis möglich war. Zwar war auch er nicht freier Herr. Auch der wohlwollende, der seinen Arbeitern vielleicht gern die Arbeitsbedingungen gebessert hätte, stand unter dem Zwang der Konkurrenz: viel höhere Löhne, viel kürzere Arbeitszeiten konnte er nicht riskieren, weil die billiger produzierenden Konkurrenten ihn dann überflügeln, ruinieren würden. Immerhin, der Arbeitgeber war ein Mensch, dem der Arbeiter Arbeitsgenosse, Gehilfe war. Da war ein persönliches Verhältnis möglich.

Dann hob die Entwicklung der Technik den Großunternehmer empor. Da wurde ein persönliches Verhältnis schon zur Seltenheit. Wer 500 oder 1000 Arbeiter beschäftigt, kennt den einzelnen kaum; zwischen ihm und den Arbeitern stehen die Angestellten, Werkmeister und Beamte.

Dann aber trat auch der Großunternehmer mehr zurück. Die Ausdehnung der Betriebe, die oft notwendige Kombination verschiedener Betriebe überstieg eines Mannes physische und finanzielle Kraft. Einer nach dem andern

von den Großunternehmern trat zurück und überließ einer Aktiengesellschaft seinen Besitz.

Zu einer Aktiengesellschaft als Arbeitgeberin kann aber ein Arbeiter überhaupt kein persönliches Verhältnis haben. Sie interessiert sich auch nicht für ihn. Die Generalversammlung der Aktionäre hat lebhaftes Interesse an der Höhe der Dividenden, weniger Interesse für den Betrieb, gar keins für „ihre" Arbeiter. Sie zahlt ihnen, was unbedingt gezahlt werden muß, und damit gut.

Wohl gibt's noch Einzelunternehmer. Aber die ökonomische Entwicklung zwang sie in Kartelle, Syndikate, Trusts, in denen sie ihre Selbständigkeit, hier mehr und mehr, dort gleich völlig dreingeben mußten.

Und zugleich knüpften sich die engen Beziehungen der Banken zur Industrie, die für die Gegenwart charakteristisch sind.

Auch die Entwicklung des Bankwesens zeigt deutlich die Tendenz zur Konzentration und zum Ersatz des Einzelunternehmers durch unpersönliche Organisationen. Der Bankier alten Stils dankte ab zugunsten der Aktienbank. Die kleineren Banken wurden von den größeren aufgesogen, die Mittelbanken wenigstens in Abhängigkeit von den mächtig aufsteigenden modernen Großbanken gebracht. Diese aber und Konsortien kleinerer Bankhäuser strecken nun ihre Hand auch über die Industrie. Ihr ermöglichten sie den ungeheuren Aufschwung des letzten Jahrzehnts, ihr zeigen sie sich aber auch immer wieder – wie es ihrer Natur entspricht – als völlig herzlose Helfer. An dem Bestand und der Entwicklung eines einzelnen Werkes haben die Banken gewöhnlich nur ein bedingtes Interesse – sie können auch am Niedergang eines Werkes verdienen, – was vollends kümmern sie sich um die Arbeiterschaft eines Betriebes. Für sie ist Industrie nichts als ein Mittel der Kapitalverwertung. Noch ist ihre Industriepolitik unklar und

widerspruchsvoll, zumal Großindustrielle auch in den Aufsichtsräten der Banken sitzen. Noch mag es hie und da vorkommen, daß sie sich einmal durch ein nationales Interesse oder irgendeine persönliche Rücksichtnahme mit bestimmen lassen. Ihr eigentliches Ziel ist aber immer nur dies Doppelte: selbst zu verdienen, den eignen Aktien möglichst hohe Dividenden zu erwirtschaften, und andrerseits: den eignen Machtbereich fortschreitend zu erweitern, bis im Wirtschaftsleben des deutschen Volkes nichts Bedeutsames mehr geschieht gegen den Willen und ohne Anteilnahme der großen Banken.

Damit ist aber nur deutlicher geworden, was von jeher die doppelseitige Eigenart arbeitenden Kapitals ausmachte: den Besitzern von Geld und Geldeswert arbeitslose Renten zufließen zu lassen, auf Kosten der Arbeitenden, und zugleich selbst dauernd zu wachsen an Umfang und Macht.

An Macht auch in dem Sinne, als das Kapital bestrebt ist, allmählich immer unabhängiger zu werden von allen Menschen. Von seinen Besitzern pflegt es jetzt schon gelöst zu sein. Arbeitete der Kapitalist alten Schlages mit seinem Geld, wie und wo es ihm nützlich und gut schien – der moderne Kapitalbesitzer pflegt als Aktionär den Betrieb, in dem sein Geld arbeitet, gar nicht zu kennen, ja weiß vielleicht gar nicht, an welchem Ort zurzeit seine Rente erwirtschaftet wird, ob in Unternehmungen, die er für gut, oder für Zwecke, die er für schlecht hält. Aber auch von den eigentlichen „Leitern" seiner Funktionen emanzipiert sich fortschreitend mehr das Kapital. Ist schon in der Industrie moderne Fabrikbetriebslehre vor allem darauf aus, die Betriebe so zu organisieren, daß jede einzelne Persönlichkeit entbehrlich werde, daß jeder Arbeiter und Angestellter, aber auch jeder Betriebsleiter leicht auswechselbar sei ohne Störung des automatisch weitergehenden Betriebes, so entwickelt sich auch

die Organisation des Großbankwesens fortschreitend mehr in der Richtung, daß nichts abhängig bleibe von dem Leben oder Dasein einer bestimmten Person. Nimmt man hinzu, daß die großen Kapitalmassen tatsächlich ihren eignen Gesetzen folgend ihr Leben führen, daß sie nur bedingt dem Wollen und Wünschen der leitenden Persönlichkeiten zu entsprechen pflegen, vielmehr nicht selten alle Kalkulation und Voraussage der Sachverständigsten bitter enttäuschen – so wird deutlich, daß das Großkapital, das organisierte Geld- und Leihkapital fortschreitend mehr zu einer ganz unpersönlichen, sachlichen Macht wurde. Natürlich steckt in jeder seiner volkswirtschaftlichen Maßnahmen immer auch irgendwie menschliche Intelligenz, planvolle Arbeit von Menschen. Aber diese Menschen sind in ihrem Wollen eng beschränkt, aus Herren des Kapitals wurden sie zu seinen Dienern, zu seinen Funktionären. So wurde das unpersönliche Kapital nicht nur die Krönung unseres nationalen Wirtschaftslebens, sondern auch sein regierender Herr.

Und damit Herr über die Menschen. Es bestimmt, wie und wo die Massenmenschen wohnen sollen, wie lange sie zu arbeiten haben und was sie zu essen bekommen, wie lange sie schlafen können – wie lange sie leben dürfen. Finanzmacht steht über Volkswillen. Daß sie nicht selten auch über Königswillen steht, äußere und innere Politik macht, Gesetze verhindert oder erzwingt, zeigt ein Blick in unser politisches Leben. Von der zu recht bestehenden Wirtschaftsordnung getragen wird das Großkapital König in deutschen Landen.

Ein harter Herr. Ein Herr, der seiner Natur nach kein Herz haben kann für die, die von ihm völlig abhängig sind. Ein Herr, dem es seiner Natur nach völlig gleichgültig sein muß, wenn die Arbeitermassen in dauernder Not leben und das Leben der Mittelschichten bis weit hinauf entleert und verödet wird, – ohne daß das Leben

in den Kreisen der Geldleute einen Kulturwert aufwiese, um deswillen die übrigen Volksschichten ihre Entbehrungen allenfalls verschmerzen könnten. Daß aber diese Sache, die unpersönliche Organisation von Gold und Goldsurrogaten, zum Herrscher wurde über die Menschen, das war das Ergebnis einer ganz konsequenten Wirtschaftsentwicklung, die sich aufbaut auf dem Privatbesitz der Produktionsmittel.

* * *

Also müssen wir eine neue Wirtschaftsordnung suchen?

So denkt der Utopist. Und ersinnt eine neue, seinen Ideen von Gerechtigkeit und Nächstenliebe entsprechende oder aus dem Prinzip der Humanität logisch gefolgerte schöne gute Ordnung der Dinge. Die preist er seinen Mitmenschen an. Viele zollen ihm Beifall, namentlich alle gleichfalls ideal gesinnten Hungerleider. Aber an ihren Gedanken, Ideen und Wünschen vorbei geht die Welt der Wirklichkeit ihren Gang.

Wirtschaftsordnungen können nicht durch menschliche Willkür ein- und abgesetzt werden, sondern sie wachsen, entsprechend den Bedürfnissen der Zeit. So hat auch die privatkapitalistische Ordnung natürlich ihren guten Sinn gehabt: für die erste Entwicklung der modernen Wirtschaftstechnik, die ihrerseits durch die ungeheure Volksvermehrung des letzten Jahrhunderts notwendig wurde, wäre kaum ein anderes System gleich geeignet gewesen. Aber wie ein Naturgewächs haben auch Wirtschaftsordnungen ihre Zeit: sie wachsen, entwickeln und entfalten sich, altern, verlieren schließlich die Fähigkeit sich veränderten Verhältnissen und neuen dringendsten Bedürfnissen anzupassen — und machen dann andern Platz, die in ihrem Schoße schon keimten und reiften, bis sie in mehr oder weniger gewaltsamem Durchbruch die Herrschaft erlangen.

So sehen wir auch in der Gegenwart – um ein anderes Bild zu gebrauchen – unter dem gewaltigen, hochgehenden Strome der rein kapitalistischen Entwicklung eine immer stärker werdende Gegenströmung. Schon vermischen sich ihre Wasser mit den Fluten der herrschenden Stromrichtung, und hier und dort gibt's im Widerstreit der Strömungen toll auf- und niedertauchende Strudel.

Mannigfach sind die Quellorte der neuen Strömung, mannigfach auch die Einzelbewegungen, die in ihrer Gesamtheit diese neue soziale Strömung bilden:

Menschliche Selbstbesinnung, soziales Verantwortungsbewußtsein, Sorge um die nationale Volkskraft waren einige der Quellen der Arbeiterschutz-Gesetzgebung und der Gesetze der Kranken-, Unfall- und Invaliditätsversicherung, die seit zwei, drei Jahrzehnten die schlimmsten Auswirkungen der freien Konkurrenz mildern, die rücksichtsloseste Abstoßung arbeitsunfähig gewordener Lohnarbeiter unmöglich machen.

Finanzielle und sozialpolitische Gründe führten zu der Einrichtung von kommunalen und staatlichen Arbeitsbetrieben, für die die Herauswirtschaftung von Profit wenigstens nicht oberster Grundsatz zu sein braucht, die hervorragend dem Gemeinwohl dienen können, wenn ihre Verwaltung von sozialem Geist beseelt ist.

Die natürliche Interessengemeinschaft der Konsumenten führte zu der Gründung von Konsum- und Produktivgenossenschaften und ließ damit eine wertvolle Erzieherin zu sozialem Empfinden, Denken und Wollen erstehen.

Um die elementaren Interessen der Lohnarbeiter zu verfolgen, schlossen sich die Arbeiter je eines Berufes zu Gewerkschaften zusammen. Die großen Verbände Deutschlands – die „freien", „Hirsch-Dunkerschen" und „christlichen" Gewerkschaften – haben nach letzter Zählung 2 447 578 Mitglieder. Sie kämpfen um bessere Arbeitsbedingungen, unterstützen einander in allen Fällen besonderer Not, bilden in

ihren Angestellten und Beamten (einschl. der Arbeitersekretäre) einen Stab geistig hochstehender, volkswirtschaftlich gebildeter Männer heran, die für die verschiedensten Zweige der Selbstverwaltung tüchtig werden, und suchen, so gut sie's vermögen, die intellektuelle und moralische Bildung der in ihnen organisierten Massen zu heben.

Und denken wir endlich an die vielumstrittene politische Partei Sozialdemokratie, so verdankt sie nicht minder der Erkenntnis einer natürlichen Interessengemeinschaft aller Proletarier ihre Existenz. In den Anfangszeiten der modernen Volkswirtschaft hatten die durch sie geschaffenen proletarischen Lohnarbeiter die Ursache ihrer Notlage in allerlei Zufälligkeiten gesehen, in gewissen Zunftordnungen, in neuen technischen Erfindungen, besonders der Maschine, in der Willkür der Gesetzgeber und der Hartherzigkeit einzelner Unternehmer. Und unter sich zusammenhanglos, in völliger Vereinzelung hatten sie ihren Widerstand in wirkungslosen Wünschen und sinnlosen Putschen erschöpft. Da hat Lassalle die Lohnarbeiter gelehrt, sich als Klasse mit gemeinsamen Interessen und – organisiert – ungeheurer Macht zu fühlen. Da hat Marx die Funktion des Kapitals, die Eigenart privatkapitalistischer Wirtschaftsordnung als die eigentliche Ursache der Proletariernot verstehen gelehrt. Da haben die Agitatoren und Organisatoren aufgerufen zum Klassenkampf der unter dem herrschenden System Leidenden gegen die Interessenten dieses Systems. Die Erkenntnis, daß auch die privatkapitalistische Produktionsweise nur eine zeitlich bedingte und also vergängliche Wirtschaftsordnung sei, gab der proletarischen Bewegung das radikale Ziel: Überführung der Produktionsmittel in gesellschaftliches Eigentum; und das damit verknüpfte ethische Ideal eines alle Klassengegensätze überwindenden Sozialismus gab ihr den unvergleichlichen Elan. So wuchs sie zu der Massenbewegung heran, als die wir sie in der Gegenwart kennen. Wohl ist sie gegen-

wärtig in sich nicht ganz einheitlich – denn schon durch zwei Jahrzehnte geht in ihr der auch praktisch nicht bedeutungslose Kampf um die Theorie, in dem die einen die Marxschen Theorien als ein Ganzes in der Weise eines Dogma behaupten, während die andern Marx' Lehre in vielen Einzelheiten für überholt durch die Fortschritte der wissenschaftlichen Forschung und unvoraussehbare Tatsachen der wirtschaftlichen Entwicklung erachten. Wohl zieht sie ihrer Ausbreitung durch gewisse taktische Eigentümlichkeiten selbst Schranken, die sie für absehbare Zeit hindern werden, allumfassende Volkspartei zu werden – dahin gehört vor allem ihre zweideutige Stellung zur Religion, die es jedem persönlich „religionsfeindlichen" Parteivertreter erlaubt, seine Propaganda für materialistische oder naturalistische Weltanschauung mit der sozialistischen zu verbinden, ja selbst für sozialistisch auszugeben. Dennoch stellt die sozialdemokratische Partei in der Gegenwart eine durch gemeinsame Interessen und ein gemeinsames Ziel so geschlossene Volksbewegung dar, wie sie die Weltgeschichte kaum je sah. Ihrer Existenz verdanken wir es, – wie bei aller schon ausgesprochenen Anerkennung der Mitwirkung sozial gesinnter Volksgenossen aus andern Kreisen gesagt werden muß – daß soziale Reform überhaupt einsetzte. „Wenn es keine Sozialdemokratie gäbe, und wenn sich nicht eine Menge von Leuten vor ihr fürchteten, würden die mäßigen Fortschritte, die wir überhaupt in der Sozialreform bisher gemacht haben, auch noch nicht existieren" (Fürst Bismarck, 26. 11. 84). So ist sie auch in der Gegenwart neben den Gewerkschaften der wirksamste Motor sozialen Fortschritts.

* * *

Aus dem Zusammentreffen dieser beiden Strömungen entsteht die soziale „Frage" unserer Zeit. Die Tatsache der kapitalistischen Entwicklung und ihrer Folgeerscheinungen allein möchte wohl zu Klagen und Anklagen führen, stellte aber noch keine Frage. Erst von dem Augenblicke an, wo eine wirkliche Gegenströmung einsetzt, tritt die soziale Frage vor uns und wird je länger desto konkreter: Soll Kapitalinteresse oder Allgemeinwohl entscheidend sein für die Ordnungen des Volkslebens?

Das soll keine Definition der Sozialen Frage sein. Ich werde mich hüten, eine solche zu geben. Denn im landläufigen Sprachgebrauch versteht man unter der sozialen Frage ein ganzes Bündel von Zeitproblemen, die unter sich teilweise nur in losem Zusammenhange stehen und nicht alle auf einen gemeinsamen Faktor zu reduzieren sind. Aber ich meine, daß mit jener Formulierung der Kern der weltgeschichtlichen Konstellation, um die es sich uns handelt, getroffen ist.

Und absichtlich ist dabei die wirtschaftliche Seite der Frage in den Vordergrund geschoben. Natürlich ist die soziale Frage zugleich eine gesellschaftlich rechtliche und im eminenten Sinne eine sittliche. Es liegt mir auch fern, die Rechtsentwicklung und noch viel ferner: das sittliche Bewußtsein einfach für mechanische Reflexe der ökonomischen Entwicklung zu halten. Aber gerade bei einem Thema wie dem unserigen, scheint es mir nötig, die wirtschaftliche Seite des Problems besonders stark zu betonen, um im voraus der Meinung zu wehren, als genüge allenfalls geistige Einwirkung auf das innere Leben der Menschen, der Arbeitgeber und Arbeitnehmer; als könne das soziale Problem unserer Zeit schon durch Ermahnen, Belehren, Predigen gelöst werden.

Dabei ist ebenso rückhaltlos anzuerkennen, daß unser Problem auch nicht nur durch wirtschaftlich-rechtliche Maßnah-

men, geschweige denn durch ein einzelnes derartiges Mittel gelöst werden kann. Auch der moderne Sozialist meint nicht, daß etwa „Überführung der Produktionsmittel in gesellschaftliches Eigentum" das Zauberwort sei, das alle Schwierigkeiten löse. Selbst auf rein wirtschaftlichem Gebiete wollen die meisten Sozialisten von einer schematischen Regelung nichts wissen. Kann, wie es den Anschein hat, in der Landwirtschaft der private Kleinbetrieb mit Hilfe des sich stark entwickelnden ländlichen Genossenschaftswesens volkswirtschaftlich rentabel bleiben und dabei gesunde soziale Verhältnisse gewähren — schön. Auch sonst mag manches Gebiet der privaten Initiative überlassen bleiben. Ein Tor, der einem Schema zuliebe technisch Unmögliches oder volkswirtschaftlich Schädliches verlangen wollte. Wo aber der Privatbesitz der Produktionsmittel mit innerer Notwendigkeit zu jenen Erscheinungen des wirtschaftlich-sozialen Lebens führt, die uns je länger desto mehr unerträglich werden, und wo seine Überführung in Eigentum und Verwaltung der Gemeinschaft technisch möglich ist, da verlangt der Sozialismus allerdings diese praktische Durchführung seines Grundsatzes, daß Gemeinwohl über Kapitalinteresse, Volkswohl über den Interessen kleinerer Gruppen stehen muß.

3.

Und Jesus?

O wie hoch steht er über diesen Dingen! Himmelhoch. Oder könnt ihr ihn wirklich denken von Bank- und Kreditwesen, von Großindustrie und Preiskartellen, von Streikrecht und Produktivgenossenschaften redend? Meint ihr, er würde es nicht weit, weit von sich gewiesen haben, zwischen privatkapitalistischer und sozialistischer Wirtschaftsordnung zu entscheiden? Nein nein, er wollte die Menschen gut und fromm machen, er wollte sie durch Buße und

Glauben zu seinem himmlischen Vater führen, er wollte ihre Seele selig machen für Zeit und Ewigkeit. Den Erdendingen stand er in vornehmer Ruhe, in göttlicher Hoheit gegenüber, die berührten kaum den Saum seines Gewandes.

So sagen viele. Und meinen Jesus richtig zu verstehen, wenn sie in ihrem Herzen ein stilles Heiligtum bauen, darinnen sie Gott dienen. Wenn sie in einer Welt voll Ungerechtigkeit ein stilles, reines und gottseliges Leben führen und ab und zu ihre Nächstenliebe, die ja auch gefordert ist, durch freundliches Almosengeben erweisen und hie und da versuchen, einen Ungläubigen zu retten aus dem Verderben seiner Seele. Und lassen im übrigen die Welt ihren Gang gehen. Ohne das geringste Gefühl der Mitverantwortlichkeit. Weil sie an ihrem Gang ja doch nichts ändern könnten.

Ich verstehe diese Meinung und diese Frömmigkeit. Aber ich halte sie für falsch und für unchristlich. Wenigstens für eine Stufe christlicher Frömmigkeit, über die wir nun allmählich hinauskommen müssen. –

Ohne weiteres ist zuzugeben, daß das Verhältnis Jesu zur sozialen Frage unserer Zeit nicht auf eine einfache Formel zu bringen ist. Die Begriffe und Kategorien, in denen wir dies vielverzweigte Problem zu fassen versuchen, liegen zum großen Teil auf einer ganz andern Ebene als die Begriffe der Lehre Jesu. Und dabei ist die Lehre Jesu noch nicht einmal das eigentlich Neue, das er brachte, sondern besteht dieses vielmehr in dem völlig inkommensurablen Leben, das sich in ihm offenbarte.

Trotzdem: dreierlei ist mir klar.

Erstens, mit welchem Maßstab Jesus die Erdendinge mißt, und daß an diesem Maßstabe gemessen die gegenwärtigen sozialen Verhältnisse nicht bestehen können. Die Erdendinge sind ihm nämlich nicht gleichgültig. Sein bekanntes Wort: „Was hülfe es dem

Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele —" zeigt allerdings, daß ihm der Wert des Menschen unendlich hoch über allen bloß irdischen Dingen steht, daß für ihn allein die für die Ewigkeit bestimmte Menschenseele einen absoluten Wert hat, während alle Erdendinge nur relativen, im Vergleich mit der Menschenseele verschwindend geringen Wert haben. Aber zugleich erkennt er doch an, daß die Erdendinge der Menschenseele, dem inneren Leben des Menschen, seiner Charakterentwicklung bösen Schaden zufügen können.

Unter diesen Erdendingen erschien ihm besonders verdächtig der Reichtum. Nach seiner Erfahrung pflegte der Reichtum die Charakterentwicklung seines Besitzers so zu schädigen, daß er im allgemeinen unfähig machte für Gottes Reich. Man hat ja mannigfach versucht, den Ernst des Wortes, daß schwerlich ein Reicher ins Reich Gottes kommen werde, abzuschwächen. Aber dazu hat man kein Recht; die bei verschiedenen Gelegenheiten ausgesprochene Meinung Jesu ist ganz klar. Und ich weiß nicht, weshalb sein Urteil für die Gegenwart anders lauten sollte.

Und weiß sicher, daß auf der andern Seite moderne Massenarmut, Wohnungselend, überlange Arbeitszeit, dauernde Unterernährung, Entgeistigung der Arbeit, gewerbliche Arbeit von Müttern und Kindern und andere Folgeerscheinungen unseres Wirtschaftslebens ebenso seelenverwüstend wirken; daß das beständige rastlose Ringen um die bloße Existenz, wie es die bestehenden Verhältnisse auch vielen Angehörigen des Mittelstandes auferlegen, unzähligen Menschen Kopf und Herz so völlig füllt, daß sie darüber ihr inneres Leben vergessen und schließlich verlieren. Gewiß bleibt die ethische Forderung, daß man sich durch Verhältnisse nicht überwinden lassen dürfe, bestehen. Gewiß kommt es vor, daß auch in den jämmerlichsten äußeren Verhältnissen sich ein Charakter von wunderbarer Schönheit ent-

wickelt – wirklich wie ein Wunder vor unseren Augen – aber daß Durchschnittsmenschen durch den Druck dauernder Massennot demoralisiert werden, ist eine einfache Tatsache der Erfahrung.

Mehr noch: die ganze Eigenart unserer Wirtschaftsordnung hemmt das Wachstum guter, innerlich freier und glücklicher Charaktere.

Es liegt am Tage, daß das Prinzip der unbeschränkt freien Konkurrenz, das auf ihren niederen Stufen gilt, die Selbstsucht geradezu züchtet; die Selbstsucht in krassester Form, denn des Nachbars Schaden ist eigner Vorteil. Und je höher sich kapitalistische Wirtschaft entwickelte, desto stärker trat das Übergewicht der Sache über den Menschen hervor. Als sei der Mensch um der kapitalschaffenden Arbeit willen und nicht die Arbeit um des Menschen willen da. Es kann kaum ausbleiben, daß ein Mensch, der sich solche Herabwürdigung seiner Persönlichkeit dauernd gefallen lassen muß, dadurch auch in seiner eignen Lebensauffassung, in seiner ganzen Weltanschauung beeinflußt wird.

Denn seine Weltanschauung baut sich schließlich doch jeder, der nicht einfach Autoritäten nachspricht, aus seinen eignen Erfahrungen auf. Lebt nun ein Mensch tagaus tagein in einem Wirtschaftsgetriebe, in dem nur seine Arbeitsleistung gewertet wird, in dem er selbst nicht mehr gilt als ein Maschinenteil, – manchmal weniger als ein sehr kostspieliger Maschinenteil – sieht er sich jahraus jahrein rein als Mittel zu sachlichen Zwecken, zum Zweck der Gütererzeugung benutzt, sieht er sich zeitlebens von morgens früh bis abends spät in einen Mechanismus eingespannt, in dem er wohl einmal die Stelle wechseln kann, der selbst aber völlig unabhängig von seinem und vieler Tausend Mitarbeiter Willen automatisch funktioniert, so ist es begreiflich, wenn in solchem Leben schließlich auch seine Selbstachtung, der Respekt vor seiner eignen Seele schwindet.

Gewaltig, autonom, in eherner Gesetzmäßigkeit geht der Gang der Entwicklung in Natur und Wirtschaft – menschliche Gedanken, Gefühle und Wünsche umspielen ihn nur, wie wohl farbige Sonnenlichter das mächtig kreisende Schwungrad in der Maschinenhalle umspielen.

Und dringt dann von anderer, diesmal naturphilosophischer Seite her die Behauptung auf ihn ein, die Naturforschung habe bewiesen, Geist sei nichts, die Materie sei alles, so ist es ein Wunder, wenn der Arbeiter das nicht glaubt. Mag in seinem Herzen und Gewissen sich auch etwas sträuben, schier alle seine Lebenserfahrungen stimmen zu: unfrei ist der Mensch, unfrei eingespannt in den mechanischen Ablauf der Dinge, in einen Mechanismus, der stärker ist als er. Was ist da an seinem Gut- oder Schlechtsein, an seinem Glauben, an seiner Treue, an seiner Hoffnung gelegen?

So ist es nicht nur bei Arbeitern, sondern auch in den weitesten Kreisen der Mittelschichten. Ungefähr gleich groß ist hier die alle Geisteskräfte in Anspruch nehmende Arbeitshetze – reichlich so groß ist hier die Geistlosigkeit der Geselligkeit und der Zerstreuungen, die man sich als Erholung von der Arbeit gönnt – und nicht viel geringer ist die Unselbständigkeit, die Abhängigkeit der eignen Existenz und Arbeit von dem über die Menschen disponierenden Kapital. So erklärt sich zum großen Teil nicht nur die Ideallosigkeit, die Zukunftslosigkeit möchte ich sagen, die für diese Schichten mit Einschluß unzähliger Geistesarbeiter charakteristisch ist, sondern auch die Tatsache, daß auch hier materialistische Weltanschauung vorherrschend ist; obwohl deren „wissenschaftliche" Beweise so kümmerlich sind, daß diejenigen Volksgenossen, die auf Grund ihrer Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst oder noch höherer Zeugnisse sich als „die Gebildeten" zu bezeichnen pflegen, ihre Haltlosigkeit wohl einsehen könnten.

Von solchem Verzicht auf den Glauben an den lebendigen Gott und den unvergleichlichen Wert der eigenen Menschenseele ist bis zu irgendeinem krassen Aberglauben nur ein Schritt. Der Schritt ist vollzogen. Galt es früher als ein halb scherzhaftes Paradoxon, wenn man sagte: „Geld regiert die Welt", so glauben die Leute das jetzt wirklich. Glauben wirklich und wahrhaftig, das Geld sei die größte Großmacht. Darüber gäbe es einfach nichts. Geld, viel Geld scheint ihnen das Erstrebenswerteste, was es überhaupt gibt. Nächstenliebe, Treue, Gerechtigkeit, soziales Verantwortungsbewußtsein – alles schöne Dinge, aber doch nur von Phantasiewert, real ist das Geld und die Macht, die Geldbesitz verleiht. Sie wollen es oft nicht wahr haben, daß sie so denken. Aber es ist wahr. Sie leugnen vielleicht, daß sie vor einem Millionär ohne weiteres eine unbeschränkte Hochachtung hätten. Aber wenn's ein Milliardär ist – ja allerdings: eine Milliarde – alle Achtung! In ihren Mienen prägt sich ihre rückhaltlose Bewunderung der Geldmacht aus – deren Ziele seien nun gut oder schlecht – wenn sie von dem geheimen Walten der Hochfinanz, den neuesten Fusionsbestrebungen eines allgewaltigen Banken-Konzerns reden; halblaut, leise nur sprechen sie die Namen aus, wie einst wohl Völker den Namen ihres Gottes nicht laut nennen mochten in ehrfürchtiger Scheu.

Manches hat zusammengewirkt zu diesem Rückfall in die Barbarei. Ich glaube geschichtlich nachweisen zu können, daß die Eigenart des privatkapitalistischen Wirtschaftssystems die Hauptschuld trägt. Sie hat Gott Mammon auf den Thron gehoben, auf einen höheren denn je zuvor. Und er schlug die Augen seiner Diener mit Blindheit und läßt ihre Seelen in der Wüste verderben. Als der Götze unserer Zeit sitzt der Mammon auf weltbeherrschendem Thron. Und schier alles Volk betet ihn an.

Wir aber wollen ihn herunterholen.

Denn nicht nur das ist uns klar, daß gemessen mit dem Maßstab Jesu – „wie wirken die Erdendinge auf die Menschenseelen?" — die gegenwärtigen Wirtschaftsverhältnisse nicht bestehen können, sondern

Zweitens ist uns ebenso klar:

Daß Jesus die Mitarbeit eines jeden, der sein Jünger sein will, fordert zur Herbeiführung besserer Zustände.

Wenn Jesus Menschen in Not sah, dann tröstete er sie nicht mit dem Hinweis, daß auch des Lebens Not den Menschen zum Besten dienen könne, dann vertröstete er sie auch nicht auf das Jenseits, sondern er half. Vermutlich weil er die Menschen lieb hatte. Und von seinen Jüngern verlangte er das gleiche. Das sollte immer das Kennzeichen seiner Jünger sein, daß sie tätige Liebe übten. Ja, das würde für ihn einst im Gericht das entscheidende Merkmal der Seinen sein, daß sie Hungrige gespeist, Durstige getränkt, Kranke und Gefangene besucht, Nackende gekleidet – wir können ruhig für unsere Zeit fortfahren: und Geknechtete aus einem Wirtschaftsleben befreit hätten, das für ihre Seelen übergroße Versuchungen in sich barg.

Dabei liegt es uns natürlich fern, Jesus für irgendein bestimmtes soziales Zukunftsprogramm, etwa das des Sozialismus, in Anspruch zu nehmen. Alle Wirtschaftsordnungen haben ihre Zeit. Die des XXX. Jahrhunderts wird von der Wirtschaftsordnung, auf die gegenwärtig die sozialistische Bewegung lossteuert, voraussichtlich ebenso verschieden sein, wie die gegenwärtige von der des X. Jahrhunderts. Jesus hat nicht für jedes Jahrhundert die passendste Rechtsordnung erlassen – er hat überhaupt keine Gesetze gegeben – sondern will nur seinen Jüngern aller Zeiten das Gewissen wecken und sie aktiv machen, daß sie wirken, schaffen, arbeiten, kämpfen für der Menschheit Wohl. Weiß jemand etwas Besseres als den Sozialismus, – gut. Meint einer, durch allerlei

energische Reformen unter grundsätzlicher Aufrechterhaltung des privatkapitalistischen Wirtschaftssystems seine verhängnisvollen Schäden beseitigen zu können – auch gut. Nur begnüge man sich nicht damit, hie und da einige Erleichterungen zu schaffen und im großen und ganzen alles beim alten zu lassen. Uns Sozialisten aber, die wir durch Geschichte und Nationalökonomie von der Möglichkeit und Notwendigkeit einer radikalen Änderung des herrschenden Systems überzeugt sind, macht Jesus den Kampf und die Arbeit für den Sozialismus zur Gewissenssache.

So wenig wie Jesus selbst uns ein bestimmtes Zukunftsprogramm aufstellte, schreibt er den Einzelnen ihre besonderen Aufgaben vor. Es können und brauchen nicht alle Politiker oder Organisatoren zu sein. Andere Aufgaben sind nicht minder wichtig. Die Erziehung des nachwachsenden Geschlechts zu sozialem Empfinden und sozialem Verantwortungsbewußtsein, die Anbahnung höherer Volksbildung, die Aufklärung der öffentlichen Meinung über wahre und falsche Werte, die Arbeit an der Ausbildung einer Weltanschauung, die den besonderen Zeitbedürfnissen die ewigen Wahrheiten verständlich macht, und manche andere Aufgaben rufen nach Mitarbeit. Und welchem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern.

Und über solchen Extraaufgaben sollen wir vor allem die uns allen gemeinsame Aufgabe nicht vergessen: in unserer eigenen Person den Typus des sozialgesinnten Menschen, den wir ersehnen, schon jetzt zu verwirklichen. Der Salonsozialist ist immer eine komische Figur gewesen. Eine noch üblere Sache ist es, im Namen Jesu bessere Menschen, mehr Verständnis für einander, mehr Achtung vor einander, mehr Bruderliebe zu fordern und selbst dabei einen in allen diesen Dingen rückständigen Typus zu verkörpern. Es hilft nichts, wir müssen umlernen, müssen uns umdenken, müssen es aufgeben uns selbst für etwas Besseres, Vornehmeres, Ehr-

würdigeres zu halten als andere Leute. Müssen lernen durch die Schranken, die Besitz und zuerkannter Rang und höhere Töchterschulbildung zwischen den Menschen aufrichteten, hindurch zu sehen als existierten sie nicht. Mancher entdeckt dann zu seiner Überraschung, daß die Menschen drüben eigentlich gar nicht viel anders sind als die Leute seines Kreises, daß bei den Arbeitern höchstens etwas mehr Idealismus zu finden ist als in den Mittel- und Oberschichten. Mancher findet zu seiner Überraschung unter den Arbeitern nicht ganz wenige, deren Allgemeinbildung der des Durchschnittsgebildeten nicht nachsteht, ja sie vielleicht übertrifft. Und nach einer Reihe von solchen und ähnlichen Überraschungen wird er sich nachher nicht mehr anzustrengen brauchen „sozial zu empfinden", sondern es wird ihm ganz natürlich sein.

Solche Leute aber haben wir in wachsender Zahl nötig, wenn wir weiter kommen wollen. Denn der Klassenkampf, der an sich ja noch notwendig ist, hat die üble Eigenschaft, die Gräben zwischen den verschiedenen Volksschichten nur noch tiefer zu ziehen und damit ein das ganze Volk umfassendes soziales Bewußtsein zu erschweren. Die politischen Parteien, die Zeitungen — aus denen die meisten ihre ganze Kenntnis von dem, was in andern Volksschichten vor sich geht, schöpfen — pflegen die Gegner entweder als halbverblödete oder ganz schlechte Menschen darzustellen. Sie sagen ja, sie müßten so tun. Aber sicher trägt das von Jahr zu Jahr mehr dazu bei, das Zusammengehörigkeitsbewußtsein im Volk zu hindern. Da gibt es in der weiten Welt kein anderes Gegenmittel als eine stets wachsende Zahl von Männern und Frauen, die solchen Schwindel nicht mitmachen; die Ernst damit machen, im Mitmenschen den gleichwertigen Lebensgenossen, den Bruder, die Schwester zu sehen. —

Drittens. Von Jesus her habe ich den Glauben an das Kommen einer besseren Zeit. Eines neuen Zeitalters, in dem nicht mehr menschliche Selbstsucht und Mammons

Macht das letzte Wort haben; in der vielmehr das Ideal der Gerechtigkeit, brüderliches Empfinden, soziales Verantwortungsbewußtsein den ausschlaggebenden Einfluß auf die Gestaltung der Ordnungen des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Volkslebens haben werden.

Das ist allerdings ein Glaube. Nicht eine Gewißheit, die wissenschaftlich beweisbar wäre. Es gibt keine Wissenschaft, die beweisen könnte, daß es mit der Menschheit aufwärts gehen müsse. Die Nationalökonomie kann wohl nachweisen, daß auch der Privatkapitalismus sich nicht in alle Ewigkeit weiter entwickeln könne, kann zeigen, daß schon in der Gegenwart überall Ansätze von genossenschaftlicher Betriebsweise, von gesellschaftlich organisierten Eigentumsformen in stillem Wachstum begriffen sind; kann es als durchaus wahrscheinlich hinstellen, daß diese neuen Formen einst die privatkapitalistischen ablösen werden. Die Geschichte mag wohl zeigen, daß die Demokratisierung der öffentlichen Gewalten in anhaltendem Fortschreiten begriffen ist. Der Biologe mag auf Grund der Evolutionstheorie als wahrscheinlich hinstellen, daß auch die Menschheit in einer Höherentwicklung begriffen sei – wirklich zwingende Beweise sind das alles natürlich nicht. Nicht einmal dafür, daß bessere, gerechtere Wirtschaftsordnungen kommen werden, geschweige denn, daß in diesen Ordnungen sich nun auch höheres, tieferes, freundlicheres, reicheres Menschenleben entwickeln werde.

Das kann auch keine philosophische Spekulation beweisen. Mag idealistische Philosophie noch so fest überzeugt sein, daß die Ideen des Guten, Wahren, Schönen schließlich doch stärker seien als Selbstsucht und Unvernunft – der Wirklichkeitsmensch sagt: in der Gegenwart sind sie es nicht, weshalb sollten sie es in der Zukunft sein? Mag materialistische Geschichtsauffassung den Einfluß der ökonomischen Faktoren noch so stark betonen – die Erfahrung

zeigt, daß eine Besserung der sozialen Verhältnisse durchaus nicht immer einen Aufstieg des Menschengeistes über das Niveau flachen Genußlebens zur Folge hat. Welchen sonst optimistischen Sozialpolitiker hätte nicht schon Arne Garborgs Zukunftsbild geschreckt: „Fabriken und wohlsituierte Arbeiter – die Welt erfüllt von aufgeklärten, wohlgenährten Kleinbürgerseelen, die essen, trinken und sich wissenschaftlich fortpflanzen?"

Und doch brauchen wir eine große Zukunftshoffnung. Brauchen sie als Schutzwehr gegen die Einwände derer, die uns nur immer neue praktische Schwierigkeiten zeigen zu müssen glauben; wie gegen die Angriffe derer, die aus Grundsätzen unsern „Humanitätsdusel" verspotten oder unsern „unbedachten Radikalismus" schelten. Brauchen sie, weil wir einen starken, stillen Enthusiasmus brauchen zum Einsatz der eigenen Person in den Kampf für die Zukunft. Und wir brauchen sie fest gegründet, so fest, daß sie auch durch viele Enttäuschungen und bittere Erfahrungen nicht erschüttert wird oder wenn einmal erschüttert, sich doch gleich wieder aufrichten kann.

Ich habe sie von Jesus. Im Grunde nur von ihm.

Denn von ihm habe ich gelernt an die Menschen zu glauben; und an Gott zu glauben.

Natürlich muß man an die Menschen glauben, wenn man eine große Zukunftshoffnung haben will. Das ist ja der üblichste und tatsächlich gewichtigste Einwand, den die Verteidiger der bestehenden Wirtschaftsordnung uns Hoffenden entgegenwerfen: „Ihr rechnet nicht mit der Natur des Menschen. Ja wenn die Menschen Engel wären! In Wirklichkeit ist der Mensch nun einmal ein egoistisches, nur durch die Triebfeder seines eigensten Interesses in Bewegung zu setzendes Wesen. Deshalb wird nur ein Wirtschaftssystem, das dieser wesentlichen Eigenart bis ins kleinste angepaßt ist, Bestand haben können. So war es und so ist und so wird es bleiben in alle Ewigkeit."

Gegen dies Verdikt steht mir Jesu schlichtes Zutrauen zu den Menschen. Er kannte die Menschen, er wußte, daß sie arg waren. Trotzdem mutet er ihnen mehr zu als je ein Menschenkenner unserer Zeit von sich aus wagen würde. Er traut ihnen das Größte zu, was man einem Menschen zutrauen kann: anders zu werden.

Es kommt wohl viel darauf an, wie man die Menschen behandelt. Schreit man sie nur immer an: ihr seid ja doch alle Egoisten, — versichert man ihnen immer wieder: das ist ja auch ganz natürlich und unabänderlich; seht, deswegen haben wir auch alle Verhältnisse euch gleich so geordnet, daß euer Egoismus sich in ihnen recht frei auswirken kann — so werden sie vermutlich auch Egoisten bleiben. Jesus hat mit seiner Behandlungsweise bessere Resultate erzielt. Und wer es an sich selbst erlebte, daß der Anschluß an Jesus ihn über seine egoistische Durchschnittsveranlagung ein wenig hinaushob, der teilt hinfort Jesu Glauben an die Menschen.

Bedeutsamer noch ist Jesu Glaube an Gott, an Gottes Macht, an die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden. Er sieht die Welt als eine Welt Gottes. In ihr soll Gottes Wille, von den Naturgewalten blind vollzogen, von den Menschen freiwillig in ihren Willen aufgenommen herrschend werden: das ist das Reich Gottes auf Erden.

Jesus glaubte an einen Fortschritt dieses Reichs. Ob schnell oder langsam, ob in Katastrophen oder in langsamer Entwicklung — Bilder eines schnell hereinbrechenden Weltendes kreuzen die Gleichnisse vom langsamen Wachsen der Saat, vom Sauerteig in der Hand des Weibes, der allmählich alles durchdringt — aber ob langsam oder schnell, und ob die reine Vollendung erst in der Ewigkeit zu erwarten steht — seine Jünger sollen tun wie er tut, darum beten, dafür arbeiten und kämpfen: daß Gottes Wille geschehe wie im Himmel „also auch auf Erden".

Es ist die Frage, ob wir diesen Glauben Jesu teilen. Der teilt ihn nicht, der in Zeiten wie den unsrigen, vor Problemen wie der sozialen Frage achselzuckend sagt: „es ist nichts zu machen; in der Welt herrscht nun einmal Selbstsucht und Mammons Geist, daran ist nichts zu ändern." Wer so redet oder denkt, wer so vor der weltbeherrschenden Sündenmacht kapituliert, kampflos die Segel streicht, der mag im übrigen ein frommer Mensch sein – diese seine Rede verrät nichts vom Geist Jesu. Aus ihr spricht einfach der Geist des Unglaubens, der Gott allenfalls zutraut, daß er eine scheue Menschenseele, die sich aus der Welt in einen stillen Winkel zurückzog, mit Not und Mühe für die Ewigkeit retten könne, daß er aber die Welt, das heißt Millionen und Abermillionen unserer Brüder und Schwestern dem Teufel überlassen müsse. Aus ihr spricht derselbe Geist der sittlichen Trägheit, der einst durch Jahrhunderte den Sklavenhandel christlicher Völker duldete, der im vorigen Jahrhundert ganze Völker in der Alkoholnot versinken ließ und nichts dagegen tat, der es für unabänderlich ansieht, daß christliche Völker von Zeit zu Zeit wie die Wilden auf einander losgehen, um möglichst viel „Feinde" zu töten – der Geist der Feigheit und Trägheit, der tausendmal das, was sich Christentum nannte, kompromittiert hat, weil man in hohen Tönen von Liebe und Vertrauen und dem Glauben, der die Welt überwindet, sang und redete und dann, wenn's darauf ankam, sagte: es ist nichts zu machen. Ja, es war nichts zu machen, solange die Menschen die Hände in den Schoß legten, weil sie keinen Glauben hatten.

Der Glaube, den Jesus im Menschen weckt, spricht: Gottes Reich kommt. Und wenn eine Zeit reif ist, um das gesellschaftliche Verhältnis von Mensch zu Mensch neu zu ordnen, so zu ordnen, daß es den Gedanken der Gerechtigkeit, der Bruderliebe, der gegenseitigen Hilfe besser

entspricht denn zuvor –, wenn die wirtschaftliche Entwicklung Neuordnungen ermöglicht, die weniger dem natürlichen Egoismus des Individuums, mehr dem Gemeinsinn und Solidaritätsbewußtsein angepaßt sind, so begrüßt der gottgläubige Mensch das als einen Fortschritt des Reiches Gottes auf Erden und zugleich als eine Aufforderung, die eigene Kraft einzusetzen für diesen Fortschritt. Und weiß er auch, daß die vorwärtsdrängenden Kräfte selbst einstweilen wenig mehr sind als Egoismus, diesmal Klassenegoismus, weiß er auch, daß die trefflichsten äußeren Formen nie von sich aus den ihnen entsprechenden neuen Geist erzeugen werden und daß die Zeitgenossen auf einem Irrweg sind, die ihn aus naturalistischen Voraussetzungen erzeugen wollen, so kann dies alles ihm nur um so mehr Ansporn sein mitzuarbeiten nach eigenem besten Wissen und Verstehn. Und er ist dabei voll ruhigen Vertrauens: es ist Gottes Sache. Der lebendige Gott, der wie in den Naturgesetzen so auch in den Gesetzen, nach denen wirtschaftliches Leben sich entwickelt, wirkt, führte auch diese Aufgabe herauf. In seinem Dienst arbeiten die Organisationen – ob sie es wissen und wollen oder nicht, – seinen Zwecken muß der moderne Klassenkampf dienen. Er war es auch, der diese, seit Jahrhunderten größte Aufgabe dem Christentum stellte.

* * *

Dem Christentum? – Aber ist das nicht tatsächlich schon zu alt und zu schwach für solche Zukunftsaufgaben? Ist's nicht vielleicht doch so, daß es mit dem Christentum zu Ende geht und wir uns nach einer neuen zeitgemäßeren Geistesmacht umtun müssen?

Ich bin sehr für ernsthaftes Diskutieren, aber bei der Rede vom veraltenden Christentum muß ich immer lachen.

Wir fangen ja erst an. Wir wollen gewiß nicht undankbar verkennen, was das historische Christentum der ersten beiden Jahrtausende alles geleistet hat. Aber gewiß ist es auch nicht der geringste Ertrag der bisherigen Kirchengeschichte, daß in ihr sehr deutlich wurde, was alles Christentum nicht ist. Es ist nicht vertrauensvolle Verstandesunterwerfung unter ein System von Glaubens- und Sittenlehren. Es ist nicht williger Gehorsam unter kirchliche Priestermacht. Es ist auch nicht bloß der Friede in Gottes gnädiger Liebe geborgener Seelen.

Sondern es ist Leben; das Leben, das sich in Jesu offenbarte. In ihm wie in keinem anderen. Das dann aber in all den Jahrhunderten immer wieder hier und dort aufleuchtete – in mannigfach verschiedener Ausprägung bei einem Johannes, Paulus, Augustin, Franziskus, Luther, Cromwell, Pestalozzi und vieltausend Ungenannten –, das vorwärts drängend nun allmählich etwas häufiger werden soll.

Wir können dies Leben noch nicht beschreiben. Wir müßten denn die Evangelien noch einmal abschreiben; aber auch die geben nur Bruchstücke und selbst die verstehen wir immer nur so weit als wir sie selbst nachzuerleben vermögen. Dies Nacherleben aber können wir nicht willkürlich machen. Wir können nicht sagen: heute möchte ich die Erfahrung eines geängsteten und dann mit Gott versöhnten Gewissens machen, um zu verstehen, was Jesus eigentlich unter „gerechtfertigt" versteht. Wir können nur so nacherleben – bitte nicht: nachempfinden im ästhetischen Sinne, sondern etwas von jenem ursprünglichen Leben in einer Dublette selbst erleben – als wir eingehen auf die besonderen Aufgaben, die unser Erdenweg, die Geschichte, einfacher gesagt Gott, uns stellt. So offenbart sich uns jenes Leben.

Und die in der Geschichte der Menschheit jeweilig neu

gestellten Aufgaben sollen neue Offenbarungen dieses Lebens zuwege bringen.

Mit zwei kurzen Beispielen bitte ich das noch belegen zu dürfen.

Eins der Charakteristika des Lebens ist, daß es Leben in „Liebe" ist. Was eigentlich Liebe ist, wissen wir noch nicht, denn wir erlebten Liebe nie „chemisch rein", sondern immer nur in Mischung mit etwas anderem, z. B. mit feineren Regungen des Egoismus oder mit sexuellen Gefühlen oder mit instinktiver Sympathie oder in der für besonders christlich geltenden Komplikation, die man Mitleid nennt. Jetzt, nachdem wir uns durch Jesus in die soziale Not unserer Zeit stecken ließen, geht uns eine neue Spezies von Liebe auf: wir wissen und fühlen uns zusammengehörig mit den anderen Menschen, gleich ob sie schön oder unschön, uns sympathisch oder unsympathisch, brav oder unbrav sind. Wir empfinden ihre Angelegenheiten als unsere Angelegenheiten, wir fühlen auf uns den Druck, der auf ihnen lastet, empören uns unwillkürlich gegen die dunkle Macht, die ihnen das Leben verdirbt, und jauchzen auf, wo sich uns zusammen ein Ausweg aus dem Dunkel zeigt. – Gewiß kann in ganz ähnlichen Ausdrücken auch der Parteifanatismus reden, aber wer beides aus eigenem Erleben kennt, weiß: es sind verschiedene Seelenverfassungen, von denen hier und dort geredet wird. – Es ist nicht gesagt, daß dieses Solidaritätsbewußtsein in jedem Fall eine höhere Form der Liebe sei – in unzähligen der 20 000 barmherzigen Schwestern, die im evangelischen Deutschland gegenwärtig arbeiten, steckt gewiß ein höherer Prozentsatz echter Liebe als in einem von uns – aber es scheint mir keine Frage: wir haben hier eine weltgeschichtlich neue Ausprägung der Liebe. Barmherzigkeit hat es schon lange gegeben; das schlichte sich-solidarisch-fühlen lernen wir erst jetzt. Nicht in dem Sinne ist es neu, als wäre es

zuvor nie dagewesen. In Vollkommenheit war es einmal da, in Jesus, der sich freute mit den Fröhlichen und den Weinenden — half; der auffuhr in gerechtem Zorn, wenn ihm die Bedrücker und Bedränger seines Volks in den Weg kamen; mehr noch: der die Sünden seines Volks auf sich lasten fühlte, der sich bis zuletzt so völlig solidarisch mit den andern wußte, daß er in einer seiner letzten Stunden sich von Gott verlassen fühlte, wie ausgestoßen von Gott, weil er zu der Menschheit gehörte und gehören wollte, die jetzt ihre Schuld zum äußersten steigerte. — Was wir gegenwärtig in der sozialen Arbeit erleben, was unzählige in einem Zeitalter erleben werden, in dem soziales Mitempfinden zur moralischen Notwendigkeit werden wird, ist eine neue Offenbarung dieses Lebenskoeffizienten, den wir vorläufig Liebe nennen.

Ein zweites Beispiel. Für Jesus ist Gott der sehr persönliche Urquell alles persönlichen Lebens. Bei ihm gibt sich das Leben ganz deutlich als Leben in Gott, mit Gott, aus Gott. Wiederum fehlen uns zum vollen Verstehen und Nacherleben allerlei Voraussetzungen. Wenn der moderne Mensch auf dem Punkt angelangt ist, daß er zur Selbstbesinnung erwacht und merkt, daß bloßes Dasein, daß auch normales Funktionieren von Empfindungen, Vorstellungen, Gefühlen, Trieben und daraus resultierenden Willensbewegungen noch längst nicht Leben ist, — so pflegt er sich Gott sehr fern zu fühlen. (Ich sage nicht, daß er Gott sehr fern sei.) Und wenigstens bei den energischeren Naturen hebt dann ein Suchen nach Gott an. Diesem gegenwärtig sehr verbreiteten Suchen — man nennt's deswegen auch wohl das Suchen der Zeit — empfehlen sich mannigfache Wege: philosophische, theologische, theosophische Gedankenarbeit; Vertiefung in das eigne Selbst, bis man durch das Wellenspiel der von Tagesströmungen bewegten

Oberfläche in die Tiefe der gottentstammten Seele dringe; Aufgeschlossenheit der Sinne, seelische Empfänglichkeit für das was Natur und Geschichte dem Menschen zu sagen haben; andächtiges Bibellesen; intensive Beschäftigung mit den Tatsachen der eigenen Sündhaftigkeit und der Gnade Gottes; das Gebet; der Wille zum Glauben – und andere Wege; dazu mannigfache Kombinationen der eben genannten.

Ich will nicht bestreiten, daß einige dieser Wege sehr gut sind. Aber mir scheint, daß von den Menschen der Gegenwart die meisten auf ihnen ihr Ziel nicht erreichen; daß die meisten in irgendeiner Selbstkultur stecken bleiben, deren Früchte kaum die angewandte Mühe lohnen dürften. Vielleicht ist für die Menschen unserer Zeit ein anderer Weg doch gangbarer: der der praktischen Liebesarbeit. Ich meine nicht, daß jede praktische Liebesarbeit jeden Menschen in bewußte Fühlung mit Gott bringt; ich meine aber, daß für den, der Gott sucht mit dem stärksten Verlangen seiner Seele, dieser Weg empfehlenswert ist. Auch Jesus hat ihn gelegentlich empfohlen. Als ein Schriftgelehrter ihn fragte nach dem Wege zum Leben, erzählte er ihm die Geschichte vom barmherzigen Samariter und fügte hinzu: desgleichen tue. Weiter nichts. Sehe ich recht, so sind es ganz bestimmte Erfahrungen, die den Gottsucher, der diesen Weg geht, zu Gott führen: der lebendige Eindruck von der ungeheuren Macht der Sünde, der menschenverderbenden da draußen und der eigenen, wie sie in hemmender Selbstsucht, Bequemlichkeit, Feigheit erst jetzt unliebsam deutlich wird; ein klares Bewußtsein von den Grenzen der eignen, ja überhaupt menschlicher Macht; ein leidenschaftliches Verlangen nach Hilfe – und dann plötzlich ein Verstehen für das, was sich in Jesus offenbart. Nicht als ob sich aus solchen Erfahrungen nun „der Glaube" logisch entwickelte, sondern so,

daß jede dieser Erfahrungen Gott einen Zugang öffnet zu unserer Seele.

Diesen Weg werden in Gegenwart und Zukunft Tausende und Abertausende gehen. Auf diesen Wegen werden sie Gott finden. Und Gott wird durch sie wirken. —

In der Geschichte sind neue Durchbrüche des Lebens gewöhnlich mit wirtschaftlichen Umwälzungen Hand in Hand gegangen. Es wird diesmal nicht anders sein.

J. G. Cordes.

Jesus und die Sünde

Von „Sünde" zu reden ist unmodern geworden. Es verstößt gegen den guten Geschmack der Zeit. Das Wort erinnert so an Bekehrungsversammlungen, an Heilsarmee oder an den Konfirmationsunterricht, wo der Pfarrer, ernste Falten im Gesicht, mit drohend erhobenem Finger von der „Sünde" sprach. Mein Gott — — was ist denn Sünde! Ein uralter jüdischer Begriff, den man dann leider in die christliche Religion mit übernommen hat. Ein moderner Mensch, der für Begriffsspaltereien keine Zeit hat, der in dem harten Kampf um dingliche Werte steht, darf verlangen, daß man ihn mit solchen Sachen verschont.

Die Leute, die von der „Sünde" reden, sind sich ja zum großen Teil selbst nicht klar darüber, was sie damit meinen. Was soll nicht alles Sünde sein! Theaterbesuch, ausgeschnittene Frauenkleider, Kartenspielen, ja — Lachen hat man als Sünde bezeichnet. Wahrhaftig, man hat es getan! Tennisspielen an hohen Feiertagen, Kegelschieben und Biertrinken, Luftbäder nehmen und vor allem eine eigene Meinung haben — — für alles haben sich schon Leute gefunden, die es als Sünde brandmarkten.

Für jeden Stand gibt es dann noch Spezialsünden. Für den Pfarrer ist eine Sünde, wenn er außerdem auch noch ein Mensch ist. Für den Kaufmann, wenn er sich der Geschäftslüge bedient. Für den Studenten und den Offizier,

wenn er sich nicht duelliert. Für den Komödianten, daß er Komödiant und außerdem wahrscheinlich abergläubisch ist. Für den Arbeiter, daß er Sozialdemokrat, für den Landmann, wenn er nicht konservativ und für den Unternehmer, wenn er nicht liberal ist.

Wer soll sich in diesem Vielerlei von Sünde noch zurechtfinden!

Natürlich — über „gewisse Dinge" ist man sich klar. Stehlen und Totschlagen, Revolution anzetteln und Meineide schwören — das ist auf jeden Fall Sünde. Und es geschieht den Leuten ganz recht, wenn sie dafür exemplarisch bestraft werden.

Aber sonst!? Man soll doch jeden Menschen seine Wege gehen lassen! „Tue recht und scheue niemand!" und sieh zu, wie du möglichst schadlos durchs Leben kommst! Laß dich nur nicht in Unruhe bringen von denen, die von der „Sünde" reden! Wenn du einen guten Ruf hast, dann wahre ihn — — und damit basta!

O, o, ihr Philister! Ich kenne euch. Ihr seid vorzügliche Schauspieler. Ihr versteht es brillant, gefällige, wohlanständige Posen einzunehmen. Und auf die Szenerie versteht ihr euch meisterhaft. Aber — glaubt's mir — ich habe euch hinter die Kulissen geguckt. Wer sich eurer Truppe anschließt, dem seht ihr durch alle zehn Finger. Aber wehe dem, der zu einer anderen Truppe gehört, der nicht in euren Wassern schwimmt! Dem rechnet ihr auf Heller und Pfennig, auf Tag und Datum haargenau nach, was er gefehlt hat. Wenn ihr auch das Wort „Sünde" nicht im Munde führt, — — nein, das tut ihr nicht, denn das Wort ist euch verhaßt — ihr redet von Anstand und Menschenwürde, von Ehrlosigkeit und von Schuften. Aber es ist ja ganz gleichgültig, wie ihr's nennt! Euren Truppengenossen verzeiht ihr alles, alles! Und dann wandelt ihr das Theater eures Daseins zum Gerichtssaal, — und Gott gnade dem, der

euch in die Hände fällt! Mücken seigen und Kamele verschlucken ist noch immer euer sauberes Geschäft.

„Sünde!" Es gibt immerhin noch viele, die heute davon reden. Manche reden laut und oft davon. Es gibt sogar Leute, die von nichts lieber reden, als von der Sünde. Ihre Stimme bekommt ordentlich einen Knacks, als wolle sie brechen, ihr Podium oder ihre Kanzel zittert unter ihnen, wenn sie auf die Sünde zu sprechen kommen. Es ist fast zum Fürchten! Wenn man sie hört, dann sollte man glauben, es gäbe nichts Gemeineres als den Menschen, und man kann es nicht begreifen, daß der heilige Gott dieser Teufelsbrut nicht längst den Garaus gemacht hat.

Da hat einmal irgendein alter jüdischer Dichter, der wahrscheinlich ein uneheliches Kind war, ein Lied gedichtet, in dem die Stelle vorkommt: „Ich bin in Sünden geboren, und meine Mutter hat mich in Sünden empfangen." Gleich soll dieses Wort für alle Mütter und für alle Kinder gelten. Alle Menschen sind „von Grund aus verdorben, von der Fußsohle bis zum Scheitel".

Wenn einer eine dünne Stimme hat und nicht über einen allzureichen Wortschatz verfügt, dann machen solche Reden gemeinhin keinen sonderlichen Eindruck. Aber wenn einer rufen kann, daß es klingt und dröhnt, als ob alle Posaunen und Trompeten des Gerichts losgelassen wären, dann „wirkt's". Das heißt: im Grunde geschieht nichts anderes, als daß es den Leuten auf die Nerven geht.

Ich habe solche Buß- und Sündenprediger gehört — reichlich, überreichlich. Wie der Platzregen, der gestern niederging und alle Wege und Straßen hart geschlagen hat, so rasselte und prasselte das laute Gerede von der Sünde auf mich nieder. Aber gottlob! Platzregen laufen schnell wieder ab. Mir haben sie auch nichts geschadet.

Indessen, ich sah Leute, deren Seelen gleichsam Gruben hatten. Da sammelte sich das Regenwasser wie in Zister-

nen. Und wenn diese Zisternen ordentlich voll gelaufen waren, so daß die Seelen in der Gefahr waren zu ertrinken, dann meinten die Leute, sie hätten sich erbaut. Barmherziger Gott! So hat sich mancher zu Tode erbaut.

Unter diesen Leuten habe ich die merkwürdigsten Exemplare kennen gelernt. Da war einmal einer, der hätte unbedingt glatt zugegeben, daß er ein Ehebrecher und Mörder sei. Die Kraftausdrücke, die er für seine Sünde gebrauchte, waren ihm selbst immer noch nicht stark genug, und er suchte sich darin immer noch zu überbieten. Wenn aber der Nachbar krank war und nicht arbeiten konnte, dann spannte er stillschweigend Nachbars Pferd vor Nachbars Pflug und pflügte Nachbars Acker — — nicht schlechter als den eigenen. Seine neun Kinder hatte er lieb und erzog sie gut. Ich hätte ihm ungezähltes Geld, mein Leben und mein Kind anvertraut. Wäre der Mann stumm und redete nicht so viel dummes Zeug daher, er wäre ein Prachtmensch.

Freilich, ich habe auch andere gesehen. Die bestanden gleichsam nur aus Sündenerkenntnis. Und auf ihre Sündenerkenntnis waren sie stolz. Ihre Religion — — wenn man das so nennen soll — — hatte nur einen einzigen Glaubenssatz, und der handelte von des Menschen Elend. Ich hatte bei ihnen oft den Eindruck, als habe der liebe Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit nichts zu tun, wenn es nicht so schlechte Menschen gäbe. Als müsse er jedesmal, wenn so ein Sünder stirbt, seinen Schwamm mit Blut tränken und damit das lange, lange Sündenregister auslöschen. Dann tut der liebe Gott so, als sei nichts passiert. Und auf das Seligwerden waren die Leute arg erpicht. Ihren Platz im Himmel wollten sie sicher haben. Und sie bekamen ihn nur, wenn sie sich möglichst elend vorkamen.

Zuweilen machte ich wohl Miene, mir die Sache etwas anders vorzustellen. Aber dann konnten die Leute so unvergleichlich mitleidig lächeln, daß ich sofort wieder gute

Miene zum bösen Spiel machte. Warum sollte ich ihnen die einzige Hoffnung nehmen, von der sie lebten!

Zuweilen auch suchte ich das allgemeine Gerede, unter dem sich im Ernst keiner etwas Rechtes dachte, ein wenig zu zerlegen, und dann sagte ich statt „Sünde" vielleicht einmal Geiz oder Hochmut oder Lüge. Zur Strafe dafür wurde ich ein öder Moralist genannt. Manchmal gab ich den Leuten auch recht und nahm ihr Lamentieren über die Sünde ernst. Dann haben sie mich hinausgeworfen, so daß ich nahe daran war, ihnen *wirklich* zu glauben.

So etwa liegen die Dinge im allgemeinen. Die Einen mögen das Wort Sünde überhaupt nicht mehr hören, und die Anderen können es nicht oft genug hören. Beides stammt aus derselben Ursache. Es geht eben doch ein starkes Gefühl dafür durch die Seele der Menschheit, daß irgend etwas im menschheitlichen Organismus nicht in Ordnung ist. Nur die Art, wie man diesem Gefühl aus dem Wege geht, ist verschieden. Entweder man tut so, als sei es gar nicht vorhanden und macht aus dem Leben ein Theater, auf dem es so aussehen muß, als sei alles in schönster Ordnung, — — oder man richtet einen Kultus des Sündenbewußtseins auf, in dem Lungen und Nerven zu feierlichen Priesterdiensten berufen werden. Man narkotisiert sich mit künstlich gesteigerten Gefühlen, und kommt so an der Wahrheit am sichersten vorbei.

Wenn alle Tränen, die infolge jener nervenerschütternden Bußpredigten geweint worden sind, wirklich Bußtränen wären, Tränen über die *Sünde*, — die Flut dieser Tränen müßte die Erde längst reingewaschen haben.

Es gibt noch eine dritte Art, sich über die Wahrheit der Sünde hinwegzutäuschen. Man will „heilig" werden. Man will die „Welt" fliehen. Man will allerlei Scheußlichkeiten, die die anderen Menschen tun, nicht mehr tun. Ach, und die anderen tun ja so furchtbar viel Scheußliches.

Nicht auszudenken! Von denen muß man sich fernhalten, ihr Umgang schändet. Ich kenne Menschen, die nicht einmal in die Kirche gehen, weil da auch „Sünder" sitzen. Zum Abendmahl kriegen sie keine zehn Pferde, weil da auch „Unwürdige" teilnehmen. Ich möchte wissen, wozu diese Heiligungsmenschen den lieben Gott noch nötig haben. Sie haben vor sich selbst und ihrer Heiligkeit einen so riesengroßen Respekt, daß ich mir nicht vorstellen kann, sie könnten Gott noch mehr verehren als sich selbst.

Aber natürlich, sie reden von Gott. Viel und inbrünstig! Sie stehen mit ihm auf Du und Du. Sie wissen in seinem Weltregiment ganz genau Bescheid. Sie können genau Auskunft darüber geben, warum dieses Schiff hat untergehen und jener Zug hat entgleisen müssen. Nur wegen der vielen Sünden der anderen!

Wenn diese Leute keine Hypotheken auf ihren Häusern hätten, dann würden sie ihre Wohnungen ganz gewiß nicht gegen Feuersgefahr versichern. Und wenn sie nicht versichern müßten, dann hätten sie ganz gewiß keinen Blitzableiter auf dem Dach. Denn seinen „Heiligen" wird Gott doch nichts tun! Die stehen unter seinem besonderen Schutz! Aber Gott sei Dank, sie haben ihre Hypotheken und ihre Blitzableiter! Das scheint mir auch sicherer. Das sind denn auch gleichsam die Füße, mit denen diese Leute sich noch im Staube dieser sündigen Erde bewegen.

Sonst!? — — Nun, es mögen gute Leute sein. Nur mit dem ersten Gebot hapert es meistens bei ihnen, und das heißt: Du sollst k e i n e anderen Götter neben mir haben! Auch nicht deine eigene Heiligkeit!

Vor etwa zwanzig Jahren nahm ich einmal an einer mehrtägigen Versammlung teil, in der über die Sünde und das Seligwerden in allen möglichen Tonarten verhandelt wurde. Damals hatte ich noch ein brennendes Interesse für diese Fragen. Vor allem lag mir auf der Seele, zu

erfahren, wie man von dem, was man da Sünde nannte, wieder frei werden könne. Denn das war mir klar, mit der dort allgemein so übel beleumundeten Sünde wollte ich nach Möglichkeit nichts zu tun haben. Da nannte man mir einen Mann, der auf diesem Gebiet eine Art von Spezialist war, einen Methodistenprediger. Er stand in einiger Entfernung von mir, und ich sah zunächst nur seine Rückseite. Voll Hoffnung, endlich einmal etwas Vernünftiges über das Freiwerden von Sünde zu erfahren, ging ich zu ihm. Da wandte er mir sein Gesicht zu. Und der Erfolg war, daß ich ihn nie gefragt habe. Gott im Himmel! Wenn man, um Spezialist in Heiligungsfragen zu sein, solch ein versauertes Asketengesicht aufsetzen muß, so dachte ich mir, dann will ich fast lieber ein Sünder bleiben als ein Heiliger werden.

Es soll durchaus keine Verdächtigung gegen die persönliche Ehrlichkeit jener Heiligungsleute sein, wenn ich daran erinnere, daß hier und da einer von ihnen bei Nacht und Nebel hat verschwinden müssen, um dem Arm des Gesetzes zu entgehen. Ich halte diese sogenannten „Fälle" vielmehr für eine notwendige und gesunde Reaktion der Wirklichkeit gegen das kraftlose Herumfahren in der Unwirklichkeit. Auch diese heiligen Himmelsstürmer tragen das Schwergewicht der Erde an sich, und es ist ein wahrer Segen, wenn ihnen das zuweilen zum Bewußtsein gebracht wird.

Offenbar hatte Jesus, wie ihn uns die Evangelien überliefern, mit all dem Gejammere über die Sünde und mit der ängstlichen Flucht vor der Sünde nicht das Geringste zu tun.

Weil die Stellung Jesu zur Sünde auf jeden Fall eine ganz andere war als die seiner sogenannten Jünger von heute, so wird es der Mühe wert sein, nach dem Verhältnis und dem Verhalten Jesu zur Sünde zu fragen.

Jesus hat einmal gesagt: Wer unter euch kann mich einer Sünde zeihen? Natürlich hat die Kirche aus diesem Satz eine Lehre gemacht, die Lehre von der Sündlosigkeit Jesu. Es ist aber eine allmählich immer bekannter werdende Tatsache, daß man eine Wahrheit am sichersten dadurch tötet, daß man sie in einen dogmatischen Satz, einen Glaubenssatz einschließt. Dann ist sie begraben, und nach einiger Zeit glaubt kein Mensch mehr dran. Wahrheiten aber wollen Raum haben zum Wachsen und wollen nicht in heilige Schreine eingeschlossen werden, aus denen man sie bei feierlichen Gelegenheiten einmal hervorholt. Die Lehre von der Sündlosigkeit Jesu hat denn auch den Dienst getan, den Lehren überhaupt tun, sie hat unzählige Menschen von dem lebendigen Jesus ferngehalten. Sie hat ihn mit dem starren Nimbus einer weltfernen Heiligkeit umgeben. Sie hat Jesus zu einem Papst gemacht, der hoch über der verlorenen Menschheit schwebt und jeden Augenblick Bannstrahlen schleudern kann.

Man hat diese Lehre auch mit allerlei Stützen versehen. Die Jungfraugeburt muß die Sündlosigkeit gleichsam garantieren. Denn wäre Jesus von Mann und Weib gezeugt wie wir alle, dann hätte er teil an der Erbsünde. Als ob dieses Erbteil nicht auch von der Mutter auf ihn hätte kommen können! Was uns die Bibel von der Versuchung erzählt, bleibt bei dieser Auffassung seiner Person trotz aller stimmungsvollen Vertiefung im Grunde ein rein äußerlicher Vorgang. Innerlich ist Jesus der Sünde gegenüber stets ruhig geblieben. Er „konnte" ja nicht fallen. Die Augenblicke des Wankens in Gethsemane und auf Golgatha sind nur heilsökonomische Veranstaltungen. In diese Tiefen mußte er hinein „um unserer Sünde willen", und vor allem, damit wir nicht hinein kämen. Die fromme Selbstsucht und die Angst vor dem unbekannten Gott hat aus der über alle Begriffe lebendigen Person Jesu eine

Veranstaltung gemacht, eine Sache, ein totes Werkzeug, das gerade alles dessen entbehrt, was suchende, nach Leben und Wahrheit und Kräften fragende Menschen bei ihm finden könnten.

Wollen wir Jesu Verhalten zur Sünde verstehen, dann müssen wir uns in heiliger Respektlosigkeit alles Dogmatischen erwehren. Weg mit der Lehre! Wir wollen die Person! Wir wollen den Menschen! Wir nehmen ihn für uns in Anspruch!

Das angeführte Wort sagt Jesus zu seinen Widersachern. Sie berufen sich in ihrem geschwollenen religiösen Selbstbewußtsein darauf, daß sie Abrahams Söhne sind, daß sie also seit Jahrtausenden eine religiöse Sonderstellung in der Welt einnehmen. Jesus sucht ihnen diese Illusion zu zerschlagen. „Ihr wollt mich ja töten, nur weil ich euch die Wahrheit gesagt habe. Das sieht doch wahrhaftig nicht nach Abraham aus." Da greifen die Juden noch höher, um ihre religiöse Legitimation aufzuweisen. Mit frommem Augenaufschlag sagen sie: Gott ist unser Vater, wir sind Gottes Kinder. Natürlich konnte ihnen Jesus das nicht durchgehen lassen. „Nein", – sagt er zu ihnen — „wäret ihr das, dann suchtet ihr mich nicht zu töten. Ich sage euch nichts als die reine Wahrheit, und ihr glaubt mir nicht. Das sieht nicht nach Gotteskindern aus. Ihr könnt mich doch nicht einer einzigen Sünde zeihen."

Schon aus diesem Zusammenhang geht hervor, daß Jesus gar nicht daran gedacht hat, hier etwa eine Beweisstelle für seine Sündlosigkeit zu geben. Er sagt seinen Feinden vielmehr klar und kurz: Ihr seid nicht von Gott, darum versteht ihr mich nicht. Was ich sage, das sage ich aus Gott. Ihr trachtet mir nach dem Leben, d. h. ihr trachtet gegen Gott.

Jesus befindet sich hier also nicht auf der Ebene einer ethischen Erörterung. Er handelt nicht davon, was Recht

und was Unrecht ist, was Sünde und Nichtsünde ist. Er steht vielmehr mitten in der Frage drin, die sein ganzes Leben ausfüllte, die seine Aufgabe und sein Schicksal war: Gott – oder Teufel! Gott — oder Nichtgott! Wenn man bei ihm von einem Selbstzeugnis reden will, – – nun, Stärkeres hat kein Mensch von sich sagen können als dies: Ich rede, was ich vom Vater gesehen habe.

Daß er das sagen konnte, darin bestand seine Gottessohnschaft.

Hätten seine Gegner nicht die überwältigende Wucht des großen Gegensatzes zwischen Gott und Nichtgott empfunden – – so empfunden, daß sie sich wenigstens für einen Augenblick der lächerlichen Kleinlichkeit ihrer Maßstäbe schämen mußten, – – sie hätten ihm ja allerlei Sünden vorhalten können. Sie hätten sagen können: Du issest mit den Zöllnern und Sündern, du hast mehr als einmal den Sabbat gebrochen, du hast nicht den nötigen Respekt vor den ehrwürdigen Einrichtungen unserer Religion. Und mit all diesen Vorwürfen hätten sie recht gehabt. Aber nichts von alledem! Sie hatten zu gut begriffen, was Jesus meinte, und so kamen sie denn auch mit der ihnen einzig möglichen Antwort heraus: Du hast den Teufel!

Sie gaben Jesus also insofern recht, als sie einen Gegensatz zwischen ihm und sich zugaben, der nicht auf dem Gebiet der Sittlichkeit liegt. Ich bin überzeugt, sie hätten ihm alles mögliche verziehen – – auch die intolerantesten Religionen sind ja auf sittlichem Gebiet oft äußerst tolerant – – seinen Umgang, seine kirchliche Inkorrektheit, alles hätten sie gerne vergessen oder sie hätten ihn deswegen „brüderlich“ ermahnt, – wenn er nur nichts von Gott gesagt hätte! Das konnte ihre Religiosität nicht ertragen. Das ist allen Religionen peinlich.

Gewiß, auch Jesus hat von der Sünde geredet — oft in harten Worten. Aber jedem unbefangenen Leser der

Evangelien muß es auffallen, daß er die schärfsten Worte immer dann findet, wenn er den offiziellen Wächtern der Tugend gegenübersteht – bis zu dem siebenfachen Wehe gegen die Schriftgelehrten und Pharisäer, – bis zur gewaltsamen Säuberung der Tempelvorhallen. Bei denen, die offiziell als „Sünder" galten, redete er hauptsächlich von Vergebung der Sünde.

Dadurch wird schon klar, daß sein Verständnis der Sünde und sein Verhalten zu ihr ein grundanderes war als das seiner Zeitgenossen. Jene hatten ein Gesetz mit unzähligen Paragraphen, und wenn sie den Begriff der Sünde erklären sollten, dann konnten sie einfach sagen: Sünde ist Übertretung dieses Gesetzes. Das war ungeheuer bequem, und mit dieser Bequemlichkeit konnte man ohne viel inneres Mühen „Ernst machen". Daß Jesus recht hatte, wenn er ihnen ihre Inkonsequenz diesem Gesetz und diesem Sündenbegriff gegenüber vorhielt, war ihm selbst jedenfalls nicht einmal besonders wichtig. Das Auseinanderklaffen von Ideal und Wirklichkeit ist eine uralte menschliche Schwäche, die der größte Menschenkenner gewiß verstand. Aber daß aller „sittlicher Ernst" in der Auffassung der Sünde, daß aller Schwung in der Aufstellung eines sittlichen Ideals es nicht verhindert hatte, die Leute gegen die elementarsten Regungen göttlichen Lebens empfindungslos zu machen, daß aller fromme Eifer schließlich nichts anderes zustande gebracht hatte, als daß der Jehovahdienst der Juden zum Götzendienst wurde, daß das Leben der Propheten in Israel erstarrt war zu einer unfehlbaren Religion, über deren Reinerhaltung ein hoher Rat wie ein Kardinalskollegium wachte, – das war es, was Jesu Blut wallen machen mußte. Man hatte im Tempel einen Ort, von dem man hartnäckig behauptete, da habe Gott seinen Sitz aufgeschlagen. Und Jesus fand dort statt Gottes – religiöse Zeremonien. Man tat so, als habe man Gott für sich

gepachtet, und als nach langer Zeit wieder einmal ein Gottesbote kam, einer, wie die Welt ihn noch nicht gesehen hatte, da trachtete man, ihn zu töten.

Man hat Jesum der Sünde geziehen. Und wenn man es tat, dann offenbarte man die lächerliche Kleinlichkeit, die immer die Gefahr des gesetzlichen Tugendwesens ist. Daß Jesus am Sabbat Kranken half, daß er einem Gichtbrüchigen mit ein paar freundlichen Worten den Frieden der Seele gab, daß er nicht so hochmütig war, den Umgang mit den Ausgestoßenen zu meiden, das alles warf man ihm vor. Man hat ihm auch knifflliche Fragen vorgelegt, um ihm Schlingen zu legen. Die Geschichte vom Zinsgroschen und die Frage nach dem Schicksal der Frau mit den sieben Männern ist bekannt. Dann hat sich Jesus niemals in weitläufige Erörterungen eingelassen. Es ist ihm nie eingefallen, etwa nachzuweisen, daß nach „wahrhaft sittlichen Grundsätzen" seine Handlungsweise „durchaus erlaubt" sei. Vielmehr hat er die Fragestellung jedesmal sofort auf eine höhere Ebene erhoben. Mit einer die Gegner jedenfalls überraschenden Schlagfertigkeit stellte er sich und sein Tun auf die Seite Gottes, so daß sie schweigen mußten, um nicht ihre fromme Gottlosigkeit offen zu bekennen.

Auch das Urteil, das schließlich über Jesum erging, beweist, daß jede Vorbedingung für eine Verständigung über das Wesen der Sünde fehlte. Wirkliche Vergehen konnten trotz falscher Zeugen nicht nachgewiesen werden. Es war zu klar, daß sich an seiner persönlichen Reinheit nicht deuteln und mäkeln ließ. Da mußte er selbst, er ganz „Sünde" sein. Sterben mußte er, damit die herrschende Religion dem Volke erhalten bliebe. Daß er von Gott war, daß er mehr, einfacher, überwältigender von Gott zeugte als die berufsmäßigen Prediger, daß man eine Vollmacht an ihm wahrnahm, deren man sich selbst nicht

zu rühmen wußte, daß war seine „Sünde". Die Hinrichtung Jesu ist die schauerlichste Auflehnung einer Religion gegen Gott, die sich denken läßt.

In seinem Tode ist dann aber auch sonnenklar geworden, was Sünde ist. Nicht dies und das, worüber man unter verschiedenen Verhältnissen und zu verschiedenen Zeiten verschiedener Meinung sein könnte. Sondern das Los- und – Fernsein von Gott. Der Gegensatz gegen Jesus betraf nicht die Frage der Sittlichkeit sondern die Frage nach Gott. Weil Jesus in den Tiefen seines Seins in Gott wurzelte, weil er sich weder durch religiöse noch durch „sittliche" Bedenken aus der Einheit mit Gott herausdrängen ließ, und weil er diese Einheit überall mit der Wucht und Selbstverständlichkeit eines Kindes durchsetzte, darum hat man ihn einen Gotteslästerer genannt und ihn gekreuzigt. Also: Was der letzte Grund seines und alles Lebens überhaupt ist – das nannte man „Sünde". An dem Gottesmenschen, Gottessohn ist die fromme Sittlichkeit der Menschen zuschanden geworden und hat sich als Sünde ausgewiesen.

Wir erinnern uns noch einmal des angeführten Wortes aus dem Munde Jesu: „Niemand kann mich einer Sünde zeihen." Gerade seine Gegner müssen diesem Selbstzeugnis Jesu das rechte Licht geben. Jesus erhebt sich himmelhoch über die sittliche Kleinkrämerei seiner Feinde. Ich bin in Gott – sagt er – und darum kann ich mit euren Maßstäben nicht gemessen werden. Ihr seid nicht in Gott – mögt ihr so fromm sein, wie ihr wollt! – darum seid ihr vom Teufel, seid in der Sünde!

So erscheint die „Sündlosigkeit" Jesu nicht als sittliches Virtuosentum sondern als die durch Versuchungen und Kämpfe hindurch gerettete und eroberte völlige Gemeinschaft mit dem Vater.

So wird auch die Geschichte seiner Versuchung verständlich. Ob sie ein einmaliges Erlebnis oder der Kampf

seines ganzen Lebens war, ist für die Sache gleichgültig. Die Versuchungen, die an ihn herantraten, begegnen nicht jedem Menschen. Nur der Größte unter den Menschenkindern hatte eine Seele – groß genug, um zum Schauplatz dieser Konflikte zu werden. Die Massen durch Brotspenden und Schaustellungen zu gewinnen, um sich alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit untertan zu machen und in einem neuen Reiche gewiß viel Gutes und Schönes aufzurichten – das sind entweder törichte Träume eines jugendlichen Schwächlings oder Gedanken eines Gewaltigen, der die Kraft in sich fühlt, solch aufsteigende Pläne zu verwirklichen. Aber die Verwirklichung hätte sich von dem bisherigen Verlauf der Geschichte durch nichts unterschieden. Jesus wäre in die Gruppe der bewaffneten „Welterlöser" eingetreten, und sein Werk hätte wie das Alexanders des Großen und der Römer Spuren von Blut und Gewalt hinterlassen. Für Gott, für sein stilles Welt- und – Menschenerobern, für das Offenbarwerden seiner Herrlichkeit wäre kein Raum gewesen. Es wäre ein Staat mit einer Staatsreligion entstanden; vielleicht wäre dann 600 Jahre später ein Mohammed unnötig gewesen.

In Jesu Seele aber lebte Gott. Dieser Gott wollte und mußte zu seinem Rechte kommen, wenn den Menschen vorwärts geholfen werden sollte. Darum zwang Jesus das Ungöttliche, die Herrschernatur, das Gewaltsame in sich zu Boden. – Gott für die Menschen! – das wurde der einzige brennende, glühende Trieb seiner Seele. Und wenn's das Leben kostet! Und wenn sie's auch „Sünde" nennen! – Da ging er den Weg Gottes. Wenn er die Sanftmütigen selig preist, weil sie „Land erben" werden, – so bekennt er damit den eigenen Verzicht auf eine Weltstellung, die Gott für die Menschen verdunkelt.

Weil Jesus kein Sittenwächter war, weil er das Elend der Menschen nicht darin sah, daß sie dieses oder jenes

Unrecht taten, darum war auch sein Verhalten der Sünde gegenüber den Herrschenden unter seinen Zeitgenossen verhaßt. Herrschende leben davon, daß sie Sünde und Sünder verdammen. Religiöse und gesellschaftliche Gewalten — soweit sie mit Gott nichts zu tun haben — sind darauf angewiesen, die „Sünde" zu „kennzeichnen" und zu verfolgen. Wenn sie es damit nicht ernst nehmen, dann setzen sie sich dem Vorwurf der Laxheit und der Gefahr des Verfalles aus. Die Herrschenden in Israel wußten das sehr gut. Darum hatten sie die Zollpächter als berufsmäßige Sünder geächtet. Darum brachten sie alles an die große Glocke, was ihre „gottgewollten Ordnungen" bedrohte.

Ganz anders Jesus! Er sah, daß die Menschen fern waren von Gott. Das von Gott los sein war die Sünde, die wie Kellerluft die Seelen umgab, wie ein Leichentuch sich über die Erde ausbreitete. Er wunderte sich schließlich gar nicht darüber, daß in diesem Zustande alle möglichen Laster gediehen. Sie waren ihm nicht Todesursache, sondern Todeserscheinungen — ganz wie die hochmütige, gottlose Sittlichkeit der Pharisäer! Nur mit dem Unterschiede, daß er je und dann aus den verachteten Tiefen ein Sehnen und Seufzen vernahm nach Luft, Licht, Sonne — nach dem unbekannten Gott.

Wenigstens erzählen uns die Evangelien, daß überall, wohin Jesus kam, sich die Herzen der „Sünder" für seine Person und für das Leben, das von ihm ausging, öffneten. Mögen im Anfang seiner Wirksamkeit die Hoffnungen auf ein neues messianisches Weltreich bei den Massen noch so verstiegen und oberflächlich gewesen sein — woher sollten diese Ausgestoßenen auch den rechten Maßstab nehmen! — das bleibt Tatsache, daß in die Menge der Zöllner und Sünder ein Regen und eine Bewegung kam, wie sie in dieser Stärke noch nicht dagewesen ist. Ein Buß- und Sittenprediger hätte das niemals erreicht. Behängt und

belastet mit allem erdenklichen Beiwerk, atmete in den Geächteten der Gesellschaft die Seele auf in dem Gefühl, daß ein absolut Neues in ihr Leben eintrat. Und dieses Neue war nicht das Versprechen einer in der Zukunft sich unter gewissen Bedingungen vielleicht einmal vollziehenden Vergebung; sondern das Vergeben, das Wegnehmen der Sündenlast selbst.

Wo Jesus hinkam, da brachte er Gott mit. Das spürten die Massen. Sie sind oft in Lobpreisungen Gottes ausgebrochen, der solche Macht den Menschen gegeben hatte. Schon durch diese Berührung mit wirklichem Gottesleben und Gottessein war der eherne Bann ihrer Sünde im Grunde gebrochen. Ihr Zustand konnte in Jesu Gegenwart nicht mehr der der absoluten Gottverlassenheit und Gottesferne sein. Sie wurden vielmehr durch ihn in das Licht und die Luft Gottes hineinversetzt, ob sie sich dessen intellektualistisch bewußt wurden oder nicht. In diesem neuen Zustande, in den Jesus sie brachte, war es eigentlich nur noch eine Deutung des Vorhandenen, des Spürbaren, wenn Jesus sagte: Dir sind Deine Sünden vergeben. Nicht ein einziges Mal wird uns erzählt, daß Jesus für die Sündenvergebung irgendwelche Einschränkungen oder Bedingungen gemacht habe. Das ist immer Sache derer gewesen, die seine Vollmacht nicht besitzen.

Daß die große Erlösungstat Jesu in der Sündenvergebung aus einer Tat zu einem Begriff geworden ist, und dieser Begriff in die Hand derer hinüberglitt, die der Tat nicht fähig waren, ist der Grund dazu, daß die Predigt von der Sündenvergebung heute auf die Massen nicht mehr wirkt. Wo sie aber wirkt, da ist es noch lange keine ausgemachte Sache, ob mit der Annahme des Begriffes auch das Erlebnis selbst verbunden ist.

Wie oft haben die Menschen gefragt, wozu eigentlich die Sünde in der Welt da sei! Wer die Sünde im Sinne

Jesu versteht, kann so nicht mehr fragen, dem ist es natürlich, daß in der Nacht der Gottesferne sich das Nachtgezücht des Bösen regt. Für Jesus war die Sünde nur dazu da, daß er sie wegnahm, verscheuchte, überwand mit der realen Gegenwart des Vaters. Das ist nicht etwa eine schwächliche Vaterliebe Gottes, die die Sünde ohne weiteres vergibt, denn Sünde vergeben heißt ja nicht: die Augen vor ihr zumachen, sondern sie wegnehmen. Mit wirklicher Sündenvergebung war bei Jesus gleichsam eine Konfrontation mit Gott verbunden und wer die erlebt hat, wie etwa Saulus von Tarsus, der weiß, daß solches Erleben die Tragfähigkeit der Menschenseele auf die stärksten Proben stellt. Zu solcher Erprobung sind aber die Menschen berufen. Die Auserwählten unter ihnen haben sie bestanden, und sie werden es immer sein, von denen ein Abglanz des Lebens und der Kraft auf die Schwachen und Ängstlichen ausgeht und sie bestrahlt mit göttlicher Herrlichkeit.

Ein anderes Wort Jesu soll uns sein Verhältnis und Verhalten zur Sünde deutlich machen.

Seine Jünger nannten ihn einmal „Guter Meister". Da lehnte er die Bezeichnung „gut" ab und sagte: Was nennt ihr mich gut, niemand ist gut als der einige Gott. Mit diesem Worte hat er nichts Geringeres getan, als daß er alles, was seine Zeitgenossen, auch die Besten unter ihnen, an sittlichen Idealen besaßen, ablehnte. Wie er die Maßstäbe seiner Gegner für die Beurteilung der Sünde nicht gelten ließ, so hatte ihn seine Gottesgemeinschaft auch über das Tugendwesen seines Volkes hinausgehoben, und indem er allein in Gott das Gute fand, hat er im Grunde das sittliche Ideal der Menschen für alle Zeiten allen Schwankungen entnommen und in sicherem Grunde verankert.

Der Begriff des Guten war ja allerdings in den Tagen Jesu ein denkbar verflachter. Das Gute bestand im Grunde in einer Summe von Leistungen, die nach pharisäerischem

Reglement aufgewiesen werden mußten. Dieses Gute hatten vor allem die Pharisäer für sich gepachtet, und bei vielen unter ihnen scheint es obendrein nur eine Art Schaufensterartikel gewesen zu sein, dem ein wirklicher Lagerbestand nicht entsprach. Auch nachher, in dem sogenannten christlichen Zeitalter, ist es durchaus nicht immer klar gewesen, was man unter dem Guten zu verstehen habe. Mit dem Wandel der Zeiten und der Verhältnisse haben sich auch die sittlichen Ideale geändert, und es hat Zeiten gegeben, in denen ihre öffentliche Anerkennung es nicht verhinderte, daß sie im geheimen gerade von ihren offiziellen Vertretern und Verfechtern mit Füßen getreten wurden. Über all diesen Wandel und diese Unsicherheit ist Jesus erhaben.

Gott ist gut, das heißt also, das Gute muß an ihm gemessen werden. Das konnte nur jemand sagen, dem Gott nicht eine unbekannte Größe war, der vielmehr in seinem Leben und Handeln mit Gott als mit einer gegenwärtigen – fast möchte ich sagen, handlichen Macht – rechnete. Sowie jemand dieses Wort in den Mund nimmt, der nicht im Lichte der Gottesgemeinschaft lebt, so wird es albernes Geschwätz. Natürlich hat Jesus – nicht nur durch dieses Wort – die Anfänge des Guten im Menschen an das Erlebnis der Gottesgemeinschaft gebunden, und so hart es auch klingt: Von Jesus aus gesehen, bleibt es Tatsache, daß alles, was nicht aus dem Leben Gottes stammt, keinen Anspruch hat, als gut zu gelten.

Nun will ich gewiß nicht in denselben Fehler verfallen, in dem die Pharisäer fast erstickten und will nicht richten über die, denen das Erlebnis Gottes fremd geblieben ist. Gott ist zu groß, als daß sein Wirken auf die beschränkt bleiben könnte, die sich seiner bewußt geworden sind. Gott schafft das Gute in der Welt da, wo er irgendein geeignetes Werkzeug findet, und das brauchen nicht immer Heroen der „christlichen Erkenntnis" zu sein. Das

Gute Gottes erweist sich auf jeden Fall als etwas, das die Menschen befreit, erhebt und froh macht, als etwas, das bisher gebundene Kräfte entschränkt, bisher Getrenntes zusammenzwingt und Friedloses zur Ruhe führt. Das Gute Gottes ist niemals eine ruhende Sittlichkeit in den Menschen, deren ganze Fähigkeit etwa darin besteht, über sich selbst gerührt zu sein. Es ist immer Kraft, Trieb, Glut.

Wie klein und kleinlich müssen uns diesem Guten Gottes gegenüber die Schlingen erscheinen, die sich die Menschen mit ihren Begriffen und ihrem Streiten über Gut und Böse gelegt haben! Wie kleinlich, wenn wir die Augen auftun und das Gute Gottes in dem Leben und in der Person Jesu verkörpert sehen! Selbst der höchste Begriff gottesferner Tugend, der Begriff der Pflicht fehlt bei ihm. Jesus hat nicht aus Pflichtbewußtsein gehandelt. Ich vermute, daß ein Pflichtbewußtsein an den Widerständen, die er gefunden hat, erlahmt wäre. Seine Ethik, wenn man es überhaupt so nennen soll, war keine imperative, sondern war die Ethik des heiligen, großen, göttlichen Impulses der Liebe. Dadurch hat er das Gute Gottes unter den Menschen wohnen gemacht, und dies hat schließlich kein anderes Ziel als dieses, Menschenseelen und Menschengemeinschaften aus der dumpfen Kellerluft der Gottesabgeschiedenheit in das leuchtende Licht, in die reine Luft der Gottesgemeinschaft hinein zu verpflanzen,

Aber wir?

Seit den Tagen Jesu sind 19 Jahrhunderte vergangen. Jede neue Zeit hat ihrem Geschlechte neue Aufgaben gestellt, neue Pflichten auferlegt. Der Ruf zur Pflichterfüllung dringt auf allen Gebieten und von allen Seiten an unser Ohr. Jedesmal, wenn materielle Umwälzungen die menschliche Gemeinschaft neu geschichtet haben, jedesmal, wenn

neue Not vor unserer Türe liegt, neue Entscheidungen auf unsere Seele warten, dann heißt es: Tue deine Pflicht! Und wir wissen, daß man von unserer Zeit nicht sagen kann, sie sei von der Sonne der Gottesgemeinschaft bestrahlt. Gott war uns schon so ferne, daß viele ihn gar nicht mehr merkten und glaubten, ihn leugnen zu dürfen. Sie haben uns die Welt und die Vorgänge in ihr so mechanisiert, daß ein leitender Geist, ein wärmender Herd, ein liebender Gott überflüssig geworden ist. Hat Jesus und seine Stellung zur Sünde für uns noch irgendwelche Bedeutung?

Um diese Frage richtig zu beantworten, müssen wir uns darüber klar werden, ob die sittliche Entwicklung der Menschen seit Jesus aufwärts oder abwärts gegangen ist, und es läßt sich nicht leugnen: Sie ist aufwärts gegangen. Dinge, die man vor Menschenaltern für sittlich erlaubt hielt, gelten jetzt der Öffentlichkeit als Sünde, z. B. der Sklavenhandel. Fragen, um die man noch vor 400 Jahren streiten konnte, sind für ernsthafte Menschen heute erledigt, z. B. die Frage nach der Vielweiberei. Weitere Entscheidungen bereiten sich vor. Fast haben wir eine wirkliche Freiheit der Wissenschaft, des Gewissens, wenigstens insoweit, als offizielle staatliche oder religiöse Autoritäten in der Behandlung der Gewissensfreiheit immer vorsichtiger werden. Das soziale Verantwortungsbewußtsein des Staates ist erwacht, und wenn heute jemand den Staat seiner sozialen Verpflichtung entbinden wollte, nun — man würde ihn zwar nicht für einen ausgemachten Bösewicht, aber immerhin für einen rückständigen Menschen halten. So hat die Vorwärtsentwicklung eine Frage nach der anderen erledigt und wird es weiter tun, sie hat ein Gebiet nach dem anderen ergriffen und in Arbeit genommen und wird es weiter tun. Die Entwicklung fragt gar nicht danach, ob die Menschen mit neu auftauchenden Gedanken und Bewußtseinsinhalten einverstanden sind oder nicht. Das Neue nimmt einfach Besitz

vom Geiste der Menschen, ist einfach da und setzt sich durch.

Und wer diesem Neuen sich erschließt und sich seiner freut, der spürt, daß das Ziel des sittlichen Werdeganges in der Allgemeinheit jedenfalls nicht Knechtung, sondern Befreiung der Menschen ist. Ein deutliches Zeichen dafür ist die je und dann fast aufdringlich sich geltend machende Frage nach der Pflege der freien Persönlichkeit.

Natürlich lagen diese gemeinsittlichen Inhalte nicht ausgesprochenermaßen in der Ethik Jesu. Jesus hat weder sittliche noch soziale Programme aufgestellt. Er hat Kräfte verteilt. Sollte nun aber nicht die Aufwärtsentwicklung, in der wir unbedingt stehen, eine Wirkung der erlösenden Kraft sein, die von ihm ausging? Wenn Ketten fallen, wenn Kerker gesprengt werden, dann mögen die Werkzeuge sein, welche sie wollen, immer ist etwas von der Kraft des Jesus dabei, der Sünden vergab und die Menschen an Gott band. Was der Eine in einem kurzen Leben von kaum mehr als 30 Jahren erlebte, das ist so groß, daß viele Generationen von Menschen dazu gehören, um es Schritt für Schritt in langsamer, qualvoller Entwicklung zum Teil nachzuerleben. Wer Ohren hat, zu hören, der hört durch die Geschichte und durch die Völker, durch alle sittlichen und sozialen Entwicklungen hindurch den dröhnenden Schritt Jesu von Nazareth, der in allerlei Gestalt Sünden vergibt und Gebrechen heilt.

Und noch einmal: Und wir?

Was helfen mir weitschichtige Betrachtungen über den Gang menschlichen Werdens! Ich sitze da, Leidenschaften in mir, Lockungen um mich, und die Gedanken hören nicht auf, einander zu verklagen und zu entschuldigen. Meine Erziehung und das, was ich gelernt habe, haben mich nun einmal vor die große Kluft zwischen Gut und Böse gespannt, der Konflikt ist da, und kein noch so schwungvoller Ge-

dankengang schafft ihn aus der Welt. Hat Jesus und seine Stellung zur Sünde für mich und mein Suchen noch etwas zu bedeuten?

Meine Antwort lautet natürlich: ja! Sonst wäre mir die ganze Frage nicht wert, darüber nachzudenken. Und dieses Ja möchte ich auf doppelte Weise begründen.

Das Ichbewußtsein der Menschen ist zwar gegenwärtig sehr stark, aber doch nicht so stark, daß sich nicht die meisten zunächst als ein Glied im Ganzen fühlten. Freilich hat dieses Artbewußtsein ohne den Einschlag persönlichsten Lebens wenig Wert, aber es ist da, und wenn man es so ausbildet – mit Hilfe geschichtlicher Orientierung – daß es sich zu dem Bewußtsein auswächst; mein Ich sei ein Glied in der Kette einer lebendigen Entwicklung, dann hat es Wert. Nämlich den Wert, daß die durch die Entwicklung gewonnenen Güter und Freiheiten sich darstellen als Erlösungsmomente, auf die ich ein Recht habe. Wenn ich dieses Recht für mich beanspruche und es auch benutze, das heißt, wenn ich zu einem bewußten Teilnehmer der Resultate der Entwicklung werde, dann wird Ehrlichkeit den Blick immer wieder zurückwenden auf die Anfänge und treibenden Kräfte des Werdens, und zum mindesten werde ich staunend und dankbar vor dem stehen bleiben, der der Anfänger aller Freiheiten war, Jesu von Nazareth.

Zugleich aber wird diese Erkenntnis zur Verpflichtung. Ich soll nicht nur ein Empfangender sondern auch ein Gebender sein. Die Entwicklung will in mir und in meinem Geschlecht nicht still stehen. Das Erworbene und mit viel Blut und Tränen Erkaufte, das ich ererbt habe, soll ich mehren und auf spätere Geschlechter weitergeben. Ich soll also ein l e b e n d i g e s Glied in der Entwicklung sein und soll dem Vergeben und Befreien weiter Raum unter den Menschen schaffen. Der Gelegenheit dazu ist mehr, als daß ein Menschenleben sie alle benutzen könnte.

Um aber dazu zu kommen, bedarf es eines anderen, eines Erlebens, dem ähnlich, in dem die Sünder in den Tagen Jesu aufjauchzten. Habe ich überhaupt einmal erst einen Blick getan in die Zusammenhänge der von Jesus ausgehenden Bewegung, dann wird mir Jesus bald nicht mehr eine nur geschichtliche Erscheinung sein. Ich kann ihn ja mit Händen greifen. Ich sehe ihn ja, wie er, der Sanftmütige, das Land einnimmt. Mögen sich andere Mächte mit großem Spektakel zur Geltung bringen – still, ungesehen breitet er sein Vergeben über die Menschen aus, und trotz allem, er ist es doch, dem die Welt gehört. Und wenn ich Gott gesucht habe auf den Höhen und in den Tiefen, in Kirchen und in Büchern und habe ihn nicht gefunden: Im Anschauen des welterobernden Jesus wird mein Hunger nach Gott wieder wach, und es fällt ein Strahl von der Sonne seines Lebens in meine Seele: Gott hat mich berührt. Wenn das wahr ist und wo das wahr ist, da ist kein Zweifel mehr, daß der Zustand des Losseins von Gott überwunden ist. Und wo wir auch nur den Saum seines Gewandes fassen, da ist unsere Sünde vergeben.

Der Jesus der Gotteseinheit, der Bringer Gottes, der treibende Geist der menschheitlichen Entwicklung, die auf Gottesgemeinschaft hinzielt, das Befreien aus Qualen und Niedrigkeit, das lebendige Werden neuer Freiheiten, die aus dem Geiste Jesu stammen, – und in der Ferne das Aufleuchten der ganzen Gottes- und Himmelsherrlichkeit über den Menschen, das ist der Grund, warum ich sagen kann: Ich glaube an die Vergebung der Sünden.

Hans Wegener.

Jesus und die Kultur

Das Christentum trat als eine neue geistige Lebensmacht in eine alte Kulturwelt ein. Daraus ergab sich, daß es sich mit der umgebenden Kultur auseinandersetzen mußte. Wer die Briefe des Apostels Paulus liest, merkt alsbald, wie diese Auseinandersetzung sich zunächst auf dem Gebiete des praktischen Lebens abspielte, und wie diese Frage im Grunde eine Lebensfrage für die neue Gemeinschaft war. Sie war nicht so sehr Gegenstand theoretischen Nachdenkens, wohl aber enthielt sie viele konkrete Einzelheiten, und von der Entscheidung in diesen Einzelfragen hing die Zukunft der neuen religiösen Gemeinschaft ab. So gestaltete sich für die erste Zeit des Christentums, da es sich in der kleinbürgerlichen Bevölkerung in den Seestädten Kleinasiens und Griechenlands ausbreitete, die Frage nach dem Verhältnis von Christentum und Kultur.

Es dauerte nicht lange, daß sich der Christenglaube auch die Spitzen der Bildung eroberte, und damit begann eine neue Phase der Auseinandersetzung mit der Kultur, nämlich mit der griechischen Geisteswelt. Die Apologeten und die großen Theologen der christlichen Kirche haben die Notwendigkeit dieser Auseinandersetzung gespürt, und in ihren Werken liegt das Ergebnis derselben vor. Aber auch das Leben blieb nicht hinter der Wissenschaft zurück. Die christlich-mittelalterliche Kultur, die Zusammenfassung des Weltlebens unter das Einheitsband der Kirche: das ist doch

das gewaltige Resultat der vielhundertjährigen Bemühungen des christlichen Geistes, sich mit der umgebenden Welt auseinanderzusetzen und sie zu durchdringen.

Die Einheit der christlich-mittelalterlichen Kultur ist gesprengt worden durch die Reformation. Sie hatte dies nicht von vorneherein beabsichtigt, sondern sie wollte nur eine Kirchenverbesserung sein, und ihre Ideale reichten nicht über eine kirchliche Kultur hinaus. Aber es war doch eine Folge des Erwachens eines neuen religiösen Geistes, daß auf dem Boden des Protestantismus ein völlig auf sich selbst gestelltes freies Kulturleben entstand. Naturforschung und Technik begründeten eine neue Weltanschauung. Die Wissenschaft, von kirchlichen Schranken allmählich freigeworden, hatte ihr vorgearbeitet. Auch die Kunst schlug andere Bahnen ein und hörte auf, nur eine christliche Kunst zu sein.

Mit der Selbständigkeit der Kultur, die zugleich eine Befreiung von der Herrschaft der Kirche ist, beginnt nun die Frage nach der Stellung des Christentums zu ihr recht eigentlich eine brennende zu werden. Bis dahin hat das Christentum dem Kulturleben seine Merkmale aufgeprägt, und der Geist des Christentums hatte in allen Dingen die unbestrittene Führung gehabt. Sollte es sich jetzt in den Hintergrund drängen lassen vor der mächtig anschwellenden Bewegung auf Selbständigkeit und Freiheit?

Was in früheren Zeiten doch nur immer von wenigen waghalsig und kühn ausgesprochen war, das ist in unseren Tagen zu einer weitverbreiteten Meinung geworden, die ihre Propheten und Gläubige, die vermeintlichen Vorkämpfer einer neuen Zeit, und eine Gemeinde gefunden hat, die auch unter Opfern ihnen zu folgen entschlossen ist.

In diesen Kreisen wird das Christentum als ein Fremdkörper im Kulturleben empfunden, als ein hemmendes, lebensfeindliches und kulturwidriges Prinzip. Bei Strauß

treten sich so der „alte" und der „neue" Glaube entgegen. Und was er verkündigte, fand doch nur deshalb ein so weites Echo, weil er das aussprach, was schon vorher die Überzeugung vieler Tausende war. Seine Erbschaft wurde von Häckel übernommen, und in neuer Form aber mit dem alten Inhalt fand der „neue Glaube" Millionen von Anhängern. Was aber solchen Bekenntnissen ihre hinreißende Kraft gibt, ist der Glaube an die allein seligmachende Kultur. Die laute Freude an den Gütern des Lebens und des irdischen Daseins erfüllt sie ganz und gar; und die Freude würde vollkommen sein, wenn nicht aus den Zeiten des „alten Glaubens" her ein Zug der Weltverneinung, ein Gedanke des Zweifels an der Vollkommenheit unserer gegenwärtigen Welt und eine Miene der Verachtung der hochgepriesenen Kulturgüter noch immer sich geltend machte.

In anderer Weise ist Nietzsche für viele der Prophet einer neuen Zeit geworden. Auch für ihn ist die Kultur eins und alles. Aber es ist eine Kultur höchstgesteigerter persönlicher Werte. Das Leben stellt sich ihm dar als ein Kulturkampf. Es gilt, das Höchstpersönliche in ihm zum Ausdruck zu bringen. Diejenigen, die das vermocht haben, sind die eigentlich großen und starken Individuen gewesen, bei denen die „Eisaugen der Selbstkritik" noch nicht die „ursprünglichen Gefühle" getötet haben. Das Christentum ist für Nietzsche ein Prinzip der Schwäche, der Selbsterhaltungstrieb für das Niedrige und Kleine, ein Hindernis aber für alles Große und Edle. So hängt es sich der Menschheit auf ihrem Höhenfluge wie ein Bleigewicht an, um sie festzuhalten in den dumpfen Niederungen der Talbewohner.

Das ist die neueste Phase in der Auseinandersetzung zwischen Christentum und Kultur. Welche Stellung sollen wir in diesem Streit der Meinungen einnehmen?

So alt wie das Christentum – so sahen wir – ist auch die Frage nach seinem Verhältnis zur Kultur. Wollen wir

aber der gegenwärtigen Lage entsprechend jene alten Fragen zu entscheiden suchen, so können wir nicht mehr ausgehen von irgendeinem Allgemeinbegriff des Christentums. Jesus selbst ist der Gegenstand des Streites geworden. Seine Persönlichkeit, das fühlen alle, ist das Entscheidende. Unser Christentum muß sich an Jesus orientieren, und bei ihm selbst muß es sich auch zuletzt entscheiden, ob die Angriffe berechtigt sind, die man gegen das Christentum richtet. So spitzt sich jene uralte Frage der gegenwärtigen Lage entsprechend ganz von selbst zu der anderen zu: Jesus und die Kultur. Ist Jesus für unser Kulturleben eine vergangene Größe oder hat dieses die Religion Jesu, d. h. die mit seiner Person unauflöslich verbundene Ideenmacht des religiösen Geistes nicht ebenso nötig zu ihrem eigenen Bestande, wie das früher der Fall gewesen ist?

Zuvor aber: Was ist Kultur?

Kultur ist seinem allgemeinen Begriff zufolge etwas Sachliches und Unpersönliches. Allgemeine objektive Zwecke machen sich geltend, in deren Dienst die Menschheit stehend gedacht wird. Diese Voranstellung objektiver Güter liegt im Hintergrund aller Kulturbegeisterung, als ob die Menschen der Kultur wegen da wären und nicht umgekehrt die Kultur der Menschen wegen.

Von dieser allgemeinen Kulturstimmung her führt keine Brücke zu einem Verständnis Jesu. Das gilt vor allem von dem älteren Strauß und seinen Anhängern. Er endete im Materialismus, je mehr er das Verständnis für Jesu überlegene Größe verlor. Einer allgemeinen Kulturfreudigkeit ohne Unterscheidung persönlicher und sachlicher Werte steht Jesus entgegen. Es darf vielleicht der Satz ausgesprochen werden: Je mehr jemand Persönlichkeit ist, desto mehr hat auch nur das Persönliche einen Wert für ihn. Jedenfalls auf Jesus trifft das zu. „Höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit“: dieses Wort Goethes gilt vor

allen Dingen von ihm. Er steht überall hinter seinen Worten. Bis in seine letzten Gedanken über Gott und Reich Gottes ist alles von persönlichem Empfinden durchwoben. Darum ist es auch so schwer, aus seinen Regeln eine Sittenlehre zusammenzustellen oder eine Lehre von Gott von ihm abzuleiten. Mit aller Schärfe hat Jesus den Gegensatz zwischen Persönlichem und Sachlichem geltend gemacht:

> Niemand kann zwei Herren dienen,
> Entweder er wird den einen hassen und den andern lieben,
> Oder er wird jenem anhangen und den andern verachten:
> Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.

So gelten für Jesus denn auch nur persönliche Werte in seiner Beurteilung der Menschen. Der Samariter ist dem Priester und Leviten innerlich überlegen, die arme Witwe mit ihrem Scherflein denen, die aus ihrem Überfluß geben, der Zöllner dem Pharisäer, der mit seinen Verdiensten und guten Werken prunkt.

Die Persönlichkeit wird aber in alledem nicht rein menschlich gewertet, sondern religiös beurteilt. Auch Jesus selbst ist nicht rein menschlich zu verstehen, er ist nicht der beste Verkündiger einer Tugendlehre, auch nicht der Märtyrer für seine Überzeugung, wie sich denn überhaupt nichts rein Objektives von ihm ableiten läßt. Sein Leben wurzelt in seiner Religion, aus ihr fließen die Quellen seiner übermenschlichen Kraft. Daher ist auch sein Persönlichkeitsideal religiöser Natur. Nicht der Mensch als solcher, sondern der Mensch in seiner Verbindung mit Gott hat einen der ganzen Welt überlegenen Wert. Die Persönlichkeit des Menschen in ihrer Verbindung mit Gott ist das hervorstechende Merkmal seines Evangeliums, der alles beherrschende und immer

wieder erscheinende Beziehungspunkt des Ganzen. Jesu Persönlichkeitsideal erhält seine Krönung in seinem gottgewollten und gottergebenen Tode, der als eine erlösende und versöhnende Macht alsbald empfunden und bis auf den heutigen Tag gewirkt hat. So ist denn in dem religiös begründeten Persönlichkeitsideal Jesu ein so hohes Gut erschienen, daß ihm gegenüber alle sachlichen Werte erbleichen müssen.

Liegt von vorneherein dieser Ausgangspunkt fest, die eigenartige religiöse Bedeutung Jesu, ohne deren Berücksichtigung eine Würdigung seiner Persönlichkeit unmöglich ist, und die auch gar nicht von der Kulturseite her zu erfassen ist, so läßt sich nun im einzelnen unterscheiden:

Jesu Stellung zur Kulturarbeit und zum Sozialismus.
Jesu Stellung zu den Kulturordnungen (Kirche, Staat, Familie).
Jesu Stellung zu den Kulturgütern (Wissenschaft, Kunst).

* * *

Wäre Jesus wirklich ein sozialer Reformator gewesen, dann wäre seine Bedeutung mit den sozialen Fragen der Zeit dahingegangen. Er ragte aber über seine Zeit hinaus, weil er mehr als bloß zeitliche Werte im Auge hatte. Alle Versuche, Jesus zum Führer einer proletarischen Bewegung zu machen, sind mißlungen. Wenn es einfache Menschen waren, bei denen seine Verkündigung Wurzel fand, so lag der Grund dafür nicht in ihrer Armut, sondern in ihrer religiösen Aufgeschlossenheit. Und wenn er die Reichen bekämpfte, so tat er es nicht wegen ihres Reichtums, sondern wegen ihres materiellen Sinnes, der sie an allem Höheren hinderte. Er sah den Menschen an und schaute nicht auf seine soziale Stellung. Mögen diejenigen,

die sich berufen fühlen, sich hineinzustellen in die sozialen Kämpfe der Zeit, es mit gutem Gewissen tun. Aber sie sollen es nicht im Namen Jesu tun. Denn Jesus hatte ein höheres Ziel im Auge, als den Zukunftsstaat herzustellen und alle Menschen an den Gütern der Kultur teilnehmen zu lassen. Dieses Ziel war das Reich Gottes, ein Ziel, welches nicht mit menschlichen Mitteln allein zu erreichen und darum auch aller Kulturarbeit überlegen ist. Das Reich Gottes ist auch nicht Entwickelungsgedanke, es ist durchaus religiös zu begreifen. Der religiöse Individualismus in Jesu Predigt erweitert sich zu einem religiösen Sozialismus, gewiß einem Reiche, aber einem Reiche Gottes. Will man Kulturarbeit und Sozialismus religiös begründen, so kann man sagen, daß sie im Sinne Jesu die Möglichkeit geben sollen, damit das Reich Gottes komme. Die religiöse Bedeutung dieses Zielgedankens wird dadurch gewahrt, daß die Menschen es nicht herbeischaffen können, sondern daß sie sich nur vorbereiten sollen, damit sie, wenn es kommt, auch hineingelangen. Ein Ausdruck dessen ist die Gebetsformel: Dein Reich komme. So ist im Gedanken des Reiches Gottes ein aller Kultur überlegenes Ziel verborgen, doch so, daß die Kultur ihm dienen kann für die Annäherung zu jenem Ziel. Aber dennoch ist die Grenze innezuhalten zwischen Kulturarbeit und Reichgotteshoffnung. In dieser Innehaltung macht sich die Herrschaft des religiösen Gedankens geltend, und darin beruht es, daß das Christentum eine Religion für alle Menschen und für alle Völker ist. Will man aber für alle Kulturarbeit und für die sozialen Fragen aus dem Evangelium eine Forderung ableiten, so ist es die, daß in jeder Lage des Menschen die Möglichkeit gegeben sein soll, sein individuelles Ziel zu erreichen, nämlich eine Persönlichkeit zu werden nach Jesu Vorbild.

* * *

* * *

Es mag befremden, daß wir auch die Kirche zu den Kulturordnungen rechnen. Aber die Kirche ist die Organisation des Religiösen. So ist Kirche auch etwas Äußerliches und gehört der Kultur an. Und je mehr eine Kirche mit sachlichen Werten rechnet, desto mehr kann sie in einen Gegensatz treten zur Religion, die auf das Persönliche hinzielt. Die Stellung Jesu zur Kirche, zur Kirche seiner Zeit, ist mehr gleichgültiger als feindseliger Art. Er war kein Revolutionär und bekämpfte das Alte nur, wenn es dem Neuen Leben und Atem rauben wollte.

Aus der Botschaft Jesu ist eine neue Kirche entstanden. Jede Kirche trägt die Tendenz zur Unfehlbarkeit in sich. Zuerst kam das unfehlbare Priesterinstitut und die Hierarchie. Die Zeit kam, wo beides dahingesunken ist. Aber es trat an die Stelle des unfehlbaren Priestertums das unfehlbare inspirierte Gotteswort, auf das sich eine neue Kirche gründete. Auch diese Zeit ist vorbei. Es ist doch im tiefsten Grunde der Geist Jesu selbst, der durch alle Wissenschaft hindurch an der Unfehlbarkeit dieses neuen Kirchentums arbeitet und es zerstört. Im Geiste Jesu hat eine Kirche nur einen Sinn, weil und sofern sie helfen und dienen will dem Reiche Gottes. Sie ist Mittel, darum ständiger Verbesserung fähig und bedürftig. Wir brauchen dieses Mittel nicht zu zerschlagen, sondern wir sollen es immer mehr tauglich machen für seinen Zweck. Wir brauchen dieses Mittel auch nicht zu verachten; denn es spiegelt in menschlicher Form den universal gerichteten, dem Individuum überlegenen Gedanken des Gottesreiches wieder. Das ist die religiöse Auffassung der Kirche, und so hat es einen Sinn, wenn aus der Botschaft Jesu eine Kirche entstanden ist. Es mußte eine Form geschaffen werden zu Kampf und Widerstand und zur Be-

wahrung des Geistes. Solche Formen fallen hin, wenn ihre Zeit gekommen ist, und machen neuen Gebilden Platz. Aus dem Evangelium Jesu kann aber nicht die Meinung abgeleitet werden, als ob eine darauf begründete religiöse Gemeinschaft im Gegensatz zu Jesus stände. Faßt man die Kirche als Kulturgut auf, so ist sie zu beurteilen wie andere Kulturgüter auch. Sie hat anzuerkennen das aller Kultur überlegene religiöse Ziel, dem sie vor allen Dingen zu dienen berufen ist.

Was die Stellung zum Staat betrifft, so wohnt dem Evangelium Jesu keine staatsfeindliche Tendenz inne. Das Volk der Juden hat keine staatsbildende Kraft besessen, und die Herrschaft der Römer war für sie ein Glück. Dem hat Jesus Rechnung getragen mit dem Wort: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist." Das Christentum ist Verbindungen eingegangen mit monarchischen sowohl als republikanischen Staaten. Aber es wahrt seine Selbständigkeit gegenüber allem Staatlichen mit dem Wort: „Gebet Gott, was Gottes ist." Der Staatsdienst ist noch kein Gottesdienst. Und darum wird sich das Christentum immer dagegen sträuben müssen, einfach in den Staat aufzugehen. Es wird sich sein Recht wahren müssen, auch unter Umständen gegen den Staat aufzutreten. Es hat mit Dingen zu tun, die feinerer Art sind, als daß sie mit den Mitteln des Staats herzustellen sind. Es kann keine staatlich befohlene Religion geben. Darum muß auch die Stellung des Staates religiösen Dingen gegenüber eine abwartende sein, nur dafür sorgend, daß der Religion möglichst freier Spielraum gewährt werde zur Entfaltung ihrer eigenen Kräfte, und andererseits auch, daß bei der Mannigfaltigkeit dieser Kräfte keine gegenseitigen Rechtsverletzungen vorkommen. Die Religion hat die Tendenz, über ihr eigenstes Gebiet des inneren Lebens hinauszugehen, und verfällt dadurch der Gefahr, äußerlich zu werden. Eine so veräußerlichte Religion kann der

Menschheit nicht die Dienste leisten, die sie zu leisten berufen ist. So liegt es in ihrem eigenen Interesse, wenn eine starke selbstbewußte Staatsgewalt vorhanden ist, die die Religion auf ihr eigenes Gebiet beschränkt, damit sie von innen her und nicht durch äußere Mittel der Kulturwelt immer neue Antriebe gibt.

Als drittes Kulturgut nannten wir die Familie. Jesus selbst ist aus Gründen seines höheren Berufes familienlos gewesen. Er hat auch Ehe und Familie nicht als der Güter höchstes angesehen. Was er aber für eine höhere Wertung dieser Güter getan hat, ist, daß er die Stellung der Frau unendlich gehoben hat. Sie soll nicht mehr ein Mittel in der Hand des Mannes sein. Darum hat er die Ehescheidung erschwert, um der Ehe selbst eine größere Verantwortlichkeit zu geben. Bei der Neigung zur Ehescheidung sucht er die Schuld in der Laxheit und Leichtfertigkeit des Mannes, der eine Frau entläßt, weil er ihrer überdrüssig geworden ist und darum nach fremden Frauen schaut. Dagegen sagt er das Wort: Wer ein Weib (nämlich ein fremdes Eheweib) ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen. Er verlegt den Ehebruch in die Gesinnung hinein. Jesu Absicht ist darauf gerichtet, die Ehe zu heben, indem er die Frau dem Manne gleichwertig macht. Das entspricht völlig seinem Persönlichkeitsideal, das natürlich nicht vor dem Geschlecht Halt macht.

Das Ehe- und Familienideal ist durchweg bestimmt von der Achtung, die die Frau genießt. Die späteren christlichen Jahrhunderte, auch Paulus, haben sich nicht auf der Höhe der Anschauung Jesu gehalten. Man kann sagen, daß erst im 19. Jahrhundert wieder eine Annährung an dieses Ideal erfolgt ist in der Gleichwertigkeit der Frau neben dem Mann und in der Verinnerlichung der Liebe. Luthers Eheschließung bedeutet freilich eine neue Etappe in der Entwicklung. Er hat der Ehe ihre vollberechtigte Stel-

lung gegeben in der Kulturwelt indem er die Verdienstlichkeit der Virginität beseitigt und den Zwang des Mönchsgelübdes gebrochen hat. So steht seine Tat ganz im Dienste seiner Reformationsgedanken und ist ein Protest gegen die vorwiegende Geltung des Mönchstums. Für die Auffassung der Ehe selbst aber hat seine Tat keine größere Bedeutung gehabt.

Wenn es die Absicht der Sprüche Jesu gegen die Ehescheidung gewesen ist, die Stellung der Frau zu heben und zu befestigen, so darf aus ihnen jedoch nicht die Verwerfung jeglicher Ehescheidung herausgelesen werden. Es ist denkbar, daß aus demselben Grunde, nämlich der Frau wegen, die Aufrechterhaltung der Ehe eine Immoralität ist. Darum hat der Protestantismus mit Recht die Ehe nicht prinzipiell für unlösbar angesehen und segnet auch neue Verbindungen ein. Es gilt nur von dem, was Gott wirklich zusammengefügt hat, daß der Mensch es nicht scheiden soll; und so liegt bei einer christlichen Ehe alles an dem Ehemotiv, an etwas Innerlichem und Persönlichem, an der Vertiefung und Vergeistigung der Liebe, an der inneren Gemeinschaft und der Bereitwilligkeit, die Pflichten und Aufgaben des gemeinsamen Lebens auf sich zu nehmen. In dem allen ist aber Geist von Jesu Geist.

* * *

Wir betrachten endlich Jesu Stellung zu den Kulturgütern, Wissenschaft und Kunst. Für Jesus gab es nur eine theologische Wissenschaft. Jede andere Wissenschaft lag außerhalb seines Gesichtskreises, wie sie auch außerhalb des Gesichtskreises der christlichen Kirche gelegen hat. Wenn Wissenschaft da war, so mußte sie zuletzt der Kirche dienen. Es ist eine Grundforderung der modernen Zeit, daß die Wissenschaft frei sein muß von jeder kirchlichen Beschränkung, daß ihr restlos das ganze Gebiet des Lebens,

das überhaupt der Wissenschaft zugänglich ist, ausgeliefert werden muß. Die Religion wird dabei nicht zu kurz kommen, denn das ganze Gebiet der Religion liegt außerhalb der Wissenschaft, weil das religiöse Persönlichkeitsideal des Christentums mit der Wissenschaft nichts zu tun hat, wissenschaftlich nicht zu beweisen, wissenschaftlich nicht zu widerlegen ist. Der Konflikt zwischen Christentum und Wissenschaft beruht teils auf der Selbstüberhebung der Wissenschaft, teils auf der Selbstüberhebung des „Christentums", als ob es in Dingen der Wissenschaft hineinzureden hätte. Es gibt keine christliche Wissenschaft, sondern entweder Wissenschaft oder überhaupt keine. Wohl gibt es eine Wissenschaft von der christlichen Religion. Aber auch sie ist keineswegs irgendwie anders geartet; sie arbeitet mit denselben Mitteln wie jede andere Wissenschaft. Wie die Medizin den menschlichen Körper, so sucht sie die Entstehung und Entwicklung der christlichen Religion wissenschaftlich zu begreifen.

Für Jesus gab es nur eine theologische Wissenschaft seiner Zeit, und da ist es sehr beachtenswert, daß er ein Gegner der Theologen war. Er stand auf seiten der Religion gegen die Theologie, weil Religion für ihn etwas Freies, Gottgegebenes war, und nicht erst hindurchgegangen durch die Reflexion.

Wir heutigen Menschen haben ein lebhaftes Empfinden von dem Unterschied zwischen Religion und Theologie, ja wir haben ihn gleichsam wieder entdeckt. Niemand anders als die Theologen haben ihn entdeckt. So verdanken wir der Wissenschaft eine ganze Reihe von religiösen Erkenntnissen. Daraus mag am deutlichsten zu ersehen sein, welchen Dienst die Wissenschaft der Religion leisten kann. Freilich ist dieser Dienst ein negativer. Sie bewahrt die Religion vor Mißbrauch und Verkennung. Eine Theologie, die die Religion nicht ersetzen will durch Wissenschaft, son-

dern sich des Unterschiedes beider Gebiete wohl bewußt ist, ist gar nicht zu entbehren. Eine Religion ohne Theologie verfällt dem Fluch des Dilettantismus. Jesus war kein Theologe, und das Christentum ist nicht als eine Gotteslehre in die Welt getreten, dessen ist die heutige Theologie sich voll bewußt. Aber wenn sie diese Erkenntnis rein erhält, so glaubt sie, der Religion einen Dienst zu leisten, den niemand ihr abnehmen kann. Und in der Art, wie sie diesen Dienst leistet, ist in ihr Jesu Geist lebendig.

Wir suchen Beziehungspunkte zwischen unserer heutigen Kultur und Jesus und so fragen wir zuletzt: Weist unsere Kunst solche Berührungen auf?

Die Kunst spielt im Leben unserer Tage eine außerordentlich große Rolle, und am ersten zeigen sich unsere Zeitgenossen für ästhetische Wirkungen zugänglich. So hat man denn auch mit Recht auf die große Verwandtschaft zwischen Kunst und Religion hingewiesen. Es ist gewiß eine Folge dieses Erwachens des künstlerischen Sinnes, dieser Beurteilung nach ästhetischen Gesichtspunkten, daß man auch die „Poesie des Evangeliums Jesu" entdeckt hat. Die mannigfachsten Arten der Dichtkunst hat man in Jesu Sprüchen und Gleichnissen wiedergefunden. Ein lyrisches Empfinden hat man aus seinem Evangelium als Grundton herausgehört, seine ganze Sprachweise aber zur didaktischen Poesie gerechnet. Auf die Plastik seiner Ausdrucksweise hat man aufmerksam gemacht. Ja das Poetische bezieht sich nicht allein auf die bloße Form. Jesus selbst war wohl ein Dichter, begabt mit der Anschauungskraft und Gestaltungskraft eines solchen. Doch er lebte in der Religion. Aber auch sie beruht auf Erlebnissen, und so ragt das poetische Moment tief in den eigentlichen Inhalt des Evangeliums Jesu hinein. Von hier aus hat Frommel[1]) einen Weg ge-

[1]) Vgl. sein schönes Büchlein: Die Poe e des Evangeliums Jesu. Ein Versuch. 1906.

zeigt, um die Symbolik des Gott-Vaterglaubens, der Reichgotteshoffnung und der Messianität Jesu zu begreifen.

So hat die künstlerische Kultur unserer Tage zur Entdeckung der Poesie des Evangeliums geführt. Das weist zweifellos auf tieferliegende Zusammenhänge zwischen Religion und Kunst hin. Aber eine andere Frage ist, ob in den künstlerischen Bestrebungen der modernen Zeit ein wirklicher Einfluß Jesu zu spüren ist. Diese Frage könnte nur beantwortet werden von einem, der das ganze Gebiet der Kunst übersehe, und der in das Herz des Künstlers zu schauen vermöchte. Denn hier kommt es doch vor allem auf persönliche Wirkungen an. Eine christliche Kunst ist noch keine religiöse Kunst. Bei jener spielt das Objektive eine Rolle, die Darstellung der Begebenheit aus der biblischen Geschichte oder aus dem Leben der Heiligen; das ist die mittelalterlich-katholische Kunst. Bei der eigentlich religiösen Kunst aber herrscht das Subjektive vor; denn Religion ist etwas Subjektives. Religiöse Kunst im vollsten Sinne kann mithin nur eine solche sein, die nicht lediglich ästhetisch wirkt, auch nicht zur kultusmäßigen Verehrung reizt, sondern die direkt religiöse Wirkungen hervorruft. Hier sei statt anderer der Name **Rembrandt** genannt, der in einem vor zwei Jahrzehnten erschienenen, aber noch lange nicht veralteten Buche gradezu als Erzieher zu einer religiös-künstlerischen Kultur gepriesen wurde. „Wer die biblischen Bilder von Rembrandt verstanden hat", so heißt es in jenem Buch, „kann nie wieder ganz unfromm werden." In der Tat sind Rembrandts Hundertguldenblatt, seine Bilder vom verlorenen Sohn und vom barmherzigen Samariter die höchsten Werke religiöser Kunst zu Beginn der modernen Zeit, voll hinreißender Wirkung. Hier hat der „Maler der Seele" das Höchste geschaffen, dessen er fähig war, und ein Künstlerauge hat die „Schönheit" des Evangeliums geschaut und, was es sah, in unnachahmlicher Weise wieder-

gegeben. Die Kunst ward das Medium für die Religion. So möge denn dieses eine Beispiel genügen um zu zeigen, welcher Wirkungen auf die Kunst die sittliche Hoheit Jesu mit ihrer Verkündigung fähig ist. Nach einem bekannten Wort Goethes ist sie aller menschlichen Kultur überlegen, daher ihre Triebkraft und ihr höchstes Ziel.

Jesus und die Kultur. Es waren nur Striche, die wir zeichnen konnten, kein ausgeführtes Gemälde. Sofern unter Kultur die materielle Welt verstanden wird, die uns umgibt, sind Jesus und sie Gegensätze. Hat er dennoch Einfluß auf die Kultur, so ist es nur so denkbar, daß irgendwie etwas von dem gewaltigen Kraftzentrum seiner Persönlichkeit in eine andere Menschenseele fällt und hier wirkt in seiner Art, durch das Medium der Persönlichkeit hindurch. Von solchen Wirkungen glaubten wir aber etwas zu spüren in der praktischen sozialen Arbeit, in der Gestaltung der Kulturordnungen des Lebens, in Wissenschaft und Kunst: Vielleicht sind es aber auch nur Ahnungen einer zukünftigen christlichen Kultur.

Lukas Viëtor.

Jesus und ich

Wir zwei so dicht beieinander, was wird dabei herauskommen? Er steigt hoch und ich gehe nach unten, er ist so viel und ich bin so wenig. Er wächst und ich nehme ab. Er wird König und ich Bettelmann. Ob das so sein soll? Sie sagen es beinahe alle, und bei den Jesusfreunden gehört es zum eisernen Bestand, zum Bekenntnis, daß Jesus die andern zu Nichtsen macht.

Und kann es denn anders sein, wenn der Starke neben den Schwachen tritt? Stark aber ist Jesus. Allmächtig hörte ich ihn in der Schule nennen und das Urbild alles Guten. Wunder über Wunder umrahmen sein Leben. Vor ihm flieht der Tod. Manche sehen es noch heute als ein Geheimnis an, daß dieser Mann, an dem alles echtes, reines Leben war, auch nur leiblich sterben konnte. Und der Satan, der uns alle bändigt, betrat nie auch nur den Vorhof seines Herzens. Bedarf es noch weiterer Kraftzeugnisse? Die wenigen genügen, uns ganz in den Staub zu drücken.

Gleich kommt denn auch die fromme Schulgelehrsamkeit und spricht: Erstes christliches Grundgesetz lautet: Werde vor Jesus ein Nichts! In den Staub, du Erdenwurm, sage mit Paulus: Ich bin der vornehmste unter den Sündern! Nun wird noch zur Pflicht gemacht, was natürlich ist und Natur bleiben sollte. Wer fällt, den stoße, daß er ganz daliegt. Wer sich demütigt, den bearbeite, bis der letzte Tropfen

von Selbstgefühl ausgepreßt ist. Und so verschwenden unzählige Prediger ihre Hauptkraft damit, daß sie die Hörer durch Jesus gründlich klein machen. Eine ordentliche Sündenpredigt bekommt die beste Zensur. Vielen ist auch förmlich wohl dabei, wenn sie neben Jesus ganz jämmerlich dastehen. Ja, so muß es sein. Sündenbewußtsein, Schuldgefühl ist die enge Pforte zum Himmelreich. War es nicht auch Jesu erstes Wort: Tut Buße? Also impft es der zartesten Jugend ein, daß nichts Gutes an und in ihr ist, denn man kann ihr gar nicht zeitig genug den guten Mut rauben, den Glauben nehmen, daß sie, wie sie ist, Gott nicht gefallen kann.

Sollte Jesus wirklich gekommen sein, um die Menschen zu drücken? Wollte er in der Tat die Kluft zeigen, die zwischen ihm und den andern bestand? Ist er wahrhaftig für die Erbsündenlehre verantwortlich zu machen und für all die Bestrebungen, die Welt als ganz im Argen liegend darzustellen? Ich finde, daß ihm dies so wichtig gar nicht ist. Warum sollte es auch so sein? Die Menschen sind ja gedrückt genug, warum noch den Fuß auf ihren Nacken setzen? Dafür daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, wird doch anderswo reichlich gesorgt. Was bleibt denn vom Menschen übrig, wenn er 50 oder 60 Jahre durchs Leben gewandert ist? Es soll jeder Mensch als Original geboren sein, wo sind aber diese Originale geblieben? Man spricht von Dutzendmenschen. Wenn's von jeder Art nur immer bloß ein Dutzend gäbe! Sagt doch lieber von Millionenmenschen! Das dürfte der Wahrheit näher kommen. Nur nicht anders sein als andere, sonst hat man schon ein Kainsmal an der Stirne. Und so geht die ganze Behandlung eines Menschen meist darauf aus, ihn zu enteignen. Und was die Leute mit ihren Schulen und Gesetzen nicht erreicht haben, das vollenden die Geschicke, die gar nicht danach fragen, wie einer gewesen ist. Wer es dann noch

nicht glauben will, dem sagt es der Tod, daß er ganz abkömmlich ist und ohne Lücke entbehrt werden kann.

Ich danke, wenn mich da einer noch künstlich niederhalten will, wo ich schon nicht zum Aufatmen komme. Aber siehst du nicht, wie das alles die Menschen doch nicht demütigt, wie sie dabei immer noch pochen und prahlen? Das stimmt, auch die Nichtse möchten etwas sein, und so rühmen sie sich ihrer Uniform, ihres geprüften Gemeinwissens und der Andern abgelernten Lebensdressur. Man kommt ja auch leichter durch die Welt, wenn man die übliche Schutzfarbe des Kulturmenschen an sich trägt, aber wie jammervoll und trostlos steht solch ein nur in der Herde Lebender da, wenn er einmal einzeln genommen wird, wenn das Leben mit ihm unter vier Augen spricht. Der ist wirklich nicht stolz, der unterschreibt jedes Formular, damit er nur wieder in seinen Kasten und in seine Kaste darf.

Wer da helfen will, hat wahrhaftig nicht nötig, die Kranken noch kränker zu machen. Jesus wollte auch nicht demütigen, sondern erquicken. Er hat deshalb keine Sündenbekenntnisse abverlangt, wie wir nach unserer Schablone es zu tun pflegen, aber auf Glauben hat er gerechnet. Und wenn er ja Buße gepredigt hat, so ist noch sehr die Frage, wie das zu verstehen ist. Der andere Sinn, den sich die Menschen holen sollen, weil das Himmelreich nahe ist, setzt doch nicht voraus, daß man sich erst gründlich zu schämen habe, sondern besagt nur, daß, weil mit den alten selbstsüchtigen Himmelreichserwartungen nichts anzufangen ist, die Hörer gründlich umlernen müssen, wenn sie etwas von Gottes Kommen gewahr werden wollen.

Also fort mit den Treibhäusern für künstliche Demut! Mag es der christlichen Begeisterung noch so sehr entsprechen, Jesus hoch zu stellen, ihm die schönsten Namen zu geben und ihn mit allen göttlichen und menschlichen Perlen zu schmücken, der Gedanke ist doch unrecht, daß zur Heilands-

größe gehört, wenn ich als völlig Unwürdiger neben ihm stehe und meine Hilflosigkeit zum Grundsatz erhebe, damit nur der Abstand zwischen uns himmelweit werde.

Freilich weiß ich nun wohl, daß das gründliche Beschämen nicht als letzter Zweck der Gemeinschaft mit Christus gelten soll. Aus der Tiefe soll es wieder in die Höhe gehen. Er will mich nicht bloß gründlich ausziehen, daß die ganze Armesünderblöße erscheint, sondern er will mir auch sein Gerechtigkeitskleid schenken. Paulus verficht diesen Gedanken mit großem Nachdruck, und mit Freuden hat ihn die Christenheit nachgesprochen. Aber so tief und wahr er ist, so ist er doch eine drückende Zwangsjacke geworden. Grade der Grundsatz: Christus muß in dir leben und will in dir Gestalt gewinnen, hat unendlich viel Eigenleben zerstört. Man hat gedacht, daß man Christus nachahmen müßte und hat sich nun innerlich und äußerlich gereckt und gradezu verzerrt, um ein größerer oder kleinerer Jesus zu werden. Man lernte seine Worte und verkündete sie überall, man verließ wie er Heimat und Beruf und zog predigend und heilend im Lande umher, man blieb ehelos oder hielt doch das Nichtheiraten für heiliger, man verkaufte Haus und Hof, man vergab im Sterben den Feinden, man wollte nur für Gott und sein Reich leben und stellte alles andere beiseite. Wer will leugnen, daß kleine Menschen dadurch Helden wurden? Das ist Jahrhunderte fortgegangen, die Welt hat zahllose Beispiele höchster Selbstaufopferung gesehen. Unter schmerzlichen Peinigungen hat man den alten Adam, aber auch alle gute Eigenart drangegeben. Das Ziel war edel, aber der Weg dahin ist mit Gerippen von Märtyrern besäet. Luther wollte dem eine Grenze setzen, indem er wenigstens in jedem anständigen Berufe eine Gelegenheit sah, wo man christlich leben könne, auch ohne Nachahmung des armen Lebens Christi, aber dessenungeachtet werden wir den Gedanken noch heute nicht los, daß

wir wenigstens im Nebenamte auf biblischen Bahnen auch äußerlich zu wandeln, soweit es ohne großen Schaden des Lebens geht, recht viel altchristliche Gedanken, Worte und Taten uns anzueignen und als Gemeingut zu verbreiten haben. Am höchsten stehen uns noch immer der Missionar und der Geistliche, weil die am besten jesusmäßig leben können. Sie haben am meisten Zeit, sich Jesus anzulesen, einzudrücken und für ihn zu arbeiten. Sie gelten, wo sie es rechtschaffen meinen, noch immer als die Nächsten am christlichen Ideal. Bei ihrer Weltzurückgezogenheit können sie sogar in Tracht gehen, und das harte Leben kann ihrem guten christlichen Streben nicht soviel Hindernisse in den Weg legen, weil es mit seinen Wellen nicht bis an ihren Hafen kommt.

Leider sieht solches Christenleben immer noch anders aus, als das Leben Christi. Er ist ja so eigenartig, so groß, so göttlich und namentlich so sündlos, daß ich gar nicht dran denken kann, ihn voll in mir aufleben zu lassen. Sonderbar, wir reden immer vom christlichen Leben, aber eigentlich weiß niemand so recht, wie er sich das Leben Christi vorstellen soll. Denn wie derselbe geschildert wird, bleibt er uns ein unverstandenes Rätsel. Schon durch das Beiwort „sündlos" rückt er ganz aus unserer Betrachtung heraus. Solches Leben kann man gar nicht in sich wiederholen. Und so sind wir mehr Nachfolger des Paulus oder Johannes, nur nicht Christi. Aus dieser Verlegenheit finden sich aber die Christen schnell heraus, sie schalten das Gebet um Vergebung der Sünden ein, sie berufen sich auf Christi Verdienst, und nun können sie doch Nachfolger Jesu werden.

Nur bleibt der Mangel trotzdem bestehen. Sie fühlen die große Pflicht und werden immer wieder an die kleine Kraft erinnert, und daß in ihnen etwas ist, was nicht gerne stirbt und was zur Lebensentfaltung sich bestimmt glaubt. Ich kenne freilich Menschen, denen solch Absterben wonnig

ist, die sich so verachten gelernt haben, daß sie beten können: „Laß mich ganz verschwinden, dich nur sehen und finden", aber ich glaube es ihnen nicht ganz. Hier darf man auch von einer großen Suggestion reden, infolge deren Tausende einfach dem Bann bestimmter Gedanken zum Opfer fallen. Zuletzt fühlen sie sich leidlich wohl dabei und sind entrüstet, wenn man ihnen noch andere Wünsche zutraut, während doch ihr tieferes Leben nach einer besseren Daseinsgestalt hungert.

Wir werden eben im besten andern Menschen uns nie ganz wohl fühlen, weil wir nicht er sind und auch nie ganz ein fremdes Leben uns aneignen können. Und so sehr Christus uns Heiland und Retter bleibt, mit der engen Uniform, die wir heute anziehen sollen, wird er uns nicht beglücken können. Das Aufgeben des eigenen Ichs will uns nicht mehr eingehen. Es gab einmal eine Zeit, wo die Einzelnen sich viel weniger unterschieden als heute. Da konnte der Gedanke und Wunsch entstehen, daß alle möchten einerlei Bekenntnis haben und einerlei Werk des Glaubens und der Liebe vollbringen, so daß die Schriftbuchstaben überall deutlich lesbar seien. Heute fühlen wir das Unmögliche solches Tuns und das Unglückliche dieses Bemühens. Überall spüren wir den Druck. Auch das Erhobenwerden in die höhere Sphäre nimmt uns die Knechtschaft nicht ab. Das eigene Nichts, erst ganz entkleidet und an den Pranger gestellt, wird dadurch nicht gebessert, daß es sich mit fremden Kleidern schmückt, sich fremde Tugenden borgt und in fernliegende Welten sich einführen läßt, wo es nie ganz heimisch werden kann.

So scheint es, wie wenn Jesus und ich sich trennen wollten, und mancher mag schon das eben Ausgesprochene für einen Abfall von guter, alter Wahrheit halten, mit der doch Millionen Menschen solange zufrieden gewesen sind, und sich nicht denken können, daß nun doch die beiden sich

noch etwas angehen oder gar noch besser zusammenkommen sollen, als vorher.

Wenn Jesus Jünger sammelt, kann allerdings der Gedanke aufkommen, daß er sich leib- und seeleigene Leute schaffen wollte, die jede Selbständigkeit aufgeben, die nur ihn gelten lassen sollten. Tritt man aber der Person Jesu näher, so ändert sich das Bild. Er selbst lebt gar nicht so für sich, wie man gelegentliche Worte zu deuten versucht hat. Er hat auch ein Ziel, dem er sich unterordnet, und dem er im Wort „Reich Gottes" einen klaren Ausdruck gegeben hat. Er will also auch ein Diener sein und verbirgt sein Ich, wo er kann. Und grade die ältesten Evangelien sind Zeugen der keuschen Zurückhaltung über sein großes Ich. Im Johannesevangelium hören wir ihn mehr von sich sprechen, aber dies Evangelium ist viel subjektiver, hier hat der sich vor dem Gottessohn beugende Jüngersinn unbewußt mit den Worten Jesu verbunden, und selbst da ist der Schleier nur gelüftet, nicht gehoben. Es ist, als spräche Jesus von einem Dritten, wenn er Rechenschaft über sich gibt. Und einer, der für eine große wenn auch allerpersönlichste Sache wirbt, sollte in der Hauptsache wünschen wollen, daß man ihn abschreibt, ihn zum einzigen Menschen erhebt, den man sich ganz zum Muster nehmen müßte? Daß in der Hingabe an sein Ziel es zu großer innerer Verwandtschaft mit ihm kommen muß, ist ja klar, aber ein Aufgehen in ihm fordert er damit noch nicht.

Weiter legt er grade solchen Nachdruck auf das Recht des Ichs, daß man ein Verlangen seinerseits an die andern, sich selbst aufzugeben als von ihm ausgehend mit dem besten Willen nicht glauben kann. Man stelle sich ihn vor, wie er sich im Leben behaupten lernt. Er kommt in eine festgefügte Welt, in eine geschlossene religiöse, moralische und kirchliche Lebensanschauung. Die Menschen wissen ganz genau, was sie sollen und können, und was sie nicht sollen und

nicht können. Sie kennen ihren Gott, und wo er wohnt und welche Opfer er verlangt, und daß er ein Vergelter ist für Gute und Böse, sie wissen, was sie einander schuldig sind, die Gebote sagen es so unfehlbar klar und genau. Dagegen kommt kein Bedenken auf. Das Alter hat alles so ehrwürdig und heilig gemacht, daß hier sich nur blinde Unterwerfung ziemt. Eher könnte man einen König von seinem Thron stürzen, als einen Titel vom Gesetz ändern, das Millionen im Gewissen mit sich herumtragen, das der Ewige selbst gegeben und für alle Zeiten festgelegt hat. Und nun kommt Jesus in seiner göttlichen Unbefangenheit und spricht: Ich aber sage euch. Sein Gott verlangt keinen Tempel, keine Opfer, sein Gott unterscheidet nicht Gute und Böse, sondern liebt die Sünder, seine Gebote verlangen Gesinnungen, erwarten Liebe. Damit will er alle menschlichen Verhältnisse regeln. Kurz er wagt sich mit aller Bescheidenheit an den Grund alles Bestehenden, obwohl er sich bewußt ist, nichts Grundstürzendes zu tun. Er kämpft nicht gegen eine bestimmte Formel, er ereifert sich nicht dauernd über besonders krasse Irrtümer und Notstände, er ist kein Bußprediger wie Johannes der Täufer, er lebt aber schon in einer anderen Welt, hat ein reineres Beten, ein freieres Glauben, ein königlicheres Lieben. Man möchte ihm zurufen: Ahnst du auch, was du anrichtest? Du wirst es furchtbar büßen müssen, daß du dich getraust anders zu sein, als ein ganzes Geschlecht, als eine gottgewollte Geschichte es haben wollen. Doch rechte mit ihm, wer da rechten will. Wir wissen ja alle, daß er recht daran tat, und freuen uns, daß sein Ich schwerer war, als das Gewicht eines Zeitalters.

Aber kann man sich denken, daß dieser einzigartige Mann, der sein Ich bis zum Sterben verfocht und alles aufgab, bloß um das zu bleiben, was er war, nun von anderen Menschen erwartete, sich ganz ihm unterzuordnen?

Freilich hat es je und je solche Zwingherren gegeben, die selbst keinen leisen Fingerdruck vertragen konnten, und ihre Angehörigen in den schärfsten Frondienst spannten. Und die Welt nach Christus hat ihn nicht selten als Herrn im harten Sinn gefaßt. Es waren fast in jedem Jahrhundert bis in unsere Tage Gewaltmenschen da, welche Eide auf die reine Lehre schwören ließen und Andersdenkende wie Räuber und Diebe verfolgten.

Im Sinne Jesu war das gewiß nicht. Die Weise, wie er mit den Menschen umgeht, verrät ganz andere Absichten. Die intensive Bearbeitung fehlt. Die Menschen sind gar nicht die Objekte, die bekehrt werden müssen. Er läßt sie sehr frei laufen. Kein Jünger wird auf Satzungen verpflichtet. Sie brauchen ihn nur zu sehen und zu hören. Nicht einmal ein leiser Zwang ist zu finden. Ja er kann nötigen, fortzubleiben, wenn einer ihn nicht versteht. Von dem Bekehrungseifer eines Gemeinschaftschristen, der jedem seine Traktate aufnötigen will und nicht ruht, bis seine Opfer eingeschult sind und ganz auf die Worte des Lehrers schwören, ist auch keine Spur vorhanden. Am auffallendsten tritt uns Jesu rücksichtsvolle Art im Verkehr mit den Ausgestoßenen seines Volkes entgegen. Als Gleichberechtigte behandelt er sie. Nicht als stünde ein Heiliger beim Unheiligen, sondern als wenn zwei Freunde sich begegneten. Schützend breitet er seine Hände über Zöllner und Sünder. Keine Anklage wird dem Betrüger Zachäus an den Kopf geworfen, kein Fußtritt der beim Ehebruch ertappten Sünderin erteilt, während er die Heiligen furchtbar demütigen kann. Aber die Leute müssen sich doch bessern? Oder sind solche Handlungen nur Mittel zum Zwecke, mit denen Jesus Stimmung für sich machen will? Gedenkt er durch Güte zu erreichen, daß diese verhärteten, verprügelten Seelen wieder im Vertrauen sich dehnen und dann um so williger Gehorsam leisten, daß sie in Seilen der Liebe um

so gründlicher sich ihres Eigenlebens entäußern? Gewiß hat es solche liebenswürdige Mission oft gegeben, und sie hat manches ausgerichtet, sie hätte einst fast einen Eisenkopf wie Luther vom Reformationswerk abgebracht, aber wir würden Jesus bitter Unrecht tun, wenn wir hier von geschickter Missionsmethode reden wollten.

Es ist vielmehr heiliger Respekt vor der Menschenseele, der ihn zum vorsichtigsten Arzt und Berater macht. Ihm ist die Seele etwas Göttliches, auch die beschmutzte, sündige bleibt ihm doch stets ein Heiligtum, in das man nicht mit plumpen, gemeinen Händen hineingreifen darf. Gott darf man nicht vergewaltigen, ihm muß man dienen, nach seinen Wünschen ihn fragen, seinen Hunger stillen. „Ich bin unter euch wie ein Diener." Jesus scheint gar nicht zu finden, daß eine Seele durch den Staub, in den sie fällt, geringwertig werden könnte. Diamanten bleiben wertvoll, wohin sie auch geworfen werden. Schuld und Sünde können die Politur trüben, aber Seele bleibt Seele.

Es sollte uns schwer fallen, aus Jesu Worten zu bestimmen, was die Seele eigentlich ist. Unsere heutigen Psychologen dürften kaum an seinen Vorstellungen Gefallen finden. Aber jedenfalls ist ihm alles, was Mensch heißt, eine Majestät. Er macht viel Aufhebens von einer Kinderseele, er warnt mit höchstem Nachdruck vor dem Ärgernisgeben den Kleinen gegenüber, deren Engel die Verführer bei Gott verklagen, er hört den Himmel jauchzen, wenn ein Sünder sich ins Vaterhaus zurückfindet, und im Gleichnis vom verlornen Sohn wird der zerlumpte Bettler von der Vaterliebe erwartet, bewillkommnet, gefeiert, als wäre ein König zu Gaste gekommen, als wollten die Wirte sich entschuldigen, daß sie zu wenig Umstände gemacht hätten, und als hätte der Vater dem Sohne etwas abzubitten.

Drum trägt auch Jesu Mission keinen in unserem Sinne großzügigen Charakter. Ein Paulus bereist planvoll Länder

und Meere, überspannt die Welt mit einem Netz von Missionsstationen und hofft von Rom aus die Erde für Christus zu gewinnen. Jesus hat nur Sinn für Seelen. Ganze Städte können warten, während er einer Samariterin Rede und Antwort steht, und der große Pilgerzug nach Jerusalem gerät ins Stocken, weil ein Blinder sehende Augen haben will und weil seine Seele vielleicht dabei sehend werden könnte. Am Kreuz hat er noch ein Herz für eines Schächers Herz. Wenn das die Seelen der Menschen nicht hochstellt, so wüßte ich nicht, was man noch mehr sagen sollte.

Wir sind göttlichen Geschlechts. Was für ein Licht werfen diese Seelenbehandlungen Jesu, denn Seelenbetrachtungen und -zergliederungen kennt er nicht, auf all die Lehren, die zur Ehre Gottes, wie man sagt, den Menschen degradieren! Wo ist da die Kluft, die zwischen Gott und den Menschen aufgerichtet sein soll? Wer will aus den Taten Jesu herauslesen, daß Gott der Heilige ohne Opfer eines Andern dem gefallenen Menschen die Hand nicht reichen darf, und daß der Mensch eigentlich keiner Gnade wert sei? Wer will aus der Dienelust Christi, mit der er um ein Herz wirbt, den Schluß ziehen, daß dieses Herz ganz in Sünden geboren, durch Sünden zum Stein erstarrt und ein Tummelplatz satanischer Mächte sei, während Jesu Seele in ihrer Hoheit und Reinheit damit gar nicht verglichen werden könnte? Das sind ja Behauptungen, die der Wirklichkeit nicht entsprechen. Den Bruder sieht Jesus in mir und nie möchte er den Eindruck erwecken, als sei er von Natur mehr als die andern, er traut mir dasselbe zu, was er sich zutraut. Manchmal habe ich den Gedanken, daß er mir viel zu viel Gutes zutraut, als unterschätzte er den wirklichen Unterschied, wenn er erwartet, daß seine Jünger noch größere Taten als er vollbringen werden, und daß ein gutes Wort genüge, um Einen zum guten, reinen Menschen zu machen. Das Kind

Gottes sieht er in mir, das gefallen wieder aufstehen kann und um das sich Gott besonders bemüht, wenn es einmal verloren gegangen ist. Daß einer da dem lieben Gott noch zureden und ihn, wenn alles nichts hülfe, an des Heilands Opferblut erinnern müßte, bis er weich und mitleidig würde, davon ist im Verhalten Jesu nichts zu lesen. Aber zum Glauben fordert er auf, zum getrosten Gebet. Du darfst vom Vater Alles erwarten. Elend und Schuld geben mehr Anrecht auf Erbarmen, als Tugend und Glück.

Dieser Seelenwert stürzt in Wahrheit die ganze übliche Erlösungslehre, nicht die Erlösung, die dadurch nur einfacher und selbstverständlicher wird, aber alle die Sündentheorien von des Menschen völliger Nichtswürdigkeit, die Gott und Menschen auseinanderreißt, all die Behauptungen von Gottes Entrüstung, die den Menschen in den Tod gibt, ebenso die ganze sogenannte Bluttheologie. All diese Lehren sind von Jesus nicht aufgestellt, sie entstammen einem fremden Altar, einem Gottes- und Menschenbegriff, der sich mit dem vom Vater und Sohn nicht verträgt, sie tragen altheidnische Elemente in sich, die bei besserem Verständnis Christi weichen müssen.

Dieser neue Seelenwert wertet alle Dinge um. Das Kind Gottes, der kleine Gott, der groß werden soll, ist nicht der verlorene Sünder, der sich von Gott entfernt und sich Gottes gerechten Zorn und Strafe zugezogen hat, sondern das gutgeschaffene und -bestimmte Wesen, dem der Schöpfer das Gewissen, ein immer klarer werdendes Bild seines eigenen Ichs, einpflanzte, damit der Mensch an der Hand dieses Freundes vom Irrtum zur Wahrheit, von der Schwachheit zur Kraft in Mühen und Kämpfen sich durchränge bis zum vollen reinen Gottesleben. Liebe will ihn selbst leiten und führen, Vaterliebe will den Sohn groß machen, wenn dieser nur Ja spricht, nur Vertrauen hat, immer nur Aufstieg glaubt, von Schuld nichts mehr weiß, als daß sie Zukunftsverpflichtung gibt, von Schwachheit nicht Verderben er-

wartet, sondern Kraftoffenbarung Gottes. Das ganze traurige Kapitel mit der Überschrift „Die Sünde ist der Leute Verderben" ist durchgestrichen. Die Liebe hat es beiseite geschafft. Die Dinge sind freilich da, denen wir die häßlichen Namen geben mußten, solange wir vom Sohne Gottes nichts wußten, sie schmerzen und brennen auch noch heute, aber sie sind uns dienstbare Geister geworden. Wir steigen mit ihnen zu Gott hinauf. Gläubig genommen, geduldig ertragen, hoffnungsvoll umgeschaltet werden sie Seelenerzieher, und lassen uns Vergottung schmecken. Nun heißt es: Die Liebe Gottes rettet überall und durch Alles. Es gibt keine von Gott scheidende Macht, also keine Sünde mehr. Wir haben wohl Hindernisse, Ohnmachtszustände, Ketten, die uns genug zu schaffen machen können, daß wir oft darunter zusammenbrechen möchten, aber wir glauben Gott so wert zu sein, daß wir darin kein Verdammungsurteil mehr erblicken, sondern Gelegenheiten für göttliche Herrlichkeitsentfaltung, gottgewollte Niedrigkeitswege, die um so sicherer die Stetigkeit des guten Fortgangs verbürgen.

Welche Rolle spielt dann Jesus noch? Bleibt er nicht mein Erlöser? Ist er's nicht, der als Sohn mich frei macht? Brauche ich nicht den als Sohn Geborenen, um mich immer wieder zum Vater hinzufinden? Aus mir heraus hätte ich es nicht gekonnt. Muß er nicht immer wieder den alten Sündenaberglauben verscheuchen, in dem wir noch aufgewachsen sind und den uns unsere christliche Lehre noch nicht ganz zu nehmen gewagt hat? Ja er ist der Sündlose, obwohl er den Abstand zwischen Vater und Sohn kannte, aber ich bin nicht neben ihm, der Sünder, den er mit heiligem Blut abwäscht, sondern der Mensch, der, wenn er durch ihn zum Bilde Gottes erwacht, zur gleichen Sündlosigkeit sich durchzuglauben bestimmt ist, so daß ich ein voller Bruder Christi werden kann, der nur als Erstgeborener mir voran ist.

Ich ahne infolgedessen eine große Korrektur in unserm Gottesdienst, wenn die Lehre vom anerschaffenen Wert der Menschenseele, die Kind Gottes und Christi Bruder ist, sich noch mehr in der Christenheit durchsetzen wird. Dann wird man auch noch Kinder taufen auf den Namen Jesu, aber daß die Seelen müßten völlig umgewandelt werden, weil sie ganz verderbt und schuldig auf die Welt gekommen seien, das zu sagen und zu hören, wird uns dann nicht mehr zugemutet werden. Ich will die Kinder nicht zu Engeln machen, die aus lauter Vollkommenheiten bestehen, ich will auch gerne glauben, daß in ihnen noch ein Erbe aus vergangenen Jahrtausenden schlummert, das ihnen bitter zu schaffen machen wird, ich will mich nicht wiegen in törichte Einbildungen von leichter Erziehung zu herrlichen Tugenden, will vielmehr recht bescheiden denken von dem, was in einem Menschenalter bei uns wächst, aber ich will keine Gespenster von Schuld und Sünde mehr an die Wand malen, ich will einen treuen Vater am Taufstein stehen sehen, will reden von Nurliebe und von lauter Segen, wie fern auch Wollen und Vollbringen von einander bleiben.

Dann wird man auch noch Kirche halten, aber nicht arme Sünder nahen jeden Sonntag mit schuldbewußter Seele, um sich unter Ach und Weh das Erbarmen des beleidigten Gottes zu sichern, und sich zaghaft hinter Christus vor des richtenden Himmelskönigs hocherhobener Hand zu flüchten. Solche Gebete stehen dann nicht mehr in der Agende, im Kirchenbuch. Gott ist beschwichtigt oder vielmehr der Richter lebt nicht mehr, ein Vater ist über uns, dem wir lauter Gutes zuzutrauen haben und den wir beleidigen, wenn wir seine Rache fürchten. Vergebung suchen wir nur noch für nicht verstandene Liebe, und wenn unser Gewissen richterlich auftreten will. Dankgebete für das, was wir sind und haben, heilige Sorgen und ernste Fragen nach reicherer Wahrheit und Liebe werden die künftigen Gotteshäuser erfüllen. Am

meisten freue ich mich, wenn wir erst einmal mit fröhlichem Herzen in der Kirche singen und sagen werden, daß Gott seine Freude an seinen Kindern hat. Dieser tiefchristliche Gedanke hat sich noch kaum deutlich hervorgewagt. Ich bin nichts, ich kann nichts, weiß nichts, das hat Gottes Ohr immerzu hören müssen. Er soll und will es ja auch nicht missen, aber er soll doch auch wissen und hören, daß wir etwas geworden sind und etwas können. Soll ein Kind immer nur sich anklagend vor dem Vater stehen? Das wäre keine passende Antwort auf ewige Vaterliebe.

Und wie wird unser Gesangbuch sich ändern, wenn einmal das Unchristliche darin herausgewiesen wird! Es wird sich der neuen Agende anpassen müssen. Wir werden gewiß manches alte Kernlied beibehalten können. Nie wird ein echter Christ dem Lutherlied etwas antun wollen, und Psalmen und Lobgesänge mögen bleiben, solange wir noch dieselbe Sprache sprechen, auch die tiefempfundenen Passions- und Oster-, die Kreuz- und Trostlieder, die Buß- und Bittklänge, soweit sie nicht theologische Reimereien sind, sollen und müssen weiterleben, aber vor allen Dingen muß als Melodie durch den ganzen Liederwald schallen die Freude am Vater, die Freude des durch den Sohn freigewordenen Kindes, das Verständnis für eine Welt, die weder innen noch außen böse ist, die aber ihre Kinder durch Kampf und Kreuz selig macht, und endlich die Lust, sich auf die Bahn der Wahrheit und Gerechtigkeit leiten zu lassen. Und darum müssen die Stimmen schweigen, die im heutigen Erdenleben den unheilbaren Riß beklagen, die Gott auffordern wollen, das Übel und das Kreuz abzuschaffen, seine Wunderschöpfung zu zerschlagen und eine bessere an die Stelle zu setzen. Heraus müssen die selbstsüchtigen Wünsche, die Gott andere Wege weisen und seine Schöpfungsordnung korrigieren wollen, die alles nach dem Eigengefühl und nicht nach dem Ewigkeitswerte bemessen möchten. Ein großer,

opferfreudiger, selbstverleugnender Geist, ein Hochgefühl wegen dessen, was Gott an mir getan und bis in alle Ewigkeit tun wird, ein unvertilgbarer Wunsch, daß in Allem die Liebe deutlich werde, selbst in Grab und Tod, und ewiges d. i. lauter Leben und lauter göttliches Leben sich offenbaren möge, diese Gedanken und Kräfte müssen die heiligen Lieder der neuen Christenheit erzeugen. Ich will nur Gott verstehen, dann kann alles in der Welt so sein und werden, wie es ist und wird, und ich bin zufrieden. Und davon sollen unsere Zungen singen.

Ein neuer Glanz wird dann auch auf die Feier des Abendmahls fallen. Jetzt gilt es als ein Geheimnis, vor dem dem armen Sünder das Herz wegen seiner Unwürdigkeit schlägt. Er soll eine Speise essen, die ihn wunderkräftig entsündigt und der er durch jeden neuen Fall doch die Kraft wieder raubt. Dann aber wird er kommen als schwaches Gotteskind und wird die Wege Gottes anbeten, die Blut und Leib des Sohnes fordern, um ihm dadurch alle Kraft und alle Herrlichkeit zu spenden. So wird das Altarmahl ein Symbol der Versöhnung mit dem härtesten Tun Gottes, eine heilige Weihe des Kreuzes für jeden Gottessohn, eine Aufforderung zum Vertrauen gegen Gott und Menschen selbst unter schwersten Gegenbeweisen.

Und wie wird die Kirche sich gestalten beim vollen Betonen der Gotteskindschaft in jedem ihrer Glieder? Meint ihr, daß hochgehobene Menschen nur Einspänner sein müssen? Grade das Wertgefühl treibt sie zusammen, und wenn sie auch keine Herde mehr sein können, wo nur der Hirte der Gedanken benötigt, so führt sie grade der Respekt vor dem innewohnenden Gott einander zu. Kinder Gottes sind kleine Götter, die vor allem wachsen wollen. Dazu müssen sie beim andern zusehen und lernen, ob sie dem nicht göttliche Wege und Worte ablauschen können. Die Lust zur Bereicherung nähert die Menschen. Ich glaube auch, daß

Jesus Seelenbetrachtungen für sich gemacht hat, um zu nehmen, nicht bloß um zu geben und zu lehren. Warum soll er nicht auch am Glauben jenes Hauptmanns von Kapernaum oder des kananäischen Weibes, die er beide bewundert, für sich gelernt haben? Der barmherzige Samariter hat ihn gewiß auch erquickt und gestärkt, ebenso wie die schnelle, gründliche Erhebung eines Zachäus oder das Umgewandeltsein jener Sünderin, die wir Maria Magdalena nennen. So schnell also kann Gott wieder aufsteigen, so eilig ein Gottesgarten grünen, der bis dahin dauernd brach gelegen hatte! Ja das Bild Gottes ist doch unverwüstlich, und der Schüler von gestern kann heute viele zur Gerechtigkeit weisen. Daran hat die Kirche noch zu wenig gedacht, wo bisher jeder nur holen, aber nichts mitbringen sollte. Der Zuwachs bedeutet nicht Arbeit, sondern vor Allem Gewinn. Es kommt einer zu euch, der euch Gott wieder neu zeigen kann. Und wir dachten, wir dürften nur zeigen, und vor uns stände ein leeres Gefäß, in das wir immerzu hineintun sollten, Einer, der gemodelt und neugeboren werden müßte, bis er dann nach jahrelanger geistlicher Pflege auch im Dienst Verwendung finden könnte. Nein, sagt es nur dem Menschen, was er ist, und je mehr Freude und Lust ihr zu seiner Seele habt, je mehr ihr lernend ihn sucht, um so inniger wird eure Gemeinschaft mit ihm werden.

Respekt vor dem Ich wird weiter denen zugute kommen, die ihrer Zeit voran laufen oder nachhinken, die man je nachdem mit schönen Titel „Ketzer" oder „Banausen" zu benennen pflegt. Die Nullentheorie hat diese Klassen geschaffen. Ihr erscheint jede neue Lebensformel als ein Vergehen gegen die Weisheit der Alten, als eine Auflehnung wider die althergebrachte Gottesoffenbarung. Es ist wahrhaft tragisch, wie grade die Kirche Christi, dieses größten Neuerers, den die Religionsgeschichte kennt, zu einer so

konservativen Macht heranwachsen konnte, daß sie bis zu dieser Stunde jeden Neuerer mit dem Fluch belegt. Die Weise Jesu, nach der er einen Menschen, der sich nicht zu ihm hielt, und doch in seinem Namen Teufel austrieb, ruhig gewähren ließ, obwohl seine Jünger ein Ketzergericht verlangten, hat sich leider noch nicht Geltung verschaffen können. Auch die evangelische Kirche weiß zunächst nur von Mißtrauen, wo einer mit neuen Zungen zu reden beginnt.

Aber die Zurückgebliebenen haben es nicht minder schwer. Die Freieren verachten das kleinliche Bekehrungstreiben, die Lust, von Gott Zeichen und Wunder zu fordern, wie wir es in den frommen Sekten finden, und übersehen, daß Kinder im Glauben noch engere Stuben brauchen und eines Gebotegottes oft mehr als eines Gnadengottes bedürfen. Hier möchte auch das Wort Christi am Platze sein: Sehet zu, daß ihr nicht jemand von diesen Kleinen verachtet.

Hierher mag noch ein Wort über die sonstige Kirchenzucht gehören, welche diejenigen in Behandlung nimmt, die sich in moralischer und kirchlicher Hinsicht unwürdig beweisen. Mancher sieht in dieser Zucht das Heil der Kirche und bedauert es, daß es hiermit so lax bestellt sei. Es müßte eben viel mehr gestraft werden. Aber so richtig das scheint, so schwer ist es auszuführen. Solange die Kirche in einigen Rechtsordnungen, Glaubens- und Sittenvorschriften bestand, war mit der Strafe etwas auszurichten. Je mehr aber die Christenheit sich zu einer idealen Gemeinschaft auswächst, wo Gesinnung und Geist das Szepter haben, wo gerechtigkeitslustige Menschen Gott in die Wirklichkeit einführen wollen, um so wunderlicher berührt es, wenn einigen Brautpaaren der Kranz verweigert wird, wenn Säufer nicht kirchlich beerdigt werden und Taufverschmäher des kirchlichen Wahlrechts verlustig gehen. Andere, die durch unlauteren Handel sich Millionen erwarben, die im Geschäftskampf Menschenwohl ganz außer acht ließen und nur dem

allerselbstsüchtigsten Erwerb fröhnten, die ausgesprochenermaßen Genuß und Ehre für das eigentliche Lebensziel hielten, bekamen auch nicht den leisesten Hauch eines Vorwurfs zu spüren. Ihre Ehe wahr dauernd unideal und unglücklich, nie kümmerten sie sich ernstlich um einen ihrer Mitmenschen, ihren Kindern gaben sie ein schlechtes Beispiel, aber was tut's? Der Wortlaut der Paragraphen ist nicht verletzt, und so greift man einige Schwache, Dumme oder Störrige heraus, stellt sie an den Pranger und die übrigen läßt man laufen. Diese Kirchenzucht hat sich völlig überlebt.

Je mehr das Christentum eine Weihe der Persönlichkeit und des ganzen Lebens bedeutet, je mehr Freiwilligkeit und Hingabe im Dienst des Ideals gefordert, je mehr das menschliche Dasein in seinen Notwendigkeiten und Zusammenhängen begriffen wird, so daß man nur vorsichtig seine Hand hineintun darf, wenn man es beeinflussen will, um so weniger wird man sich die Zwangsbeschämung erlauben dürfen, um so bescheidener wird man erinnern und mahnen, und um so mehr wird zur Beschämung durch das gute Beispiel und die Schilderung echten, göttlichen Kindeslebens gegriffen werden müssen.

Es muß einmal die härteste Strafe werden, nicht daß einem Kirche und heiliges Abendmahl versperrt und daß einer als räudiges Schaf von den andern gemieden wird, sondern daß einer sein Gottesrecht mißachtet und nun ein rein irdisches, selbstsüchtiges Leben erwählt, wo ihn sein Mammon oder sein geiziges Streben darnach dauernd unglücklich lassen, und daß er sich selbst ausschließt, weil er das Licht der Kinder Gottes nicht vertragen kann. So schützt sich die rechte Kirche vor Befleckung, wie sich die Wissenschaft und Kunst schützen, die zu ihrem Allerheiligsten nur die gottbegnadeten Forscher und Künstler kommen lassen, ohne daß sie Polizeiwachen davor aufstellen. Die rechte Kirche hat

zwei Cherubim vor ihrer Pforte stehen, die dem unheiligen Volk den Eintritt wehren, der helle Tag und die dunkle Nacht im Sohnesleben. Das Glück, allein beim Guten zu sein, und das Kreuz als Lohn des Guten fegen das Gotteshaus wie mit Besen rein. So ideal zu leben und zugleich unter Spießruten zu laufen, dazu entschließen sich nur die Echten, die Wahren.

Alle Kirchenzucht wird schließlich darauf hinauslaufen müssen, daß man das Gericht beim Hause Gottes beginnen läßt. Es ist falsch auf die Schwachen loszuschlagen, die sich etlicher Ordnung nicht unterwerfen wollen, oft am Ende auch nicht können. Oder wollen wir es uns von Jesus sagen lassen, daß er auch so dachte? Man streitet sich, ob Jesus zu seinen Jüngern von Kirchenzucht gesprochen habe. Jedenfalls war er sehr milde gegen die sogenannten Zöllner und Sünder. Manchmal will es uns scheinen, als habe er sie zu glimpflich behandelt, denn fast nie wird ein Wort des Tadels über sie laut, aber an den Frommen, die vor Gott gelten wollten, hat er ein hartes Gericht geübt. Die ganze Lauge seines Zornes schüttet er über Pharisäer und Schriftgelehrte aus. Das will uns sagen, wo die Kirchenzucht einzusetzen hat. Doch denke ich mir dabei noch mehr als ein bloßes Schelten wegen unzulänglichen Glaubens und Liebens, nämlich ein ernstes Selbstgericht und ein gewissenhaftes Sichergreifenlassen vom besser verstandenen Gottessohn. Je mehr die guten Gedanken und Worte Tat und Wahrheit werden, um so höher und reiner wird die Kirche, um so mehr läßt sie die unlauteren Elemente unter sich, und um so anziehender wirkt sie auf die Unentschiedenen. Große Bewegungen und Massenerhebungen erfolgen ja nicht dadurch, daß man ein Mindestmaß verlangt und für die Unterchristen Tür und Tor zum Hineinschlüpfen offen läßt, sondern daß sich die Wissenden und Könnenden zum Adlersflug bereit finden und von Gott ihre schwache Kraft ohne Rückhalt ausnutzen

lassen. Also wieder sind's die wertvollen Gottesseelen, die eine andere Berücksichtigung beanspruchen, wenn die Kirche ein reines Bethaus werden soll.

Unwillkürlich weitet sich damit schon der Begriff der Kirche. Sie wächst über die Familie und über das einzelne Volk hinaus, sie will die ganze Menschheit unter ein Dach bringen. Und um Weltkirche zu werden, muß sie sich mehr und mehr auf Gesinnungspflege zurückziehen und die größtmögliche Gestaltungsfreiheit lassen. Respekt vor dem Heidentum, damit es überwunden und aufgesogen werden kann; Respekt vor den verwandten Religionen, wird und muß dabei die Losung des Tages werden. Der Missionar darf im Andersgläubigen nicht mehr den Minderwertigen sehen, der erst bis ins tiefste Herz aller seiner Vorstellungen entkleidet werden muß, um sich dann den neuen Rock einer christlichen Kirche anziehen zu lassen, sondern lernend schaue der Diener Christi auf die kleineren Gotteskinder, die Gott nicht verstoßen hat und die er genau so liebevoll anschaut wie uns, liebend nehme er ihre kleinen Gaben, er sei nicht bange, daß er dadurch das lautere Evangelium verfälschen könne, und so beschenkt reiche er ihnen die große Sohnesgabe. Sie werden sie in ihrem Korbe und in ihrem Kleid am liebsten nehmen. Wir werden die Welt nur so erobern, nicht daß wir alles zunichte machen, was nicht unser ist, sondern daß wir nach jahrtausendelangem Ringen alle die religiösen Elemente, die aus dem Himmel stammen, in uns aufnehmen, alle irdischen Zutaten, die unserem eigenen Glauben anhaften, abstreifen, bis unter der Herrschaft des besten Sohnes kein Volk, kein Mensch mehr vergessen ist, bis jeder sein Bestes ungeschmälert und vertieft im Tempel Christi wiederfindet. Gott will und darf seine Kinder auf Erden nicht kränken und darf keins bevorzugen, und Jesus wäre der letzte, der das einem andern antun möchte. Und darum wird es Zeit, daß seine Kinder ihre Mitkinder nicht berauben, auch nicht

einmal liebevoll und besserwissend entrechten, daß sie das Ich der andern schonen und mit ihrem Reichtum nicht protzig verfahren, sondern die verschämten Armen in aller Stille aufrichten und beschenken.

Gott sei Dank beginnt es schon zu tagen. Die vergleichende Religionsgeschichte hat uns bescheidener gemacht. Wir sehen nicht nur lauter Nacht und verbrecherischen Götzendienst im Heidentum und nicht nur lauter Tag im eigenen Lager. Wir fühlen, daß Gott die andern nicht hat bloß ihre Wege laufen lassen, sondern daß er ihnen, wenn auch in mancherlei Verzerrung, sich wirklich genahet hat. Sie haben sich nicht bloß elend in ihrem Glauben gefühlt, sondern haben auch Trost und Frieden, so weit sie es verstanden und bedurften, empfangen. In manchen Gedanken sind sie uns nahe getreten und in manchem Lebensstück dürfen wir ruhig von ihnen lernen. Das nimmt unserem Glauben nicht seine Krone, aber seinen Stolz, nicht die Siegesgewißheit, aber die Zerstörungslust, nicht die Weltherrschaft, aber den Weltdespotismus. Und erfreulich ist es zu sehen, wie die praktische Missionsarbeit bereits damit rechnet und ihren Dienern demgemäß Winke gibt, auch wenn der tiefere Grund für dieses Tun, die Anerkennung des wirklichen Gotteskindes auch im gesunkensten Heiden, vielen, wohl gar den meisten noch nicht aufgegangen ist.

Überall fällt das Licht dieses so erhebenden Gedankens, daß ich als Kind Gottes etwas sein darf, verklärend und beglückend in jedes Menschenleben. Jesus drückt mich nicht danieder, wie ich fürchtete, sondern stellt mein scheinbar zerrissenes, verlorenes Leben in voller Einheit wieder her, und zwar nicht durch eine Wiedergeburt im wörtlichen Sinne, sondern durch den einen Gedanken, daß ich in des Schöpfers Augen ein Wesen bin, an dem er mit voller Hingebung wie zur Betätigung seiner allmächtigen Liebe arbeitet, um aus einem kleinen Gott ein Bild, das ihm gleich

sei, zu machen. Ich, ich selbst, kein anderer ist gemeint, wenn Gott mir naht als seinem Kinde.

Aber eine Frage erhebt sich nun wieder, ob ich, wenn mich nun dieser große Sohn zu seinem Vater zieht, nicht von selbst in den Flammen dieser Liebe wieder verschwinden und meine ganze Eigenart drangeben werde, und wenn nicht, wie dann ein Christenleben auszubauen ist, daß es doch unter dem Geiste Jesu bleibt? Diese Frage ist viel wichtiger, als sie beim ersten Lesen scheinen möchte. Daß Jesus die Absicht nicht hat, mich und mein Ich aufzusaugen, ist klar. Trotzdem aber sahen wir, daß man es lange und zum Teil bis heute für selbstverständlich gehalten hat. Daß unsere eigene Seele sich sträubt, sich aufzugeben, ist auch gewiß, doch haben Millionen sich selig gepriesen, wenn sie unter Verleugnung eigenen Wesens mit einem Zipfel des göttlichen Kleides Jesu sich schmücken konnten. Es hat auch etwas Verlockendes, wenn man gleich eine fertige Sache aufheben und übernehmen kann, anstatt zu warten, bis sie still und ruhig auf dem Seelengrunde zu einer besonderen Blüte erwächst. Aber es hat sich stets bitter gerächt, wenn man abschrieb und selbst unter großen Opfern fremde Worte, fremde Wahrheit kaufte. Die Menschen wurden Priester, Vermittler, Händler köstlicher Perlen, Hüter am Heiligtum, sie pflegten das große Ich Christi, aber ihre und ihrer Mitmenschen Seele verkümmerte dabei. Christus drückte sie alle tot. Und wenn das, wie nachgewiesen, gewiß falsch ist, wie baue ich ein eigenes Leben, wie bewahre ich meine Seele, daß sie von Christus nicht erdrückt, doch von ihm ungeschieden ist und immer mehr mit ihm eins wird?

Ein eigenes Leben! Wo es gefunden wird? Luther hat recht, wenn er den Menschen dazu an die Arbeit wies. Arbeit ist nicht Sklavensache, sondern Weg zur Weltherrschaft. Freilich die Welt ist groß und unsere Tasche ist

klein, unsere Arme umspannen wenig. Aber wo uns die Welt lockt, wo unsere Hand am liebsten hingreift, um zu erwerben, da ist unsere Werkstatt, da ist die Pforte zu unserem Herrscherthron. Da warte auf dein Leben, dort muß es dir begegnen. Das ist doch eigentlich ein wonniger Gedanke, daß ich so ganz frei wählen darf, daß kein Gott mir in den Arm fällt und mir weit ab von meiner Neigung ein Feld zu bestellen gibt. Fast wage ich es kaum zu glauben, daß Jesus so tolerant ist und seinen Brüdern keine Kirche als beste Werkstatt, kein Gebetbuch als erste Pflichtlektüre zuweist. Aber es ist so, daß bei aller Arbeit Gott und den Menschen am besten gedient wird. Oder sagen wir lieber: gedient werden kann. Denn nicht jede Arbeit ist Gottes- und Menschendienst.

Rechtes Arbeiten ist Drangeben des ganzen Menschen an ein gutes, zweckvolles Ziel, ist ein Versuch, die Welt mit vernünftigem Geist zu beseelen, Arbeit ist immer ein Kampf mit überlegenen Dingen, ein Kampf Davids mit dem Goliath, ein Mühen, seinen Namen auf allen Höhen und in allen Tiefen anzuschreiben, daß man wisse: dort ist ein Herrscher seine Straße gezogen.

Aber ist dir's denn auch zum Bewußtsein gekommen, daß du Sieger warst? Kam ein wertvoller Lohn zum Vorschein, oder war alles vergebliche Plage? Mancher siegt und gewinnt, aber die Seele bleibt klein, das Herz verknöchert, keine vom Tode erlöste Kreatur dankt ihm, kein fröhliches Leben blüht um ihn auf, kein Werk lobt den Meister; wie ein gleichgültiger Spieler setzt er die Schachfiguren hin und her oder legt die Karten auf, froh, wenn er kaltes Gold oder engende Ehre dafür einheimsen darf.

Wir müssen lernen, unser Arbeitsfeld als Schacht anzusehen, in dem Gott selbst gefunden wird und aus dem er, uns beseelend, heraufsteigt. Wir sind noch oft der Meinung, Gott lebe nur in der Bibel und müsse da von uns gesucht

werden, während in der Bibel doch nur steht, daß Menschen ihn bei ihrer Arbeit gefunden haben. Arbeit aber wollen wir Ringen und Streben im weitesten Sinne nennen. Also arbeite, sinne, und Gott wird dir nahen. Was ist Gott? Ist er nicht der Geist der Reinheit, der Wahrheit, der Liebe, der Gerechtigkeit, der Demut? Wie soll aber der im elendem Staube unter schweißbedeckten Menschen zu finden sein? Und doch, wo schwiegen die niederen Triebe, wo wurde die Seele weiß und rein? Wenn ernstes Sinnen sie füllte, wenn Kopf und Herz sich plagten mit großen Entwürfen, dann flohen die Begierden und ein größeres Denken kehrte ein. Arbeit ist der beste Schild gegen alles gemeine Wesen. Ebenso hat Arbeit zur Wahrheit geführt. Du weißt nur die Dinge gewiß, die du dir selbst erarbeitet hast. Nur das ist klar, was mühsam begriffen und unter Schmerzen gedacht wurde. Es gibt auch kein besseres Mittel, die andern zu verstehen, mit ihnen zu fühlen und ihnen ihr Recht zukommen zu lassen, als wieder die Arbeit. Sie zeigt mir die Grenzen zwischen mein und dein, zeigt mir mein Eigentum, aber auch des anderen Gebiet und Können, sie läßt mich den Mitarbeiter achten und schätzen, ohne den ich nicht leben kann, weil nur der Menschheit und nicht dem Einzelnen die volle Erdenbeherrschung möglich ist. Ohne die andern bin ich nichts, und so entwickelt die Arbeit an den verschiedenen Stellen des Lebens die sozialen Instinkte der Arbeitenden.

Gott kommt also zur Herrschaft in mir, er verwächst durch die Arbeit mit den Wurzeln meines Ichs und drückt sich mit seinem Wesen dauernd ein. Will ich mehr von ihm, muß ich den alten Weg immer aufs neue betreten. Manchmal muß ich meinen Platz wechseln, oft ruhen die Hände, während das Herz mit den Sorgen zu kämpfen hat, oft ist Leidensarbeit meine Bestimmung. Die äußere Seite des Wirkens macht wenig aus. Vornehmheit fördert nicht

und Geringsein schadet nicht, wenn nur der Mensch nicht spielt, sondern treu sein Bestes hineinlegt. Dann kommt ihm der Beste entgegen und weiht sein Leben.

Und dies ist nun das eigene Leben, das nur mir gehört und keinem andern. Meine Besonderheit, die sich nicht wieder auf Erden findet, hat ihre besonderen Erfahrungen gemacht. Freilich sind die Züge im großen und ganzen dieselben. Christus hat uns allen die Gotteskindschaft gebracht, uns gesagt, wie Gott väterlich seine arbeitenden Geschöpfe mit Gottestum ausstattet, wie jede Arbeit ihren Lohn findet, am meisten die, welche der Unverstand stört und welche in der Zukunft erst ernten läßt, aber in welcher eigenen Weise ich nun daran teilnehmen darf und wie ich diese allgemeinen Gottesgrundsätze bestätigt finde, das ist mein Geheimnis und meine Freude, die mir keiner nehmen und in die auch keiner ganz hineinsehen kann.

Es braucht das gar nicht immer wörtlich mit Christus übereinzustimmen und ist darum doch ebenso wahr, ja zeigt die unendliche Mannigfaltigkeit der Vatergüte. Jesu Arbeitserfahrungen waren herrlich. Wenn ich denke, wie er betend Menschen gesund machte und Berge versetzenden Glauben hatte! Bin ich drum weniger Beter, weniger Gotteskind, wenn ich Menschen Geduld für ihr Leiden erbitte und wenn ich Hindernisse, über die ich nicht wegkommen kann, geduldig und bescheiden umgehe und sie mir so als Treppen zu Gott dienen lasse? Oder wenn ich Jesus mit einem Wort Menschen auf den rechten Weg bringen sehe, so wünsche ich mir gelegentlich eine ähnliche Macht der Beeinflussung, aber wenn ich wenigstens das kann, daß ich durch Immerwiedertun Steine aushöhle, durch treue Liebe endlich ein trotziges Herz zerbreche, ist nicht dieser mein Gott derselbe herrliche Gott, der auch mich zum Zeugen seiner Wunder machen will? Ja ich darf mir einbilden, daß Gott, wie er durch mich redet, nie noch einmal

so wieder reden wird, und darin habe ich einen der großen Beweise von der Ewigkeit der Menschenseele, die kein Gegenbeweis entkräften kann. Gott würde etwas von seinem Wesen einbüßen, wenn er mich fallen ließe.

Und herrlich ist ein solches Gehen über die Erde mit dem Besitze eines besonderen Geheimnisses. Geht immerhin ihr Knechte, die ihr kein eigen Leben in euch duldet und nur Kopien Christi sein wollt und rühmt euch der Unfehlbarkeit eurer dürftigen Erfahrungen, die ihr mit diesem oder jenem Bibelwort decken könnt. Denn darstellen könnt ihr ihn ja doch nicht, sein Bestes müßt ihr unaufgehoben lassen. Und bei dem Wenigen, das ihr habt, befällt euch die Angst, er könnte euch auf die Finger klopfen und drohen: So habe ich es doch nicht gemacht, und dann wüßtet ihr vor Sorge nicht, wohin. Und um nicht auf neue Dinge zu stoßen, so gebt ihr lieber die Arbeit auf oder arbeitet gedankenlos und spielt mit den frommen Sachen, und das große, ernste Leben bietet euch keinen Gotteslohn. Ihr borgt von den Brunnen, die andere gegraben haben, und fürchtet euch vor den springenden Quellen, auf die ihr bei eurer Bohrarbeit stoßen könntet.

Wir wollen ein Eigenleben, ein eigenes Haus bauen, einen eigenen Gottesbrunnen graben, eine eigene Melodie singen, mit Gott ein ganz besonderes Verhältnis haben, wir wollen beten nach unseren Erfahrungen, wir wollen glauben, wie es uns die Lebensgesetze lehren. Auch wenn wir nichts erleben von einer stillstehenden Sonne, von Totenerweckungen nichts wissen, so glauben wir doch an eine Liebe, in deren Segensordnung uns mindestens so wohl ist, als wenn wir in einer Wunderwillkür uns wüßten. Wir wollen auch uns heiligen, aber wenn Jesus vielleicht glaubte, oder wenn Johannes lehrte, daß ein Gotteskind keine Sünde tut und nicht mehr gegen die Liebe verstößt, so sprechen wir das nicht blindlings nach, sondern wissen auf Grund

unserer Lebenserfahrung, daß auch die Vollkommensten noch schmerzlich den Unterschied zwischen sich und Gott empfinden und daß nur eins die sogenannte Sünde verschmerzen läßt, wenn wir uns zum Vater flüchten und von ihm erfahren, daß unser Abstand von ihm bei uns gefühlt werden muß, damit wir kleinen Gotteswesen den Aufstieg nicht vergäßen und den Treiber zum Heiligen allezeit bei uns hätten.

Meint ihr, solche Gotteskenner, wo keiner den andern lehren kann, müßten unfähig sein, unter einem Haupt und in einer Gemeinschaft zu leben? Freilich zu Bekennern einheitlicher Buchstaben werdet ihr diese Leute nicht bringen. Eine Kirche müßte diese Anhänger sehr frei lassen, aber im Sohne Gottes, nur daß hiermit keine Formel, sondern das lebendige Gottesverhältnis Christi ausgesprochen sein soll, finden sie sich alle zusammen. Von ihm nimmt jeder die Richtung, in der seine Erfahrungen über Gott liegen.

Aber dann kommt das freie Austauschen der reichen Lebensfunde. Jeder hat gearbeitet, jeder hat gefunden, und nun gibt es ein Zeugnis, wie es die Kirche noch nie erlebt hat, in mancherlei Sprachen und Zungen. Und nun gibt es keine langweiligen Predigten mehr, die alten Lehrbüchern gleichen, wo immer eins vom andern abgeschrieben ist und keins das wirkliche Leben darstellt. Nun werden nicht Neunundneunzig von Hundert verurteilt, in stummer Ergebung altgewohnte Dinge zu hören, bis sie schließlich mit allem Zureden nicht mehr in die Kirche zu bringen sind und die Bibel, dieses wunderbarste aller Gottesbücher, nicht mehr lesen mögen, sondern es wird ihnen zugerufen: Siehe, da ist euer Gott, in eurer als gottlos verschrienen Wirklichkeit. Grabt nach und suchet ihn, und er wird groß und herrlich, größer und herrlicher als vorher vor euch hintreten. Stimmt es nicht wörtlich mit dem Zeugnis der anderen überein, so bist du darum noch kein Erzketzer, sondern freue dich des aufgegangenen Lichtes! Die rechten

Gotteswege müssen doch immer zusammenlaufen. Grade die in voller Freiheit des Geistes ausgesprochenen Erkenntnisse und Erfahrungen überzeugen vielmehr und gleichen die Unterschiede ganz anders aus, als eine Schablone, die jedem vordruckt, wie und was er erleben soll.

O wie muß das ein Klingen und Singen in der Kirche geben, anders als es alle noch so schönen Tondichtungen vermögen, wenn aus reinen, fröhlichen Herzen der Dank zu Gott aufsteigt, und Gott der Menschheit immer vertrauter und gewisser wird, wenn jeder zum Tempel Gottes Steine herzuträgt, Steine, die lebendig sind, weil sie im Herzensschacht gefunden wurden. Diesem Chor der Gottesarbeiter kann die Welt nicht widerstehen. Vor ihm fliehen die Gottesleugner, die nur da aufkommen können, wo der lebendige Gott in die Kirchenformel gesperrt ist, und wo keine Gotteszeugen ihn aus eigenem gegenwärtigen Leben heraus beglaubigen können. Das sind die gottstarken Seelen, von Jesus erobert und geworben, aber nicht von ihm gefesselt und gefangen, sondern als gleichberechtigte Brüder in die Welt geschickt und in völliger Freiheit belassen, um Zeugen und Boten desselben alten und doch ewig jungen und stets sich vertiefenden und bis in den Himmel wachsenden Glaubens zu werden.

Jesus und ich, wir gehören zusammen, wollen uns nie trennen und wollen doch eigen sein, und er soll ein König werden unter freien Brüdern.

Fritz Werner.

336721.

Haab.

Das suchen der zeit.